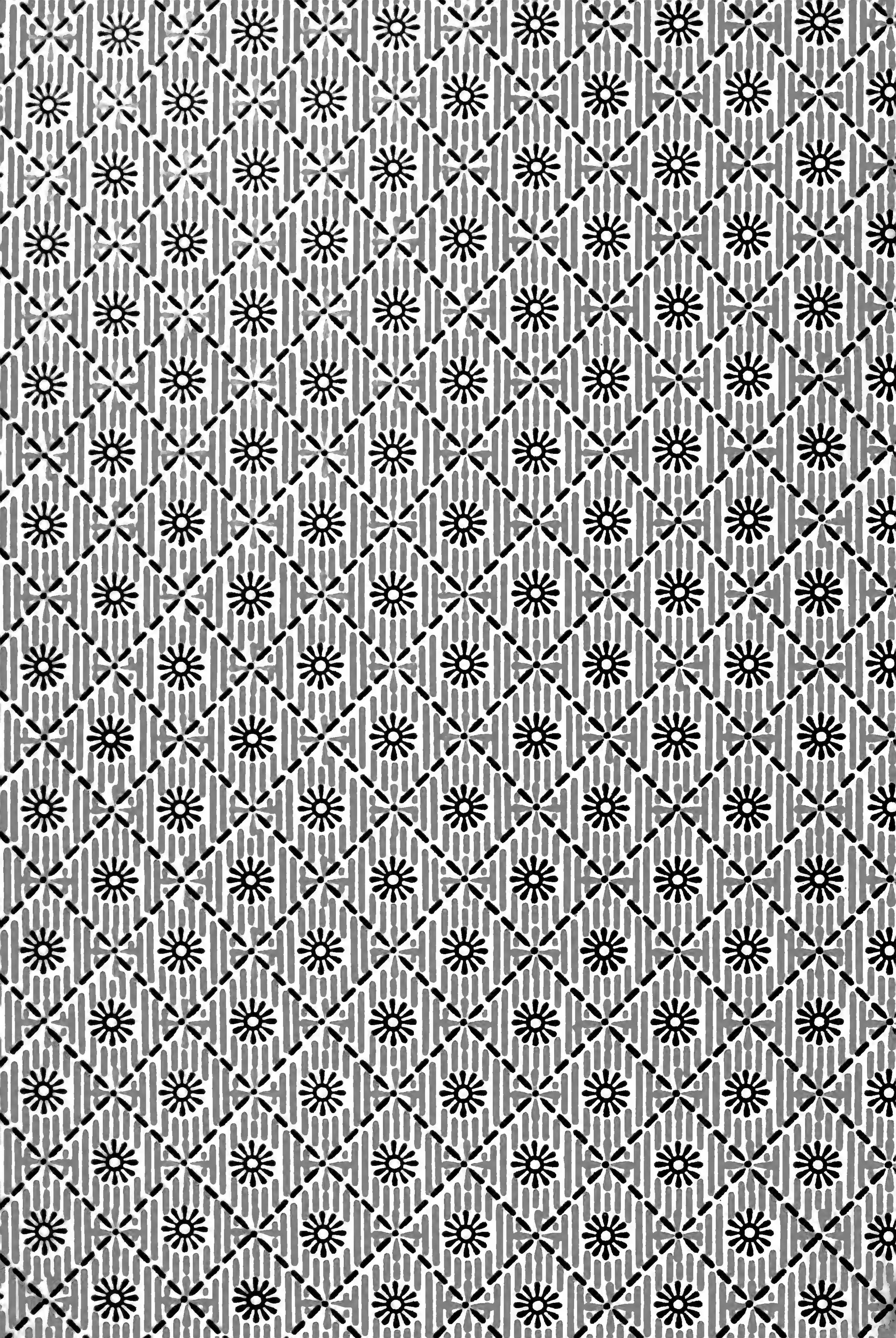
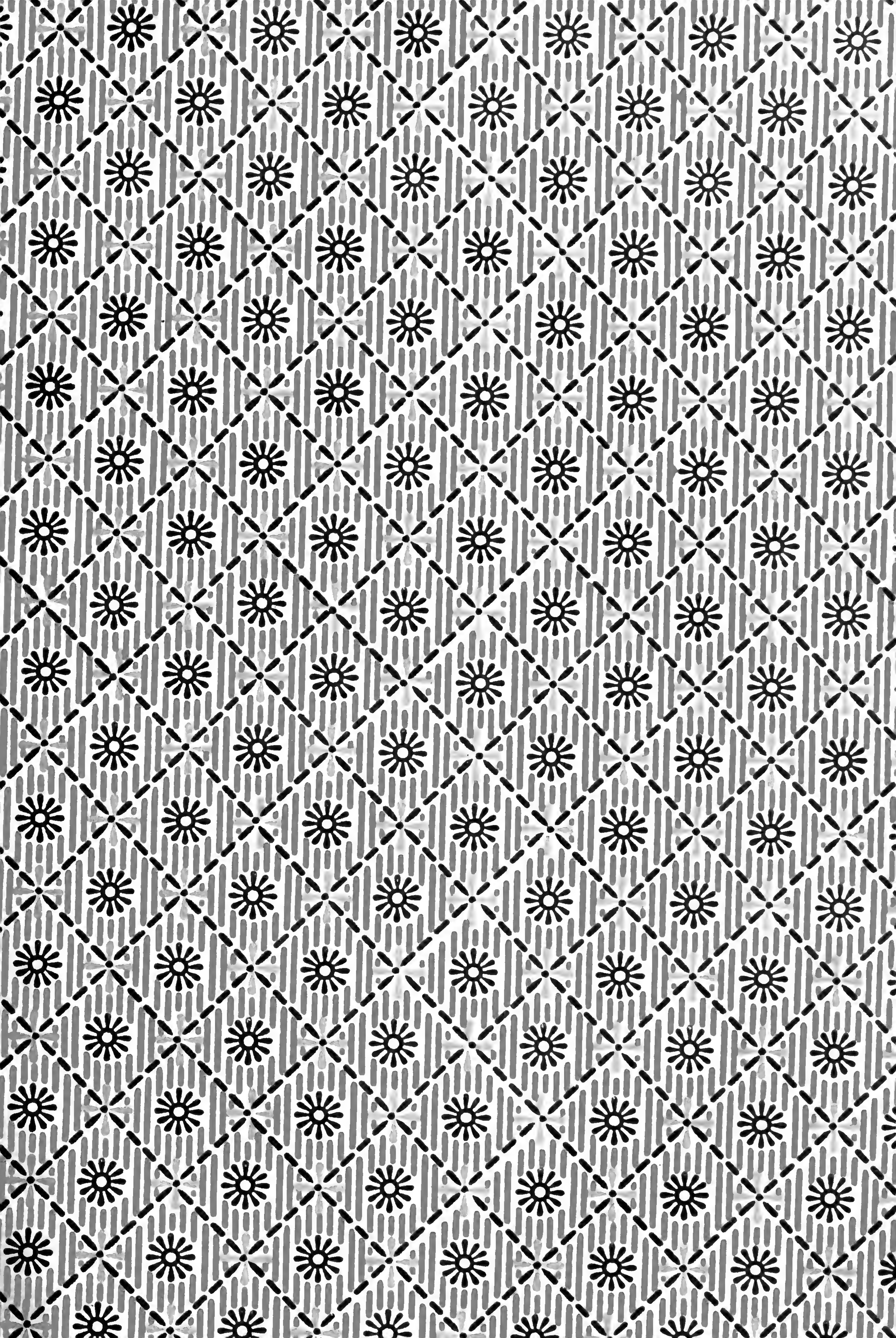




Das

XIX. Jahrhundert

in

Wort und Bild.

Das XIX. Jahrhundert
in
Wort und Bild.

Politische und Kultur-Geschichte

von

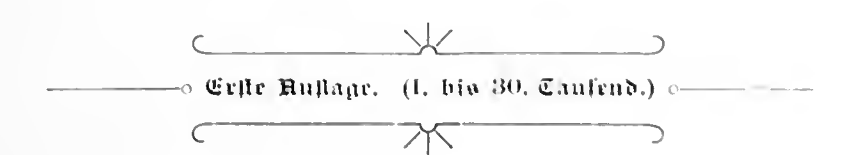
Hans Kraemer

in Verbindung mit

Reg.-Rat G. Evert, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Wilh. Foerster, Professor Dr. Georg Galland, Dr. James Goldschmidt, Dr. Heinr. Lux, Hugo Müller, Dr. Alb. Neuburger, Dr. Alb. Osterrieth, Professor Dr. J. Pagel, Hofrat Dr. E. Peschel, Architekt Max Ravoth, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Franz Reuleaux, Dr. Hubert Schmidt, Dr. Rudolf Steiner, Dr. Friedr. Walter, Dr. K. Weule und Dora Duncker.

Erster Band

1795—1840.



Erste Auflage. (1. bis 30. Tausend.)

Berlin * Leipzig * Stuttgart * Wien

Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.



Inhalt des ersten Bandes.

Verzeichnis der Beilagen.

Voll- und doppelseitige Bilder im Text.

Das Gesamt-Inhaltsverzeichnis, sowie ein Namens- und Sachregister finden sich am Schluß des dritten Bandes.



XIX

Einleitung.



Hundert Jahre! Den Irdischen ein gewaltiges Zeitmaß, und eine Welle doch nur im Meer der Ewigkeit; zwei Menschenalter umfassend, und dennoch nur ein einziger Stein im ragenden Bau der Weltgeschichte . . . Dem Erdensohn dünkt schon der Abschluß eines kurzen Sonnenjahres besonderen Gedenkens wert, festlich begeht er Anfang und Ende, und nie wird er, so er nicht planlos durch das Dasein stürmt, vergessen, auf jeder neuen Lebensstufe den prüfenden Blick rückwärts schweifen zu lassen, wägend, was er erkämpft und erstritten. Um wieviel mehr muß es Pflicht der Völker sein, im Schein der Morgenröte eines neuen Zeitalters das Erbe des erlöschenden zu sichten und, soweit es notwendig scheint, der Nachwelt zu erhalten.

Uns liegt es nicht ob, über die neueste Zeit zu Gericht zu sitzen. Noch wäre es verfrüht, der großen und kleinen Männer mehr oder minder bedeutsame Thaten während der letzten Jahrzehnte mit Lob oder Tadel zu bedenken — darauf allein soll unser Sinnen und Trachten gerichtet sein, späteren Geschlechtern ein in allen Einzelnheiten getreues Gesamtbild des neunzehnten Jahrhunderts so zu überliefern, daß Söhne und Enkel die Wahrheit zu ergründen vermögen . . .

[illegible] Jahrhundert liegt hinter uns — das größte vielleicht seit Beginn unserer [illegible] hat es geleistet, Unermeßlichem die Wege geebnet. Tausend [illegible] vorangegangen waren für die allgemeine Entwickelung, für die Aufklärung [illegible] für den Fortschritt in allen Landen, nicht so bedeutungsvoll, wie die [illegible] zu schildern beginnen. Zwischen keiner der früheren, gleich großen Perioden der [illegible] hat ein so tiefgreifender Unterschied bestanden, wie zwischen dem neunzehnten Jahrhundert und seinen unmittelbaren Vorgängern. Nie haben sich vordem so rasch umwälzende Veränderungen auf allen Gebieten des geistigen und praktischen Lebens vollzogen, [illegible] neue Lehren, neue Erfindungen so rasch den Erdkreis erobert. Ein einziges Beispiel möge dies [illegible]: Seit der Urväter Zeit kannte die Menschheit nur die primitivsten Mittel, um das nächtliche Dunkel durch künstliches Licht zu erhellen; der Kienspan, das qualmende Öllämpchen und später die flackernde Kerze mußten hundert Generationen genügen. Welche Wandlung dagegen in unseren Tagen! Mit dem Beginn des Jahrhunderts bricht die Gasbeleuchtung sich Bahn, die alle früheren Lichtquellen um das Zehnfache übertrifft, schon wenige Jahrzehnte später folgt ihr die Elektrizität, die im Fluge sich über die ganze Welt verbreitet, und heute wird die Kraft der Flußläufe, die Wucht der stürzenden Bergwasser zu Licht, so stark und klar, daß es mit dem Sonnenlicht um die Ebenbürtigkeit ringen kann. . . .

Jahrhunderte lassen sich nicht an Zahlen fesseln, mit den Ziffern 1800 und 1900 möchte es keinem gelingen, die politische und Kultur-Geschichte unserer Zeit genau zu umgrenzen. Die Politik allein wäre in jenen engen Rahmen zu spannen, das geistige Leben des neunzehnten Jahrhunderts dagegen hat seine stärksten Wurzeln in den Boden getrieben, der noch zu einem Drittel dem achtzehnten Säkulum angehört. Heroen wie Goethe und Schiller, Immanuel Kant und Alexander von Humboldt sind Kinder einer früheren Epoche, aber sie standen als hehre Paten an der Wiege der Neuzeit, sie haben den Boden für die Saat bereitet, deren Früchte wir jetzt genießen; sie sind die Erwecker des modernen Geisteslebens, die Bahnbrecher gewesen, deren unsterblichem Wirken wir die überwältigenden Fortschritte in allen Teilen der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit verdanken. Das Jahrhundert, das sie einleiteten, ist in Wahrheit ein Jahrhundert der Denker geworden, ein endloser Triumphzug der geistigen Arbeit, die ein gut Teil ihrer Kraft in den Dienst des praktischen Lebens stellte. Oft genug hat in der Zeit von 1800 bis 1900 rauher Kriegslärm die Lande durchtobt, aber die Thätigkeit der Gelehrten hat er nur vorübergehend hemmen, nicht dauernd stören können, und die blutigsten Völkerschlachten haben die Geburtsstunde weltbewegender Erfindungen kaum um Minuten verzögert.

Jede Periode der Weltgeschichte trägt ihren Stempel — das neunzehnte Jahrhundert steht unter dem Zeichen der praktischen Verwertung der Naturwissenschaften. Es darf sich rühmen, zuerst in größtem Umfang die Produkte der stillen Studierstube der ganzen Menschheit zugänglich gemacht, sie in den Dienst der Allgemeinheit gestellt zu haben. Nicht Napoleons geniale Strategie, nicht Bismarcks kraftvolle Staatskunst werden künftigen Geschlechtern die [illegible]teristischsten Merkmale des neunzehnten Jahrhunderts sein, sondern die Eröffnung [illegible] Eisenbahn und der ersten Linie des elektrischen Telegraphen, die Wunder der [illegible] mehr anerkennenden Technik, von Jacquards Kunstwebestuhl bis zu den [illegible]bauten, die von der Sohle der Alpenthäler bis hinauf zu den von ewigem [illegible] gigantischer Berge ihre eisernen Arme recken. Der Entwickelung



FRANZ II.

der letzte römisch-deutsche Kaiser.

1792—1806.

[illegible] des Wechsellebens der innigen Verbindung von wissenschaftlicher Theorie [illegible] Praxis soll deshalb in diesem Werk umfassend gedacht werden.

[illegible] dem scheidenden Jahrhundert verdanken, vollauf würdigen zu können, [illegible] rückwärts zu schauen und zunächst in großen Zügen ein Bild der [illegible] am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu entwerfen, der Situation, die durch die [illegible] Umwälzung der neueren Geschichte, die französische Revolution, geschaffen wurde: [illegible] Throne der alten Welt thronte noch immer ein römisch-deutscher Kaiser, aber das Reich, das er dem Namen nach beherrschte, war zur Karikatur eines Staatswesens geworden. Dem Träger der Krone war kaum der Glanz, geschweige denn ein Teil der alten Macht, des früheren Ansehens und Einflusses auf die Geschicke der unter seinem Scepter stehenden Völker verblieben. Deutschland war kraftlos geworden, weil Haupt und Glieder einander fremd gegenüber standen, es siechte an inneren Gebrechen dahin und war dem Untergang geweiht, ehe Napoleons Schwert ihm die Todeswunde schlug. Jeder einzelne der vielen kleinen Machthaber deutscher Zunge hatte seinen eigenen Staat wohl so gut als es ihm möglich und — nützlich war, eingerichtet, aber dem Wohl des Gesamtreiches mochte er auch nicht das kleinste Opfer bringen. Dazu kamen Neid und Eifersüchteleien unter den Großen, stetes Grenzgezänk unter den Kleinen. Drohte der Gesamtheit Gefahr von außen her, so rührte sich nur, wer zunächst vom Einfall fremder Horden bedroht war, die übrigen wehrten nicht eher den aus des Nachbars Haus lodernden Flammen, bis das eigene Dach zu glimmen begann. Überall herrschte der schamloseste Egoismus, die schlimmste Unentschlossenheit, gepaart mit despotischer Willkür gegenüber den Schwächeren. Der Deutsche haßte den deutschen Bruder, der Blutsverwandte freute sich offenkundig über die Niederlage des Blutsverwandten; den Fürsten waren die reichen freien Städte, den Adligen das fleißige und darum wohlhabende Bürgertum ein Dorn im Auge. Allerorten Spuren des Zerfalls, die Vorboten des nahenden Zusammenbruchs, selbst im Staate Friedrichs des Großen, dem kein gleichwertiger Nachfolger erstanden war.

Dem siechen Staatskörper sollte leider in Deutschland selbst kein Arzt erstehen, die Brandung der Revolution, die alle Dämme des absoluten französischen Königstums hinweggespült hatte, hob den Mann empor, der das germanische Reich durch eine blutige, schmerzende Operation von alten Gebresten befreien und zu neuem Leben fähig machen sollte. Napoleon, der Deutschland vernichten wollte, ward sein Retter; er warf die alte Reichsverfassung über den Haufen, wie er vordem das Kartenhaus der französischen Demokratie umgestoßen hatte.

Die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfüllt Napoleons Name und sein Ruhm in noch viel höherem Maße, als der Ottos von Bismarck die zweite Hälfte. Er war die Zuchtrute der europäischen Völker, dabei der Genialsten Einer aller Zeiten, ein Mann, in dem Kühnheit und Thatkraft, scharfer Blick und sicheres Urteil so glücklich sich einten, daß er wie kaum ein zweiter dazu berufen schien, ein Reformator der Staaten zu werden. Die Revolution war seine Schule, aber doch nur die Treppe gewesen, deren er bedurfte, um emporzusteigen; noch bevor er auf der Höhe stand, erfüllten ihn monarchische Träume. Der Umsturz, dessen Ziel und Zweck die Vernichtung der Despotie war, endete, wie später noch ausführlicher geschildert werden wird, kurz bevor die Thore des achtzehnten Jahrhunderts sich schlossen, wiederum mit der Despotie . . .

Während das deutsche Reich am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in den letzten [illegible] lag und Frankreich noch unter den Nachwehen des Bürgerkrieges litt, standen die [illegible] Großmächte Europas, Rußland und England auf der Höhe ihrer Macht.



Frankfurt am Main, die Krönungsstadt der deutschen Kaiser, am Anfang des 19. Jahrhunderts.

[illegible] II. [illegible] Paul I. eine nach innen und außen gefestigte, [illegible] Herrschaft hinterlassen, und das Inselreich Georgs III. verdankte der [illegible] Leitung des jüngeren Pitt eine Reihe glänzender Erfolge; freilich zumeist in der [illegible] Politik; denn gerade zur selben Zeit, da der Seeheld Nelson seinen ruhmreichen Sieg über die französische Flotte errang, herrschte in der Heimat solche Not, daß die Bank von England aus Mangel an Mitteln vorübergehend ihre Zahlungen einstellen mußte. Der östlichste und der westlichste Staat Europas waren an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts ihrer Macht nach allein im stande, sich gegen die Gefahr, die von Frankreich her alle monarchischen Länder bedrohte, aufzulehnen. Doch nur England zeigte sich kriegslustig; Zar Paul war seiner großen Mutter in allem unähnlich, er haßte die Republik, ohne sie besiegen zu wollen, er verabscheute die Ideen und Thaten der Revolution, und mochte sich doch nicht um Dinge kümmern, die außerhalb der Grenzpfähle seines Reiches



Visitenkarte aus der Zeit um 1800.

lagen. Im Jahre 1798 schloß er sich zwar der „Zweiten Koalition“ gegen Frankreich an und sandte ein starkes Heer nach dem Südwesten, aber schon nach zwei Jahren trat er mißmutig aus dem Völkerbund aus und vereinigte sich mit den nordischen Staaten zum Kampf gegen Englands kecke Übergriffe auf allen Meeren. So lähmten die beiden Mächte, die Napoleons Siegeszug in erster Linie zu hemmen berufen gewesen wären, gegenseitig ihre Kräfte. Als die Glocken das neunzehnte Jahrhundert einläuteten, war die Bahn zur Unterjochung der halben Welt für den Korsen frei. . . .

Preußen, das später die Seele des gewaltigen Befreiungskampfes der Völker Europas werden sollte, hatte beim Tode Friedrich Wilhelms II. nur noch scheinbar die Großmachtstellung, die Friedrich II. ihm einst erkämpft hatte; groß war es zwar in seinem Umfang, [illegible] sogar durch die Länder, die bei der dritten Teilung Polens ihm an[illegible], [illegible] fehlte ihm die Macht. Als Friedrich Wilhelm III., der Gatte der [illegible] Königin Luise, des Ideals einer Fürstin, den Thron bestieg, war das



Christmarkt vor dem Berliner Schlosse am Ende des 18. Jahrhunderts.

[illegible] zu Geist und Zucht aber so verweichlicht, [illegible] andrängenden Volksheeren der gallischen [illegible] war. Nur in einem Punkte konnte das Land der Hohen[illegible] Jahrhunderts allen zum Vorbild dienen, in dem ernsten [illegible] der allgemeinen Sittenlosigkeit endlich ein Ziel zu setzen.

[illegible] Ludwigs XIV., des strahlenden Königs der Könige, hatte ein verderb[illegible] und Adel der meisten Staaten durchseucht, im Taumel ungezügelter Sinnenlust lockerten sich alle Bande von Zucht und Sitte. Die Fürsten gingen mit schlimmem Beispiel voran; auf den Stufen der Throne standen feile Buhlerinnen als einflußreichste Ratgeber, und wie die Großen wollten auch die Kleinen sich vergnügen. Bis zu den Prunkgemächern, in denen die Ersten der Völker entnervende Orgien feierten, drang kaum je ein Ton von dem Murren des verarmten, geknechteten Volkes, in dessen Herzen allmählich ein wilder Grimm, ein tödlicher Haß gegen seine Unterdrücker erwachte. Kaum war es noch nötig, diese Glut zu schüren, aber umso tiefer mußten auf den mißachteten, durch die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit überall beengten „dritten Stand“, vor allem auf das Bürgertum, die flammenden Schriften des schweizer Apostels der Aufklärung Jean Jacques Rousseau wirken, der die Gleichberechtigung aller Sterblichen verkündete, die Souveränität des Volkes, die unbeschränkteste Freiheit als Ziel jeder Gesetzgebung. Der Geist, der die französische Revolution durchweht, ist der Geist Rousseaus! War er verdammenswert? Heute, nach mehr denn hundert Jahren muß das Urteil über die Notwendigkeit und die Ergebnisse der großen Umwälzung ganz anders lauten, als in den Tagen, da die Greuel des Königsmordes den Blick trübten. Heute muß jeder, dem nicht veraltete Vorurteile eine Binde um die Augen legen, zugestehen, daß die große Revolution für die Entwickelung nicht nur Frankreichs, sondern aller Völker notwendig war und daß wir ihr die moderne Staatsform verdanken — die beste und gerechteste vielleicht aller Zeiten — die konstitutionelle Monarchie. Wer in der Geschichte der Jahre 1789—99 mehr sieht, als nur die Scheußlichkeiten der jeweiligen Führer eines aus tiefster Knechtschaft plötzlich zu zügellosester Freiheit erwachten Volkes, der wird mit Hegel darin übereinstimmen müssen, daß die welthistorische That doch mehr als blindwütendes Morden war: „der Gedanke des Rechts machte sich damals mit einem Male geltend, und gegen ihn konnte das alte Gerüst des Unrechts keinen Widerstand leisten. Im Gedanken des Rechts wurde eine Verfassung errichtet, und darauf sollte alles sich aufbauen. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein tiefer Enthusiasmus hat die ganze Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung der Menschheit nun erst gekommen.“



Tanz am Ende des 18. Jahrhunderts.



Vigé-Lebrun, Königin Luise.

Randleiste nach dem Stoff eines Ballkleides der Königin im Hohenzollern-Museum zu Berlin.



Osterfest in Moskau vor 100 Jahre

Durch die Thore, deren eherne Riegel der große Völkersturm sprengte, zog der moderne Geist in die Welt, auf seinem Siegeszuge nicht nur die Fesseln der Menschen lösend, sondern auch Wissenschaften und Künste vom Zwang befreiend. Der lächerliche Flitterkram, mit dem die Naturkunde bisher ihre Blößen bedeckt hatte, zerfiel vor dem heißen Odem der Aufklärung zu Staub, die nackte Wahrheit trat an die Stelle mystischer Flunkerei. Die Entwickelung der heute fast allen Berufszweigen unentbehrlichen Chemie aus der goldgierigen Alchymie mit ihrem Lug und Trug, das Aufstreben der praktischen Physik, auf der unser weltumspannendes Verkehrswesen beruht, die schrankenlose Ausdehnung der Industrie in tausendfältiger Gestalt, und der Technik, die ihr die maschinellen Hilfsmittel liefert, war nur auf dem Boden einer modernen Weltanschauung möglich, die an Stelle von Fronden, Zinsen und Zehnten die allgemeine Gewerbefreiheit setzte. Nur bei vollkommener Unabhängigkeit des Eigentums und der Person konnte der fleißige Bürgerstand sich entwickeln, der heute dem Staate wahrlich eine nicht minder feste Stütze ist, als die privilegierten Kasten ehedem es waren. Auf die Zeiten der Einkerkerung folgte eine Zeit der freien Entfaltung aller, und nicht zuletzt der geistigen Kräfte — unsere großen Dichter haben ihre größten Werke nach der Revolution geschaffen . . .

Im unmittelbaren Gefolge der Aufhebung der alten, vom Staub der Jahrhunderte bedeckten Beschränkungen des öffentlichen Lebens geriet allerdings vorübergehend das junge französische Bürgertum in die ernste Gefahr, im Genuß der neugewonnenen Freiheiten seine Pflichten zu vergessen. Die Sitten wurden lockerer, die Trachten bizarr und frivol, der Verkehr der Geschlechter frei bis zur Schamlosigkeit, die Mode schreckte vor keiner unnatürlichen Übertreibung zurück, und Damen von nichts weniger als makelloser Vergangenheit konnten [illegible] nach den höchsten Ehren streben und sie — wie das Beispiel der späteren [illegible] zeigt — auch erlangen. Andererseits fegte der frische Hauch

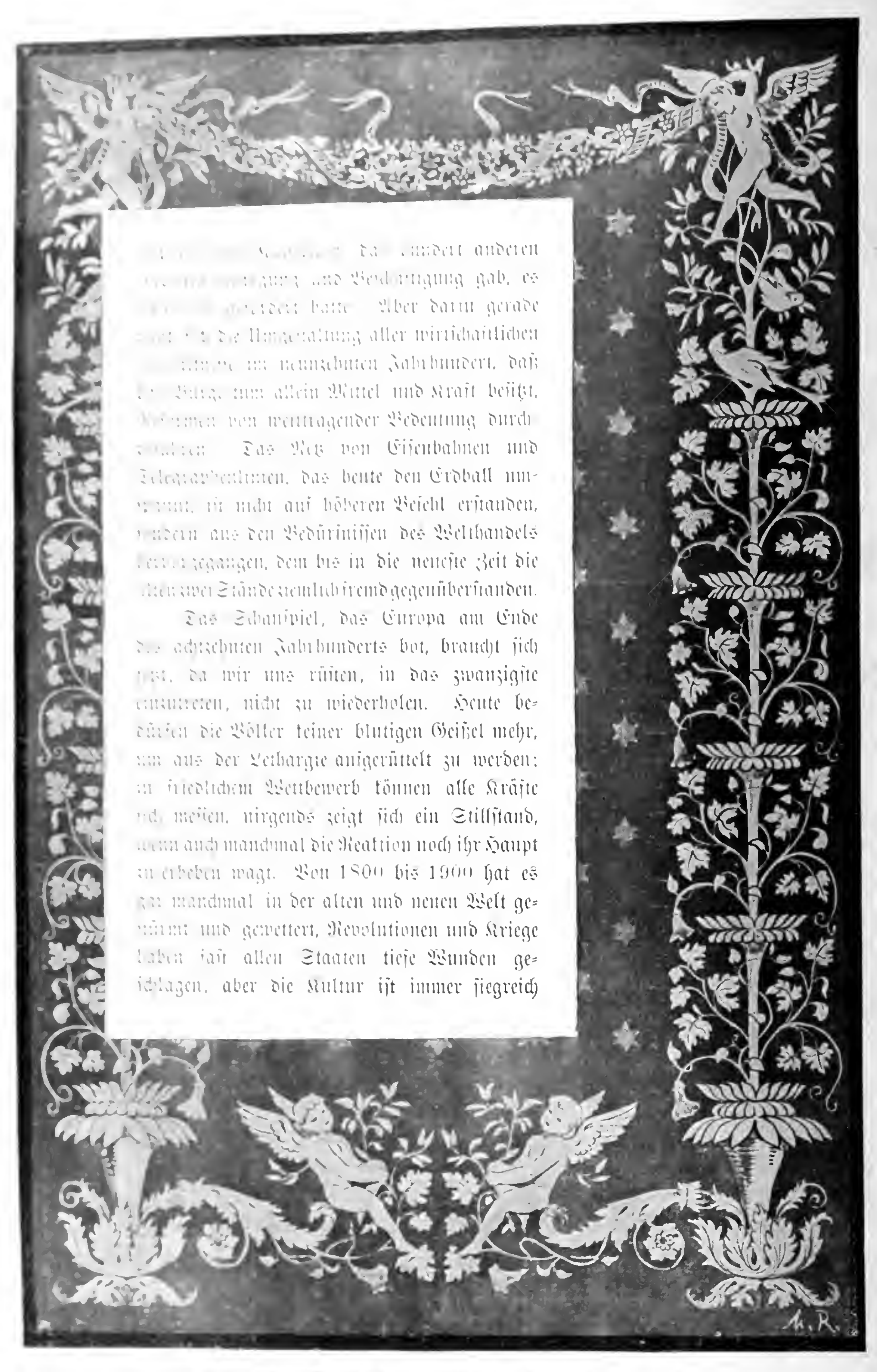


...m Gemälde von de la Barthe.

auch manche Seltsamkeiten hinweg; der lächerliche Zopf der Männer z. B. mußte einer schlichten Haartracht, der Schwulst der Sprache einer einfacheren Ausdrucksweise weichen, an die Stelle des Schnörkelkrams begannen im Kunstgewerbe festere Formen zu treten, die zur Wiedererweckung des klassischen Stils während des Kaiserreichs hinüberleiteten.

Auf keinem Gebiet traten die neuen Anschauungen mehr in die Erscheinung als auf dem der Landesverteidigung. In Frankreich nahmen zuerst Volksheere die Stelle der buntgemischten, unzuverlässigen Söldnerscharen ein, die Offizierstellen hörten auf, ein Privilegium der Söhne des Adels zu sein, jeder Soldat trug den Marschallstab im Tornister, und der Corse Bonaparte war nicht der Einzige, der in einem halben Decennium vom Lieutenant zum General aufstieg. Es genügte von nun an nicht mehr, Ahnen zu haben, es galt Fähigkeiten, Kenntnisse zeigen. Wäre Deutschland damals Frankreichs Spuren gefolgt, die Schmach von Jena wäre ihm erspart geblieben. Napoleon war unüberwindlich, solange den durch den Bürgerkrieg geweckten Leidenschaften, die er geschickt gegen das Ausland verwendete, nur geworbene Berufssoldaten gegenübertraten; er ward besiegt, als die Not der germanischen Völker ihm ein allgemeines Aufgebot entgegenstellte. Daß die neuen Armeen eine neue Art der Kriegführung mit sich bringen mußten, liegt auf der Hand: die frische Kraft der Volksheere ließ sich nicht in die Schranken der alten Strategie fesseln.

Neue Zeiten bedürfen neuer Mittel, und die Führer der Völker machen sich um die ganze Menschheit verdient, wenn sie mit weitem Blick bedeutsamen Neuerungen die Wege ebnen. Oft aber führt der Weg umwälzender Erfindungen auch ohne Förderung der Machthaber zum Ziel; die Chemie eroberte sich die Welt, obwohl das Haupt ihres Vaters Lavoisier unter dem Henkerbeil fiel — „der Geist schritt siegreich über das Blutgerüst der Guillotine hinweg“ — und das Verkehrswesen entwickelte sich zu hoher Blüte, ohne daß das



[illegible] das hundert anderen [illegible] und Bedingung gab, es [illegible] gefordert hatte. Aber darin gerade [illegible] die Umgestaltung aller wirtschaftlichen [illegible] im neunzehnten Jahrhundert, daß [illegible] zum allein Mittel und Kraft besitzt, [illegible] von weittragender Bedeutung durch[illegible]. Das Netz von Eisenbahnen und Telegraphenlinien, das heute den Erdball um[illegible], ist nicht auf höheren Befehl erstanden, sondern aus den Bedürfnissen des Welthandels hervorgegangen, dem bis in die neueste Zeit die [illegible] zwei Stände ziemlich fremd gegenüberstanden.

Das Schauspiel, das Europa am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bot, braucht sich jetzt, da wir uns rüsten, in das zwanzigste einzutreten, nicht zu wiederholen. Heute bedürfen die Völker keiner blutigen Geißel mehr, um aus der Lethargie aufgerüttelt zu werden: im friedlichem Wettbewerb können alle Kräfte sich messen, nirgends zeigt sich ein Stillstand, wenn auch manchmal die Reaktion noch ihr Haupt zu erheben wagt. Von 1800 bis 1900 hat es gar manchmal in der alten und neuen Welt gestürmt und gewettert, Revolutionen und Kriege haben fast allen Staaten tiefe Wunden geschlagen, aber die Kultur ist immer siegreich

[illegible] einer Zeichnung von Schinkel.
[illegible] Museum Berlin.

weitergeschritten und hat durch den dichtesten Nebel kühn den Pfad verfolgt, der vor hundert Jahren ihr vorgezeichnet wurde.

Noch sind wir leider weit vom höchsten Ziel, der Verbrüderung aller Nationen, entfernt, noch starrt die Welt vom fernen Westen bis zum entlegenen Osten in Waffen, aber unendlich viel ist doch schon erreicht, zahllose Schranken zwischen den Gebieten feindlicher Nachbarn sind bereits gefallen, und wenn heute die Großmächte neue Koalitionen bilden, so gilt es, den allgemeinen Frieden zu erhalten, nicht die Furien des Krieges zu entfesseln. Auch heute ist der Ausgleich zwischen den Ständen noch lange nicht gelungen, hinter dem dritten Stand hat sich ein vierter erhoben und oft schon drohend die schwielige Faust gereckt;



Gesellschaftsspiel vor hundert Jahren.

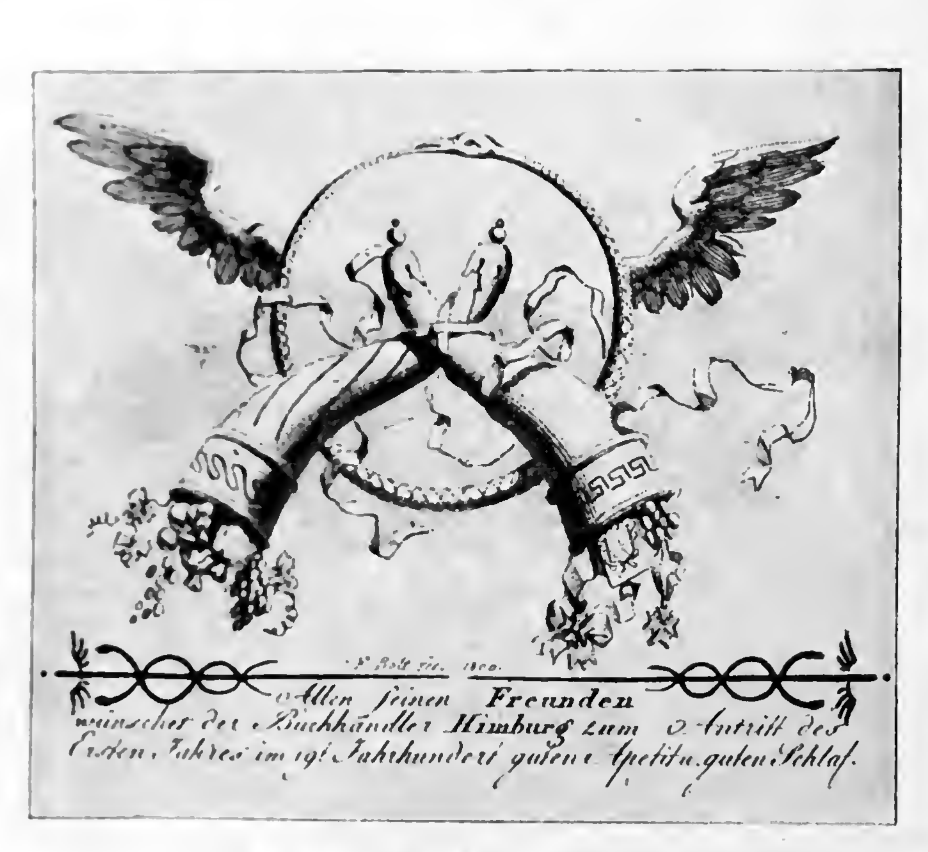
aber seine Führer leisten Verzicht auf Gewalt und Umsturz, auf Fallbeil und Brandfackel, auf friedlichem Wege suchen sie die Lage der untersten Klassen zu heben. Die Geschichte ist die beste aller Lehrmeisterinnen — das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat allen Aufgeklärten gezeigt, daß der Bürgerkrieg nur das letzte Hilfsmittel eines verzweifelten Volkes sein darf und daß die schrankenlose Anarchie zum Kampf aller gegen alle, zum Untergang führen muß. Die französische Revolution hat dem Volk das Recht erstritten, an der Regierung teilzunehmen, sie hat, indem sie die Unmöglichkeit eines unmittelbaren Einflusses der Massen auf die Führung der Staatsgeschäfte bewies, zugleich die neue Herrschaftsform gezeitigt, die es ermöglicht, auch auf friedlichem Wege soziale Reformen durchzuführen. . . .

Der Entwickelungsgang des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich so wesentlich von dem des achtzehnten, daß das Bild unserer Tage jenem anderen, eben skizzierten, kaum

[illegible] Deutschland vor hundert Jahren ein Gespött aller Völker, [illegible] die Welt beherrschenden Frankreich, das damals davon träumen [illegible] unter die Trikolore zwingen zu können, tiefer und tiefer [illegible] Bonaparte, der den verlorenen Ruhm ihm wiedergeben, [illegible] Mann. Auch England steht nicht mehr auf der Höhe, [illegible] herrscht es zwar auf den Meeren, aber die Quellen seiner Kraft und seines Reichtums, die breiten Ströme des Welthandels, fließen nicht mehr so reichlich wie früher [illegible] Nur das Zarenreich hat nichts von der Macht eingebüßt, die [illegible] sein Einfluß auf die Geschicke Europas wächst vielmehr von Tag zu Tag.

Nicht minder groß sind die Veränderungen auf dem Gebiet des geistigen Lebens: die Philosophie, in den Tagen Kants die erste aller Wissenschaften, ist in den Hintergrund getreten, an ihrer Statt beherrscht das Studium der Naturkräfte unsere Zeit. Die Dichtkunst, um das Jahr 1800 in höchster Blüte, hat an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts eine neue Periode des Sturmes und Dranges noch nicht zu überwinden vermocht, gleich ihr die Malerei, die von Louis Davids Historienbildern bis zu den Farbendichtungen Arnold Böcklins nicht immer vorwärts schritt, und die Musik, der heute leider kein Mozart, kein Beethoven lebt.

Zu zeigen, wie dieser Entwickelungsgang sich im einzelnen vollzog, soll die Aufgabe dieses Werkes sein. . . .

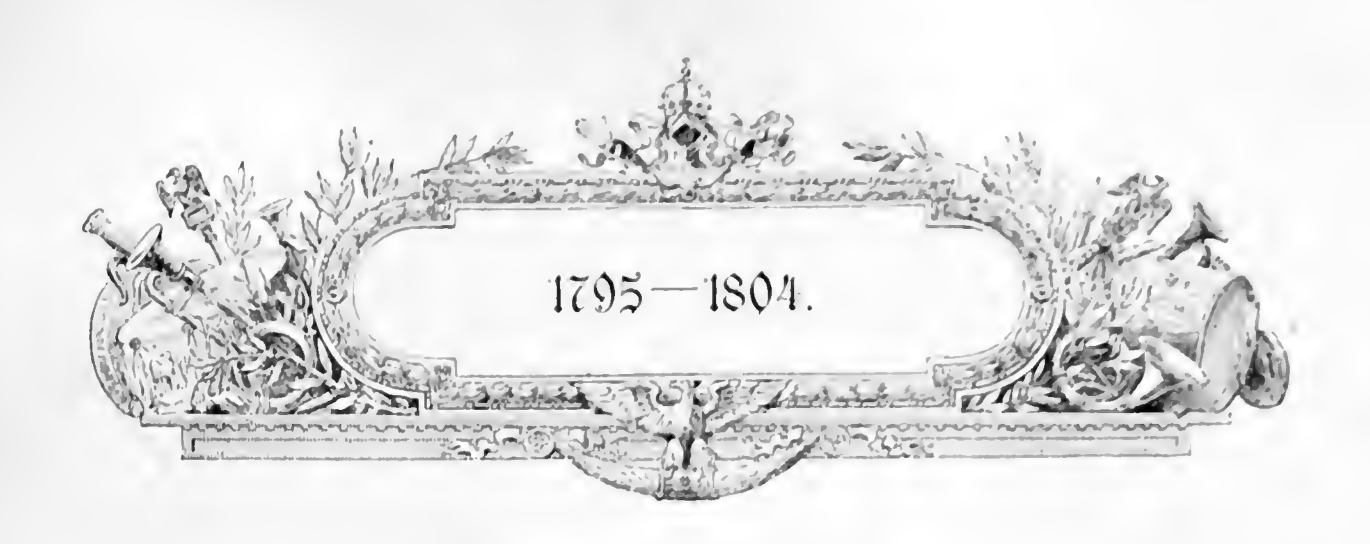


Glückwunschkarte zum Neujahrstag 1801.



Porträt nach F. Gérard. Randleiste nach Isabey.


N



1795—1804.



Zweimal haben im neunzehnten Jahrhundert Glieder der Familie Bonaparte nach der Weltherrschaft gestrebt; beide Versuche bedeuteten für Frankreich eine Epoche des glänzenden Aufschwungs, für alle übrigen Völker Europas eine Zeit der Sorge und Bedrängnis. Der erste wie der dritte Napoleon waren Abenteurer, aber während der ältere nur der eigenen Kraft vertraute, ließ der Neffe, der fünfzig Jahre später die Macht an sich riß, von der schwankenden Gunst der urteilslosen Menge sich emportragen. Beide starben im Exil, beide unter den Flüchen ihrer Landsleute; das Schicksal des Mannes, der in der Geschichte kaum seinesgleichen hat, war dasselbe, wie das des willensschwachen Gatten der schönen Teufelin Eugenie Montijo. . . .

Nur auf dem blutgedüngten Boden des revolutionären Frankreich konnten die Träume des phantasievollen Corsen, der 1785 als Lieutenant in die Armee Ludwigs XVI. eintrat, so rasch sich erfüllen. Nur ein durch Königsmord und Bürgerkrieg, durch Schreckensherrschaft und bittere Not mürbe gemachtes Volk konnte in einem dreißigjährigen, kaum im Kriegswesen erfahrenen General seinen Erlöser erblicken. Ohne den schrankenlosen Terrorismus der Jakobiner und Girondisten, ohne die wilden Grausamkeiten des Wohlfahrts-Ausschusses, ohne die schwächliche Direktorialwirtschaft nach der Auflösung des Konvents wären Konsulat und Kaiserreich zehn und fünfzehn Jahre nach dem Sturz des absoluten Königtums nicht möglich gewesen. Aber alle bedeutenderen Staatsmänner waren der Guillotine zum Opfer gefallen, das Volk ersehnte einen Retter, und es jubelte dem Ersten zu, der mit fester Hand die Gewalt an sich riß und die entfesselten Kräfte nicht zum Kampf gegen seine Mitbürger, sondern zur Verbreitung der Revolutions-Ideen im Ausland verwenden wollte.

[illegible] des Jahres 1792 reichlich vorhanden, mit [illegible] dem deutschen Reich befand die junge Republik [illegible] der ersten Koalition und zugleich den königs- [illegible] Landes bekämpfen, ohne die wichtigste, unentbehr- [illegible] — Geld zu besitzen. Der Nationalwohlstand war [illegible] längst geleert, der Assignatenschwindel hatte mit Not- [illegible] geführt. Als der quälende Hunger die Leidenschaften abzu- [illegible] bei den durch Raub und Mord verrohten Massen die Sehnsucht [illegible] Hand, die dem Schrecken ohne Ende ein Ziel setzen, die Zügel der Regierung [illegible] Hand führen konnte.

Am 2[illegible]. Oktober 1795 war der Konvent aufgelöst, am 28. einem fünfgliedrigen Direktorium, an dessen Spitze Barras und Carnot standen, die vollziehende Gewalt anvertraut und zugleich zwei Kammern an die Seite gestellt worden, der „Rat der Alten“ und der „Rat der Fünfhundert“; eine Politik der Versöhnung begann, die zeitlich mit den ersten Triumphen Bonapartes zusammenfiel, dem die Direktoren zum Dank für die Unterstützung, die er ihnen in Paris geleistet, am 2. März 1796 den Oberbefehl über die französischen Streitkräfte in Italien anvertraut hatten. Eine glänzende Laufbahn fürwahr: 1785, mit sechzehn Jahren Lieutenant, 1794 General, 1796 Heerführer, 1804 Kaiser. Nur ein Mann von der unerschütterlichen Festigkeit und dem Selbstbewußtsein Napoleons, konnte so rasch die Oligarchie, die Herrschaft Einiger, in die Herrschaft eines Einzigen, die despotische Monarchie kehren, nur ein Geist von der Willensstärke des seinigen durfte es wagen, eine durch die fürchterlichste Revolution aller Zeiten wild erregte Nation zu bändigen. Die mit dem Strome schwammen, gingen zu Grunde, Napoleon, der sich ihm entgegenstemmte, ward hoch emporgehoben.

Feldzug in Italien 1796–97.

Am 27. März 1796 stellte sich der jugendliche Feldherr in Nizza an die Spitze der nicht in bester Verfassung befindlichen Truppen und schon am 14. Mai konnte er als Sieger in Mailand einziehen, nachdem er den greisen Beaulieu, den Führer der Österreicher, und das Heer des Königs von Sardinien geschlagen hatte. Die italienischen Fürsten waren unterworfen, ehe drei Monate ins Land gingen, und den Kaiserlichen blieb um die Mitte des Jahres als letztes Bollwerk die Veste Mantua, die sie denn auch mit außerordentlichen Opfern zu halten versuchten. Aber nachdem Napoleon alle Angriffe der zu Hilfe eilenden Ersatzarmeen zurückgeschlagen hatte, ward Mantua und damit zugleich Oberitalien eine Beute der französischen Republik.

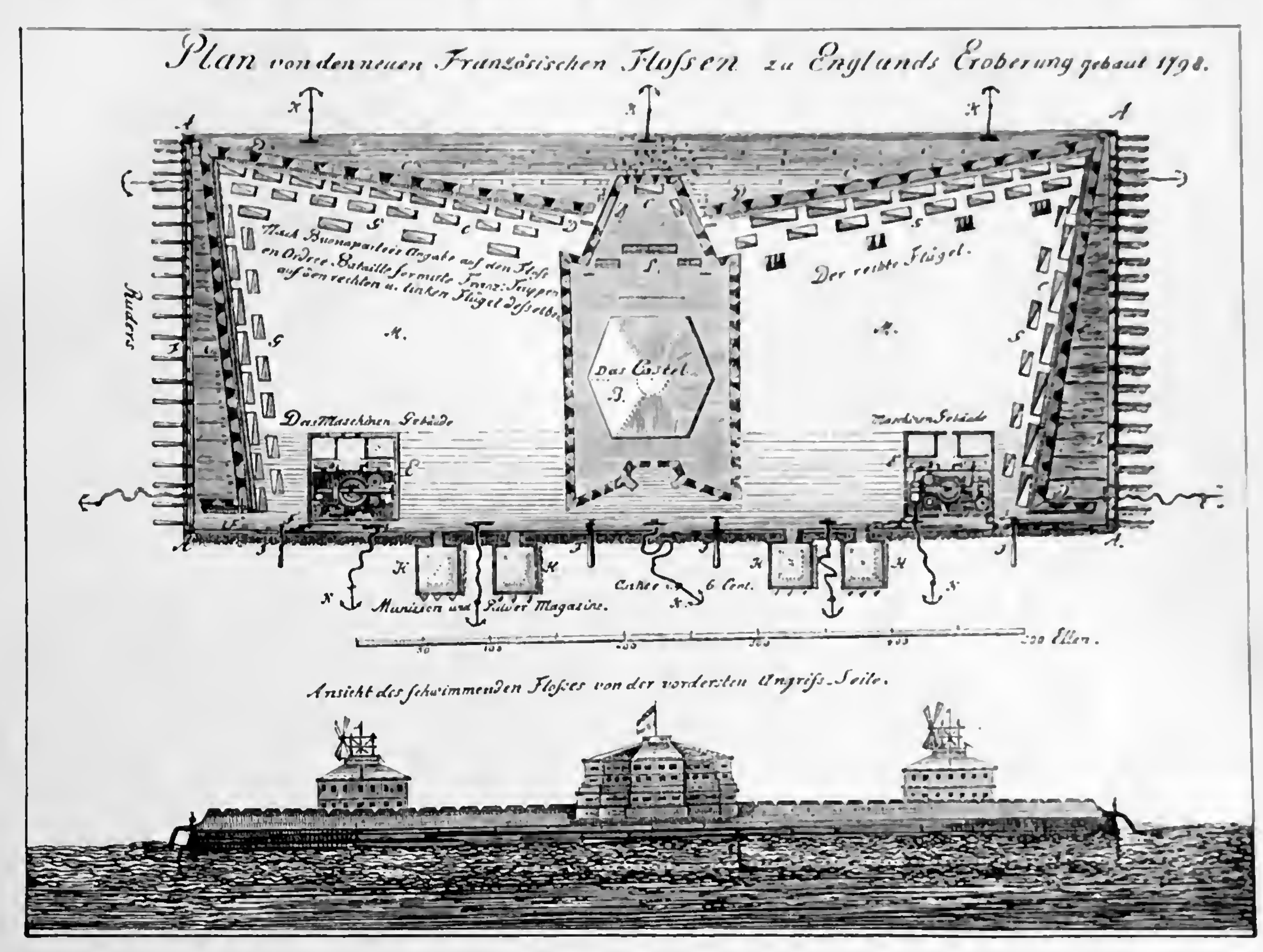
Frieden von Campo Formio 1797.

Am 17. Oktober mußte Österreich in den Frieden von Campo Formio willigen, der es zur Abtretung der Niederlande, der Lombardei, Venetiens und des Breisgaus zwang, zugleich aber auch das unheilvolle Versprechen bedingte, daß künftig der Rhein Deutschlands Grenze bilden sollte; auf einem Kongreß in Rastatt wollte man den schnöden Länderhandel, die Vergrößerung Frankreichs auf Kosten des deutschen Reiches, in aller Form zum Abschluß bringen.

Der Einfluß der neuen Republik griff angesichts der Erfolge Bonapartes immer weiter, überall, wo sich der geringste Anlaß bot, mischten ihre Schergen sich ein. Der Tod eines französischen Generals bei einem Straßenkrawall in Rom zog die Besetzung der ewigen Stadt und die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes nach sich. Pius VI. geriet in französische Gefangenschaft, aus dem Kirchenstaat erstand die römische Republik, die nach [illegible] ein Direktorium leitete. Bald darauf teilte auch die schweizer Eidgenossenschaft das Schicksal der italienischen Staaten. Trotz heldenmütiger Gegenwehr erlagen ihre [illegible] des Nachbarlandes — am 29. März 1798 trat ein neuer Vasallenstaat

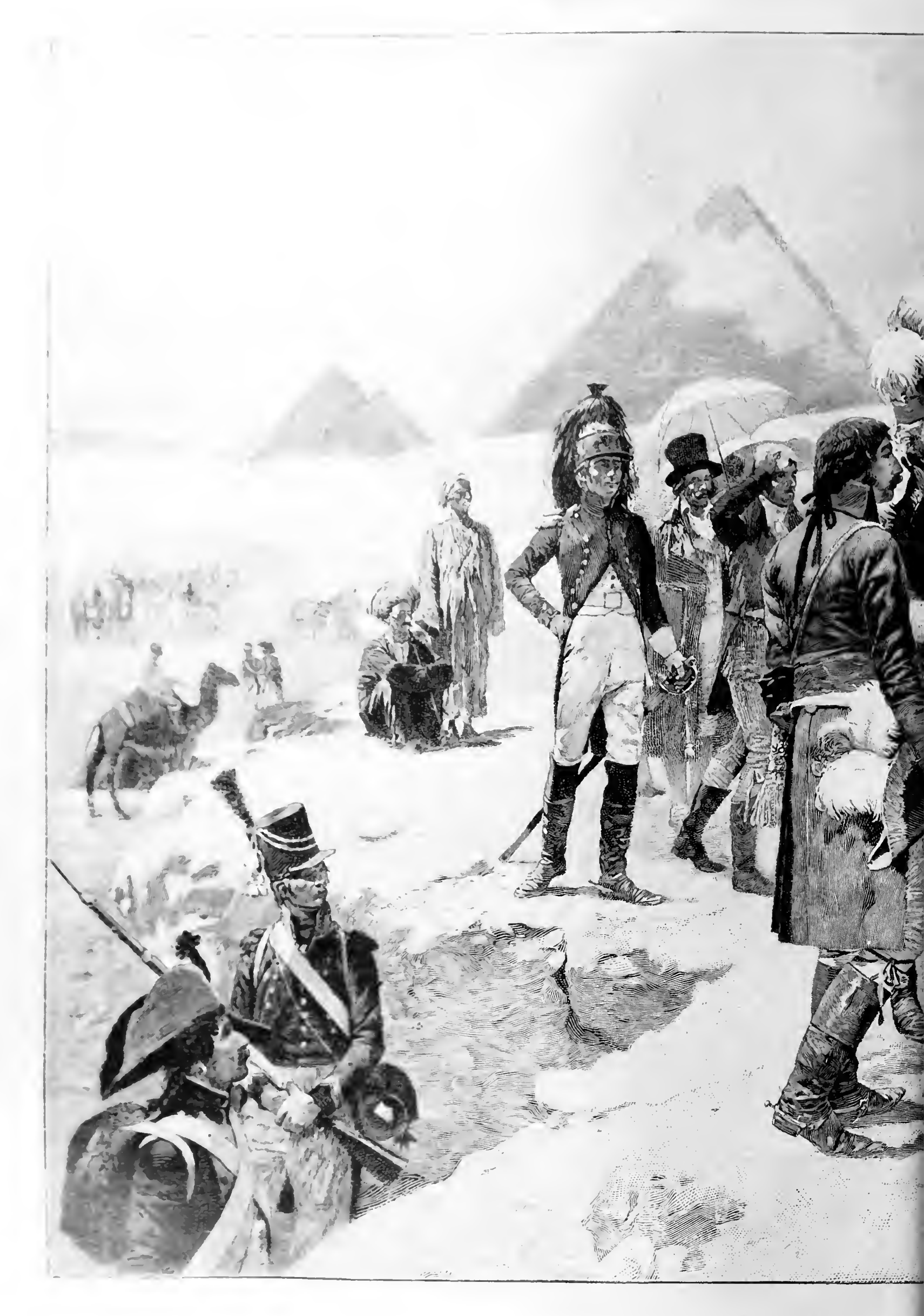
Frankreichs ins Leben, die helvetische Republik, zu der sich im Januar des Jahres 1799 noch die aus den Ländern Ferdinands IV. von Neapel gebildete parthenopäische Republik gesellte.

Im Triumph war Bonaparte inzwischen nach Paris zurückgekehrt, vom Direktorium mit überschwenglichen Lobreden empfangen, vom Volk, das mit erwachender Begeisterung in ihm den Mann der Zukunft zu sehen begann, allerorten freudig begrüßt. Der junge Sieger nahm die überreiche Anerkennung mit erkünstelter Bescheidenheit entgegen, kein Wort, kein Blick verriet, daß er sich bereits als Gebieter fühlte, dem in Bälde die Herrschaft, die jetzt noch fünf Schwächlinge besaßen, zufallen mußte. Die Direktoren andererseits erfüllte die wachsende Popularität des Siegers mit schwerer Besorgnis, doppelt gern stimmten sie



Facsimile einer gleichzeitigen Darstellung.

darum den Plänen zu, die Bonapartes Kriegslust ersonnen hatte. Der gefährlichste Gegner der Republik war England, ihm sollte daher der nächste Feldzug gelten. Schon am Tage nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio hatte Napoleon dem Direktorium geschrieben: „Die Österreicher sind schwerfällig und gierig; kein Volk ist unseren inneren Angelegenheiten gegenüber weniger ränkesüchtig und gefährlich als das österreichische; das englische dagegen ist unternehmend und thätig. Wir müssen die englische Monarchie zertrümmern, oder gewärtig sein, durch die Umtriebe und Bestechungen der rührigen Insulaner selbst zertrümmert zu werden. Der Augenblick ist günstig, bieten wir alles auf zur Stärkung unserer Marine und zerstören wir England! Ist das geschehen, so liegt Europa zu unseren Füßen." Seine ersten Pläne nahmen eine Landung in England mit Hilfe besonderer Fahrzeuge



M. Orange. Bonapar



n Mumien der Pharaonen.

[illegible] in Aussicht: als aber der neue „Ober-[illegible] der Kriegshäfen Brest, Cherbourg [illegible] die bisherigen Rüstungen nicht genügen [illegible] ließ er von dem Inselreich ab und beschloß [illegible] Ägypten zu erobern. So abenteuerlich dieser [illegible] erschien, er entsprang nicht allein dem Ruhm-[illegible] dem Haß gegen England: Von Ägypten aus konnte [illegible] vom Nil führte der Weg aber auch nach Kleinasien, [illegible] Indien, das man den Briten abringen konnte. Mit fieber-[illegible] betrieben, schon am 19. Mai 1798 konnte Bonaparte [illegible] die mit den besten Truppen zugleich Frankreichs tapferste [illegible] verlassen. In seinem Gefolge befanden sich Gelehrte und Künstler, [illegible] Pyramiden durchforschen und beschreiben sollten.

[illegible] Regierung konnte die fieberhafte Thätigkeit in den französischen Kriegshäfen nicht lange verborgen bleiben, aber das von Admiral Nelson befehligte starke Geschwader [illegible] das Ziel der feindlichen Expedition zu erkunden suchen. Als dies nach Wochen

[illegible]

endlich gelungen war, hatte Napoleon bereits ungestört von der Insel Malta, deren Besatzung sich ihm ohne Widerstand ergab, Besitz ergriffen. Wohl kamen die Engländer nunmehr in bedrohliche Nähe, aber das Glück war dem Kühnen hold, am 1. Juli 1798 konnten die französischen Schiffe auf der Reede von Alexandria Anker werfen.

[illegible]

Bald nach der Landung der Truppen kündete eine volltönende Proklamation den Ägyptern, daß die Christen nur deshalb ins Land der Ptolemäer gekommen seien, um das Volk aus der Knechtschaft zu befreien und die Herrschaft der Mamelucken, deren Führer nach Willkür und ohne Rücksicht auf den Großherrn in Konstantinopel schalteten und walteten, zu brechen. Begeistert traten die französischen Regimenter den Marsch an, der sie zu den Wundern des Orients führen sollte, aber bald wich die frohe Erwartung herber Enttäuschung. Nicht durch Palmenhaine und lachende Fluren führte ihr Weg, in sengender Sonnenglut, hungernd und von brennendem Durst gequält, mußten sie durch den pfadlosen Sand der Wüste gen Kairo ziehen, Tag und Nacht verfolgt und beunruhigt durch die wilden Reiterhorden der Mamelucken. An den Ufern des Nil, unweit der Hauptstadt, kam es endlich zum Kampf, dessen Ausgang vorauszusehen war: Als Sieger konnte Napoleon nach der

21. Juli 1798.

„Schlacht an den Pyramiden“ in die Thore Kairos seinen Einzug halten. Doch schon wenige Tage später wandelte eine Schreckensbotschaft die Freude des ersten Triumphes in Trauer und Bestürzung. Nelson hatte die langgesuchte französische Flotte endlich in der Bucht von

1. u. 2. Aug.

Abukir, unweit Alexandria, entdeckt und nach zweitägigem, mörderischem Kampf vollständig vernichtet: nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten rettete eilige Flucht vor dem Verderben.

Bonapartes Lage war mit einem Schlag eine höchst gefährliche geworden, der Verlust der Flotte bedeutete die Unmöglichkeit einer baldigen Rückkehr des Heeres nach Frankreich und den Aufenthalt in Ägypten machten Aufstände der fanatischen Muselmänner von Tag zu Tag gefährlicher. Allein Napoleon kannte das Gefühl der Furcht nicht, inmitten aller Schwierigkeiten träumte er von neuen Siegen, von kühnen Zügen, wie Alexander der Große sie einst [illegible] hatte. Die Unruhen wurden durch Waffengewalt bezwungen, dann brach die [illegible] Osten auf, um in Syrien die Trikolore aufzupflanzen. Nach kurzer Be-[illegible] die festen Plätze El Arisch und Jaffa, vor den Mauern St. Jeans d'Acre



François Bouchot. Bonaparte im Rat der Fünfhundert.
Original im Louvre-Museum, Paris.

dagegen brach sich die Flut der Eroberer. Die Belagerung zog sich endlos hin; Napoleon mußte, als gar noch die Pest in seinem Heer zu wüten begann, ruhmlos den Rückzug nach den Ufern des heiligen Stromes antreten. Bis an sein Lebensende konnte der Ruhmgekrönte den Grimm über diesen Mißerfolg nicht verwinden, und trauernd sagte er später einmal: „Wäre St. Jean d'Acre nicht gewesen, so hätte ich der Welt eine andere Gestalt gegeben und wäre Kaiser des Morgenlandes geworden. An einem Sandkorn sind meine Pläne zerschellt." Als der Rückzug, der schwere Opfer forderte, endlich gelungen war, warteten neue Kämpfe der Erschöpften. Bei Abukir errang Napoleon noch einen letzten Sieg 25. Juli 1799. im Orient, dann zwangen ihn die trüben Nachrichten, die aus der Heimat zu ihm drangen,

[illegible] heimlich verließ er mit wenigen Freunden [illegible] so wenig gestillt hatte. Finstere Gedanken [illegible] Fahrt; niemand ahnte, daß der General, dem [illegible] einer der englischen Schiffe drohte, schon wenige Wochen [illegible] Brumaire zum Beherrscher Frankreichs aufsteigen sollte.

[illegible] die Republik, als Bonaparte am 9. Oktober 1799 bei [illegible] betrat. Österreich, England, Rußland und die Türkei [illegible] dessen Unternehmungen und Schicksale uns später noch [illegible] um den gemeinsamen Feind niederzuwerfen, und in der [illegible] und in Italien waren ihre Feldherrn siegreich gewesen. Alle [illegible] in den Jahren 1796 und 1797 erstritten hatte, wurden durch das [illegible] französischen Heerführer in Frage gestellt. Massena ward von den [illegible] Jourdan, der gegen Oberschwaben vorgedrungen war, vom tapferen Erzherzog [illegible] und in Italien hatten sich Moreau und Macdonald nicht gegen die Übermacht der von Suwarow geführten vereinten Österreicher und Russen zu halten vermocht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß angesichts so schwerwiegender Mißerfolge, die schon in den Tagen des Glücks der Freunde entbehrende Pariser Direktorialregierung jeden Halt verlor. Der Klub der Jakobiner begann sich bereits wieder zu regen und alle Parteien waren darüber einig, daß beim Fortbestand der bisherigen Regierungsform die junge Republik dem Untergang geweiht sei. Die überraschende Kunde von der Rückkehr Napoleons weckte deshalb im ganzen Lande lauten Jubel, und rasch sammelte sich um ihn ein glänzender Kreis von Staatsmännern und Offizieren. Der Held des Tages drängte sich nirgends hervor, er hielt es für besser, im stillen den Gewaltstreich, der ihm die erste Stelle im Staate sichern sollte, vorzubereiten. Zwei der Direktoren, der kluge Sieyès und Roger-Ducos waren ihm ergeben und wirkten für ihn im Rat der Alten, sein Bruder Lucian Bonaparte, der den Vorsitz im Rat der Fünfhundert führte, mußte in dieser Kammer neue Anhänger werben. Um die Mitte des Monats Brumaire des Jahres VIII schien der rechte Augenblick für den Umsturz der bisherigen Verfassung gekommen; in der Frühe des 18. sammelten sich die Bonapartisten im Hause Napoleons zur letzten Beratung, dann eilte jeder auf seinen Posten. Um sieben Uhr morgens trat der Rat der Alten zu einer Sitzung zusammen, zu der nur die Anhänger Sieyès' Einladungen erhalten hatten. Die Folge davon war, daß in kürzester Frist der Antrag, „angesichts der drohenden Gefahr, dem General Bonaparte den Befehl über die Linientruppen und Nationalgardisten in Paris zu übertragen und die Sitzungen der beiden Kammern nach St. Cloud zu verlegen“, zur Annahme gelangte. Damit war das Schicksal des Direktoriums besiegelt; da jeder fühlte, daß ein neuer Regent im Begriff stehe, die Herrschaft an sich zu reißen, folgte keiner mehr den Weisungen der bisherigen Machthaber. Bevor Barras und seine Genossen formell zurückgetreten waren, stand das Räderwerk der schwerfälligen Regierungsmaschine still; noch ehe die Sonne des 18. Brumaire sank, gab es kein [illegible] mehr.... Der Rat der Fünfhundert war nicht so leicht gefügig zu machen, aber auch [illegible] mußte sich schließlich dazu bequemen, den Beschlüssen des Rates der Alten beizutreten. Der Staatsstreich war damit indessen erst zur Hälfte gelungen; wie, wenn der Rat der [illegible] in letzter Stunde der Militärdiktatur widersetzte? Bonaparte war fest entschlossen, [illegible] mit Hilfe der Bajonette zu erreichen und traf danach seine Maßregeln.



Einsetzung des Staatsrates durch die Konsuln.
Nach dem Gemälde von Couder in der Galerie zu Versailles.

Kraft des am 18. Brumaire gefaßten Beschlusses mußten die Abgeordneten am Nachmittag des 19. im Schlosse St. Cloud sich versammeln und sie kamen fast alle; verlegen und ängstlich die Mitglieder des Rates der Alten, grollend und in von Minute zu Minute wachsender Erregung die republikanische Mehrheit des Rates der Fünfhundert, bei der kaum noch Zweifel über den wahren Grund der Verlegung ihrer Sitzungen bestanden. Soweit hatte man sich dem Zwang gefügt, aber nun sollte kein Schritt weiter gethan werden auf dem Weg zur Säbelherrschaft — Aufrechthaltung der alten Verfassung oder Tod! das war die Losung. Stürmisch war demgemäß der Verlauf der Sitzungen beider Körperschaften, und die Freunde, die dem in einem Nebensaal der Entscheidung harrenden Bonaparte in kurzen Zwischenräumen Bericht erstatteten, konnten dem General keine frohe Botschaft bringen; der Sieg schien mehr als zweifelhaft. Napoleon verlor die Geduld, er war es müde,

19. Brumaire.

[illegible] der zweiten Kammer die drohenden [illegible] „Machen wir ein Ende!“ Mit raschen [illegible] die Mitglieder des Rates der Alten, um sie durch die [illegible] Allein der General verstand wohl seine Soldaten in [illegible] nicht aber in wohlgefügten Sätzen staatsmännische [illegible] in abgerissenen Sätzen ohne logischen Zusammenhang, sprach er auf [illegible] jeden Erfolg! Napoleon erkannte, daß Worte allein nicht genügten, [illegible] zu machen, drohend verließ er den Rat der Alten und begab sich [illegible] Regimentern, denen er den Befehl erteilte, sich bereit zu halten.

[illegible] des Rates der Fünfhundert wagte er nicht mehr allein zu betreten, [illegible] um ihn, als er unter dem Toben der Opposition die Schwelle des Saales [illegible] „Nieder mit dem Diktator! Tod dem Tyrannen! Ächtet ihn!“ brauste es ihm entgegen; mit geballten Fäusten drang man auf den General ein, der bleich und verwirrt [illegible] inmitten einer Gruppe seiner erbittertsten Gegner stand. Kein Wort konnte er sprechen, unter wildem Tumult mußte er sich, halb gezogen von seinen Freunden, halb gedrängt von seinen Feinden, zurückziehen. Auch Lucian vermochte den Sturm nicht zu beschwichtigen, er schleuderte deshalb die Abzeichen seiner Präsidentenwürde in den Saal, eilte dem Bruder nach und rief ihm vor den Soldaten mit lauter Stimme zu, der Rat der Fünfhundert sei aufgelöst, man solle das Gesindel mit Waffengewalt auseinandertreiben. Befehle erschallten, Trommeln wirbelten, Murats Grenadiere drangen mit gefälltem Bajonett in die Orangerie ein und jagten die verfassungstreuen Abgeordneten zu Thüren und Fenstern hinaus. Der Staatsstreich war gelungen, Napoleons Diktatur konnte beginnen . . .

Das Gewand, in das sie zunächst sich kleidete, war das „Konsulat“: drei Männer

Konsulat

— an ihrer Spitze natürlich der General Bonaparte — sollten als Konsuln den Staat so lange verwalten, bis die neue Verfassung, deren Ausarbeitung sofort begann, vollendet wäre. Sieyès und Roger Ducos durften die Ehren dieser hohen Würde mit Napoleon teilen, aber auch nur die Ehre; die Gewalt riß der Diktator sofort an sich, er war der Herrscher, seine Kollegen nicht mehr als Berater ohne besonderen Einfluß. War dieses

Verfassung des Jahres VIII

Provisorium die erste Stufe zur Despotie, so war die „Verfassung des Jahres VIII“ die zweite. Bonaparte ward durch sie auf zehn Jahre als erster Konsul mit der Leitung aller Regierungsgeschäfte betraut, und neben seiner überragenden Macht konnte keine der neugebildeten Behörden Bedeutung erlangen, weder der Staatsrat, in den Napoleon eine Reihe kluger Köpfe berief, noch der Senat mit seinen achtzig auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern, denen nach der Verfassung das Recht zustand, alle höheren Stellen zu besetzen, die Konsuln, Minister und obersten Richter zu ernennen; noch weniger endlich die aus Tribunat und Gesetzgebendem Körper gebildete „Volksvertretung“, die kaum das Recht eines Veto hatte, geschweige denn das, eigene Anträge zum Gesetz zu erheben. Staatsrat und Senat waren von vornherein gefügige Werkzeuge des neuen Regenten und die eifrigsten Förderer seiner monarchischen Bestrebungen. Niemand kümmerte sich um die beiden anderen Konsuln, [illegible] und Lebrun, die auf Grund der Verfassung des Jahres VIII ernannt worden [illegible] Welt blickte, teils bewundernd, teils furchtsam zu Napoleon auf, der es kaum [illegible] wert fand, seine Kaiserträume zu verbergen. Wie ehedem die gekrönten [illegible] Frankreichs bezog er die Prunkgemächer der Tuilerien, und seine schöne, leicht[illegible] die Witwe des Generals Beauharnais, mit der er im Jahre 1796



Josephine, Napoleons erste Gemahlin.
Nach dem Gemälde von Pierre Prud'hon im Louvre-Museum zu Paris.

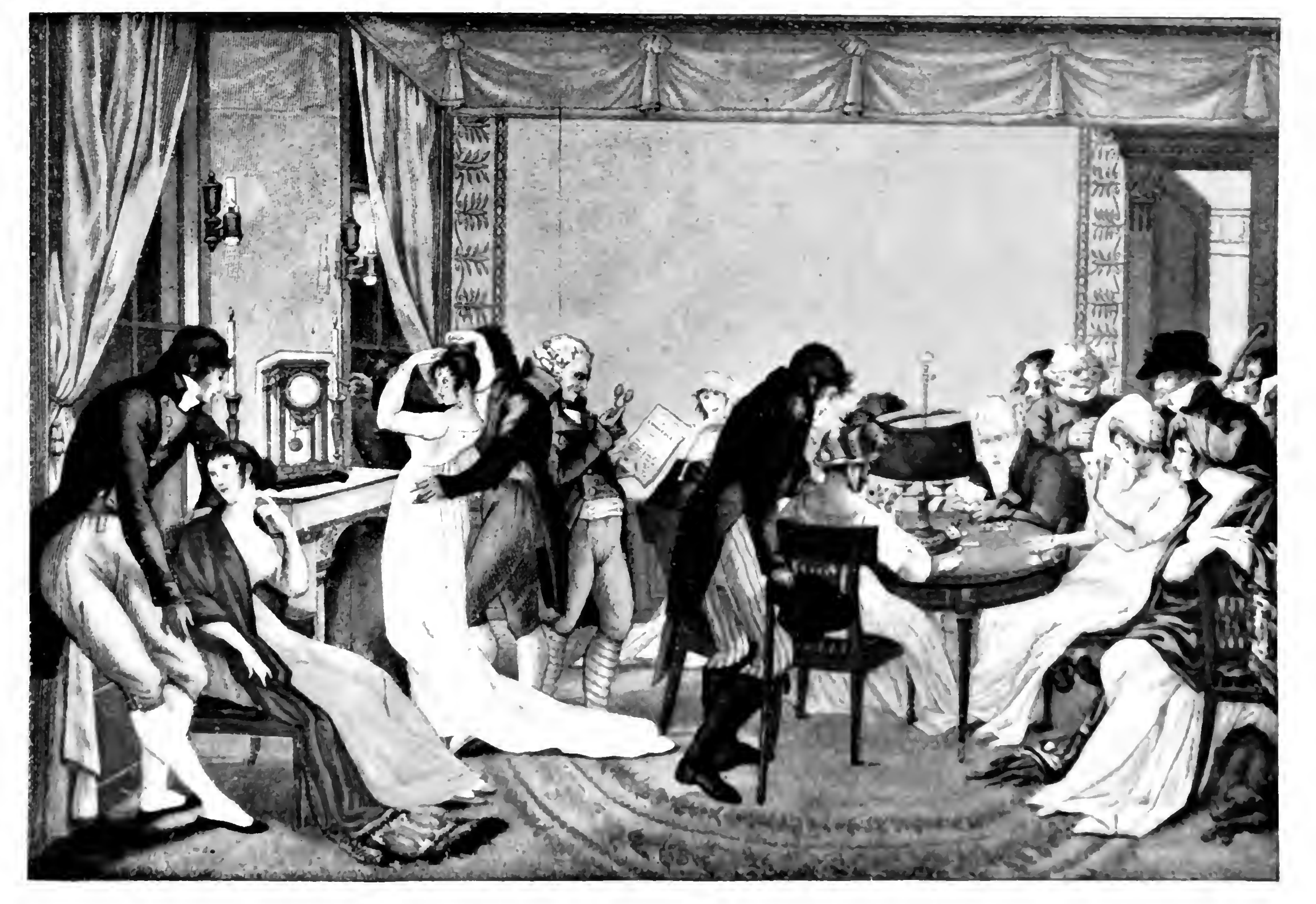
[illegible] Anrede „Bürgerin“ Bonaparte, [illegible] Zu Paris und in dem Lustschloß [illegible] zu entwickeln, das durch die Mischung von [illegible] und seltsamen, dem republikanischen Charakter des [illegible] den Resten der früheren Hofgesellschaft genugsam Stoff [illegible] gab. Man baute bereits den Thron auf für den Kaiser, der [illegible] Bürgers die Nation beherrschte . . .

[illegible] Ihr Leben und Lieben liefern so charakteristische Beiträge [illegible] der großen Revolution und Kaiserreich, daß sie nicht übergangen [illegible] Seit 177[illegible] lebte in Paris eine junge, auf der Insel Martinique geborene [illegible], Josephine Tascher de la Pagerie, die eine kluge, aber durchaus nicht sittenstrenge Tante mit dem Sohne ihres Gönners vermählt hatte. Allein die Ehe mit dem Vicomte de Beauharnais war freudlos vom ersten Tage an, der Gatte verließ sein junges Weib und trauernd mußte die Enttäuschte in das Haus ihrer Tante zurückkehren. Da kam die große Revolution und von dem Umschwung auf allen Gebieten sollte auch die arme Verlassene Nutzen ziehen. Der Aussöhnung mit dem Gatten folgte dessen Erhebung zu hohen Ämtern und Würden, er ward Präsident der konstituierenden Versammlung, ward kommandierender General der Rhein-Armee, und Josephine konnte in ihren Salons die Größen des Tages begrüßen. Nicht lange währte der Glückstraum, gleich tausend anderen mußte auch Beauharnais während der Schreckensherrschaft die Guillotine besteigen, und seine mit ihm verhaftete Gattin bewahrte vielleicht nur ihre Schönheit vor dem gleichen Schicksal. Die Wochen, die sie im Gefängnis verbrachte, wurden für Josephine bedeutungsvoll, sie schloß sich eng an eine Mitgefangene, die graziöse Madame Tallien an, deren Haus nach dem Sturz Robespierres alles vereinte, was in Paris durch Macht, Reichtum oder Schönheit sich auszeichnete. Als der allmächtige Barras der schönen Spanierin seine Gunst zuwandte, blieb auch Josephine Beauharnais nicht unbeachtet, sie zählte bald zum „Hofstaat“ des Wüstlings und lebte lustig in den Tag hinein, unbekümmert um die Schulden, die sich Tag für Tag mehr um sie häuften: Nach außen hin die glänzende Weltdame, stets geputzt und bei keinem Vergnügen fehlend, innerhalb der vier Wände des kleinen Häuschens, das sie in entlegener Straße bewohnte, von Not geplagt, mit ihren zwei Kindern, Eugen und Hortense, beinahe darbend. „Kleidung reich und prunkvoll, Wäsche spärlich und armselig,“ so ward einmal ihr Besitz geschildert, „dreizehn elegante Roben, aber nur sechs [illegible]einige Unterröcke — das kennzeichnet die ganze Josephine!“



Konditorei der Pariser Lebewelt anno 1800.

Als Bonaparte sie zum ersten Male sah, zählte sie schon 32 Jahre; der Teint ent[illegible] der rosigen Frische der Jugend, aber die Gestalt war noch immer von vollendetem [illegible], die Stimme weich und melodisch, genug der Reize für den kleinen, unscheinbaren Corsen, [illegible] angenehm auffiel, als der leuchtende Blick der schönen Augen. Josephine stellte



Abendgesellschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

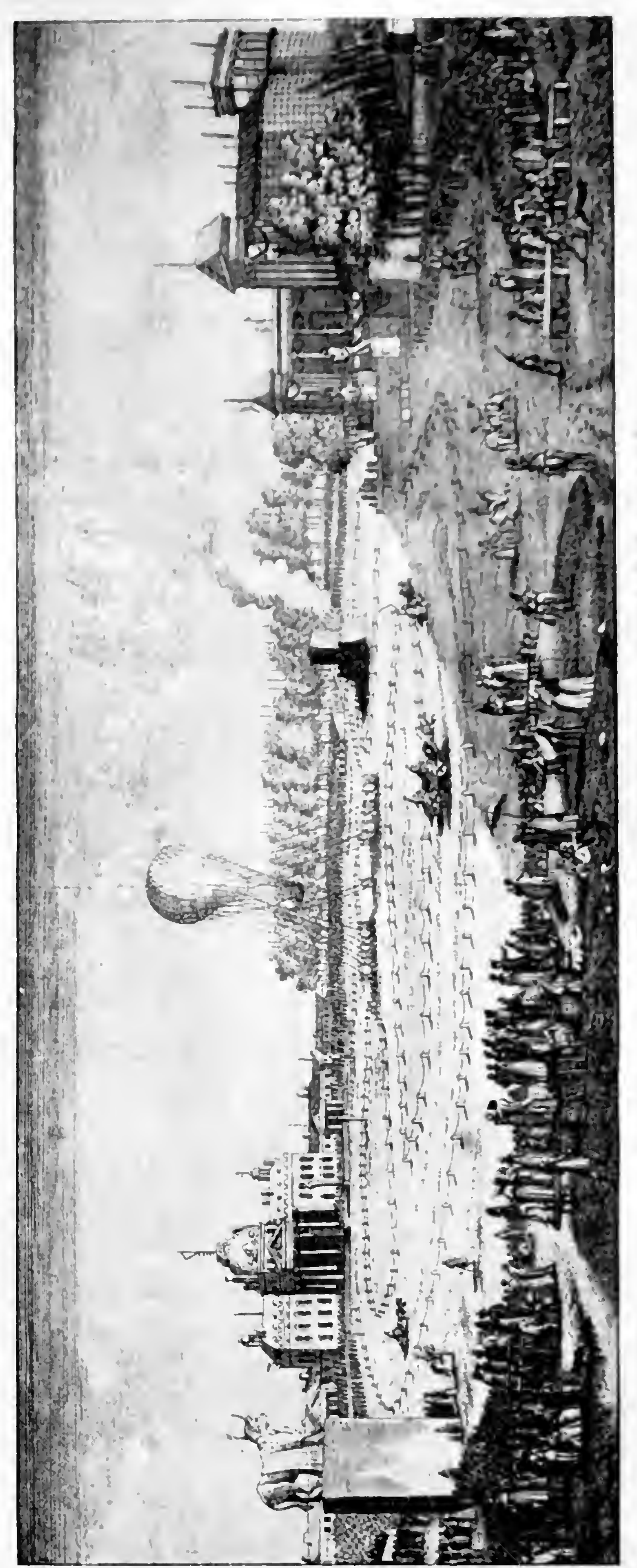
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von Bosio.

Deutsches Verla[illegible] W.

ihre Netze, sie wollte den jungen General, von dem alle Welt bereits mit Bewunderung sprach, zu ihren Füßen sehen. Sie verlangte nur seine Liebe — er bot ihr seine Hand und seinen Namen. Aus der galanten Dame, deren bewegte Vergangenheit keinem Pariser ein Geheimnis war, wurde am 9. März 1796 die Gemahlin des Feldherrn, dem gerade in jenen Tagen der Oberbefehl über die Streitkräfte in Italien anvertraut worden war. Josephine liebte ihren Gatten nicht, dachte niemals daran, ihm die eheliche Treue zu bewahren, er aber, dessen scharfem Blick sonst nichts entging, schien alles zu übersehen und verzieh, wenn er es endlich doch bemerken mußte; die Leidenschaft machte ihn lange blind für ihre Fehler. Nur so war es möglich, daß die Geliebte des Grafen Barras und anderer Größen jener Zeit, Gattin des ersten Konsuls bleiben, ja endlich Kaiserin werden konnte . . .

*

Die Umgestaltung der inneren Verhältnisse Frankreichs beschäftigte den ersten Konsul nur kurze Zeit, aber erstaunlich ist es, zu sehen, wieviel sein glänzendes Organisationstalent in wenigen Monaten zu schaffen verstand. Die Finanzen und das Gerichtswesen wurden neu geordnet und die Verwaltung der einzelnen Landesteile von Grund auf umgestaltet. Durch Edikt vom 17. Februar 1800 wurde das Präfektursystem zur Einführung gebracht, jene (auch jetzt noch bestehende) Form der Provinzialverwaltung, die dem jeweiligen



Volksfest auf dem Pariser Marsfeld zur Zeit des Konsulats.

[illegible] Da das Staatsoberhaupt [illegible] Willfährigkeit ernennen [illegible] zumeist nichts anderes waren, als [illegible] zumal neue große Aufgaben seiner [illegible] sein, um im Kampf gegen die Heere der [illegible] gewinnen zu können.

[illegible] Österreich, Rußland und England seit dem [illegible] gegen die Republik führten, war für Frankreich bisher fast [illegible] seine besten Generale, seine sieggewohnten Heere waren geschlagen [illegible] worden, und der Sieg Massenas bei Zürich bedeutete nicht viel gegenüber den schweren Niederlagen, die Moreau bei Cassano, Macdonald an der Trebbia und Joubert bei Novi erlitten hatten. Die Macht der Franzosen wäre an der Schwelle des neuen Jahrhunderts zertrümmert worden, wenn ihre Gegner nicht durch unverzeihliche Fehler sich geschädigt und zugleich den Haß der gallischen Nation geschürt hätten ... Der Kongreß zu Rastatt hatte den gleichen Verlauf genommen, wie so viele andere internationale Konferenzen bis auf unsere Tage: man stritt sich über Kleinigkeiten, führte diplomatische Komödien auf, schwatzte viel und handelte wenig; endlich aber, als bereits der neue Krieg begonnen hatte, „vertagte" man sich! Am 28. April 1799 reisten die Gesandten Frankreichs, Bonnier, Roberjot und Jean Debry ab; doch bevor sie noch den Rhein erreichen konnten, überfiel eine Schar Szekler Husaren den Wagenzug, tötete Bonnier und Roberjot, verwundete Debry schwer und raubte die Papiere, die sie mit sich führten. Ein wilder Racheschrei, der ganz Frankreich durchhallte, war die Antwort auf diese feige, unentschuldbare Greuelthat, die das Kriegsfeuer hoch auflodern ließ. Ein zweiter Fehler der Verbündeten war die Abberufung Suwarows aus Italien, die der Wiener Hofkriegsrat aus Eigennutz veranlaßt hatte, um jenseits der Alpen für die habsburgische Eroberungspolitik freie Bahn zu schaffen. Der heldenmütige Rückzug der Russen durch die unwegsamen Thäler der Hochalpen wurde der Anfang vom Ende der zweiten Koalition. Am Zarenhof war man es müde, der selbstsüchtigen Politik des Wiener Kabinets Vorspann zu leisten; Feldmarschall Suwarow wurde zurückgerufen und trat im Januar 1800 den Heimweg an.

Gesandtenmord in Rastatt.


Die Vertreter Frankreichs auf dem Rastatter Kongreß.

Diese Schwenkung der russischen Politik war nicht zum kleinsten Teil das Verdienst Napoleons, der unmittelbar nach seiner Ernennung zum ersten Konsul sichtlich bestrebt war, den Weltfrieden wiederherzustellen. Den Monarchen von England und Österreich bot er die Hand zur Versöhnung, sie schlugen sie aus; Zar Paul dagegen war entzückt von dem liebenswürdigen Entgegenkommen Bonapartes, der die russischen Gefangenen ohne Lösegeld, mit neuen Uniformen versehen, in die Heimat entließ und den Sohn Katharinas so umschmeichelte, daß der wankelmütige Herrscher aus dem Staatenbund ausschied und sich mit Frankreich zur Bekämpfung der Briten verbündete. Napoleon rüstete in größter Stille; an [illegible] fehlte es nicht, da das Aushebungsgesetz des Jahres 1798, das alle Franzosen vom [illegible] zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr dienstpflichtig machte, die Aushebung [illegible] ermöglichte. Um seine Gegner zu täuschen, stellte er den General



Übergang der französischen Armee über den Großen St. Bernhard im Mai 1800.

Nach dem Gemälde von Thévenin.

[illegible] bei Dijon [illegible], die Hauptmacht aber, die über die Alpenpässe [illegible] ward an den Ufern des Genfer Sees versammelt; ein drittes Heer, [illegible] gleichzeitig gegen die österreichische Schwarz- [illegible] Stärke von 100000 Mann den Befehlen des Feldzeug- [illegible] Erzherzog Karl freiwillig das Kommando niedergelegt hatte.

Kaum hatte Moreau seine Kolonnen in Bewegung gesetzt, da brach auch der erste Konsul — obwohl die Verfassung ihm verbot, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten — mit seiner Armee auf und rückte in Eilmärschen dem Fuß der Alpen zu. Trefflich war aber für den, angesichts der frühen Jahreszeit doppelt gefährlichen, Übergang vorbereitet: [illegible] die frommen Mönche im berühmten Hospiz auf dem großen St. Bernhard hatten reiche Vorräte aufgehäuft, um die kühnen Bergsteiger auf halbem Weg zu laben, zahllose Maultiere standen zum Transport der Munition und des Gepäcks bereit und die Geschütze waren in ihre einzelnen Teile zerlegt, die Rohre auf ausgehöhlte Baumstämme gebunden worden, um so wie auf Schlittenkufen auf den schneebedeckten, steilen Pfaden über die Bergesriesen geschleift zu werden. Napoleon liebte immer das Außerordentliche, Ungewöhnliche, der abenteuerlichen Expedition nach dem Morgenland mußte ein an Hannibals grandiosen Alpenübergang erinnernder Zug über die eisigen Höhen des schweizer Hochgebirges folgen. Das verwegene Soldatenstück gelang, fünf Tage dauerte der beschwerliche Aufstieg, dann zog das nur wenig geschwächte Heer in die italienischenFlußthäler hinab, neuen Siegen entgegen.



General Moreau.

Zwar vermochte oder wollte Napoleon dem in Genua eingeschlossenen Massena keine Hilfe mehr bringen, aber die Einnahme der ausgehungerten Hafenstadt war der letzte Erfolg der Österreicher. Wie eine Sturmflut überschwemmte die französische Armee Oberitalien, ein Teil der Kaiserlichen wurde bei Montebello, ihre Hauptmacht bei Marengo entscheidend geschlagen. Die letztgenannte Schlacht ward weniger durch das strategische Geschick Napoleons, als durch die Beharrlichkeit des Generals Desaix und die Kühnheit des Reiterführers Kellermann gewonnen; hatten doch in der ersten Hälfte des Kampfes die Österreicher solche Vorteile erreicht, daß ihr greiser Feldmarschall Melas bereits Siegesboten nach Wien entsandte. Erst die Erneuerung der Angriffe auf Desaix' Rat und die scharfen Attacken Kellermanns kehrten den halben Erfolg der Kaiserlichen in eine vollkommene, folgenschwere Niederlage. Wer in letzter Linie den Sieg herbeigeführt hatte, das war für die Allgemeinheit ohne Bedeutung, seine Ehren fielen Bonaparte allein zu. Eine einzige Schlacht hatte genügt, um der französischen Macht in Italien denselben Umfang wiederzugeben, den sie im Jahre 1797 besaß. Österreich mußte beim Abschluß des Waffenstillstandes von Alessandria ganz Norditalien preisgeben, die Verwaltung der Cisalpinischen Republik wurde wieder in der alten Form hergestellt, und schon in den ersten Tagen des Monats Juli konnte der erste Konsul als Triumphator nach Paris zurückkehren.

Schlacht bei Marengo 14. Juni 1800.

Der Friede nahte indessen trotz der schweren Wunden, die Habsburgs Macht erlitten hatte, so schnell noch nicht; die Verträge mit England banden dem Kaiser die Hände, und er mußte, trotz der Kriegsmüdigkeit seiner Völker, den unglücklichen Feldzug fortsetzen, bis die furchtbare Niederlage, die Moreau mitten im Winter bei Hohenlinden den vereinten Österreichern und Bayern (unter Führung des jungen Erzherzogs Johann) beibrachte, die verlustreichen Kämpfe endlich zum Abschluß brachte. Welch eine Wandlung in wenigen Monden! „Das Jahr 1800 hat“, so sagte das Politische Journal vom 1. Januar 1801, „die ganze Gestaltung Europas wieder umgewandelt. In seinem Anfang war Österreich Meister von ganz Italien, seine Armee hatte 25 Festungen inne und stand an den französischen Grenzen; am Ende hatten die Österreicher nur noch zwei Festungen und die Franzosen standen jenseits der österreichischen Grenze. Im Anfang des Jahres waren die Franzosen über den Rhein

Schlacht bei Hohenlinden 3. Dezember 1800.



Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800.

hinweggetrieben. Deutschland sah sich durch furchtbare Armeen beschützt; am Ende standen die Franzosen im Herzen Österreichs, nur fünf Tagemärsche von Wien. Im Anfang des Jahres standen Rußland, Österreich und England in mächtiger Freundschaftsverbindung: am Ende stand Rußland in erklärter Feindseligkeit gegen England, im Zwist mit Österreich und schickte einen Freundschafts-Gesandten nach Paris. Freunde waren Feinde geworden, die Sieger Besiegte, viele Länder hatten neue Herren.“ Am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich in ganz Europa nur noch einen Feind: Das britische Reich, dessen Seemacht sich über alle Meere erstreckte und dessen Flotten vor den französischen Häfen strenge Wacht hielten. Rußland dagegen, das kurz zuvor noch das Schwert gegen die französische Republik geschwungen hatte, segelte nunmehr vollkommen im Fahrwasser der napoleonischen Politik und verstärkte dadurch den ohnehin schon zu bedrohlicher Höhe anwachsenden Einfluß Bonapartes auf die Geschicke der alten Welt.

Die Geburtsstunde des neunzehnten Jahrhunderts umstrahlte die Morgenröte eines allgemeinen Weltfriedens: Am 1. Januar 1801 begannen in Lüneville die Unterhandlungen, die dem langen blutigen Ringen zwischen Frankreich und Österreich ein Ziel setzen sollten. Wie auf den Schlachtfeldern, so errang Napoleon auch hier einen leichten Sieg; fast allen Bedingungen, die er vorschrieb, mußte Kaiser Franz sich fügen. Starr und unerbittlich verlangte der Vertreter Frankreichs, Joseph Bonaparte, daß Rhein und Etsch künftig die Grenzen der Republik bilden und die dadurch geschädigten Fürsten Gebiete im Innern des deutschen Reiches als Ersatz erhalten sollten — Graf Cobenzl versprach alles, obwohl ohne Zustimmung des Reichstags kein Stück deutscher Erde hätte abgetreten werden dürfen. So enthielt denn der am 9. Februar 1801 unterzeichnete Friedensvertrag als sechsten Artikel die schmachvolle Bestimmung, daß „der Kaiser sowohl in seinem eigenen wie in des Reiches Namen einwillige, daß der französischen Republik fortan die Gebiete am linken Rheinufer, die bisher zum Reich gehörten, in der Weise zugehören sollten, daß künftig der Thalweg des Rheines die Grenze zwischen beiden Staaten bilde." Über 1100 Quadratmeilen Landes und mehr denn vier Millionen zumeist wohlhabende Bewohner verlor Deutschland durch den unheilvollen Pakt, der wie kein zweiter früherer Friedensschluß das alte Reich in seinen Grundfesten erschütterte.

Friede von Lüneville 9. Febr. 1801.

Noch in anderer Hinsicht war der Vertrag von Lüneville vom Übel: er zeigte, daß die deutschen Fürsten in ihrer überwiegenden Mehrzahl weder den Mut noch die Kraft besaßen, selbst die ungeheuerlichsten Forderungen fremder Nationen gemeinsam abzuwehren. Keiner lehnte gegen die Preisgabe altdeutscher Lande sich auf, keiner sträubte sich gegen die Auslieferung historisch und politisch so bedeutsamer Städte wie Mainz, Köln, Trier und Aachen. Und wie die Fürsten, so die Völker; man könnte beinahe sagen, daß die Bevölkerung der linksrheinischen Länder die welschen Eroberer mit offenen Armen empfing, weil sie — nicht mit Unrecht — von dem neuen kraftvollen Herrscher mehr Freiheit und eine gerechtere Verwaltung erwartete, als sie bisher ihr beschieden war.

Wenige Jahre hatten genügt, um das politische Schwergewicht in Europa vollständig zu Gunsten Frankreichs zu verschieben, und das ohnehin leicht zu entflammende gallische Volk hielt deshalb nicht mit Beweisen der Dankbarkeit für den, der es aus dem Abgrund so rasch auf die Höhe des Ruhmes geführt hatte, zurück. Die ganze Nation lag zu Füßen Napoleons, und gegenüber dieser allgemeinen Verehrung fielen die nie gelungenen Versuche seiner Gegner, den ersten Konsul durch Gewalt oder Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, nicht ins Gewicht. Alles freilich, was man beim Sturz der alten Königsherrschaft in Paris ersehnt und erstrebt hatte, war durch Napoleons militärische Triumphe nicht erreicht worden: Die Revolutions-Ideen, die nach dem dreisten Prahlen ihrer Väter in wenigen Jahren den ganzen Erdkreis erobern sollten, hatten nur in wenigen Ländern, nur dort, wo das französische Schwert ihnen den Weg bahnte, Aufnahme gefunden, und Frankreich selbst ließ sich, kaum daß es die alten Fesseln abgeworfen hatte, willig in neue despotische Bande schlagen. Der christlichen Kirche und ihrem Kultus war von den Königsmördern der Krieg erklärt worden, aber schon bald nach der Einsetzung des Konsulats unterhandelte man mit Rom, und Papst Pius VII., der seit dem 14. März 1800 auf dem Stuhle St. Peters saß, erlebte den Triumph, daß der mächtigste Mann seiner Zeit dem römischen Klerus die Thore Frankreichs wieder öffnete, weil er erkannt hatte, daß kein Volk ohne den Glauben an Gott bestehen könne. Napoleon selbst war weder eifriger Katholik, noch überhaupt gläubiger Christ, aber der Gedanke, daß der oberste Fürst seiner Landeskirche die demokratische, mit dem Blute



Papst Pius VII. — Nach einer Zeichnung von Isabey.

[illegible] für vereinbar mit den starren Geboten [illegible] Bestrickendes. Pius VII. war kein Fanatiker [illegible] zum Kampf bereit; er sträubte sich nicht lange gegen die [illegible] hatte, und so kam schon am 15. Juli 1801 das Kon[illegible] kirchliche Ruhe in Frankreich wiederherstellte, zugleich aber allen [illegible] gleiche Rechte einräumte und die im Jahre 1792 eingeführte [illegible] In den Priestern hoffte Napoleon weitere Stützen seiner Macht zu erhalten, in dem Papst ein gefügiges Werkzeug seiner monarchischen Pläne; daß er sich darin nicht getäuscht hatte, sollte bald offenbar werden . . .

Luftballon-Projekt aus dem Jahre 1804,
zur Überführung von je 3000 französischen Soldaten nach England.

Dem Frieden mit den Herrschern des Kontinents folgte im Jahre 1802 auch die Einstellung des Streites mit England, der von beiden Teilen große Opfer verlangt hatte. Der britische Handel hatte durch den Jahre dauernden Kriegszustand schwer gelitten und die zu ungeheuerlicher Höhe angewachsene Staatsschuld den Steuerdruck schier unerträglich gemacht. Dazu war die Notwendigkeit gekommen, in den nordischen Meeren eine starke Flotte zu unterhalten, um dem vom Zaren Paul begründeten Bund der neutralen Mächte — Rußland, Preußen, Dänemark und Schweden — die Spitze bieten zu können. Das Inselvolk sehnte sich nach Ruhe und die öffentliche Meinung verlangte die Einstellung der Feindseligkeiten so laut und gebieterisch, daß der leitende Minister Pitt von seinem Posten zurücktrat, um nicht mit seiner bisherigen Politik in Widerspruch geraten zu müssen. Andrerseits verlor Frankreich in jenen Tagen seinen mächtigsten und eifrigsten Bundesgenossen im Kampf gegen die Briten: Zar Paul I., der durch seine Grausamkeit den Haß aller, selbst seiner nächsten Umgebung, geweckt hatte, war das Opfer einer Palastrevolution geworden; in der Nacht zum 24. März 1801 hatten [illegible] Adel angehörenden Verschwörer den launenhaften Herrscher im Schlafgemach [illegible] seinen jungen Sohn Alexander zum Herrscher ausgerufen. Ein großes Hindernis [illegible] zwischen Frankreich und England war damit aus dem Wege geräumt, und

so konnten denn die zu Amiens geführten Verhandlungen am 27. März 1802 endlich zum Abschluß kommen. Ihr wichtigstes Resultat war die Rückgabe Ägyptens an die Pforte — ein Beweis dafür, daß die Expedition des Jahres 1798 Frankreich keinen der von Bonaparte erträumten Vorteile gebracht hatte. Von langer Dauer konnte bei dem eigenartigen Charakter der beiden Völker die friedliche Ruhe freilich nicht sein, schon im Mai 1803 erklärte England aufs neue dem Nachbarland den Krieg, und wiederum boten, wie an anderer Stelle noch ausführlicher geschildert werden wird, beide Völker alles auf, um sich zu schädigen. Friede von Amiens. 1802

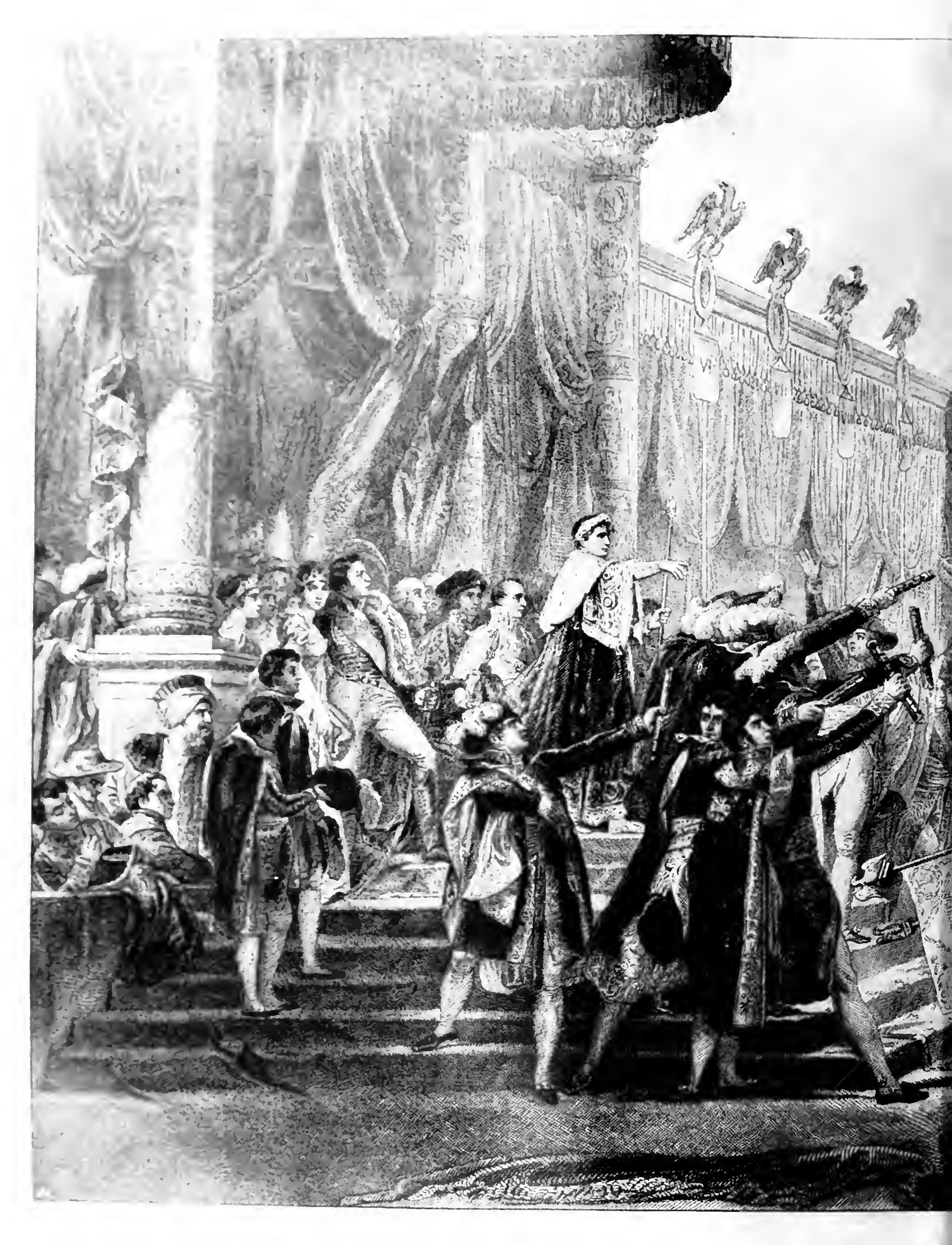
Folgen wir indessen zunächst den Schicksalen Napoleons bis zu dem Tage, an dem er die Kaiserkrone sich aufs Haupt setzte: Nach der Verfassung des Jahres VIII war die Amtsdauer des ersten Konsuls auf ein Dezennium beschränkt; es hieß also zunächst, die Ernennung auf Lebenszeit durchzusetzen. Napoleon selbst hielt sich im Hintergrund und ließ die Schar



Napoleon empfängt das Dekret seiner Ernennung zum Kaiser der Franzosen.
Nach dem Gemälde von Rouget in der Galerie zu Versailles.

seiner ergebenen Trabanten alles vorbereiten. Im Mai 1802 mußte die ganze Nation darüber abstimmen, ob Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit erwählt werden solle; das Ergebnis konnte für niemanden zweifelhaft sein: dreieinhalb Millionen stimmten mit „ja", nur wenige Tausend mit „nein". Mit raschen Schritten ging es nunmehr der Monarchie zu. Schon im Frühling des Jahres 1804 tauchte im Tribunat der Vorschlag auf, dem ersten Konsul die erbliche Kaiserwürde anzutragen, und um die Mitte des Monats Mai war die Ernennung vom Senat gutgeheißen und durch eine neuerliche Volksabstimmung gebilligt.

Napoleon Bonaparte ward Kaiser der Franzosen und die Einsetzung in die neue Würde sollte nach seinem Wunsch mit einem Pomp geschehen, wie Frankreich, ja die ganze Welt ihn nie zuvor gesehen hatte. Aus eigener Kraft war er so hoch gestiegen, nur seinen Fähigkeiten verdankte er den beispiellosen Erfolg, kein anderer sollte ihm deshalb die Cäsarenkrone, das Zeichen der höchsten Macht aufs Haupt setzen; aber genau wie die der Beherrscher Kaiserreich.



Louis David, Verteilung neuer Feldzeichen

Original in der



ser Napoleon I. am 5. Dezember 1804.

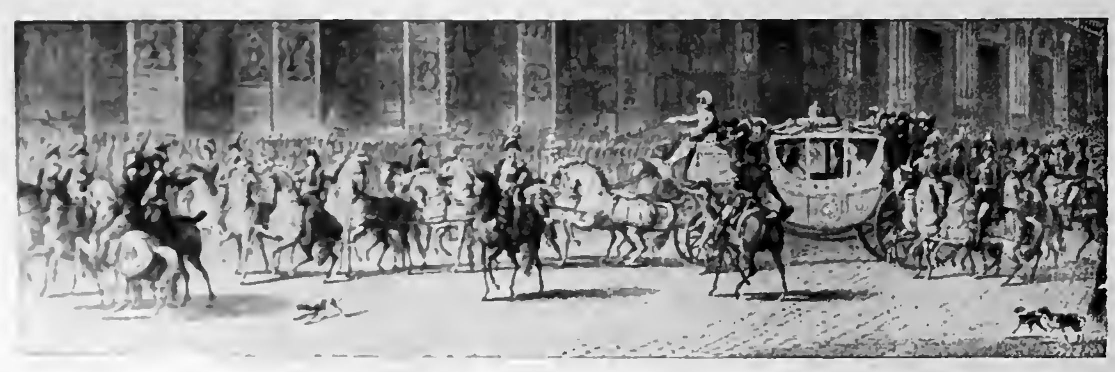
Versailles.

[illegible] Manier sollte auch seine Krönung sich abspielen — der Papst selbst mußte [illegible] Papst eilen, um in der ehrwürdigen Notre-Dame-Kirche ihn feierlich zu salben.

Pius VII. willfahrte dem Wunsche des neuen Monarchen; mitten im Winter brach er aus der Ewigen Stadt auf und zog über die schneebedeckten Alpen nach den Ufern der Seine, um am 2. Dezember 1804 die heilige Handlung an dem Sohne und Erben der Revolution zu vollziehen. Wie in den Feldzügen, so bestimmte Napoleon auch bei der Krönung jede Einzelheit; nichts Prächtigeres sollte je zuvor sich abgespielt haben! Der ganze Hof war in fieberhafter Thätigkeit, um all die hundert kostbaren Kostüme rechtzeitig fertig zu stellen und die genau verteilten Rollen so fest sich einzuprägen, daß auch nicht der leiseste Mißklang das sorgsam ausgearbeitete Zeremoniell stören könnte; man hielt lange Proben ab, um die Stellung jedes einzelnen Hauptbeteiligten zu bestimmen — für Meister David die beste Gelegenheit, schon im voraus Studien zu seinem berühmten Krönungsbilde zu machen.

In den letzten Tagen des November traf der Papst, von Napoleon in Fontainebleau begrüßt, in Paris ein. Eine Überraschung harrte seiner: Josephine vertraute ihm an, daß sie nach den Gesetzen der Kirche noch nicht die rechtmäßige Gattin des Kaisers sei, weil damals, anno 1796, eine „andere Mode“ geherrscht habe. Pius der Milde ließ sich nicht vergebens bitten: „Friede sei mit Ihnen, meine Tochter, es wird sich alles machen lassen!“ Am 1. Dezember wurde denn auch der Akt der Trauung nach den Geboten der katholischen Kirche vollzogen.

Strahlender Sonnenschein durchflutete Straßen und Plätze, als am Morgen des 2. Dezember die Krönungsfeier ihren Anfang nahm. Zuerst fuhr der Papst, allerorten ehrfurchtsvoll begrüßt, nach der Kathedrale, eine Weile später das Kaiserpaar. Brausender Jubel, das Geläute aller Glocken und der Donner der Geschütze begleiteten den vergoldeten, von acht isabellenfarbigen Rossen gezogenen Prunkwagen von den Tuilerien bis zur Notre-Dame-Kirche, deren weiten Raum hunderte von Würdenträgern und schönen, reichgeschmückten Frauen füllten. Vor den Stufen des Altares empfing der Papst das Kaiserpaar, salbte die Stirn Napoleons und reichte ihm die Krone, die dieser sich aufs Haupt setzte. Dann wandte der Gekrönte sich der knieenden Kaiserin zu und schmückte ihr vom Glück verjüngtes, schönes Haupt mit dem funkelnden Geschmeide. Der Abend war bereits hereingebrochen, als die feierliche Handlung endlich ihr Ende erreicht hatte und die Majestäten durch ein Spalier von zehntausend berittenen Fackelträgern zum Schlosse zurückkehren konnten. — Dem prunkvollen Fest schloß sich ein Dutzend anderer an — als glänzendstes die Verteilung neuer Feldzeichen auf dem Marsfeld — Paris wollte zeigen, daß es dem neuen Herrscher auch das Wiedererstehen seines Reichtums verdanke. Napoleon hatte den Grundcharakter der französischen Nation richtig erkannt: Um Ruhm und Ehren, um Pracht und Glanz opferte sie gern das kostbarste aller irdischen Güter — die Freiheit . . .



Ankunft des Krönungszuges vor der Notre-Dame-Kirche.

Erklärungs-Tafel zu dem Bilde: „Salbung Na



1. Napoleon I.
2. Kaiserin Josephine.
3. Papst Pius VII.
4. [illegible] Erz-Schatzmeister.
5. [illegible] Erz-Kanzler.
6. [illegible] n Neuf-Châtel.
7. [illegible]
8. [illegible] n [illegible]
9. [illegible]
10. [illegible]
11. [illegible]

12. Italienische Priester.
13. Cardinal Caprara.
14. Cardinal Braschi.
15. Griechischer Bischof.
16. Großherzog von Berg.
17. Marschall Serrurier.
18. Marschall Moncey.
19. Marschall Bessières.
20. Der Ober-Ceremonienmeister.
21. General d'Hardville.
22. Der General-Schatzmeister des Kaisers.

23. Madame de la
24. Madame de la
25. Der Erzbischof v
General-Vica
26. Laetitia, Napole
27. Madame de Fon
28. Kammerherr de
29. Kammerherr de
30. Madame Soult,
31. Oberstallmeister
32. König von Nea

ons I. und Krönung der Kaiserin Josephine".



oucauld.
r.
is und seine beiden

lutter.
s.
Brissac.
lle.

aumont.

33. König von Holland.
34. Großherzogin von Berg.
35. Prinzessin Borghese.
36. Prinzessin Bacciochi.
37. Königin von Neapel.
38. Prinz Napoleon.
39. Königin von Holland.
40. Junot, Gouverneur von Paris.
41. de Rémusat, Präfect des Schlosses.
42. Kammerherren.
43. Groß-Marschall Duroc.

44. Marschälle Lefebvre, Kellermann und Perignon.
45. Admiral Gravina.
46. Graf Cobenzl, österreichischer Botschafter.
47. Mareschalchi.
48. Gesandter der Vereinigten Staaten.
49. Gesandter der Hohen Pforte.
50. Verschiedene berühmte Maler, Bildhauer, Altertumsforscher, Dichter u. s. w.



Salbung Napoleons I. und Krönung der Kaiser

(Original im Lou



Josephine in der Notre-Dame-Kirche zu Paris (2. Dezember 1804).
Museum zu Paris.)

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

No. 2. Von GOTTES Gnaden
Friedrich Wilhelm,
König von Preußen, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Unsern Gnädigen Gruß zuvor! Lieben Getreuen!

Es ist Euch am 8ten Octbr. 07. eine Rechnung der Salarienkasse Unsers Kammergerichts, wornach Ihr in Sachen wider das Haupt-Consistorium

3. Rthlr. 8 ,Gr. 3. Pf. Gebühren und Auslagen an selbige restiret, zur Bezahlung binnen acht Tagen mitgetheilt. Da Ihr aber diesem nicht nachgekommen; so haben Wir Euch an die ~~Bezahlung~~ postfreye Einsendung sothaner 3. Rthlr. 8 Gr. 3 Pf. und zwar binnen acht Tagen, an den Rendanten Glauflügel, gegen dessen und des Controlleur Köppen Quittung hiermit erinnern wollen, anderergestalt Wir Uns genöthiget sehen werden, die Execution dieserhalb gegen Euch zu verfügen. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Berlin, den 8 ten November 1807.

[Unterschrift]

Berliner Mahnzettel aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.



Nordlicht, am 19. September 1803 von Langsdorff an der norwegischen Küste beobachtet.

Forschungsreisen.

Wie auf vielen anderen Gebieten, so hat auch auf dem der wissenschaftlichen Erforschung der Erdoberfläche das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten wacker vorgearbeitet. Namentlich in seinem letzten Drittel gab es durch die Großthaten des englischen Weltumseglers James Cook den Anstoß zu einer so glänzenden Epoche der geographischen Forschung im Verlauf unseres Jahrhunderts, daß neue große Entdeckungen für die Zukunft ausgeschlossen erscheinen. Mit Cook begann thatsächlich erst die Zeit der vorwiegend idealen Zwecken dienenden Reisen, während früher, die Fahrten des großen Abel Tasman und weniger anderer ausgenommen, das Streben nach einer Bereicherung der Wissenschaft den materiellen und fanatischen Motiven gegenüber kaum hervorgetreten war. Für die Folgezeit wurde dies anders. Zwar nahmen die geographischen Forschungsreisen in dem auf Cooks tragisches Ende folgenden Jahrzehnt noch nicht jenen Umfang an, den man nach dem durch die drei Reisen des großen Entdeckers erweckten Enthusiasmus hätte erwarten können; aber nachdem zu London am 9. Juni 1788, hauptsächlich auf das Betreiben des Gefährten Cooks auf dessen erster Reise, Sir Joseph Banks, die African Association, die älteste geographische Gesellschaft der Welt, sich konstituiert hatte, begann für die wissenschaftliche Erforschung der Erdoberfläche eine Periode, die in dem Kulturbild des zur Rüste gehenden Jahrhunderts eine ebenso ehrenvolle und glänzende Stellung einnimmt, wie sie in dem unendlichen Kriegsgewirr des anbrechenden neuen Jahrhunderts als eins der wenigen friedlichen Momente erstrahlt.

[illegible] darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, [illegible] Erforschung des [illegible] Erdteils System gebracht zu haben. [illegible] Jahr 1788 beschränkte sich auf die schmale Küstenzone, [illegible] an der Südspitze, in Senegambien und im Nordosten [illegible] tiefer eingedrungen; die Karte des Innern war eine weite, [illegible] der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und [illegible] einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern [illegible] Seit alters her hatten die hydrographischen Probleme des inneren Afrika die [illegible] beschäftigt, dem „caput Nili quaerere“, dem Suchen nach den Quellen des Nil, [illegible] der Ergründung des Laufes des sagenhaften Niger hatte man immerdar eine große Aufmerksamkeit geschenkt. Herodot hatte in ihm nur einen Quellfluß des Nil vermutet, der [illegible] gelehrte, numidische König Juba dagegen ihn im westlichen Afrika entspringen [illegible] nach einem unterirdischen Lauf, als Nil in Ägypten ans Licht treten lassen, eine Vermutung, die im Lauf der Jahrtausende, über Plinius und Edrisi hinweg, keineswegs aus der Welt geschafft, sondern nur dahin modifiziert worden war: fließt der Niger nach Westen oder nach Osten? ergießt er sich als Senegal oder als Gambia in den Atlantischen Ocean? bildet er den Oberlauf des Nil, oder endet er in einem Binnensee? Dieses Rätsel zu lösen, hatte sich die Afrikanische Gesellschaft in erster Linie als Aufgabe gestellt. Mit bewundernswerter Energie und Umsicht war sie an die Lösung herangetreten, und ob auch die ersten Forscher, die sie aussandte, Ledyard und Houghton, schon im Beginn ihrer Reisen den Gefahren des Erdteils erlagen, ob auch Lucas, vor der Größe seiner Aufgabe erschauernd, fast noch an der Küste umkehrte — sie ließ das gesteckte Ziel nicht aus den Augen. Im Jahre 1795 hatte sie den schottischen Wundarzt Mungo Park vom Gambia aus ins Innere gesandt; Park hatte unter namenlosen Beschwerden und Gefahren thatsächlich den oberen Niger im Reich Bambarra erreicht und war im September des Jahres 1797 glücklich wieder nach England zurückgekehrt, fast genau an demselben Tage, an dem ein anderer Abgesandter der Londoner Gesellschaft den Boden Afrikas im Norden betrat — der Deutsche Friedrich Hornemann, ein Hildesheimer Pastorensohn.

Mungo Parks 1. Reise 1795–97.

Jetzt, ein volles Jahrhundert nach jener Zeit, fällt es uns Deutschen schwer, in die damalige Sachlage uns hineinzuversetzen. Wir haben jetzt ein geeintes, mächtiges Reich und Kolonien, in denen deutsche Forscherthätigkeit für Wissenschaft und Vaterland sich einzusetzen genugsam Raum und Gelegenheit findet; nicht weit jedoch liegt die Zeit zurück, wo es den Deutschen versagt war, im Dienst des Vaterlandes als Pioniere der Wissenschaft hinauszuziehen in ferne, unerforschte Lande. Es gab eben in dem geographischen Begriff, Deutschland geheißen, keine Macht, die sich zu Kulturaufgaben außerhalb ihres Gebiets aufzuschwingen vermocht hätte. So sehen wir denn von den ersten Tagen des Zeitalters der großen Entdeckungen an, vom Ritter Behaim bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus, bis auf Barth, Overweg und Vogel, wie ein Sohn der deutschen Erde nach dem andern in edler Selbstlosigkeit Geist und Körper in den Dienst fremder Völker stellt, zur Mehrung deutschen Ruhmes zwar, aber zur Vergrößerung fremder Macht. Auch Hornemann gehört zu dieser edlen Schar; er war für Afrika der erste Deutsche überhaupt, der als [illegible] Reisender in fremdem Interesse den verderbenschwangeren Boden des [illegible] Weltteils betrat, und wie er damit das Vorbild für zahlreiche Landsleute geworden, [illegible] auch als Erster dem mörderischen Klima des dunklen Erdteils zum Opfer gefallen.

Hornemanns Expedition nach dem Niger.

Hornemann war durch den großen Göttinger Gelehrten Blumenbach der Londoner Gesellschaft empfohlen worden. Körperlich vortrefflich für den schweren Beruf des Forschungsreisenden ausgerüstet und wissenschaftlich vollkommen vorbereitet, hatte er den Auftrag bekommen, den Niger vom Nordrand des Erdteils her zu erstreben. Ende September 1797 finden wir ihn in Kairo, von wo er im folgenden Frühjahr nach dem Sudan aufzubrechen gedachte. Er hat diesen Termin nicht innezuhalten vermocht; Pest, Geldverlegenheit und andere widrige Umstände verzögerten die Abreise von Monat zu Monat, und als der Aufbruch endlich in naher Aussicht stand, trat ein Ereignis ein, das die Reise des jungen Deutschen überhaupt in Frage stellte — die Landung Bonapartes auf ägyptischem Boden. Die befürchtete Störung seiner Pläne blieb indessen aus. Wie Bonaparte stets ein eifriger Förderer der Wissenschaft gewesen, so hat er auch Hornemann in einer Weise unterstützt, die ihm selbst bei den ihm doch keineswegs freundlich gesinnten Engländern die vollste Anerkennung eintrug. So konnte denn der Reisende am 5. September 1798 endlich gen Westen ziehen. Hornemanns Reise hat sich ungemein erfolgreich gestaltet; er hat als erster Europäer den ganzen Norden der östlichen Sahara durchzogen, hat auf dem Wege von Kairo nach Mursuk zur Hälfte Wege beschritten, auf denen er ohne Nachfolger geblieben ist; er hat in der Oase Siwah das Heiligtum des ägyptischen Sonnengottes wiedergefunden, und wir verdanken ihm die erste auf eigene Beobachtungen gegründete Kunde von Fessan. Auch den Niger, sein eigentliches Ziel, hat er zweifellos erreicht; den Triumph des Siegers aber hat er nicht genossen, denn seit den ersten Monaten des neuen Jahrhunderts ist er verschollen — an den Ufern des so heiß erstrebten Stromes ist er, wahrscheinlich im Frühjahr 1801, dem Klima erlegen, fast genau fünf Jahre früher, als sein Schicksalsgenosse Mungo Park, der auf seiner zweiten Reise in derselben Gegend einen tragischen Tod fand . . . Die zweite Reise des berühmten Schotten, die er im Dienst der britischen Regierung 1805 begann, bildet in der Periode des Nigerproblems, das 1830 seine Lösung fand, einen vorläufigen Abschluß. Aufs reichlichste ausgerüstet, drang Mungo Park vom Gambia aus durch unwegsames Gebirgsland gen Osten vor; doch von dreiundvierzig Begleitern brachte er nur elf krank und entkräftet an den Niger, dessen Befahrung der eigentliche Zweck des Unternehmens war. Auf einem Boot, das die Reisenden sich selbst bauten, trat der kühne Schotte am 21. April 1805 die verhängnisvolle Stromfahrt an, machte bei Marabu und Sansandig Halt, schickte im November 1805 einen seiner Begleiter, den Kaufmann Isaac, mit den Tagebüchern nach dem Gambia zurück, und setzte dann anfangs 1806 mit nur wenigen Soldaten die Reise stromabwärts fort. Leider mißlangen alle Versuche, mit den Anwohnern



Mungo Park.

Mungo Parks 2. Reise 1805.

[illegible] und in den Kämpfen mit den Tuareg von Kabara schmolz die [illegible] Zuletzt allein im heldenmütigen Widerstand, fuhr Mungo Park [illegible] um, nahe am Ziel, bei Bussa auf der Flucht [illegible] Ertrinken sein Ende zu finden. Zwar hatte er einen großen Teil des [illegible] Mittellaufes des Stromes befahren und festgelegt, aber der [illegible] des Flusses, also das Rätsel selbst, war auch durch ihn [illegible] So blieb es, trotz einer ganzen Reihe von Versuchen, [illegible] Vierteljahrhundert hindurch, bis zu Richard Landers prächtiger Stromfahrt.

[illegible] Afrikan-Association für die Nigerforschung, bedeutet die ägyptische Expedition [illegible] für das Niltal. Blieb jene bis zur Festlegung des Stromlaufs die Aufgabe [illegible] die Wiederentdeckung des alten Ägypten die Kraft eines ganzen Volkes. [illegible] auch der französisch-ägyptische Feldzug von 1798 in erster Linie der politischen [illegible] an, so sind gleichwohl die Leistungen des gewaltigen Stabes von Forschern und [illegible] im Gefolge des Eroberers, trotz des durch die Kriegslage beschränkten Raumes und der durch die politische Konstellation bedingten knappen Zeit von wenigen Jahren, wie auf so vielen anderen Gebieten des Wissens so auch für die Erdkunde grundlegend für lange Zeit geworden; sie sind ein hellleuchtender Glanzpunkt in der Geschichte der Wissenschaften und ein bleibendes Denkmal, das der geniale Corse sich gesetzt hat. Was Cooks Reisen und die Nigerforschung für die Erweiterung des Wissens von der Erdoberfläche, das ist Napoleons Expedition für deren Vertiefung, und in diesem Sinne steht sie ebenbürtig neben jenen. Gemeinsam mit der berühmten fünfjährigen Reise Humboldts bilden diese Ereignisse die wahren Eingangspforten für das Zeitalter der wissenschaftlichen Forschung.

Alex. v. Humboldt.

Die Größe Alexanders von Humboldt gründet sich darauf, daß er die Erdkunde, die vor ihm noch wenig mehr als eine Ortskunde gewesen war, durch neue und vielseitige Aufgaben bereichert und zu einer Naturkunde der Erdräume erhoben hat. In diesem Sinne ist fast alles, was er zur Förderung der Wissenschaften beigetragen hat, der Erdkunde zu gute gekommen, und mit keiner glänzenderen wissenschaftlichen Leistung konnte das neue Jahrhundert beginnen, als mit jener langen Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Weltteils, die wie kaum eine andere für die Naturwissenschaften Epoche machte, den Glanzpunkt seines Schaffens darstellte und die ihn selbst auf jene hohe Stufe hob, auf der er als der erste Naturforscher seiner Zeit einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt hat. Humboldts Verdienst besteht nicht in einer Vermehrung der Zahl der bekannten Weltteile, und nichts ist verfehlter, als ihn, wie es von berufenster Seite sogar, von Karl Ritter, geschehen, den Wiederentdecker Amerikas zu nennen. In der ganzen langen Zeit zwischen dem 16. Juli 1799,

Amerika.

wo er den Boden Südamerikas in Cumana betrat, und dem 9. Juli 1804, wo er sich in Philadelphia nach der Heimat einschiffte, hat er weder in Venezuela noch am Orinoko, weder in Westindien noch auf den Höhen der Cordilleren, weder in Mexiko noch in Nordamerika Landstriche besucht, die nicht schon im wesentlichen vor ihm bekannt gewesen wären. Darin liegt auch nicht seine Größe, sondern in der Thatsache, daß er sich alle im achtzehnten Jahrhundert gewonnenen Erkenntnisse angeeignet und sie als reisender Beobachter zuerst angewendet hat. Die Richtung seines Geistes, die zur geistigen Richtung seines Jahrhunderts geworden ist, trachtete in allen Stücken nach dem Vergleich, von der Voraussetzung [illegible], daß die Bedeutung des einzelnen erst durch seine Stellung im ganzen erkannt [illegible]. So ist er der Begründer der Klimatologie und plastischen Geographie, der Physik



Cheops-Pyramide und Sphi

Nach einem A



-loß bei Gizeh in Unter-Ägypten.

von David Roberts.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.





Alexander von Humboldt.
Nach dem Gemälde von C. Begas.

des Meeres und der Pflanzengeographie; er hat die reihenweise Anordnung der Vulkane und die örtlich verschiedene Intensität der magnetischen Kraft erkannt; Geologie und Astronomie, Botanik und Mineralogie haben durch ihn wie kaum durch einen anderen Forscher vor ihm Bereicherung erfahren. Aber auch die Bewohner der von ihm durchreisten Länder haben sein Interesse gefesselt und ihn zu den bedeutsamsten Arbeiten über die Abstammung, die Sprachen und Kulturzustände, die Wanderungen und die Zeitrechnung der alten Mexikaner und Peruaner veranlaßt. Und gleichwie mit ihm in der Länderbeschreibung eine neue Zeit begonnen, so hat er schon bald nach seiner Rückkehr in seinen „Ansichten der Natur“ für das künstlerische und wissenschaftliche Gemälde der Natur ein noch immer unerreichtes Vorbild geschaffen.

Durch eine Reihe von Umständen verhindert, seinen ersten Reiseplänen zu folgen, hatte Alexander von Humboldt sich in Begleitung des Botanikers Aimé Bonpland am

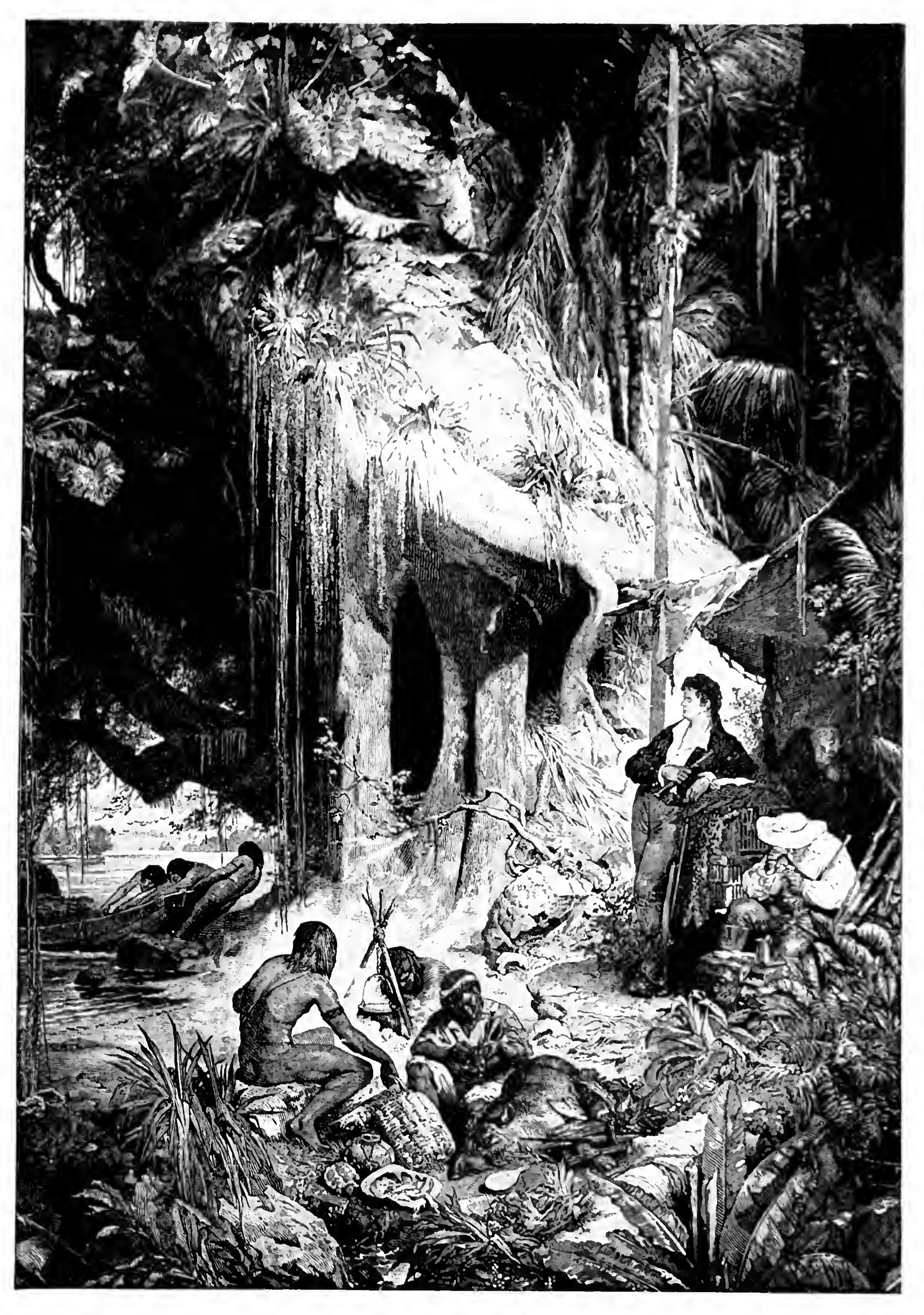
[illegible] welt eingeschifft. Seine früheren Pläne, [illegible] gelehrten Expedition Ägyptens sich anzuschließen, oder [illegible] Baudin die Erde zu umsegeln. Beides war fehl- [illegible] am Glück; denn weder hätte das einförmig gegliederte [illegible] Landungen dem universalen Forscher Gelegenheit [illegible] bieten können. So sehen wir mit Genugthuung [illegible] den Pic von Teyde auf Teneriffa erstiegen, am 16. Juli 1799 [illegible] betreten. Im Februar 1800 finden wir sie am insel- [illegible] wieder an der Küste, von der im März die denkwürdige Wanderung über die [illegible] begann. Am 4. April war der Orinoko erreicht, der zu Berg [illegible] von San Fernando am Atabapo befahren wurde, bis die Schiffbarkeit auch der Zuflüsse ihr Ende erreichte. In die ersten Tage des Mai fiel dann die Befahrung — nicht die Entdeckung, die schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurücklag — der berühmten Bifurcation (Gabelteilung) des Casiquiare, der Verbindung zwischen den Riesenstromsystemen des Orinoko und des Amazonas; in das Ende des Monats die Thalfahrt auf dem Orinoko bis Angostura. Am 24. November verließen die beiden Forscher das Festland, um sich Westindien, speciell Cuba, zuzuwenden; doch schon am 30. März des folgenden Jahres finden wir sie wieder in ihr altes Forschungsgebiet Südamerika zurückgekehrt, wo sie den gewaltigen Magdalenenstrom nach Santa Fé de Bogotá aufwärts gingen, um von dort aus am 6. Januar 1802 nach Quito zu gelangen.



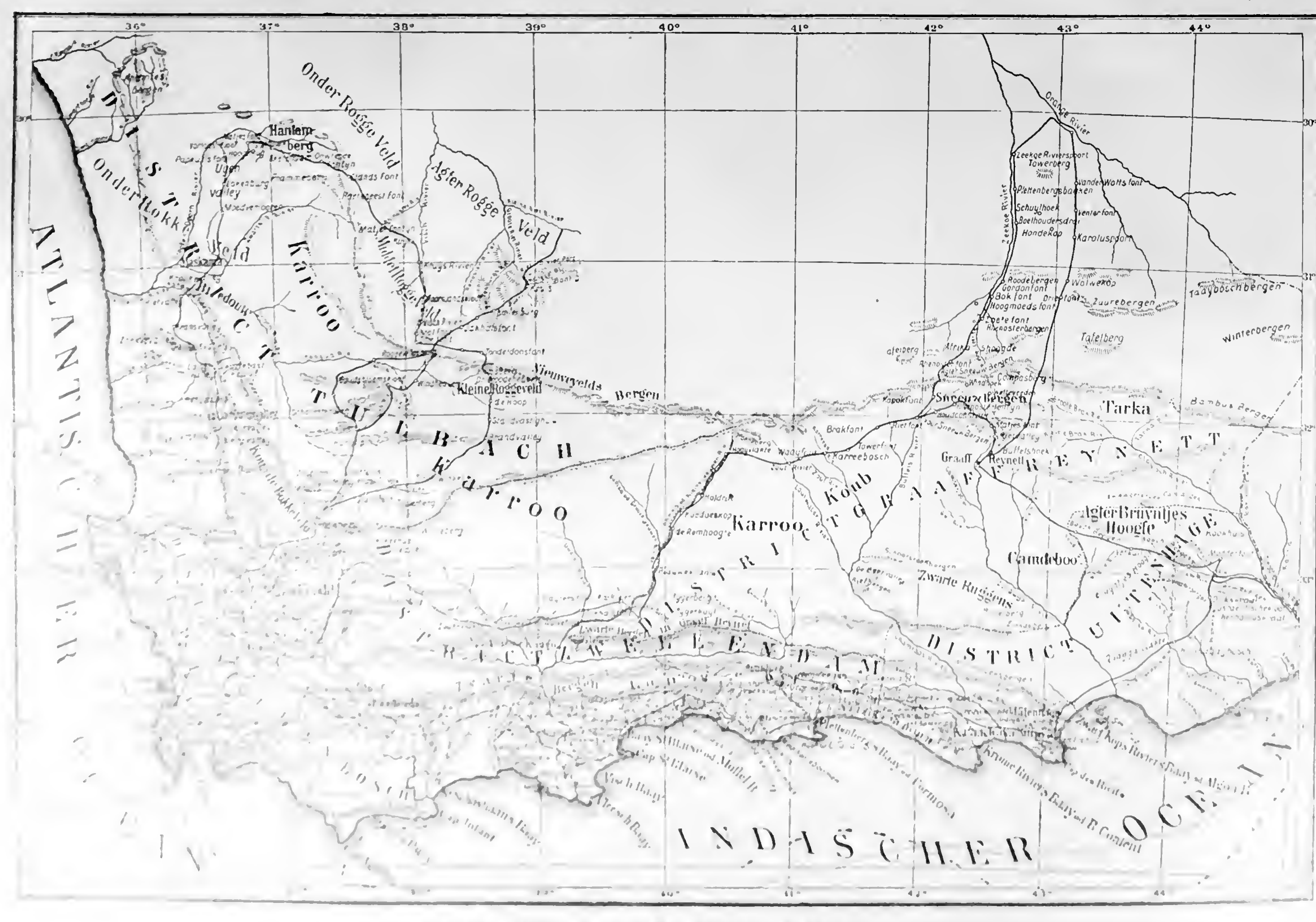
Hinrich Lichtenstein.

Über ein Jahr lang blieben die beiden Reisenden im Gebiet der Cordillere; bald sehen wir Humboldt, den am „höchsten gestiegenen Sterblichen“, hoch am Gipfel des Chimborazo, bald in den Chinawäldern tief am Ostfuß der Anden; bald an den heißen Quellen von Caxamalca, bald an den Gestaden des Stillen Oceans. In Guayaquil nahm er endlich um die Mitte des Februar 1803 für immer Abschied vom Boden Südamerikas, betrat Ende März, nach beschwerlicher Fahrt, bei Acapulco die Küste Mexikos und schon im April die Hauptstadt. In schneller Folge bereiste er den Nordwesten des Landes bis zu den berühmten Bergwerken von Guanajuato, besuchte das heiße Michoacan, den Vulkan Jorullo und kehrte dann über das Hochland von Toluca nach Mexiko zurück, wo er im Jahre 1804 die Höhenmessungen des Popocatepetl und des Iztaccihuatl beendete und am Cofre de Perote vorüber nach dem paradiesischen Jalapa und tiefer in den heißen Küstenstrich von Veracruz hinabstieg. Zwei Monate weilte er noch in Havana; dann trieb es ihn der Heimat zu. Über Philadelphia und Washington zog die Heimreise des Forscherpaares, das am 3. August 1804, nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit, in Bordeaux zuerst wieder den Fuß auf europäischen Boden setzte.

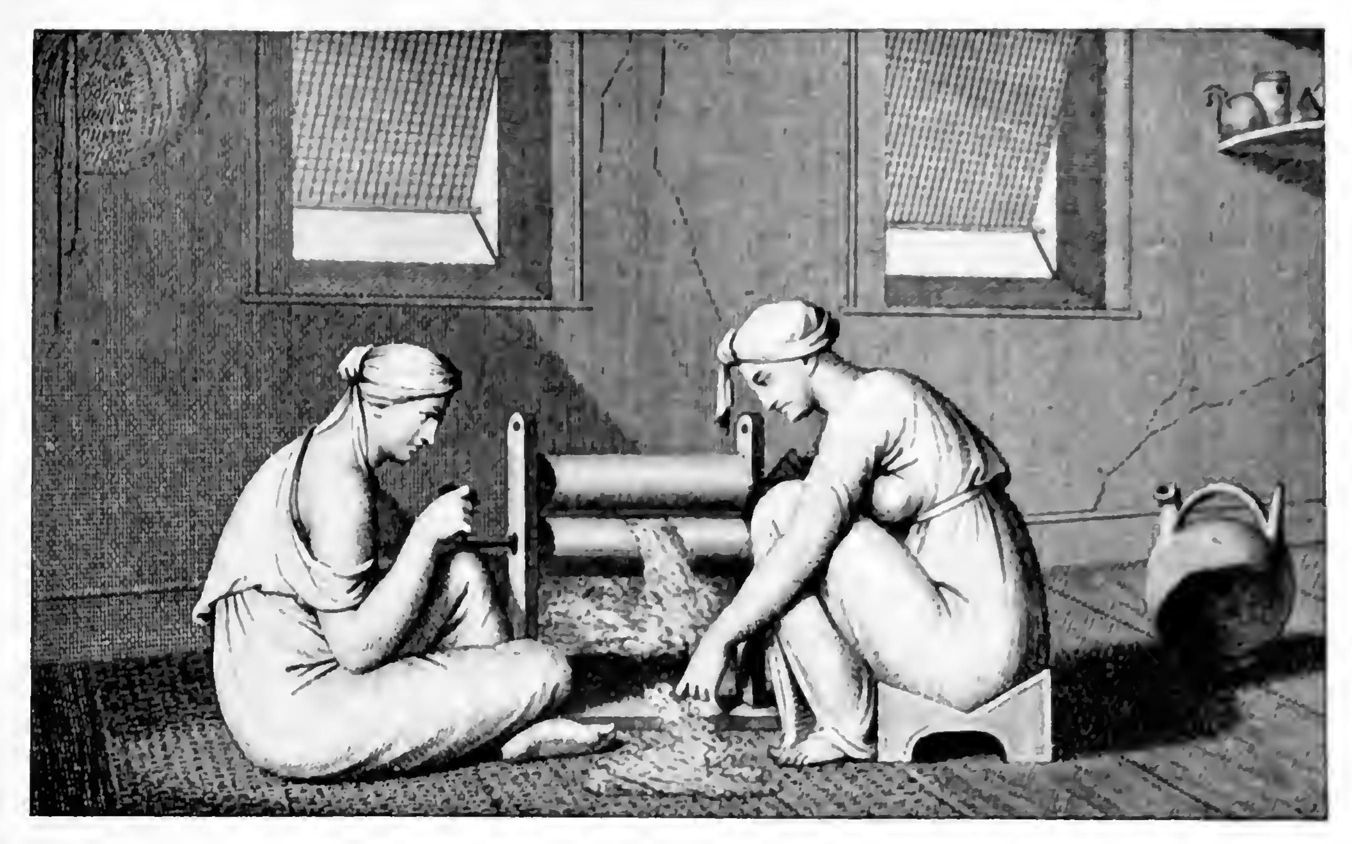
Zu den zahlreichen Reisenden, die Humboldt als Vorbild gewählt haben, gehört auch Hinrich Lichtenstein, einer der ersten Erforscher des innern Südafrika. Unmittelbar nach der Besetzung der Kapstadt durch die Engländer im Jahre 1795 hatte auch für diesen Teil des



Humboldt und Bonpland am Orinoko.
Nach dem Gemälde von Ferd. Keller.



Karte von Südafrika nach Hinrich Lichtensteins Aufnahme.



Baumwolle-Bereitung in Brasilien zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach Langsdorffs Reisewerk.

Kontinentes die Zeit der Entdeckungen begonnen; schon 1801 waren die Engländer Trutter und Sommerville bis Littaku im Innern vorgedrungen, und gleichzeitig hatte der berühmte John Barrow in mehrfachen, langen Wanderungen den Grund zur Kenntnis Südafrikas gelegt. Höher jedoch steht die Leistung des Deutschen Lichtenstein, der, in holländischen Diensten stehend, von 1803—1806 einen großen Teil des Innern bereiste, dabei grundlegende Beobachtungen über die Bodenbeschaffenheit und den Gebirgsbau machte und zuerst die sprachliche Verwandtschaft der Bantuvölker erkannte. Wie erst seit jener Zeit das auf den älteren Karten stets in eine scharfe Spitze auslaufende Südende Afrikas richtig dargestellt wurde (vergl. die nebenstehende Karte), so sind Lichtensteins Aufzeichnungen auch im übrigen für lange Zeit die Hauptquelle für die Kenntnis jener Gegenden gewesen.

Das Erbe des großen Cook fiel den Engländern nicht ausschließlich zu; der Glanz seiner Thaten spornte vielmehr alle Nationen Europas zu jenem Eifer für die wissenschaftliche Erforschung Oceaniens an, der gerade auf diesem ungeheuren Gebiet so reiche Früchte getragen und uns die unendlich reiche Inselwelt des Stillen Oceans in weniger als einem Jahrhundert in ungeahntem Maße erschlossen hat. Engländer und Franzosen, Russen und Deutsche sind es besonders, deren Expeditionen wir in jener Zeit in der Südsee begegnen. Wir sehen, wie dem unglücklichen La Pérouse, der den Samoanischen Archipel erforscht, Sawaii entdeckt und dann im Jahre 1788 an den Riffen von Wanikoro seinen Untergang gefunden hatte, sein Landsmann d'Entrecasteaux folgte, der, von der französischen Nationalversammlung 1791 ausgesandt, um den verschollenen La Pérouse zu suchen, die Erdkunde in glücklichster Weise um viele neue Thatsachen bereicherte. Wir sehen zur selbigen Zeit die Weltumsegelung Marchands, die erste französische nach Bougainvilles denkwürdiger Reise; sehen, wie 1788 die Kapitäne Gilbert und Marshall die nach ihnen benannten Inselgruppen neu entdeckten, wie der durch seine Abenteuer merkwürdige Bligh die Societätsinseln und Viti be-

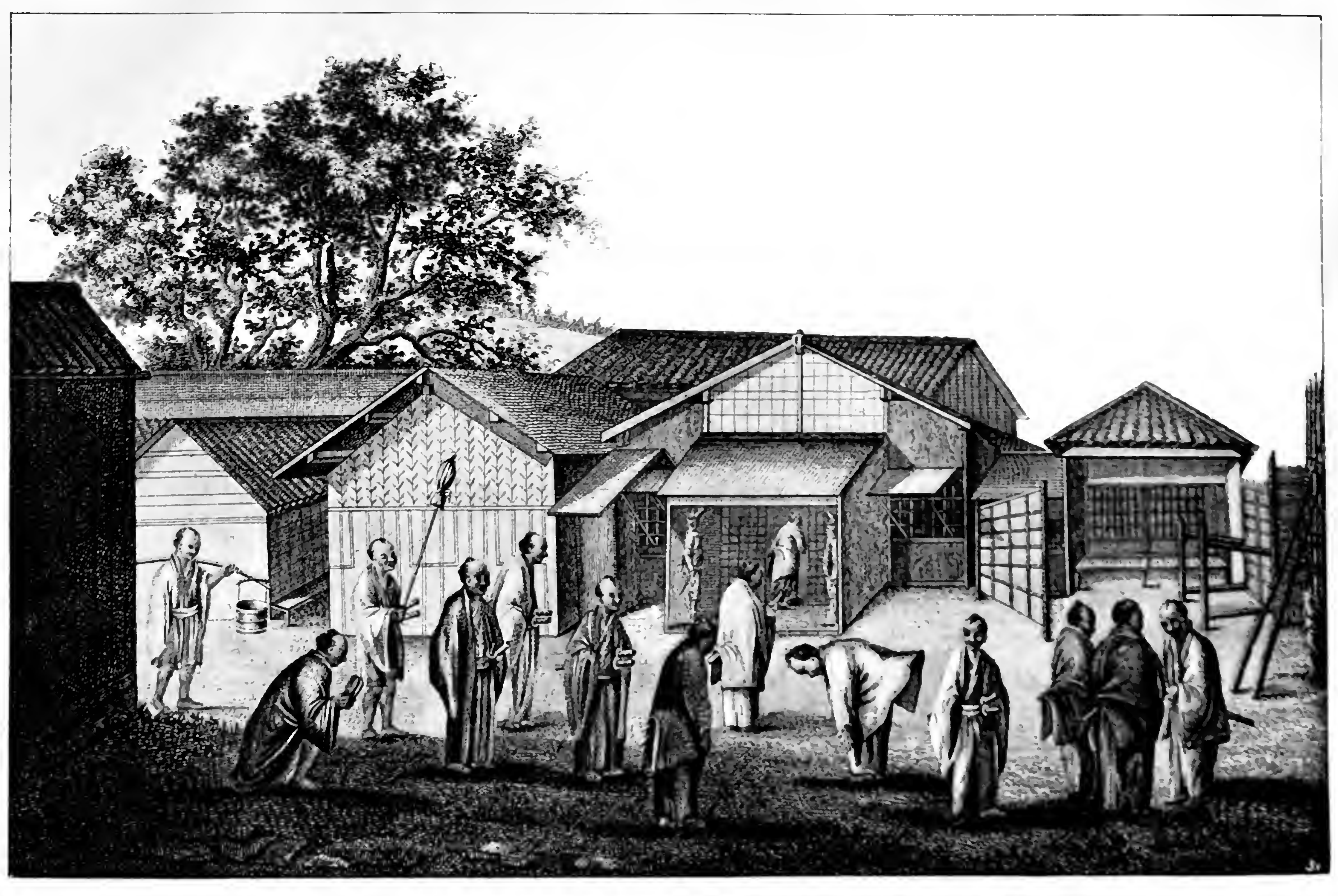
Durchforschung der Südsee.

[illegible] Für die Wissenschaft noch bedeutsamer [illegible] Cooks begabtesten Schülers, der dem [illegible] Zentland begann, sie auf Neu-Seeland [illegible] durch die unübertroffene, 1795 be- [illegible] Küste des nördlichen Nordamerika krönte.

[illegible] Cooks vollzieht sich der Übergang zum neuen Jahr- [illegible] Fahrt hatte Cook 1770 die Ostküste Australiens [illegible] des Zusammenhangs von Neu-Guinea mit dem südhemi- [illegible] durch die Befahrung der Torresstraße zerstört, seinen Nachfolgern [illegible] Südküste und die Ermittelung der Beziehung Tasmaniens [illegible] Lange haben diese der endgültigen Aufklärung geharrt; denn [illegible] 1777 von Cook, 1789 von Kapitän Bligh und Henri Cox, [illegible] besucht worden waren, so hatte doch keiner die Grenz- [illegible] gerückt, keiner die Inselnatur Tasmaniens erkannt. Erst nach der Gründung einer Verbrecherkolonie an der Botanybay, 1788, hatte man begonnen, die Küste gegen Süden hin genauer aufzunehmen; nicht früher jedoch, als bis Baß und Flinders in der Zeit vom 7. Oktober 1798 bis zum 8. Januar 1799 die ganze Insel umkreist hatten, war das Dasein einer Meerenge, die seitdem den Namen Baßstraße führt, erwiesen. War damit der erste Teil der Hinterlassenschaft Cooks noch im alten Jahrhundert erledigt, so fällt die Lösung der zweiten Aufgabe schon in die ersten Tage des neuen. Auch hier gebührt Flinders die Palme. Er hat, außer der in die Jahre 1801 und 1802 fallenden Durchforschung des noch unbekannten Teils der Südküste, jener alten, immer wiederkehrenden Annahme ein Ende bereitet, nach der Neu-Holland zwischen Carpentaria und Spencer Golf in Inseltrümmer zerfallen, mindestens aber eine Doppelinsel bilden sollte. Der 15. November 1802, an dem er das Südende des Carpentaria Golfes erreichte, ist der Tag, der für Neu-Holland den Charakter des ungeteilten Festlandes für immer festlegt. — Noch eine denkwürdige That auf geographischem Gebiet ziert den Anfang des Jahrhunderts: die Weltumsegelung Krusensterns und Langsdorffs in den Jahren 1803—1806. Denkwürdig ist sie als die erste russische Erdumsegelung überhaupt und durch den überaus glücklichen Verlauf — sie verlor keinen einzigen Mann, wichtig durch ihre Resultate, die in der Entdeckung der Orlowinseln, der Aufnahme der Marquesas- und der Washingtoninseln, besonders der durch ihre künstlerisch tätowierten Bewohner berühmten Insel Nukahiwa, ferner der Westküste Jessos, Sachalins und der Kurilen gipfeln. Interessant ist die in einem bilderreichen Werk beschriebene Reise zugleich als erster, wenn auch damals mißlungener Versuch der Russen, mit dem Inselreich Japan, das noch ein halbes Jahrhundert lang seine starre Abgeschlossenheit sich bewahrte, Verbindungen anzuknüpfen . . .



Tätowierter Nukahiwer.

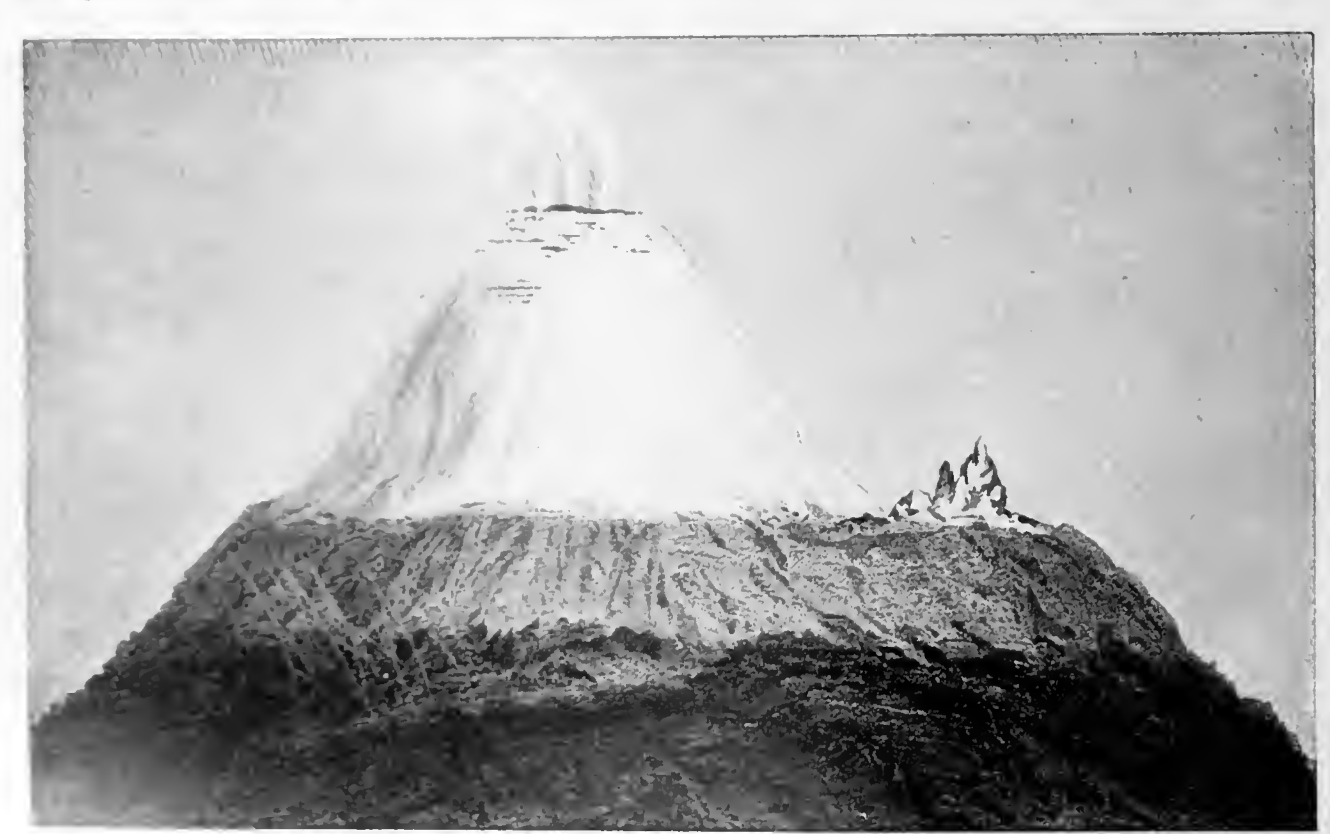


Japanische Würdenträger vor der Wohnung der russischen Gesandtschaft in Nagasaki im Jahre 1804.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung in Langsdorffs Reisewerk.

[illegible] Festländer Europa und Asien zu werfen: [illegible] Beginn des Jahrhunderts die Stunde der Ent- [illegible] gekommen; und wenn auch auf der Bahn, [illegible] andere im Norden vorgezeichnet hatten, weiter- [illegible] Seetzen von 1802—1810 den Spuren [illegible] und Süden die von Macartney in China, von Symes [illegible] und gepflegt wurden, so bleibt doch die wissen- [illegible] späteren Abschnitt des Jahrhunderts vorbehalten. [illegible] in Europa, den angestammten Sitz des geographischen [illegible] nicht die Erforschung in Frage, sondern die Durchforschung! [illegible] die Bedeutung Alexanders von Humboldt, wenn dieser Ausbau in [illegible] denn wenn auch der Begründer der modernen Erdkunde, [illegible] einer späteren Zeit angehört, wem anders als seinem großen Freunde [illegible] die Hinleitung auf die Bahn, auf der durch ihn für die allgemeine [illegible] geleistet werden sollte! . . .

[illegible] der Mehrzahl der Forschungsgebiete in Ost und West, mit Ausnahme der polaren Gegenden herrschte, wie wir sehen, am Anfang unseres Zeitalters emsige Thätigkeit, deren Wert um so höher anzuschlagen ist, als sie fast immer von idealen Gesichtspunkten geleitet wurde. Alle die zahlreichen Forscher jedoch verdunkelt das leuchtende Gestirn Alexanders von Humboldt, das, meteorgleich am Beginn des Jahrhunderts emporsteigend, zwei Menschenalter hindurch in funkelndem Licht erglänzte, und das, wenn auch der geniale Meister in die Gruft hinabstieg, als die Mehrzahl der von ihm ersonnenen und geförderten Forschungsgebiete zu ungeahnter Blüte gediehen waren, noch heutigen Tages seinen hellen Glanz ausstrahlt über die Vielgestaltigkeit der modernen Länder- und Völkerkunde . . .



[illegible] der höchste thätige Vulkan der Erde. Nach einer Skizze Alexanders v. Humboldt.

Hallescher Kurier.

Im Gespräch mit einem Bauer
von den neuesten
Zeitgeschichten und Welthändeln.



18tes Stük. Donnerstags, am 3ten Mai 1804.

Nachrichtlich. Wer hierin etwas mit anzeigt, bezahlt für jede Spaltenzeile 1 Groschen gegen Zeitungs-komtoirschein, welches Auswärtige postfrei gleich in ihren Briefen beilegen können. Alle einländl. und ausländl. gerichtliche Anzeigen werden nachher mit Auslagen und Stempelbogen zu den Akten berechnet. — Aufträg aller Art werden von jedem Auswärtigen gegen eine billige Vergütung für Mühwaltungen angenommen, bei wichtigen Vorfällen auch Jedem verlangte Sicherheit gestelt, und bestens besorgt, wenn man sich in postfreien Briefe wenden will: „An — E. Königl. pr. Zeitungskomtoir — in — Halle."

Titel- und erste Text-Seite eines Wochenblattes aus dem Anfang des Jahrhunderts.

Kurier. Anscheinlich dürfte sich bald ein Grosdonner auf dem Kriegsmer erheben, und eben so leut von Albions Kreidefelsen wiederhallen. — England erfreut sich in Indien neuer Siege, wobei selbst der Grosmogul sein ehrwürdiges Haupt geneigt hat. — Italien rühmt sich einer Friedenspause, — mögte sie doch von langer Dauer sein! — Europens Halbmond verdunkelt eine neue Staubwolke, welche unter ihm seine misvergnügten Erdenkinder erregen, und Belgrad lebt dabei in grosen Aengsten. — Ueber Nacht kan's vielleicht anders werden, und der willkomne Erdengast Friede bald wieder heimkehren.

Bauer. Was erzählt man heut für Neuigkeiten?

Kurier. Halle am 3 Mai. Königl. Majestät haben den Hrn. Minister v. Dohm zum Kammerprasident zu Heiligenstadt in Eichsfeld gnädigst ernant.. — Wegen des Prozes zwischen Kurhessen und Fürst Waldek sind des Königs Majestät von Preussen als Kreisdirektor die Exekuzion übertragen worden.

Seit 4 Wochen herscht in unsrer Gegend das Scharlach- und Faulfieber, und weil es so leicht anstekt, so ist das öffentliche Ausstellen der Leichen, wie auch das Singen, und beim Begraben das Sargöfnen verboten. Man findet im Wohlfahrtsboten umständl. Anweisung, wie sich gesunde davor sichern und Kranke davon sicher heilen können. — Wie man hört, wird Hr. Dr. Steffens aus Kopenhagen hier zum Professor der Mineralogie angestelt, und ein volständig Apparat und Laboratorium für Physik und Chemie errichtet werden.

Bauer. Was hört man aus Sachsen Neues?

Kurier. Gotha v. 21 April. Heut früh zu 1 Uhr verlor Deutschland einen seiner edelsten Fürsten, und wir einen unvergesl Landesvater, Hrn. Herzog v. Sachsengotha in seinem 60sten Lebensjahr an einem Nervenfieber, nachdem er 32 Jahr und unvergeslich seine Unterthanen regiert hat. Sein Durchl. Hr. Sohn Erbprinz August, übernimt die Regierung, und die Vorsehung walte lange über seine Lebenstage, indem wir in ihm den würdigsten Nachfolger seines unvergeslichen Vaters wieder ersezt finden.

Neuer Herzog v. Gotha haben bereits von sämtlichen Beamten die Huldigung angenommen. Sie sind in Ihrem 32sten Lebensjahre, und das ganze Land trauert tief um den Hochseligen. — Laut des Herzogs Erklärung sol der Erbprinz v. Koburg bei allen Statsangelegenheiten des Lande mit zu Rahte gezogen werden. — Grosfürstin Konstantin ist nach Amorbach abgereist, wo sie den Sommer über bleiben wil. — Erbprinzes von Leiningen befindet sich in gesegneter Ehe, und hierauf beruhet die Erbfolge des ganzen Fürstenstam's. — Zur jezzigen Leipziger Messe hat man 2tausend 843 neue Bücher gebracht, worunter sich 275 Romane und 25 Räuber, und Mordgeschichten befinden.

Bauer. Was meldet man aus Hannöverschen guts?

Kurier. Hannover v. 27. April. Seit 8 Tagen hat man wieder an die Franzosen 150tauf. Thaler rükständigen Sold entrichtet, und nun jezt monatl. für die Armee 240tauf. Thaler Sold zu bezahlen. Künftig sollen die verabschiedeten hannöverschen Soldaten und zurükgebliebenen Schlos- und Hofbedienten kein Gehalt mehr bekommen. — Aus Frankreich kommen tägl. zu 100 Rekruten hier an, welche die Armee verstärken und neu gekleidet werden müsen.

Groskurth ist wegen Anwerbung der Engländer frei gesprochen, und Schauspieler Mongtarlot hat ihn vertheidiget, wobei besonders auf des Verbrechers Vaterlandsliebe Rüksicht genommen ist. Obrist Bossart ist sterbens krank, und seine Gemahlin noch immer untröstlich, weil Bonaparte's Begnadigung so lange ausbleibt. — Hannovers Schulden sollen sich jezt nur auf 90 Millionen Rthlr belaufen. — Auch selbst Braunschweig hat die Schmähschrift: „über Bonoparte und das französ. Volk bei 50 Rthlr. Strafe zu lesen verboten. — Gestern sind 4 Wagen mit alten Kanonen hier angelangt.

Bauer. Was spricht man am Mainstrom Neues?

Kurier. Frankfurt v. 28. April. Zwischen Darmstadt und Isenburg ist der Gränzollstreit noch nicht beendigt, und auf den Gränzdörfern sind die Richter mit den darin postirten Soldaten aufgehoben, und nach Darmstadt mitgenommen. — Aus Strasburg sind 6 Kanonenbots und 8 andere kl. Kriegsschiffe dem Rhein hinunter bei Cöln nach Holland vorbeigesegelt. Mehrere Auswanderer sind wegen der Verschwörung gegen Bonaparte in Strasburg hingerichtet.

Vorgestern Nachts fiel in unsrer Gegend ½ Fus hoch Schne, was in hiesiger Gegend für jetzige Jahrszeit sehr wunde bar ist. — Zu Mainz hat man Schinderhannes Nachfolger, den gr. Räuber Schnucke aus Erlenbach eingebracht, und wird bald seinen verdienten Lohn empfangen. — Bei Sulz öfnete sich Gestern mit einem schrekl. Knal die Erde, woraus eine 3 Klafter starke Wassersäule 60 Fus in die Höhe stieg, und die ganze Gegend binnen 1 Stunde mit siedheisem Wasser



Das Weimarer Schloß im Jahre 1801.

Das geistige Leben
bis zum Tode Kants und Schillers.

Während am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die politische Großmacht Deutschland langsam dahinsiechte, stieg das geistige Deutschland auf eine Höhe, die von keinem Volke vorher erreicht worden war. Es schien, als hätten die beiden Nachbarvölker die Rollen getauscht, als hätte die geistvolle französische Nation den germanischen Thatendrang in sich aufgenommen, die kriegstüchtige deutsche dagegen die geistigen Kräfte der Denker der ganzen Welt in sich vereinigt. Die Litteratur des achtzehnten Jahrhunders hatte lange ein Franzose, der vielseitige Voltaire beherrscht, aber sein Ruhm ward verdunkelt durch die Heroen der deutschen Dichtkunst, durch die unsterblichen Werke des Dreigestirns Lessing, Goethe und Schiller, denen der größte der neueren Philosophen, Immanuel Kant, sich zugesellte. Genau zur selben Zeit, da Napoleons Schwert die Völker Europas niederzwang, trat der deutsche Geist seinen Siegeszug durch alle Lande an, und seine Herrschaft hat die des genialen Eroberers weit überdauert. Die politische Gestaltung der Welt hat oft sich in unserem Jahrhundert verändert, die klassischen Werke der germanischen Dichter und Denker dagegen strahlen seit hundert Jahren in ungemindertem Glanz, und bis auf den heutigen Tag ist ihnen nichts Ebenbürtiges erstanden. An der Grenzscheide der beiden Jahrhunderte, des Zeitalters der Aufklärung und unserer Epoche der Wunder der praktischen Naturwissenschaft, waren die Blicke der Gebildeten ganz Europas auf ein kleines deutsches Fürstentum im Herzen Deutschlands gerichtet, auf das Herzogtum Sachsen, in dessen Hauptstadt Weimar die Dioskuren Goethe und Schiller, seit dem Jahre 1795 durch das Band innigster Freundschaft vereint, lebten und wirkten …

[illegible] allein hatte [illegible] gewütet, auch Deutschland war der [illegible] — freilich nur das geistige Deutschland. Aber während [illegible] höheren Stände niederzwingen mußte, [illegible] der niederen Geister zu besiegen, um wahren Fürsten [illegible] So kläglich, wie im politischen Deutschland zu Beginn [illegible] im Anfang des achtzehnten Säkulums aus: Wer [illegible] Doktor Pietsch, Medikus seines Zeichens, den Gottsched für [illegible] Zeit erklärte wer die Hofpoeten Canitz, Besser und Neukirch; ja [illegible] Gottsched selbst, der Friedrich dem Großen neben Gellert als Germa[illegible] vorgestellt wurde, um dann noch bei seinen Lebzeiten von Gotthold Ephraim Lessing dem Spott der litterarischen Welt preisgegeben zu werden . . .

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts standen England und Frankreich an der Spitze der geistigen Bewegung: dort übten die Schriften John Lockes und Shaftesburys ihre große Wirkung aus, hier die Fontanelles, Bayles, Montesquieus und endlich Voltaires, der mit scharfen Waffen den Kampf gegen den Absolutismus in Staat und Kirche führte. „Seinen Namen nennen,“ schrieb Victor Hugo einst, „heißt das ganze achtzehnte Jahrhundert kennzeichnen,“ und in Wahrheit muß er als der erste Schriftsteller seiner Zeit gelten: Mathematik und Physik, Geschichte und Philosophie beherrschte er in gleicher Weise, wie die Poesie und die ästhetische Kritik. Aber wie klein erscheint er doch gegenüber den großen Deutschen, die im letzten Drittel des Jahrhunderts die Führung übernahmen. Was bedeutet er gegenüber einem Kant, einem Goethe, er, dessen Schöpfungen niemals fundamentale Bedeutung gewinnen konnten. Seine Zeit verdankte ihm unendlich viel Anregung, er war ein genialer Wechsler der geistigen Werte, aber der Glanz seiner formvollendeten Sprache kann uns heute nicht mehr über die Grenzen seiner Begabung täuschen, die Friedrich II. vielleicht ebenso überschätzte, wie er in seinen letzten Lebensjahren die deutsche Litteratur zu gering bewertete.

Im Jahre 1780 hatte der große König, der gekrönte Philosoph, eine Schrift „De la littérature allemande“ erscheinen lassen, in der er die dichterische Produktion seines Vaterlandes kritisch beleuchtete und von den Neuerscheinungen der letzten Jahre auch Goethes „Götz“ unter die Sonde nahm. Das Urteil lautete in herber Schroffheit: „Eine erbärmliche Nachahmung der erbärmlichen Stücke Shakespeares!“ Selbst ein Mann von der Geistesschärfe Friedrichs II. erkannte also nicht den Umschwung, der sich gerade in jenen Tagen zu Gunsten Deutschlands vollzog. Aber ein Spiel des Zufalls wollte es, daß bald nach jener Schrift, die so spöttisch und bitter von dem sprach, was wir heute nach Gebühr hochschätzen, zwei Werke erscheinen sollten, die, jedes auf seinem Gebiet, gewaltiges Aufsehen erregten. 1781 erschien Kants Hauptwerk „Die Kritik der reinen Vernunft“, und wenig später entfachte das Jugenddrama des jungen Schwaben Friedrich Schiller, „Die Räuber“, einen Sturm, der in der Geschichte der deutschen Bühnenlitteratur ohne Beispiel dastand; der tiefste Denker und der stärkste Dramatiker des Jahrhunderts zogen fast gleichzeitig die Augen der Nation auf sich. Fügen wir gleich hinzu, daß weder Schiller noch Goethe, der schon ein Dezennium früher an die Öffentlichkeit getreten war, vor dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts voll erkannt und nach Verdienst gewürdigt worden sind. Der Sieg ward [illegible] nicht so leicht wie Kant, dessen philosophische Anschauungen bald eine alles beherrschende Stellung errangen, und der in Reinhold und Fries so treffliche Apostel und [illegible] fand, wie sie den beiden Dichterfürsten erst unser Jahrhundert bescherte.



Immanuel Kant
geb. 22. April 1724 — gest. 12. Febr. 1804.

Kants schöpferische Thätigkeit reicht nicht mehr in das neunzehnte Jahrhundert herein, darum sollen seine Lehren uns hier weniger beschäftigen, als der unverkennbar gewaltige Einfluß, den sie auf die Dichtkunst ausübten. Lessing ließ die Schriften Voltaires auf sich wirken, Goethe die Rousseaus und Schiller die Kants. Der Schwabe lauschte mit Andacht den weisen Lehren des Ostpreußen, und seine Dichtungen liefern den Beweis dafür, daß er den hohen ethischen Wert der Kantischen Gegenüberstellung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, von natürlichem Trieb und eisernem Gesetz der Pflicht wohl erkannt hatte. Daß er den Geboten des Meisters viel von ihrer herben Strenge nahm, daß er das Gute nicht aus dem Pflichtgefühl allein hervorgehen ließ, ändert nichts an der Thatsache, daß die Tendenz der sittlichen Erhebung in all seinen herrlichen Schöpfungen auf den Einfluß des Vaters der modernen Philosophie zurückzuführen ist. Ebenso zweifellos ist es, daß gerade das Hervorkehren einer moralischen Tendenz, eines sittlichen Ideals — das manche Kritiker vom rein

[illegible] — daß Schillers Glaube an das Edle [illegible] der deutschen Nation gemacht haben. Auf dem [illegible] der breiten Schichten des Volkes geworden, [illegible], der zu ihrem Herzen sprach, den sie darum rasch [illegible] sich emportragen ließen . . .

[illegible] auf Schiller die Lehren Kants einwirkten, seinem Freunde Goethe [illegible] das Studium der Schriften des Königsberger Philosophen — kaum läßt ein [illegible] sich denken, wie tief Schiller in das Wesen seines Kunstgenossen eingedrungen ist: In Goethes Anschauungen konnte ein System nicht passen, das nicht aus der Beobachtung des Lebens, sondern aus ergrübelten Theorien sich aufbaute; seine große Lehrmeisterin war die Natur, sie zu erforschen das Ziel seines Strebens. Die Beziehungen Schillers zu Goethe waren übrigens lange Zeit nur sehr lose gewesen, die „Räuber“ sowohl wie „Don Carlos“ hatten Goethes Beifall nicht gefunden, und später legten auch nicht die Dichtungen, sondern eine rein äußerliche Ursache den Grundstein zu der innigen Geistesfreundschaft der beiden Großen. Die Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an einer von Schiller neu begründeten Zeitschrift knüpfte das Band, das erst der Tod nach zehn Jahren gemeinsamer fruchtbarer Arbeit lösen sollte. In dieser glänzenden Periode, die Schiller zur Hälfte in Jena, zur Hälfte in Weimar verlebte, entstanden jene herrlichen Dichtungen, die zu den kostbarsten geistigen Gütern des deutschen Volkes zählen: die „Wallenstein“-Trilogie, „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“, „Braut von Messina“ und endlich „Wilhelm Tell“. Zur Vollendung der gewaltigen Demetrius-Tragödie reichte die Lebenskraft des schwer leidenden Dichters nicht mehr aus — am Nachmittag des 9. Mai 1805 hauchte er in den Armen der schwärmerisch geliebten Gattin Charlotte seine große Seele aus.

Schillers Stellung in der Weltlitteratur hier ausführlich darzulegen, erübrigt sich wohl — wer wüßte nicht, was er für die Entwickelung des Dramas, für die gesamte Dichtkunst bedeutete. Keiner hat seitdem den herrlichen Schwung, den Gedankenreichtum seiner Sprache erreicht; kein zweiter, Goethe nicht ausgenommen, hat der deutschen Bühne eine so glänzende Reihe unvergänglicher Meisterwerke hinterlassen. Zu Denen, die seinen Tod am tiefsten betrauerten, gehörte der Titane, der mit ihm auf der ragenden Höhe gestanden, mit ihm gewirkt und gekämpft hatte. „Alles war stolz an ihm,“ sagte Goethe später einmal von seinem Freunde, „der Bau seiner Glieder, jede seiner Bewegungen, nur seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so an und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwickelung aus dem Inneren war nicht seine Sache. Er war nie entschieden und konnte nie fertig werden; oft wechselte er eine Rolle noch kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motivieren. Daß ich dagegen zuviel motivierte, entfernte meine Stücke von dem Theater; Schillers Talent dagegen war recht dafür geschaffen. Mit jedem Stück schritt er vor und ward er vollendeter. Er war ein wunderlicher großer Mensch — alle Tage war er ein anderer und ein vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen . . .“

Mit Schiller ging der vierte der Geistesfürsten, die aus dem achtzehnten in das neun-



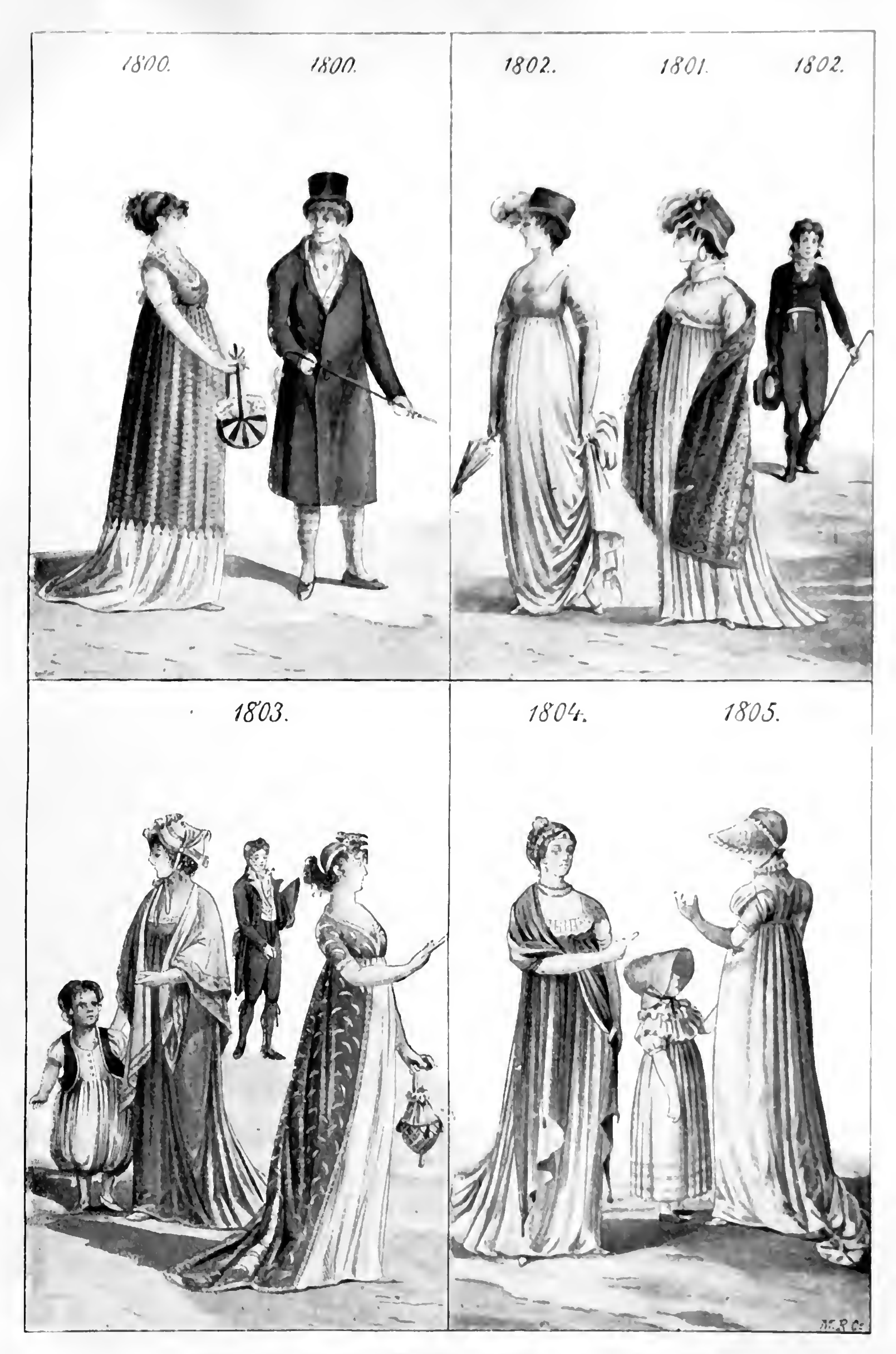
Nach dem Gemälde von Anton Graff im Körner Museum zu Dresden.

[illegible] Jahre des neuen Zeitabschnittes räumten [illegible] Dichtern aus: Im März 1803 ward der neun- [illegible] „Messias" abberufen, im Dezember des gleichen [illegible] Kant. Aber an keinem von diesen verlor die [illegible] alle hatten den Zenith ihres Ruhmes längst überschritten, [illegible] und ihrem Volke kaum noch etwas zu geben. Schiller dagegen ward [illegible] hinweggerafft, als er auf der Höhe seiner Schaffenskraft stand und ihm endlich das Glück, das ihn solange gemieden hatte, zu lächeln begann. Ein tiefer Schmerz blieb ihm durch seinen frühen Tod erspart — die Schmach von Jena zu schauen, den Zusammenbruch Preußens und des alten Reiches. Aber gleichsam als hätte er den Einbruch der welschen Horden vorgeahnt, als hätte ein Gott ihn gemahnt, das deutsche Volk auf große Vorbilder hinzuweisen, hinterließ er der geknechteten, in haltlose Trümmer zerfallenen Nation in seinem „Wilhelm Tell" jenen gewaltigen Aufruf zur Einigkeit, zum thatkräftigen Zusammenschluß der blutsverwandten Stämme . . .

Goethes Thätigkeit am Ende des alten und zu Beginn des neuen Jahrhunderts wird an anderer Stelle noch eingehender gewürdigt werden, hier sei nur noch der Zeitgenossen Schillers gedacht, die — wenn auch in ihren Werken nicht entfernt den Weimarer Hohepriestern der Kunst ebenbürtig — in jenen Tagen einer großen Beliebtheit sich erfreuen durften. Aus der Reihe dieser Handwerker der Bühnenkunst wäre in erster Linie August Wilhelm Iffland zu nennen, der treffliche Schauspieler und hochbegabte Regisseur, der erfolgreiche Leiter des Berliner Schauspielhauses und thatkräftigste Vorkämpfer Schillers. Mit Ludwig Schröder und August von Kotzebue, dem ebenso fleißigen wie flachen und seichten Vielschreiber, führte er in Deutschland das bürgerliche Rührstück ein, das damals den größten Zulauf fand. Schröders und Kotzebues Werke modern in den Theaterarchiven, Ifflands beste Stücke, die „Jäger" und die „Hagestolze" haben sich dagegen bis zum heutigen Tage auf dem Spielplan der meisten Theater erhalten. Neben diesen mittelmäßigen Geistern, die für die urteilslose Menge breite Bettelsuppen kochten, wäre noch einiger zu gedenken, die mit der Anerkennung kleinerer Kreise sich begnügten, so der „Spaziergänger" J. G. Seume, der sentimentale Friedrich von Mathisson und der Volkspoet Johann Peter Hebel, der mit seinen Dialektdichtungen und seinem „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes" den Ton der mittleren und unteren Stände geschickt zu treffen verstand. Aus anderem Holz waren Hölderlin und der fruchtbare Jean Paul geschnitzt. Während der erstere völlig in der Schwärmerei für den von Winkelmann zu neuem Leben erweckten Hellenismus aufging, ward Jean Paul Friedrich Richter einer der meistgelesenen Romanschriftsteller seiner Zeit, und lange galt er für den größten und wirkungsvollsten Humoristen deutscher Sprache. Allein auch er schuf nichts, was dauernden Beifalls würdig war, die zahllosen Schriften des Lehrersohnes aus dem Fichtelgebirge finden heute, nach hundert Jahren, kaum noch in der Litteraturgeschichte die Anerkennung, die bei ihrem Erscheinen ihnen in allen Kreisen so überreich zu teil wurde.

Würdig gestaltete sich, wie wir sahen, der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auch auf dem Gebiete der Litteratur. Die Folgezeit brachte leider keinen weiteren Aufschwung, sondern nur ein stetes Abwärtsschreiten auf der Bahn, über deren Eingangspforte in goldenen Lettern der Name Weimar prangt . . .





Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1800—1805.

W. 12 Marz. 1804

Weimar, 12. März 1804. — Hier übersende den Tell, bitte Dich aber höchlich, ihn mir mit erster Post wieder zu senden, weil ein Theater auf dieses Exemplar wartet. Auch bitte ich Dich, ihn nicht aus dem Zimmer zu geben, auch nicht dem besten Freund. Die Braut von Messina, die ich Dir vor dem Jahr geschickt, ist in unrechten Händen gewesen. Opitz schrieb mir vorigen Sommer, daß man ihm in Dresden eine Abschrift davon um 2 Ldors angeboten. Auch bitte ich Dich die 25 Thlr. 6 gr. die ich hier beilege an unsern Advokaten zu bezahlen und ihm von unsertwegen zu sagen, daß er die Sache nun gänzlich soll auf sich beruhen lassen, sie ist bereits schon doppelt höher aufgelaufen, als anfangs berechnet war und wir wollen nichts mehr an diese Sache wegwerfen. Zanke ihn ein bischen aus, daß er sie so weit getrieben hat. Die Post geht sogleich. Herzlich umarmen wir euch alle. Dein S.

Brief Schillers an Gottfried Körner in Dresden.

Original im Körner-Museum zu Dresden.

Wilhelm Tell
Schauspiel in fünf Aufzügen
von Schiller

Personen.

Hermann Geßler Reichsvogt in Schwiz und Uri
Werner Freiherr von Attinghausen
Ulrich von Rudenz sein Neffe

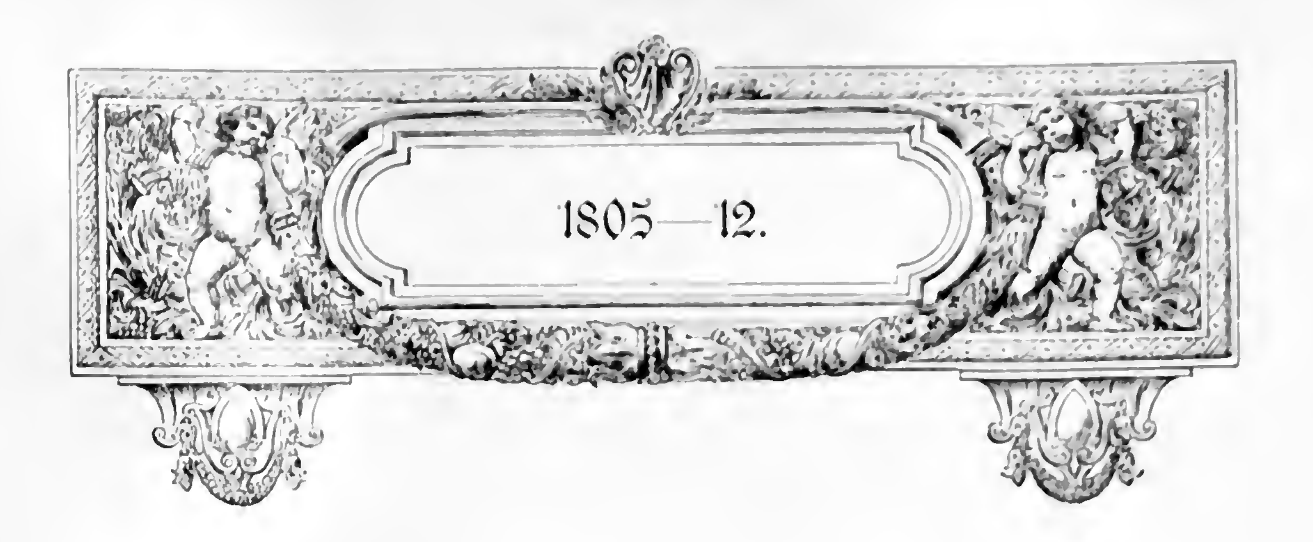
Werner Stauffacher
Ital Reding
Auf der Mauer
} Landleute aus Schwiz

Walther Fürst
Wilhelm Tell
Ruodi der Fischer
Kuoni der Hirt
Werni der Jäger
Rößelmann der Pfarrer
Petermann der Sigrist
} aus Uri

Arnold vom Melchthal
Konrad Baumgarten
Meier von Sarnen
Struth von Winkelried
} aus Unterwalden

Frohnvogt, Meister Steinmetz, Gesellen und Handlanger
Pfeifer von Luzern, Stüßi der Flurschütz, der Stier von Uri
Rudolf der Harras Geßlers Stallmeister.
Frießhard und Leuthold Waffenknecht.
Ein Fischerknabe
Johannes Parricida Herzog von Oestreich.
Walther und Wilhelm, Tells Knaben
Hedwig Tells Gattin Fürsts Tochter
Gertrud. Stauffachers Gattin
Bertha von Brunek, eine reiche Erbin
Armgart ein Hirtinn
Ein Reichsbote.
Reiter und übrigen Buben des Landvogts
Barmherzige Brüder.
Viele Landleute Weiber und Kinder aus den Waldstätten.

Facsimile der ersten Seite des Schiller'schen Original-Manuskriptes.



1805—12.



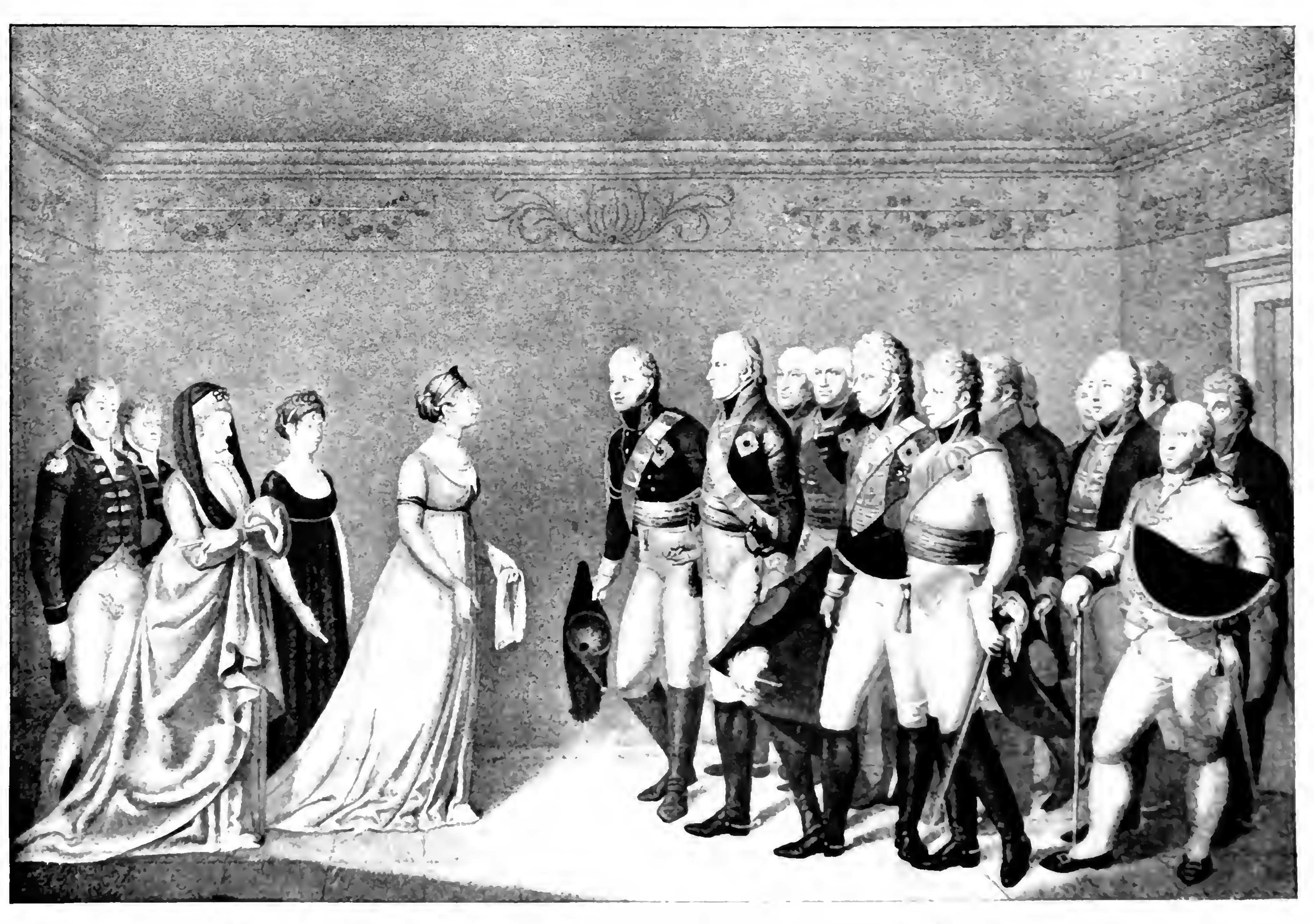
Deutschland war von dem Sturm, den der Bonapartismus in Europa entfachte, schon in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schlimm zerzaust worden, aber nur der Süden, nur die Lande zwischen Main und Alpen, zwischen Rhein und Donau, hatten bisher direkt unter den Kämpfen zu leiden gehabt, die Frankreich angeblich mit dem Reiche, in Wirklichkeit nur mit Österreich allein führte. In der zweiten Periode, die mit Recht den Namen: „die Zeit der napoleonischen Weltherrschaft" verdient und vom Jahre 1803 bis zum Untergang der französischen Großen Armee auf Rußlands öden Schneefeldern sich erstreckt, durchtobten die Kriegsfurien auch die deutschen Lande nördlich des Maines, und den unglücklichen Opfern der schrankenlosen welschen Ländergier mußte der einst so stolze Staat Friedrichs des Großen sich zugesellen.

Fünf Jahre vergingen nach dem Lüneviller Frieden noch, ehe Preußen — zu unrechter Zeit — dem Corsen den Fehdehandschuh hinwarf, aber sie wurden von den Machthabern leider nicht dazu benutzt, Dämme gegen die verheerende Hochflut aufzuwerfen, die langsam vom Westen sich heranwälzte. Auf dem Thron der Hohenzollern saß damals ein Fürstenpaar, das es wahrlich nicht verdiente, seine Heimat der tiefen Schmach preisgegeben zu sehen, die nach dem Tag von Jena hereinbrach — unter all denen, die zu Beginn unseres Jahrhunderts Kronen trugen, finden sich nicht zum zweiten Male so sympathische Gestalten, wie Friedrich Wilhelm der Dritte und die Königin Luise. Aber kaum jemals ist ein Fürst von den Mitlebenden und der Nachwelt so oft verkannt, so dauernd ungerecht beurteilt worden, wie der Sohn des schlimmen Friedrich Wilhelm II. Um sein Schwanken und Zaudern in ernsten Stunden richtig verstehen zu können, sei er hier mit den Worten Treitschkes, des besten Kenners jener Zeit, in Kürze gekennzeichnet: Ernst und pflichtgetreu, fromm und rechtschaffen,

[illegible] Mann, besaß er alle Tugenden, die [illegible] und eben wie geschaffen, einen wohlgeordneten [illegible] fest hindurchzuführen; diesem tiefen Gemüt war es [illegible] geschickt zu werden. Sein Geist umspannte nur ein [illegible] die in seinen Gesichtskreis fielen, urteilte er klar und [illegible] Erwägung. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm [illegible] Bewußtsein, daß er nie vermochte leicht zu leben und mit heiterem [illegible] Menschen zu finden. Von Jugend auf an den Umgang mit mittel- [illegible] gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordent- liche [illegible] überwunden. Unsäglich schwer fiel ihm jeder große Entschluß; er zauderte, über- ließ [illegible] die Dinge gehen und duldete lange, was ihm mißfiel, weil er sich mit seinem Urteil nicht [illegible]. Doch wenn entschieden sein mußte, dann folgte er immer und allein mit seinem Gewissen. Er hat aus Unentschlossenheit vieles unterlassen, wozu sein gesunder Verstand ihn drängte, aber nie etwas gethan, was nicht aus eigener wohlerwogener Überzeugung kam. Von der Schuld, wie von dem Ruhme seiner langen Regierung gebührt ihm selber weit mehr als die Zeitgenossen annahmen, die den schlichten Fürsten neben den glänzenden Gestalten seiner Generale und Staatsmänner zuweilen fast aus den Augen ver- loren. Er trägt die Hauptschuld an jener schlaffen Friedenspolitik, die dem alten Reiche den Untergang bereitete, aber er hat auch, als er nach zehn Jahren des Zauderns und nach grausamen Schicksalsschlägen endlich wagte, ganz er selber zu sein, aus freiem Entschlusse den Neubau des Staates in Angriff genommen. In Not und Schande, unter De- mütigungen, die einen freieren und kühneren Geist zur Verzweiflung bringen konnten, hat er unentwegt ausgehalten bei seiner Pflicht. So ist sein Name unzertrennlich verbunden mit den dunkelsten und den reinsten Erinnerungen unserer neuen Geschichte . . .

Für Napoleons weitschauende Pläne konnte nichts günstiger sein, als daß auf den Thronen Preußens und Rußlands junge, weltunkundige Fürsten saßen, während andrerseits Österreichs Starrsinn dafür sorgte, daß eine Einigung der drei Großmächte lange nur ein Traum blieb. Frankreich besaß die Macht und darum viele Freunde; seine Gegner konnten das Mißtrauen, das sie gegeneinander hegten, nicht überwinden und standen darum isoliert und energielos dem festen Willen der Pariser Regierung gegenüber. Friedrich Wilhelm III. fühlte die Unhaltbarkeit seiner einsamen Stellung und bahnte darum eine Verständigung mit Alexander I. an, die, durch herzliche Briefe vorbereitet, am 10. Juni 1802 in der denk- würdigen Begegnung in Memel zum Ausdruck kam. Dort fanden sich Herzen und Hände der beiden ideal angelegten Herrscher, dort gelobten sie sich Treue und Beistand in den Tagen der Gefahr, die nur vereint zu bekämpfen sie entschlossen waren. Zugleich aber drängte der König von Preußen den Zaren zu dem Versprechen, an den Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands, die der Lüneviller Friede bedingte, teilzunehmen, damit nicht Frankreich und Österreich allein nach Willkür schalten und walten könnten. Die Folge davon war, daß bei dem schändlichen Länderhandel, der vom Jahre 1801 bis zum Frühling des Jahres 1803 mehr den Pariser Hof, als den Regensburger Reichstag be- schäftigte, Rußland und Frankreich die Rolle der hohen Gönner übernahmen, die nach Willkür große Gebiete verschenkten, von denen keine Scholle Erde ihrer Macht unterstand.

In Paris verschacherte Talleyrand, Napoleons schlauester Minister, weite Strecken [illegible] Landes an die Meistbietenden, und der Emporkömmling Bonaparte, damals noch



Begegnung des Zaren Alexander I. mit König Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.
Nach dem Gemälde von Heinrich Dähling.

[illegible] den [illegible], daß viele der Großen des alten deutschen Reiches an [illegible] Betteln, durch unwürdige Kriecherei und Bestechung [illegible] Staaten zu erlangen. In Paris hatte man für alle, die das Gold [illegible] ein offenes Ohr, und dort wurden die Entscheidungen getroffen, [illegible] „Reichsdeputation“, die ihre Verhandlungen nach der Sitte [illegible] um Ja und Amen zu sagen hatte. Am 25. Februar 1803 [illegible] Reichsdeputations-Hauptschluß zu stande, durch den — angeblich [illegible] Entschädigung der vom linken Rheinufer vertriebenen Fürsten, in Wirklichkeit [illegible] der Freunde Frankreichs — nicht weniger als 112 deutsche Staaten, zumeist [illegible] geistliche und reichsstädtische Herrschaften, ihre Selbständigkeit einbüßten. [illegible] bei dieser Aufteilung, die einzelnen Fürsten dagegen gewannen, und der [illegible] des alten Systems ward um vieles beschleunigt. Heute dürfen wir uns der [illegible] des Jahres 1803 freuen und dem Geschichtsschreiber aus vollem Herzen bei[illegible] der von jener Zeit sagte: Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erschienen so häßlich, so gemein und niedrig, wie diese Fürstenrevolution. Die [illegible], ideenlose Selbstsucht triumphierte; kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch. Und doch war der Umsturz eine große Notwendigkeit; er begrub nur, was tot war, er zerstörte nur, was die Geschichte dreier Jahrhunderte gerichtet hatte. Die alten Staatsformen verschwanden augenblicklich, wie von der Erde eingeschluckt und niemals ist an ihre Wiederaufrichtung ernstlich gedacht worden. Die fratzenhafte Lüge der Theokratie war endlich beseitigt; mit den geistlichen Fürsten stürzten auch das heilige Reich und die Weltherrschaftsansprüche des römischen Kaisertums zusammen. Das heilige Reich verwandelte sich in einen Fürstenbund, und nicht mit Unrecht sprach Talleyrand damals schon amtlich von der „féderation Germanique“. Dies lockere Nebeneinander weltlicher Fürstentümer wurde vorderhand fast allein durch den Namen Deutschland zusammengehalten und in der nächsten Zukunft ließ sich eher die Auflösung des deutschen Gemeinwesens als seine föderative Neugestaltung erwarten. Aber mit den theokratischen Formen war auch jener Geist der starren Unbeweglichkeit entschwunden, der bisher die politischen Kräfte der Nation gebunden hielt. Das neue, weltliche Deutschland nach dem Jahre 1803 war der Bewegung, der Entwickelung fähig . . .

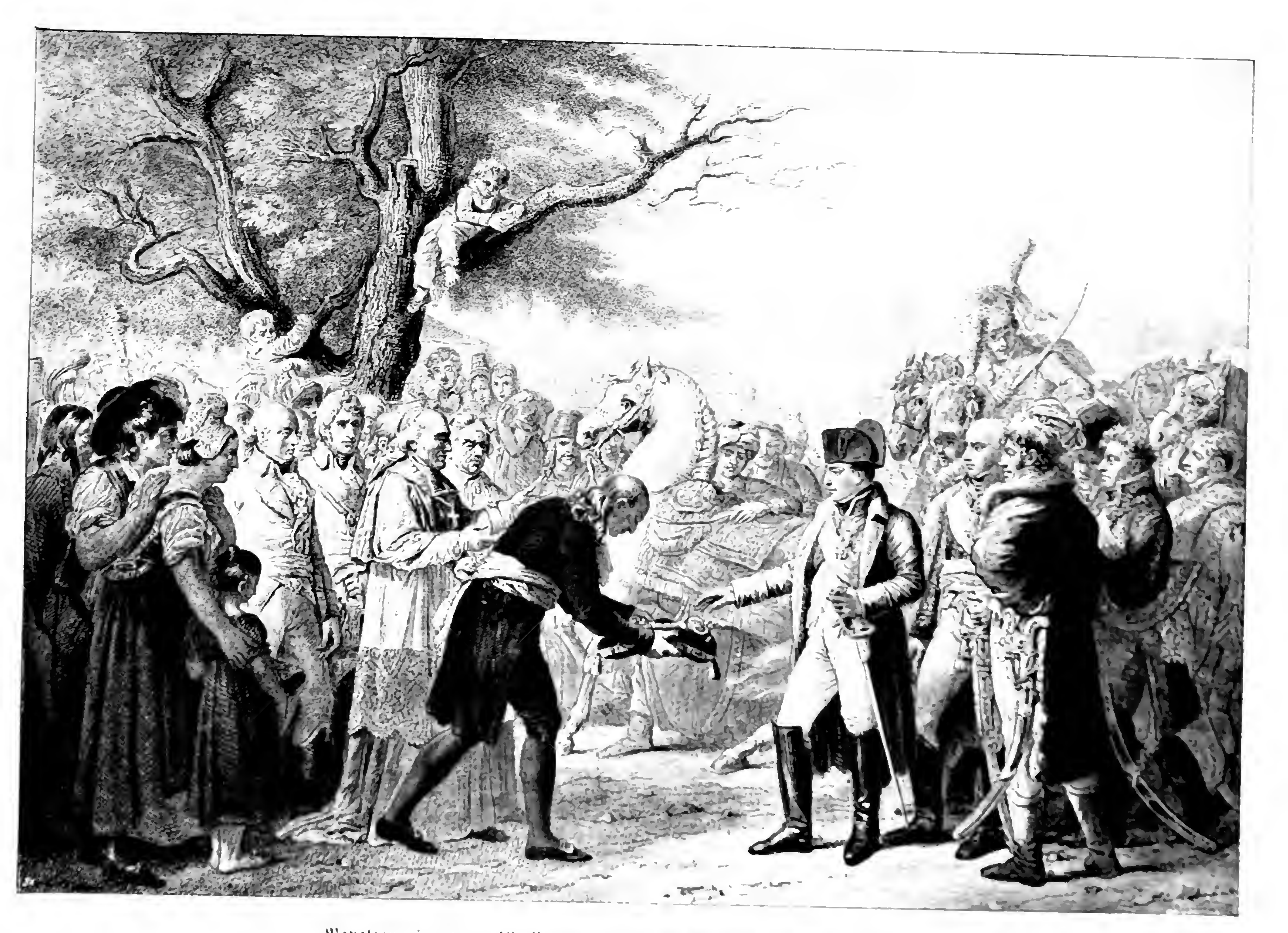
„Statt des alten Wustes,“ schrieb der kluge Ludwig Häusser, „kam nunmehr endlich eine Art Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetz zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz darniederlagen, neue Anregung gegeben, dem Bauer manche Erleichterung geschaffen, das schädliche Übermaß mönchischen und geistlichen Nichtsthuns beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rühriger und erfolgreicher gefördert, als in den verrotteten kleinen Gebieten irgendwie auch nur versucht worden war. Gewaltthätig und brutal ist man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, alles vom Schreibtisch aus zu regulieren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Überlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmäler der alten Zeit, das alles ist nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten. Gleichwohl war die Auflösung des Alten unvermeidlich und selbst [illegible] des Übergangs hatte eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebens[illegible] angefangen, die bisher in kleinstaatlicher Misere gebunden lagen.“



Tod des Admirals Nelson in der Seeschlacht bei Trafalgar.
Nach dem Gemälde von Benjamin West.

[illegible] und über die Ausführung der Friedensbedingungen [illegible] Streit zu entbrennen. Vorboten eines neuen Kriegssturmes: Schon [illegible] der die Feindseligkeiten zwischen England und [illegible] neuer Kampf unvermeidlich geworden. Die Sprache der [illegible] von Tag zu Tag drohender und höhnischer, und auch Napoleon [illegible] die Spalten der [illegible] Blätter mit Beschimpfungen der britischen Regierung [illegible] halbes Jahr lang dauerte diese Fehde, in der nur Tinte statt Blut [illegible] am 21. Mai 1803 in aller Form der Krieg erklärt. Frankreich eröffnete [illegible] mit einer direkten Verletzung fremder Hoheitsrechte, indem es einen Teil seiner Truppen unter Führung des Generals Mortier von Holland her in Hannover eindringen ließ, das [illegible] Eigentum des Königs von England, aber doch kein Bestandteil des englischen sondern des deutschen Reiches war. Der Corse wußte wohl, was er ungestraft wagen durfte, wußte, daß von den Alpen bis zum Gestade der Ostsee keiner sich rühren würde, um das deutsche Kurfürstentum den Klauen der welschen Räuber zu entreißen. Die Bitten Georgs III. verhallten ungehört, selbst der nächste Nachbar, Friedrich Wilhelm III., der nicht lange zuvor Hannover vor fremder Invasion bewahrt hatte, folgte diesmal den erbärmlichen Ratschlägen der Intriganten Haugwitz, Lucchesini und Lombard, und duldete schweigend, daß die brave hannoversche Armee entwaffnet und im Herzen Deutschlands eine französische Verwaltung eingerichtet wurde. Die Besetzung Hannovers war indessen nur ein Seitenhieb, der Hauptschlag gegen England sollte von Boulogne aus gegen die englische Küste geführt werden. Auf einer gewaltigen Flotte von Kriegs- und Transportschiffen wollte Napoleon einen Teil der 200 000 Mann, die er an der Küste versammelt hatte, über den Kanal führen, um der britischen Macht mit einem Mal den Todesstoß zu versetzen. Da die französische Seemacht nicht stark genug schien, ward Spaniens Regent gezwungen, die Streitkräfte des Nachbarlandes durch Schiffe und reiche Subsidien zu vermehren.

Weder im Jahre 1803, noch im folgenden Sommer kam es zwischen Frankreich und England zu entscheidenden Kämpfen; man begnügte sich damit, zu rüsten, zu drohen und in den Vorbereitungen sich gegenseitig zu stören. In diesen stillen Kriegsjahren verschlechterten sich dagegen die Beziehungen Frankreichs zu den übrigen europäischen Großmächten; die Freundschaft mit dem Zarenreich war es namentlich, die sich rasch in frostige Kälte und bald in offene Feindschaft verwandelte. Seit dem Juli 1803 wurde die Sprache Rußlands eine immer drohendere, der Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die förmliche Kriegserklärung waren nur noch eine Frage der Zeit. Ein brutaler Mord, die Erschießung des bourbonischen Herzogs von Enghien (22. März 1804), der sich angeblich an einer gegen Napoleon gerichteten Verschwörung beteiligt haben sollte, trug das seine dazu bei, den empfindsamen Kaiser Alexander ins Lager der erbitterten Gegner Bonapartes zu treiben. So kam denn, nachdem Pitt das englische Staatsruder wieder mit fester Hand ergriffen hatte, im April 1805 eine neue Koalition zu stande, deren Grundlage ein Defensiv-Vertrag zwischen Rußland und Österreich war, während die britische Regierung die Verpflichtung übernahm, die beiden Kontinentalmächte durch Geld und Kriegsbedarf zu unterstützen. Zu seinem und der anderen Länder Unglück hielt Preußen sich auch jetzt noch neutral und verharrte in [illegible]. Napoleon dagegen zog ganz Südwestdeutschland zu sich heran und überredete [illegible] Württemberg und Baden ihm Heeresfolge zu leisten. So energisch und weitblickend er [illegible] für den Kampf um die Vorherrschaft in Mitteleuropa traf, ebenso langsam



Napoleon nimmt am 13. November 1805 die Schlüssel von Wien entgegen.
Nach dem Gemälde von Girodet in der Galerie zu Versailles.

[illegible] wurden die Verbündeten ihre Rüstungen: Statt sofort die starken Armeen [illegible] an der Donau zu sammeln und sie der erprobten Führung des tapferen [illegible] zu unterstellen, ließ man die österreichische Hauptmacht in Oberitalien stehen [illegible] 80000 Mann unter General Mack zur Abwehr der französischen Korps bereit, [illegible] durch Baden und Württemberg vordringen mußten. Man eröffnete die [illegible] ehe die Russen herangerückt waren und konnte dennoch nicht hindern, daß [illegible] Armee den Anschluß an die französische Hauptmacht gewann.

Am 2[illegible]. August 1805 schrieb Napoleon von Boulogne aus an Talleyrand: „Mit [illegible] Mann rücke ich in Deutschland ein und stehe nicht still, bis ich die Thore Wiens [illegible] habe. Ich lasse die Österreicher und Russen sich nicht vereinigen, ich werde sie vorher schlagen." Genau so geschah es! In keinem seiner vielen Feldzüge hat sich des Corsen geniale Kriegskunst in so glänzendem Lichte gezeigt, wie in dem des Jahres 1805. Ende September überschritten die von Ney, Lannes, Marmont, Murat, Soult und Mortier geführten Korps den Rhein, und schon in der zweiten Oktoberwoche waren die Franzosen Herren

[illegible] beider Donauufer. Mack ward mit 24000 Mann in die Festung Ulm gedrängt und am 20. Oktober zu einer schmachvollen Kapitulation gezwungen, die den Kern seines Heeres, dazu sechzig Geschütze und vierzig Fahnen, in die Hände des Feindes lieferte. Im ersten Anlauf hatte Napoleon den einzigen Wall, durch den die veraltete Taktik des Wiener Hofkriegsrates den Reformator der Strategie aufzuhalten vermeint hatte, durchbrochen. — Wien, das Herz des österreichischen Staates, lag unbeschützt vor den siegreich vordringenden französischen Divisionen.

Napoleons Freude blieb jedoch nicht lange ungetrübt, am Tage nach dem Einzug in Ulm traf ihn ein harter Schlag, ungleich schwerer als der, den die Verbündeten soeben erlitten

Schlacht bei Trafalgar 21. Okt. 1805.

hatten: Beim Kap Trafalgar, zwischen Cadiz und Gibraltar, hatte der Seeheld Nelson sein thatenreiches Leben mit dem ruhmvollsten Siege beschlossen und die ganze französische Flotte völlig vernichtet! Die Verantwortung für diese furchtbare Niederlage fiel dem Kaiser zu; er hatte dem tapferen, aber vorsichtigen Admiral Villeneuve, dem die Überlegenheit der Engländer, ihre größere Kriegserfahrung und bessere Bewaffnung kein Geheimnis war, den Kampf aufgezwungen. Napoleon verlangte, daß die vereinte französisch-spanische Flotte den Feind „überall, wo sie ihn mit schwächeren Kräften antreffe, ohne Zaudern angreifen und eine entscheidende Schlacht liefern sollte"; dem Admiral war außerdem gedroht worden, er werde vor einem Kriegsgericht Rechenschaft über seine Unthätigkeit ablegen müssen — wollte Villeneuve nicht Schmach und Schande auf sich laden, so mußte er sich den Engländern zum Kampfe auch dort stellen, wo der Sieg mehr als zweifelhaft erschien. Um die Mittagsstunde des 21. Oktober prallten die beiden Flotten an der andalusischen Küste aufeinander. Den 27 Schiffen Nelsons standen 33 feindliche Fahrzeuge gegenüber, aber die Kühnheit seiner Kapitäne, die Unerschrockenheit und Gewandtheit seiner Matrosen sicherte ihm die Überlegenheit. Von seinem Flaggschiff „Victory" aus leitete der Admiral, trübe Todesahnungen im Herzen, den ungestümen Angriff, der nach einem stundenlangen, fürchterlichen Feuergefecht mit der Kampfunfähigkeit der gesamten französisch-spanischen Flotte endete. Der glänzende Erfolg mußte jedoch mit dem Tod des Führers fast allzu teuer bezahlt werden: Im Augenblick des Triumphes verschied Nelson von einer feindlichen Kugel tödlich getroffen. Die letzten [illegible] des sterbenden Helden übertönte das Freudengeschrei seiner siegreichen Landsleute . . .

Nicht minder ehrenvoll, wenn auch weniger erfolgreich, war der Kampf, den in den [illegible] Tagen des Oktober die Armee des wackeren Erzherzogs Karl in Oberitalien führte.



Seeschlacht bei Traf

Nach dem Gemäl



am 21. Oktober 1805.

rkſon Stanfield.

Deutſches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W

Zwar gelang es ihr nicht, Massenas Streitkräfte zu besiegen, aber das zweitägige Ringen bei Caldiero lähmte die Kräfte der Franzosen doch so sehr, daß der deutsche Feldherr seine Korps unbehelligt nach Österreich zurückführen konnte, wo Napoleons Vordringen ihr Eingreifen notwendiger erscheinen ließ, als in Italien. Die Schreckenskunde von Trafalgar kam zu spät nach Deutschland, um den Anmarsch der Franzosen gegen Wien auch nur um eine Stunde aufzuhalten; die Siegeszuversicht ihrer Führer minderte sich auch nicht, als bekannt wurde, daß der König von Preußen im Unmut über den Marsch eines französischen Korps durch eine Provinz seines neutralen Staates, den Russen den Durchzug durch Schlesien gestattet und am 3. November 1805 zu Potsdam eine Übereinkunft getroffen hatte, die ihn für den Fall einer Fortdauer des Krieges zum Bundesgenossen Rußlands und Österreichs machte. Unaufhaltsam drangen Napoleons Kolonnen gegen Wien vor, unbekümmert um die Russen, Potsdamer Vertrag 3. Nov. 1805.



„Ehre dem tapferen Feinde!“
Episode aus dem Feldzug des Jahres 1805.

die unter Kutusows Führung sich am 11. November bei Dürrenstein mit Glück schlugen: schon am 13. November standen die Franzosen vor der Kaiserstadt an der Donau, die dem Feind ohne jede Gegenwehr die Schlüssel ihrer Thore ausliefern mußte . . .

Die Lage der Franzosen wäre trotzdem eine höchst gefährliche gewesen, wenn bei den Verbündeten feste Entschlossenheit geherrscht und nicht stete Eifersüchteleien zwischen den russischen und österreichischen Generalen die Schlagfertigkeit der Armeen gehemmt hätten. Napoleons Truppen waren über weite Strecken verteilt, das Eingreifen des preußischen Heeres stand zu befürchten und die Unglücksbotschaft von Trafalgar mußte zudem entmutigend auf die französischen Soldaten wirken. Für die Verbündeten hieß es, Zeit zur Sammlung gewinnen, für Napoleon, keinen Augenblick länger, als unbedingt notwendig war, warten: er mußte eine Entscheidungsschlacht liefern, ehe der eherne Ring seiner Gegner sich lähmend um seine Streitkräfte legte. Dank der Unbesonnenheit der Russen gelang es ihm, schon am 2. Dezember bei



François Gérard. Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember

Original



Rapp meldet dem Kaiser den Rückzug der russischen Garde.
illes.

[illegible] Gegner vernichtend zu schlagen. Zar Alexander hatte sich zwar oft [illegible] des Gegners werde ihn vorzeitig zum Angriff verlocken können, aber [illegible] von Kampfeslust brennenden, prächtigen Regimenter und der Über[illegible] seiner Umgebung brachten endlich doch alle gewichtigen Bedenken [illegible]. Am Jahrestag der prunkvollen Krönungsfeier in der Notre-dame-Kirche [illegible] 80000 Russen und Österreicher das an Zahl schwächere französische Heer an, doch [illegible] um die Mittagsstunde war ihre Niederlage entschieden — die sinkende Sonne des klaren Wintertages sah den eiligen Rückzug der stolzen russischen Garden, deren glänzende Tapferkeit die Fehler der ungeschickten Führung nicht auszugleichen vermocht hatte. Napoleons Sieg war ein vollkommener; außer unermeßlicher Beute brachte ihm die „Dreikaiserschlacht" den in seiner Lage bedeutsamsten Vorteil: den Waffenstillstand mit Österreich, dessen Kaiser schon nach der ersten großen Schlacht kampfesmüde war. Der Tag von Austerlitz sprengte die dritte Koalition; die Verbündeten schieden im Groll voneinander und Alexander ließ die Reste seiner Armee unverzüglich den Rückzug antreten. Damit war der ganze unglückselige Feldzug entschieden: Österreich allein war zu schwach zu weiterem Widerstand, und Preußen, das inzwischen seine Heeresmassen mobil gemacht hatte, ließ keines seiner kriegsbereiten Regimenter in den Kampf gegen die anscheinend unbezwingliche französische Armee ziehen.

Friede zu Preßburg 26. Dez. 1805.

Dem Waffenstillstand folgte am 26. Dezember 1805 der Friede von Preßburg, der die Macht Frankreichs noch weit mehr vergrößerte, als alle früheren Friedensschlüsse. Tirol, Vorarlberg und weite Gebiete jenseits der Alpen wurden von Österreich preisgegeben, vielleicht nur darum, weil man die geld- und beutegierigen französischen Truppen so schnell wie möglich aus den österreichischen Landen entfernen wollte. Aber das Haus Habsburg sollte nicht allein für die dritte Koalition büßen, auch Preußen geriet durch die Schwäche und Ungeschicklichkeit seines Unterhändlers Haugwitz in eine bedenkliche Abhängigkeit von Frankreich. Friedrich Wilhelm III. war durch den Potsdamer Vertrag in eine eigentümliche Stellung zu Napoleon geraten: er hatte mit dessen Feinden sich verbündet, ohne sich an deren kriegerischen Unternehmungen zu beteiligen; er war zwar nicht besiegt und dennoch nach dem Abfall Österreichs gezwungen, mit dem übermütigen Sieger eine Verständigung zu suchen.

Napoleon war kein Diplomat und im Verkehr mit den Vertretern fremder Souveräne hatte er oft schon durch Jähzorn und Rücksichtslosigkeit schwere Konflikte heraufbeschworen; dem franzosenfreundlichen Haugwitz konnte der Sieger von Austerlitz noch selbstbewußter und drohender gegenübertreten. Er ließ ihm nur die Wahl zwischen der Kriegserklärung und einem scheinbar günstigen Bündnis, und es gelang ihm, den ängstlichen Diplomaten so in in die Enge zu treiben, daß er, ohne die Genehmigung seines Monarchen einzuholen, in

Schönbrunner Vertrag.

jenen berüchtigten Schönbrunner Vertrag willigte, der Preußen an Frankreich kettete. Die Belohnung für diese Freundschaft sollte Hannover bilden, das Eigentum des englischen Königs, dessen Gunst und Unterstützung sich Friedrich Wilhelm III. damit sofort verscherzen mußte. Aber gerade dies war es ja, was Napoleon bezweckte; die Staaten, die noch nicht zu seinen Vasallen zählten, sollten gegenseitig ihre Kräfte lähmen! Die preußische Regierung suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß sie das ihr von Frankreich aufgedrängte Land vorläufig — d. h. bis zum Abschluß eines Friedens zwischen der französischen und der englischen Regierung — nur „in Verwahrung und Administration" zu nehmen versprach. Allein sie vermochte damit ebenso wenig Englands Groll zu besänftigen, wie zu verhindern, daß Napoleon über die Schonung der britischen Rechte in hellen Zorn geriet.

Mit gnädigster Erlaubniß.

Ein neues Großes millitärisches Schauspiel.

Im Freyen

Wird heute Sonntag den 18ten May auf der Bleiche des Herrn
Adam vor dem Rothen=Thor.
aufgeführt:

Die Schlacht bey Austerlitz,

oder

unerforschlich sind des Schicksaals=Wege.

Ein neues großes millitärisches Schauspiel mit Schlachtmanöver und Scharmützeln, in 3 Akten aus dem Französischen v. Grand.

Personen.

General Sebastiani Kommandant der Colonne bey Ullaschowitz,	. . .
Grange } Adjudanten	Hr. Maier.
Lenox } Adjudanten	Hr. Fridolin.
Major von Blank, in bayrischen Diensten,	Hr. Vanini.
Hauptmann Tott in Rußischen Diensten.	Hr. Grimminger.
Obrist von Blankenstein, in Oesterreichischen Diensten,	Hr. Ernst.
Albertine seine Tochter,	Mad. Bennet.
Klero: Husaren Ordinanz	Hr. Jäger.
Neuman, } bayrische Offizier.	Hr. Benner.
Ruder, } bayrische Offizier.	Hr. Meiler.
Drommer ein alter bayerischer Invalide,	Hr. Kindler.
Bärbchen seine Tochter,	Mll. Brandt.
Liesbchen, } Bäuerinen.	Mad. Grimminger.
Fränzchen, } Bäuerinen.	Mad. Brandt.
Märtchen, } Bäuerinen.	Mad. Meiler.
Schenk, ein Marketender,	Hr. Jakobi.
Liese seine Frau,	Mad. Kindler.
Suschen } beyder Töchter.	Mll. Valentin.
Hanchen. } beyder Töchter.	Mll. Zach.
Reinsdorf ein Spion	Hr. Wagner.
Hollman ein alter Ruße	Hr. Jungheim.
Peter ein junger Bauernbursche.	Hr. Wolf.
Ein Auditör.	Hr. Brandt.
Ein Chirurgus.	Hr. Helming.
Französischen Bayrische Oesterreichische Rußische Offiziers Bayerisches Rußisches Osterreichisches Französisches Militär.	

Die Handlung ist bey Ullaschowitz ohnweit Austerlitz.

Kürze Erörterung der in dem Stück vorkommenden Spektakel.

Erster Akt. Freye Gegend bey Ullaschowitz, ohnweit der Sogenanten Eichmühle. Zur Seite sieht man die französischen Vorposten auf einer kleinen Anhöhe. Im Hintergrunde auf beyden Seiten Zelter. Im Vordergrund Marketender Zelter. Vor der Mühle als denn Quartier des Generals kommen von Zeit zu Zeit Adjudanten zu Pferde an, und kehren aus selber wieder ins Hauptquartier zurück. Am Schluß des ersten Akts werden die Vorposten angegriffen; die Oestereicher werden Zurück getrieben.

Zweyter Akt. Dieselbe Gegend. Endeckung eines Spions, öffentliche Arquebansirung desselben. Ordre zum allgemeinen Angriff: Vorstellung der bekannten äußerlicher Schlacht, welche zwischen den Zweyten und dritten Akt. ununterbrochen fortdauert. Oeffentlicher Sturm einer Rußischen=Schanze. Ein Bauern-Haus auf einer Anhöhe sieht man in Flammen stehen.

Dritter Akt. Das Schlachtgetümmel dauert noch bey Anfang des dritten Akts fort. Kanonen-Donner in der Ferne, welcher denn geschloßenen Frieden zwischen Napoleon und dem deutschen Kayser verkündet. Entwicklung des Stückes. Abmarsch der sämmtlichen Truppen mit Türkischer Musik.

NB. NB. Einige Heren Theater Liebhaber haben die Güte zu ihren Vergnügen die Anordnungen und das Komando der vorkommenden Schlacht Manöver der Millitärischen Ordnung gemäß zu übernehmen.

NB. NB. Das Detail der in den Schauspiel vorkommenden Handlung von Auftritt zu Auftritt ist zur bessern Uebersicht des ganzen an der Kassa gedruckt für 12 kr. zu haben.

NB. NB. Wegen zu großen Kosten und Aufwand, kann die Vorstellung des heutigen Schauspiels nur Einmal statt finden.

Sollte die Witterung dieses Stück im freyen nicht erlauben, so ist im Theater das verlorene Kind und ein neues Pantomimisches Ballet unter dem Titel die Ankunft des Regensburger Ordinarie Schiffs. Der Anfang und die Preiße sind wie gewöhnlich.

Kein Billeteur darf Geld annehmen Jeder muß an der Kassa sein Billet lösen.

Preiße der Plätze sind:

Erster Platz, 1 fl. Zweyter Platz 36 kr. Dritter Platz 12. kr.

Der Anfang ist um halb 5 Uhr, welchen ein 3 maliger Böllerschuß verkündet.

Augsburger Theaterzettel aus dem Jahre 1806.

Zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert“. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin



Herzog von Talleyrand.

Zu Beginn des Jahres 1806 lag das alte römisch-deutsche Reich in den letzten Zügen; Macht und Ansehen hatte es längst verloren, bald sollte auch das schwache Band, das den ohnmächtigen Bund bis dahin noch lose zusammengehalten hatte, von Napoleons gefügigen Helfern zerrissen werden. Von französischer Seite war es Talleyrand, von deutscher der Erzkanzler Karl Theodor von Dalberg, die alle Kraft daran setzten, den ehernen Ring, der ein Jahrtausend lang die germanischen Stämme umspannte, so umzuschmieden, wie es den Wünschen ihres Herrn und Meisters entsprach. Der Wechsel, der in Dalbergs Ansichten sich vollzog, ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie die strahlende Ruhmessonne des neuen Kaisers selbst kerndeutsche Fürsten zu blenden vermochte. Noch am 8. November 1805 hatte der kluge, freigesinnte Kirchenfürst dem Regensburger Reichstag gegenüber „mit reiner deutscher Vaterlandsliebe“ die Hoffnung ausgesprochen, daß ein Zusammenbruch des alten Reiches abgewendet würde, und zwar „1. durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten, 2. durch Vereinigung der Gemüter, die Befolgung der Reichsgesetze

[illegible] aller und jedes Deutschen, um einen guten ehrenvollen, [illegible] zu erhalten." Und eben sechs Monate später war gerade er der eifrigste [illegible] die Notwendigkeit den Untergang der alten Herrschaftsform [illegible] die „Confédération du Rhin", die Napoleon im Jahre 1806 schuf, [illegible] Rolle der kurz zuvor noch klagend ausgerufen hatte: „Soll [illegible] deutsche Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, [illegible]" Daß er nicht erlosch, daß er heute heller strahlt, [illegible] wenn wir uns anschicken, die trübste Zeit der [illegible] neueren Geschichte der germanischen Lande zu schildern . . .

Italien, Holland und die Schweiz hatte der gallische Imperator kurzer Hand sich botmäßig gemacht, die Zahl der Vasallen, die in Kriegszeiten ihre Armeen unter französische Fahnen treten ließen, erschien indessen noch zu klein, in seinem Heerbanne vermißte Napoleon die sehnigen Gestalten der Alemannen, Franken, Schwaben und Bayern. Doch Deutschland ließ sich selbst in seiner Zersplitterung nicht so leicht unter die Trikolore zwingen, wie jene kleinen Staaten. Hier mußte erst die Diplomatie die Steine lockern, ehe der napoleonische Sturmbock in den festgefügten Bau der deutschen Freiheit und Unabhängigkeit Bresche legen konnte. Im Norden und Süden des Reiches trotzten zwei starke Türme den Welschen: Preußen und Österreich, und die kleineren Staaten suchten teils freiwillig, teils notgedrungen ihren Schutz. Es galt also einen dritten Turm zu errichten, der für die Schwächeren ebenso wie jene beiden anderen zum Sammelpunkt werden konnte; den beiden Großmächten mußte ein Bund der Mittelstaaten gegenübergestellt und ihm durch Frankreichs Protektorat der nötige Rückhalt gegeben werden. Der rheinische Bund Ludwigs XIV. sollte wieder zu neuem Leben erwachen. Die Neugestaltung Deutschlands durch Verhandlungen mit den süddeutschen Fürsten anzubahnen, schien weder Napoleon noch seinem verschlagenen Minister Talleyrand notwendig; was sollten auch lange Beratungen im Stile der Regensburger Reichstagskomödie, was Konferenzen der deutschen Pedanten, die tausend Aktenbogen beschrieben, ehe sie zu einem Entschlusse kamen? Napoleon dekretierte, daß ein deutscher Bund entstehen sollte, und seine Handlanger arbeiteten eine Verfassung aus, ohne auch nur einen von Denen, die damit beglückt werden sollten, zu befragen. Am 12. Juli 1806 entbot Talleyrand die Gesandten der deutschen Staaten zu sich, um sie mit jesuitischer Schlauheit zum Abfall vom Reiche zu bewegen; keiner weigerte sich, alle unterschrieben! Sechzehn deutsche Fürsten traten aus der Reichsgemeinschaft aus und erklärten stolz ihre Selbständigkeit, die doch nur eine gefährliche Abhängigkeit von Frankreich war. Die unumschränkte Souveränität im Innern ihrer Staaten erkauften sie durch das Versprechen, zu allen Festlandskriegen Napoleons ein Hilfsheer von 63000 Mann zu stellen. Das ganze südwestliche Deutschland vom Rhein bis zum Inn umfaßte der neue Bund, dazu noch große Gebiete nördlich des Mains bis weit nach Westfalen hinein, und darüber hinaus eröffnete der Paragraph 39 der Rheinbundakte, der anderen Staaten den Eintritt vorbehielt, die Aussicht auf ein weiteres Wachstum der neuen Föderation. „Was im Süden und Westen noch übrig blieb," schalt in gerechtem Zorn ein deutscher Geschichtsschreiber, „wurde der Landeshoheit der sechzehn Verbündeten unterworfen, alle Fürsten und Grafen, alle Reichsritter, so viele sich in den Stürmen der letzten Jahre noch behauptet hatten, die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt, zusammen ein Gebiet von 550 Geviertmeilen. Aller Schmutz, der an dem Reichsdeputationshauptschluß haftete, verschwand neben der [illegible] Roheit dieser neuen Gewaltthat; denn nicht durch das Reich selber, und nicht

Rheinbund-Akte.



Begegnung Napoleons mit Dalberg, dem Fürstprimas des Rheinbundes, zu Aschaffenburg am 1. Oktober 1806.

Nach dem Gemälde von Constant Bourgeois.

[illegible] sondern durch die nackte Willkür einer Handvoll eid- [illegible] Schutz des napoleonischen Heeres wurde die Vernichtung [illegible] herren, die so lange den Stamm der kaiserlichen Partei unter [illegible] gebildet hatten. Zufall und Laune entschied über Bestand und Untergang [illegible] Wieder verschwand eine ganze Schar jener unfruchtbaren Staatsbildungen, die sich einst mit den Spolien der alten deutschen Monarchie bereichert hatten; es ebnete sich der Boden, auf dem dereinst ein neuer Bau der deutschen Einheit emporsteigen sollte."

Sechzehn starke Äste waren vom Reichsstamm abgesplittert, morsch und kahl stand er inmitten Europas — zum Gespött der Völker geworden! Daß es Zeit sei, ihn zu fällen, sah endlich auch jener Fürst ein, der bestellt war, ihn zu hüten und zu schützen. Franz I., der schon im Jahre 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen hatte, um dem Hause Habsburg die cäsarische Würde zu sichern, hielt den Augenblick für gekommen, sich der deutschen Krone zu entledigen, die kaum noch ein Schmuck war; aber sein Plan, für das alte Kaisertum eine Vergrößerung seiner Hausmacht einzutauschen, scheiterte an der Schnelligkeit, mit der Napoleon den Rheinbundsvertrag zum Abschluß brachte. Als der Kaiser sich zur Entsagung entschloß, war das alte Reich schon aus den Fugen gegangen: Am 1. August 1806 ward von den Gesandten der neuen Verbündeten Napoleons in Regensburg die feierliche Erklärung abgegeben, daß ihre hohen Herren es ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen fänden, sich von dem heiligen Reiche, das thatsächlich schon aufgelöst sei, los zu sagen und unter den mächtigen Schutz des Monarchen sich zu stellen, dessen Absichten sich „stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben!" Sechs Tage später legte Franz I. die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich rechtswidrig, das reichsoberhauptliche Amt und Würde sei erloschen, Österreich aller Reichspflichten ledig. Nicht auf der blutigen Walstatt, nicht in ernstem Kampf erlag das alte Reich — von seinen eigenen Söhnen ward es treulos hingemordet . . .

Niederlegung der Kaiserkrone 6. August 1806.

Nur Wenige lebten damals in den deutschen Landen, denen dies schmachvolle Ende des uralten Staatenbundes die Röte der Scham ins Antlitz trieb; bange Furcht vor dem Zorn des neuen Alexander lähmte die kraftvollen Arme, die oft schon übermütige Eindringlinge niedergeschlagen hatten. Mit brutaler Gewalt unterdrückte Napoleon jede freie Meinungsäußerung, selbst Unschuldige ließ er mit blutiger Strenge strafen, wenn sie an seinen Schöpfungen zu mäkeln wagten. So ward mitten im Frieden der Nürnberger Buchhändler Palm vor ein Kriegsgericht gestellt und nach dessen Spruch in der Festung Braunau erschossen, einzig darum, weil er sich weigerte, den Verfasser (Yelin) einer harmlosen, thränenseligen Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" zu nennen.

Erschießung Palms.

Alles, was am Deutschtum festzuhalten wagte, wurde von Frankreich gedemütigt, am meisten Preußen, das von seinen unfähigen Staatsmännern direkt in die bonapartische Brandung hineingesteuert wurde. Kaum ein anderes Land beleidigte der Corse so wie Preußen, das in der Stunde ernster Gefahr sein Schwert in der Scheide rosten ließ und durch schwächliches Lavieren das Unheil, das drohend über seinem Haupte schwebte, abwenden zu können vermeinte. Während Napoleon bereits auf den Kriegskarten die Marschrouten für den Triumphzug nach Berlin studierte, entließ Preußens Herrscher die Truppen, die er während des Feldzugs der dritten Koalition einberufen hatte, in die Heimat; während schon ringsum schwarze Wetterwolken den Horizont umdräuten, sah Friedrich Wilhelm III. nur das kleine Fleckchen Himmelsblau, das noch durchschimmerte. In derselben Stunde, in der an der Seine



gez. v. G. Perlberg. gest. v. Chr. Riedt Nürnberg.

Gedenkblatt für den Buchhändler Johann Philipp Palm
erschossen zu Braunau am 26. August 1806 auf Befehl Napoleons.

die Vernichtung Preußens bereits eine beschlossene Sache war, unternahm das Berliner Kabinett den aussichtslosen Versuch, die norddeutschen Reste des alten Reiches zu sammeln, um damit ein Gegengewicht gegen den Rheinbund zu schaffen. Als im Juli 1806 die Verhandlungen mit Sachsen und Kurhessen eröffnet wurden, war es zu spät; das geplante preußische Kaisertum scheiterte an dem Mißtrauen der beiden Mittelstaaten, denen Friedrich Wilhelms ewig

[illegible] Pitt den Plan zu gemeinsamem Vorgehen genommen hatte. Der Argwohn [illegible] Rußlands und die versteckten Drohungen der französischen Gesandten [illegible] den preußischen Plan zum Scheitern zu bringen.

Daß der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich war, konnte dem Berliner Hofe um die Mitte des Jahres 1806 kaum noch zweifelhaft erscheinen. „Napoleon greift uns ans Herz!", klagte der treffliche General Rüchel, er mahnte rechtzeitig zum Schwert zu greifen, ehe der Kaiser, der unablässig rüstete, Preußen völlig umzingelt habe, und der trotzige Husar Blücher wetterte über die „Rotte niederer Faultiere", die des Königs Entschließungen beeinflusse. Kaum einer aber von all den trefflichen Männern, die zum Kriege drängten, besaß soviel scharfen Blick, um vorauszusehen, daß die preußische Armee in ihrer damaligen Zusammensetzung, Ausbildung und Führung in der ersten Schlacht vernichtet werden mußte. Hochmütig spottete man über die Niederlagen der Österreicher, und die jungen Offizierchen sprachen von Napoleons Feldherrntalent mit höhnischer Geringschätzung: „Solcher Generale findet sich in unserer Armee mindestens ein Dutzend — wir werden ihn lehren, was preußische Taktik ist!" Gerade diese preußische Taktik war es jedoch in erster Linie, die mit Notwendigkeit zur Katastrophe von Jena führte; mit pedantischem Kleinkram wurde die kostbare Zeit vertrödelt, man übte Parademarsch und maß die Länge und Breite der Zöpfe nach, während schon die Kolbenschläge der andringenden Franzosen an den Thoren dröhnten. In seinen Erinnerungen an Friedrich Wilhelm III. hat Bischof Eyler ein scharfes Bild jener trüben Zeit entworfen und die Ursache des verhängnisvollen Ausganges des preußisch-französischen Krieges zunächst in dem Geist gesucht, der damals die Armee beherrschte: Wie eine Knechtschaft lastete die Verpflichtung zum Dienst auf dem Einzelnen, den sie traf, weil sie keine allgemeine Bürgerpflicht war; das Werbewesen, durch das Ausländer in Menge, oft die Größten und Stärksten, aber auch die Liederlichsten und Schlechtesten zum Dienst gezwungen wurden, ließ in dem Heer keinen sittlichen Geist aufkommen — man hatte keine Ahnung von der Möglichkeit, militärische Zucht aufrecht zu erhalten ohne Anwendung der entehrendsten Strafen, wie Stockprügel und Spießrutenlaufen. Die mechanische Abrichtung konnte den mangelnden Geist nicht ersetzen, man exerzierte fast nur für die Parade. Das Schlimmste aber war, daß der gemeine Mann keine Liebe, kein Vertrauen zu den Führern hatte, weil deren Übermut gegen die Untergebenen und das Bürgertum jedes Maß überschritt, und die einfachen Soldaten waren die ersten, die das hereinbrechende Unglück voraussahen: „Nach meinem dummen Verstande," sagte damals ein



William Pitt.
† 23. Januar 1806.

Seine Majestät der König

haben allergnädigst befohlen, folgendes der Armee bekannt zu machen:

Alle Bemühungen Ihrer und Ihrer nächsten alliirten Staaten, den Frieden noch länger zu erhalten, sind fruchtlos gewesen, und wenn nicht das ganze nördliche Deutschland, ja vielleicht ganz Europa, der Willkühr eines nie ruhenden Feindes und seinen verheerenden Armeen überlassen werden soll, so ist der Krieg unvermeidlich. Seine Majestät haben ihn beschlossen, da die Ehre und Sicherheit des Staates in Gefahr ist. Glücklich würden Sie Sich geschätzt haben, wenn Sie diese auf einem friedlichen Wege hätten erhalten können; dies weiß die Armee, dies weiß die Nation, ja die Welt; aber mit froher Zuversicht werden Sie jetzt Ihr Heer zum Kampf für Vaterland und Nationalehre führen, denn die gerechte Sache ist mit uns.

Es ist Sr. Majestät nicht unbemerkt geblieben, daß die Armee längst den Krieg gewünscht, und wenn gleich Rücksichten, die allein aus Ihrem Standpunkte richtig erwogen werden können, Sie abhielten, diesem Wunsche früher nachzugeben, so haben Sie ihn doch geehrt, da Sie Sich überzeugt halten, daß er nur aus wahrer Ehr- und Vaterlandsliebe, welche die Armee immer in so hohem Grade an den Tag gelegt, entsprossen ist. Auch die gesammte Nation hat schon bewiesen, welchen lebhaften Antheil sie an diesem Kriege nimmt, und es gereicht Sr. Majestät zur großen Beruhigung, daß das, was jetzt geschiehet, nicht allein unvermeidlich, sondern auch der einstimmige Wunsch des ganzen Volkes ist. Se. Majestät sind überzeugt, daß schon die Erhaltung der Nationalehre und des Ruhms, den Friedrichs Geist über seine Preußen verbreitete, die Armee zu der gewohnten Tapferkeit und zur willigen Ertragung aller im Kriege unvermeidlichen Mühseligkeiten hinlänglich aufmuntern würde; allein dieser Krieg hat noch mehrere, noch allgemeinere Zwecke.

Wir haben es mit einem Feinde zu thun, der rings um uns her die zahlreichsten Armeen geschlagen die mächtigsten Staaten gedemüthiget, die ehrwürdigsten Verfassungen vernichtet, mehr als eine Nation ihrer Unabhängigkeit und ihres Namens beraubt hat.

Ein gleiches Schicksal war der preußischen Monarchie zugedacht. Schon bedrohten zahlreiche Heere ringsum ihre Grenzen, und vermehrten sich täglich. Auch sie sollte in Kurzem hinabsinken, ja wohl gar einem fremden Gebieter dienen, und Uebermut und Raubgier träumte schon die Theilung des nördlichen Deutschlands. Wir fechten also für Unabhängigkeit, für Haus und Heerd, ja, für alles, was uns theuer ist, und wenn Gott unserer gerechten Sache, unsern Waffen, und dem Muthe, der gewiß die Brust jedes Preußen belebt, den Sieg verleihet, so können wir die Retter Tausender Bedrückten werden. Gewiß ist Niemand in der Armee, vom obersten Feldherrn bis zum Soldaten, dessen Herz kalt bei solchen Zwecken bleiben kann. Jeder Krieger, der in diesem Kampfe fällt, ist für eine heilige Sache der Menschheit gestorben. Jeder Krieger, der ihn überlebt, hat außer einem unsterblichen Ruhm, auch seinen Antheil an dem Dank des geretteten Vaterlandes.

Wer unter uns könnte den Gedanken ertragen, dieses fremder Willkühr Preis gegeben zu sehen? Aber indem wir für uns selbst kämpfen, indem wir die tiefste Erniedrigung, die eine Nation nur bedrohen kann, von uns selbst abwehren, sind wir zugleich die Retter und Befreier unserer deutschen Mitbrüder. Die Augen aller Völker sind auf uns, als die letzte Stütze der Freiheit, aller Selbstständigkeit und aller Ordnung in Europa, gerichtet. Der Sieg, nach dem wir trachten, ist kein gemeiner Sieg. Groß sind die Zwecke desselben, und groß die Mittel des siegestrunkenen Feindes; groß, ausgezeichnet und entscheidend müssen also auch unsere Anstrengungen seyn.

Se. Majestät werden diese Anstrengungen, Gefahren und Mühseligkeiten treulich mit Ihren Truppen theilen. Sie wissen, was Sie von ihren Mitstreitern zu erwarten haben. Sie wissen, daß unverdrossene Bereitwilligkeit, unermüdete Wachsamkeit, unbedingte Entschlossenheit und ausdauernde Beharrlichkeit von Ihrer braven Armee keinen Augenblick weichen können, und daß sie unter allen Umständen ihrer großen Bestimmung eingedenk seyn wird. Die Schicksale der Völker und Heere stehen zwar in Gottes Hand, doch verleihet er meist nur anhaltenden Sieg und dauerhaftes Gedeihen, der Gerechtigkeit. Sie ist mit uns; das Vertrauen der guten Sache ist mit uns; für uns ist die Stimme der Zeitgenossen. Der glücklichste Erfolg wird unsere Unternehmungen krönen!

Im Hauptquartier zu Erfurt, am 9. Oktober 1806.

Proklamation an die preußische Armee.



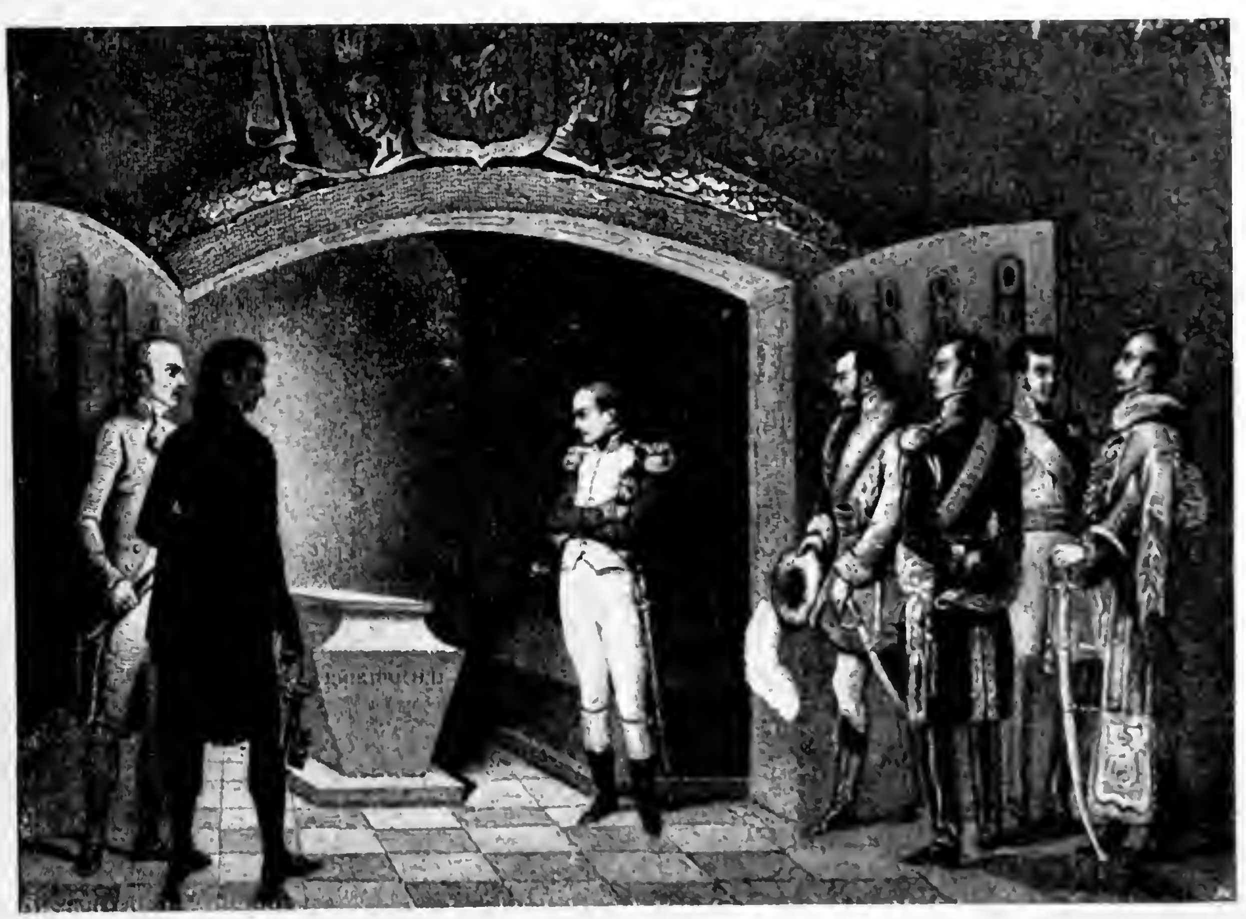
Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen im Gefecht bei Saalfeld.

schlichter westfälischer Bauernsohn zu seinem Seelsorger, „hat das Exerzieren im Frieden den Zweck, uns auf den Krieg vorzubereiten, wir müssen in gerader Linie marschieren, das Gewehr schnell laden und gleichförmig losschießen können. Aber wozu hilft es, immer zu kommandieren: Augen links, Augen rechts, linke Schulter vor, rechte Schulter vor! Was sollen die gepuderten Locken und der Zopf? Unsere Vorgesetzten fürchten wir, statt sie zu lieben. Von den Franzosen hört man ganz andere Dinge, die haben keine Zöpfe und kein Mehl auf den Köpfen, die drehen die Augen nicht nach rechts und nach links, sondern sehen vor sich und sind deshalb immer auf dem rechten Fleck Wie wird es gehen, wenn wir mit ihnen einmal zusammenkommen!"

Die Gelegenheit fand sich bald, das Unheil nahte mit raschen Schritten. Den unmittelbaren Anlaß zum offenen Ausbruch der Feindseligkeiten bot Napoleons Wortbruch hinsichtlich Hannovers, das, wie schon erwähnt, Preußen von Frankreich geradezu aufgedrängt worden war. Im August erfuhr man plötzlich in Berlin, daß das Pariser Kabinett mit England, dessen Politik nach Pitts frühem Tode Granville leitete, Friedensunterhandlungen angeknüpft und die Rückgabe des welfischen Stammlandes in Aussicht gestellt habe. Friedrich Wilhelm III. erkannte sofort den Zweck dieser Schwenkung, „wenn Napoleon mit London über Hannover verhandelt", schrieb er dem Zaren, „so will er mich verderben!"; das preußische Heer wurde darum sofort wieder auf Kriegsfuß gesetzt und in der Gegend von Magdeburg versammelt. Das war nur ein Akt der Notwehr, aber er wurde das Signal zum Kriege und gab Napoleon zudem die Möglichkeit, den Hohenzoller als den Angreifer zu bezeichnen. Preußen stand in dem beginnenden Kampfe ganz allein; auf die Unterstützung durch Sachsen, das längst mit dem Kaiser liebäugelte, war kein Verlaß, Österreich hatte die schweren Schläge des letzten Krieges noch nicht überwunden, und Rußland, das zur Hilfe bereit war, brauchte seine Hauptmacht, um die von Frankreich aufgehetzten Türken und Polen in Schach zu halten.

Mit seinen schwachen Kräften mußte Preußen der starken Kriegsmacht ganz Westeuropas

gegenübertreten; allein darin lag noch nicht die größte Gefahr, sondern in dem Kriegsplan. Eine kluge Defensive in dem berühmten Festungsdreieck zwischen Elbe und Oder, ein Verzögern der Entscheidung bis zum Eintreffen der russischen Hilfskorps hätte die schwere Niederlage verhindern können. Statt dessen beschloß man in Berlin, die Offensive zu ergreifen und — zudem nur mit einem Teil der Armee — durch Thüringen gegen Süddeutschland vorzurücken. Verfehlt wie dieser Plan, war die Besetzung der höchsten Kommandostellen; nur dadurch, daß überall, wo überhaupt ein Fehler möglich war, er von den leitenden Männern begangen wurde, war es möglich, daß Napoleon schon vierzehn Tage nach dem Beginn des Feldzugs als Sieger am Sarge Friedrichs des Großen in der Gruft zu Potsdam stehen konnte ... Mit bitteren Worten hat Gneisenau später die Schuldigen getadelt: „Die Unfähigkeit des einundsiebenzigjährigen Herzogs von Braunschweig, der die Hauptarmee führte, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrnunglück, das Mißtrauen der Armee in ihn, die Uneinigkeit des Generalstabs, unsere des Krieges entwöhnte Armee, der beinahe in allen Zweigen sichtbare Mangel an Vorbereitungen, die schlechte Beschaffenheit unserer Waffen, die Untauglichkeit der meisten unserer Generale und — unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ, waren die wahren Ursachen der Niederlage." Die wenigen befähigten Offiziere, wie Blücher, Scharnhorst, der kühne, schon im ersten Gefecht gefallene Prinz Louis Ferdinand, vermochten nichts gegen die allgemeine Unfähigkeit und Schlaffheit, die sie umgab, gegen jene lächerliche Überhebung, die der Hallenser Professor Steffens in seinen Lebenserinnerungen so gut gekennzeichnet hat: „Als der Herbst nahte," so erzählt er, „rückte das Heer vor. Bei meinem Schwiegervater in Giebichenstein wohnten Generale, die mir aus früherer Zeit bekannt waren. Es waren



Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen.

[illegible] sie wären von den Schrecken des Krieges überwältigt, die verderblichste [illegible] Stimmung gezeigt haben; und ich will es bekennen, die Sprache, die sie [illegible]. Es war nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle [illegible]: es war der beschränkte Übermut, welcher abgelebten, im langen [illegible] ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine [illegible] Gewalt zuschrieb. Keiner schien eine Ahnung von der furchtbaren Gewalt eines [illegible] Heeres zu haben, welches alle Verhältnisse der Kriegsführung wie der ganzen Geschichte gewaltsam umgestaltet hatte, welches durch Siege, wie die neuere Geschichte sie nicht gekannt, gehoben war, und jetzt aus der inneren Aufregung eines ganzen Volkes entsprungen, sich uns Vernichtung drohend entgegenwälzte. Das Gespenst des Siebenjährigen Krieges, meinten sie, würde den Feind mit unheimlichem Entsetzen ergreifen, und er würde bei dem Anblick einer preußischen Wachtparade fliehen."

Preußisches Ultimatum.

Am 25. September 1806 stellte Preußen ein Ultimatum an Frankreich, in dem es den Abzug der Franzosen aus Deutschland, die Anerkennung des Norddeutschen Bundes und eine friedliche Verständigung über alle zwischen beiden Mächten schwebenden Streitfragen verlangte. Bis zum 8. Oktober sollte Napoleon sich darüber entscheiden, aber erst am 7. erhielt er es in Bayreuth, zu einer Zeit, als die französischen Kolonnen sich bereits in Marsch gesetzt hatten. Noch ehe die preußische Hauptarmee Zeit fand, sich mit den vom Fürsten Hohenlohe geführten Heeresteilen, zu denen die Sachsen zählten, zu vereinigen, waren die Franzosen so nahe herangerückt, daß sie jede Bewegung ihrer Gegner zu lähmen vermochten. Schon am 10. Oktober konnte Lannes, nachdem er bei Saalfeld die vom Prinzen Louis Ferdinand geführte Avantgarde Hohenlohes zurückgeworfen hatte, nach Jena vorrücken, und am 12. standen die Reitergeschwader Murats bereits im Rücken der von solcher Schnelligkeit völlig überraschten preußischen Korps. Während im preußischen Lager Verzagtheit und Unentschlossenheit herrschten, benutzte Napoleon mit gewohnter Meisterschaft jeden Fehler seiner Gegner, er sicherte sich die besten Stellungen, bewegte die Truppenmassen so ruhig und genau, wie Figuren auf dem Schachbrett, und erreichte dadurch, daß er an einem einzigen Tage, dem 14. Oktober, beide Teile der königlichen Armee vernichtend schlagen konnte. Bei Jena ward Hohenlohe vom Marschall Lannes, bei Auerstedt Herzog Ferdinand von Braunschweig vom Marschall Davoust gefaßt und nach heißem, verlustreichem Kampfe aus allen Stellungen geworfen. Nie zuvor hatte ein preußisches Heer in solcher Auflösung ein Schlachtfeld verlassen, nie zuvor waren aber auch deutsche Truppen so jämmerlich schlecht geführt worden! Der Rückzug glich einer wilden Flucht, erst bei Weimar konnten die Zersprengten sich allmählich wieder sammeln. Das stolze preußische Heer war schon nach den ersten Schlachten zermalmt, und zwar einzig und allein durch die Unfähigkeit seiner Führer: „Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut," urteilte Napoleon, die Tapferkeit und zähe Ausdauer der Infanterie anerkennend, „sie haben nur darum nichts erreicht, weil niemand sie zu kommandieren verstand. Hätte ich sie geführt, so hätten sie sich geschlagen wie Franzosen!"

Schlachten bei Jena und Auerstedt.

Kapitulationen.

Dem Unglückstag von Jena und Auerstedt folgten die berüchtigten schmachvollen Kapitulationen — ein dunkler Fleck auf dem glänzenden Ehrenschilde der preußischen Armee. Bitter rächte sich nun, daß die Oberleitung des Heeres keinen Augenblick an die Möglichkeit einer solchen Niederlage gedacht, für den Rückzug keinerlei Vorbereitungen getroffen hatte, und daß eine Reihe der wichtigsten Festungen von greisenhaften Schwächlingen befehligt wurden, die nicht nur keinerlei Widerstand wagten, sondern am liebsten noch dem Feind die Schlüssel



Einzug der Franzosen in Berlin am 27. Oktober 1806.
Nach einer Zeichnung von Ludwig Wolf in der Nationalgalerie zu Berlin.

[illegible] entgegengebracht hatten. „Welch ein Modergeruch der sittlichen Fäulnis“, [illegible] Baur in flammender Entrüstung, „schlägt uns aus den [illegible] Schwertstreich den Feinden überliefert werden! Magdeburg, der [illegible] des [illegible] Reiches, wird von dem alten Kleist mit 24 000 Mann, aller [illegible] und allen Vorräten übergeben, nachdem kurz zuvor die flüchtigen Heerhaufen des [illegible] vergeblich bei ihm Hilfe gesucht hatten. Napoleon schrieb seinem Schwager Murat, nach dem, was er alle Tage vom Kapitulieren höre, brauche man die schwere Artillerie gar nicht, da man Festungen mit Husaren erobere; hatte doch Romberg die Festung Stettin mit [illegible] Mann Besatzung einigen Schwadronen leichter Kavallerie auf die erste Aufforderung hin übergeben. Wer mag die Beispiele der Feigheit und Verwerflichkeit alle aufzählen, die der von seiner stolzen Höhe gestürzte preußische Kriegerstand darbot?“

Thatsächlich lag das ganze preußische Land den Franzosen offen und Napoleon übertrieb nicht so sehr, wie so oft, wenn er in einem seiner prahlerischen Bulletins sich rühmte, das Ergebnis der Doppelschlacht sei die Eroberung des ganzen preußischen Staates diesseits der Weichsel. Sachsen fiel sofort von seinem Bundesgenossen, dem es nur unwillig ins Feld gefolgt war, ab, und die Reste der Armee Hohenlohes mußten bei Prenzlau die Waffen strecken, wie vordem der alte Feldmarschall Möllendorf in Erfurt kapituliert hatte. Nur wenige helle Punkte leuchten aus dem düsteren Bild jener Schreckenszeit auf, so der tapfere Widerstand, den Oberst York bei Altenzaun dem verfolgenden Feind entgegensetzte, und Blüchers Versuch, die letzten 20 000 Mann, die noch zusammenhielten, an die Ufer der Ostsee zu führen und dort auf Schiffen zu bergen. Daß auch er schließlich der Übermacht erlag, war ein Gebot der äußersten Not, er mußte sich — nach heldenmütiger Verteidigung der alten Hansastadt Lübeck — ergeben, weil ihm Brot und Munition ausgingen. Mit seinen Braven geriet auch der große Kriegsmann in Gefangenschaft, doch ward er, zum Heile seines Vaterlandes, das er einst vom Joch des Tyrannen befreien sollte, bald gegen den gefangenen französischen General Victor ausgewechselt.

York und Blücher.

Napoleon in Berlin.

Zwei Wochen nach der Kriegserklärung standen die Franzosen vor Berlin; auch die Hauptstadt ergab sich ohne jede Gegenwehr. Als Napoleon am 27. Oktober triumphierend durch das Brandenburger Thor in die Residenz einzog, klebte an den Straßenecken noch die famose Bekanntmachung des Gouverneurs Schulenburg-Kehnert: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe!“ . . . Mit eisernen Krallen faßten Napoleons Schergen die Städte, die in ihren Besitz kamen, und deren Bürger; Leipzig, Halle und Berlin litten schwer unter den Erpressungen und Mißhandlungen der erbarmungslosen Eroberer, die aber — zu ihrer Ehre sei es gesagt — sich fast überall mit Ekel von denen abwandten, die vor den Welschen sich in den Staub warfen und Napoleon so begrüßten, wie wenn er als Befreier und nicht als Unterdrücker in Preußen eingebrochen wäre. Jene Elenden waren zum Glück in der Minderzahl; die große Mehrheit des Volkes bezwang nur mühsam den Groll über die Generale, die das stolze Land ins Verderben geführt hatten. Der gute, gerade, ehrliche Sinn des Volkes erwachte in jenen Tagen wieder, in der Zeit der Not und Schmach trieb der Baum der Vaterlandsliebe neue Knospen; die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges, sagt Treitschke, vernichtete die Phrasen aufgeklärter Eitelkeit, zerstörte jene Traumwelt des Verstandes, worin die großstädtische Überbildung sich zu verlieren pflegte, und zwang die erschlafften Gemüter, wieder aus Herzensgrund zu hassen und zu lieben. Mit dem Wohlleben der geistreichen Geselligkeit ging auch die papierne Zeit zu Ende. Nun da das Elend in jedem Hause wohnte, sah auch der Bildungsstolz die gewaltige Hand des



Napoleon besichtigt in Berlin seine Garderegimenter.
Nach einer Tuschzeichnung von L. Wolf in der Kgl. Nationalgalerie.

lebendigen Gottes; der Gelehrte wie der Einfältige erkannte, was dies rätselvolle Leben ist ohne den Glauben und was der armselige Mensch ohne sein Volk. Je länger die Einquartierung währte, um so ernster, gesammelter wurde die Stimmung. Alles lauschte in atemloser Spannung auf die Nachrichten vom ostpreußischen Kriegsschauplatze. Auch auf dem Lande begann die Schlummersucht der Friedenszeiten zu schwinden; mancher wetterfeste Bauersmann blickte grimmig auf zu dem Bilde des großen Königs, das seine niedere Stube zierte …

Unter dem niederschmetternden Eindruck der Ereignisse der dritten Oktoberwoche hatte der verzweifelte Preußenkönig dem Sieger unter den demütigsten Bedingungen den Frieden angeboten. Zu Preußens Glück nahm Napoleon ihn nicht sofort an; er steigerte vielmehr seine Forderungen so dreist und übermütig, daß im Herzen Friedrich Wilhelms III. und seiner Ratgeber der alte Stolz wiedererwachte. Als der Corse nicht nur die Abtretung aller Länder links der Elbe, sondern auch den Rücktritt von dem Bündnis mit dem Zarenreich verlangte, entschloß sich der preußische Herrscher, in der alten Ostmark sich aufs neue zur Wehr zu setzen und nicht eher mit Frankreich Frieden zu schließen, bis der Staat Friedrichs

Friedensanträge.

[illegible] 12.

Auszug
[illegible] Protokollen der Staats-Canzley

[illegible]

Wir Napoleon, Kayser der Franzosen und König von Italien, [illegible]

[illegible] England das von allen civilisirten Völkern befolgte Völkerrecht nicht anerkennt;

[illegible] Staate angehörige Individuum als Feind [illegible] nicht nur die Mannschaft der zum Kriege gerüsteten [illegible] Handels- und Kauffarthey-Schiffe und selbst Handels-Bediente [illegible] die in Handels-Angelegenheiten reisen, zu Kriegsgefangenen macht;

3) Daß es über Handels-Fahrzeuge und Waaren, so wie über das Eigenthum von [illegible] das [illegible] ausdehnt, welches nur auf dasjenige, so dem feindlichen Staate gehört, angewendet werden kann;

4) Daß es auf nicht befestigte Städte und Handelshäfen, so wie auf Einläufe und Mündungen von Flüssen das Recht der Blokade erstreckt, welches nach [illegible] und von allen Völkern angenommenem Gebrauch, nur auf befestigte Plätze anwendbar ist;

Daß es Plätze für blokirt erklärt, vor welchen es nicht ein einziges Kriegsschiff hält, obgleich ein Platz nur dann blokirt seyn kann, wenn er dergestalt besetzt ist, daß man nicht ohne große Gefahr sich ihm zu nähern wagen darf;

Daß es sogar solche Oerter in Blokadestand erklärt, die es mit seiner ganzen vereinigten Macht zu blokiren nicht im Stande wäre, als ganze Küsten und ein ganzes Reich;

5) Daß dieser ungeheure Mißbrauch des Blokade-Rechts keinen andern Zweck hat, als alle Gemeinschaft [illegible] den Nationen zu verhindern, und den Handel [illegible] der Industrie Englands auf den Ruin der Betriebsamkeit und des Handels des festen Landes zu erheben;

6) Daß, da dieses die augenscheinliche Absicht Englands ist, jeder, der auf dem festen Lande Handel mit Englischen Waaren treibt, dessen Absichten begünstigt und sein Mitschuldiger wird;

7) Daß dieses, der ehemaligen barbarischen Zeiten würdiges Betragen Englands, dieser Macht, auf Unkosten aller andern, vortheilhaft gewesen ist;

8) Daß aus dem Rechte der Natur die Befugniß erfolgt, dem Feinde eben die Waffen, deren er sich bedient, entgegen zu setzen, und ihn auf die nämliche Art zu bekämpfen, wie er verfährt, sobald er alle Begriffe von Gerechtigkeit und alle liberalen Gesinnungen verkennt, die der Civilisation ihr Daseyn verdanken;

Haben beschlossen auf England alle jene Maaßregeln anzuwenden, die es in seiner See-Gesetzgebung angenommen hat.

Die Verfügungen des gegenwärtigen Dekrets sollen unabänderlich als ein Grundgesetz des Reichs angesehen werden, bis England anerkannt haben wird, daß das Kriegsrecht auf dem Lande und zur See eins und dasselbe ist; daß es weder auf Privateigenthum, von welcher Gattung es sey, noch auf diejenigen Personen, die mit den Waffen nichts zu thun haben, ausgedehnt werden dürfe, und daß das Blokade-Recht sich nur auf solche befestigte Orte beschränken müsse, die von einer hinlänglichen Macht wirklich eingeschlossen sind.

Demzufolge haben Wir verordnet und verordnen.

Art. 1.

Die Brittischen Inseln sind in Blokadestand erklärt.

Art. 2.

Aller Handel und alle Correspondenz mit den Brittischen Inseln ist untersagt. Solchem nach werden die nach England, oder an einen Engländer adressirten oder in englischer Sprache geschriebenen Briefe und Pakete mit der Post nicht versendet, sondern angehalten werden.

Art. 3.

Jeder Englische Unterthan, wes Standes und Gewerbes er sey, welcher sich in den von unsern, oder unsrer Alliirten Truppen besetzten Ländern betreffen läßt, soll Kriegsgefangen seyn.

Art. 4.

Alle Magazine, jede Waare und jedes Eigenthum, von welcher Art sie seyn mögen, die einem Unterthan Englands gehören, sollen für gute Prise erklärt werden.

Art. 5.

Der Handel mit Englischen Waaren ist verboten, und jede Waare, die England gehört, oder aus dessen Fabriken und Colonien kommt, wird für gute Prise erklärt.

Art. 6.

Die Hälfte des Ertrags der Confiscation der durch vorhergehende Artikel für gute Prise erklärten Waaren und Eigenthums soll verwendet werden, die Kaufleute für den Verlust zu entschädigen, den sie durch Wegnahme ihrer Handelsschiffe von englischen Kapern erlitten haben.

Art. 7.

Kein unmittelbar von England oder von Englischen Colonien kommendes, oder seit der Bekanntmachung gegenwärtigen Dekrets dort gewesenes Fahrzeug soll in irgend einem Hafen eingelassen werden.

Art. 8.

Jedes Fahrzeug, welches vermittelst falscher Angabe dieser vorerwähnten Verfügung zuwider handelt, soll weggenommen, und das Schiff und die Ladung confiscirt werden, als wenn sie Englisches Eigenthum wären.

Art. 9.

Unser über die Prisen in Paris niedergesetzter Gerichtshof, entscheidet in höchster Instanz über alle Streitigkeiten, welche in Hinsicht auf die Vollziehung des gegenwärtigen Dekrets, in Unserm Reiche, oder in den von den französischen Armeen besetzten Ländern, entstehen könnten. Gleichergestalt wird Unser zu Mailand über die Prisen bestellter Gerichtshof die in Unserm Königreiche Italien sich erhebenden Streitigkeiten entscheiden.

Art. 10.

Gegenwärtiges Dekret soll durch Unsern Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Königen von Spanien, Neapel, Holland und Etrurien, so wie allen Unsern übrigen Alliirten, deren Unterthanen, gleich den Unsrigen, das Opfer der Ungerechtigkeit und der barbarischen Seegesetzgebung Englands sind, mitgetheilt werden.

Art. 11.

Unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Kriegs- See- Finanz- Polizey-Minister und General-Post-Directoren, haben, so weit es jedem von ihnen angeht, Befehl erhalten, über die Vollstreckung des gegenwärtigen Dekrets zu wachen.

Unterzeichnet: **Napoleon.**
Auf Befehl des Kaisers:
der Minister Staats-Sekretär
unterzeichnet Huguet B. Maret.
Zur weitern Bekanntmachung
Der Fürst von Neufchatel
Major Général Marechal ALEX. BERTHIER.
Für gleichlautende Abschrift
Der Brigade-General und Commandant von Leipzig
RÉNÉ.

Dekret über die Kontinental-Sperre.

des Großen wieder hergestellt wäre. So fest und energisch sich indessen der Gatte der [illegible] Luise den frechen Zumutungen Napoleons gegenüber zeigte, so unentschlossen war er [illegible] der notwendigen Reformen im Innern. Den feilen Haugwitz entließ er zwar, [illegible] auch den bedeutendsten Mann seiner Umgebung, den Freiherrn von Stein, [illegible] weil er auf der Beseitigung der unheilvollen Kabinettsregierung bestanden hatte.

Als Preußens Herrscher sich entschloß, den Krieg fortzuführen, zählte seine Armee kaum noch 25 000 Mann, die im äußersten Nordosten, zwischen der Weichsel und der russischen Grenze standen. Hilfe war von Rußland wohl zu erwarten — zwei Korps waren bereits auf dem Marsch nach Deutschland — aber doch nur in beschränktem Maße; einerseits hatte der Zar sich der Türken zu erwehren und andrerseits fürchtete er, angesichts des Ausgangs der Thüringer Schlachten, einen Teil seiner besten Truppen den Keulenschlägen der Franzosen preiszugeben, die um die Mitte des November bis zur Weichsel vorgerückt waren. Am 27. November traf Napoleon in Posen ein, um die Vorbereitungen für den beginnenden Winterfeldzug persönlich zu überwachen. Bevor er jedoch Berlin verließ, um, wie er meinte, den bisherigen Erfolgen neue glänzende Siege anzureihen, führte er noch einen schweren

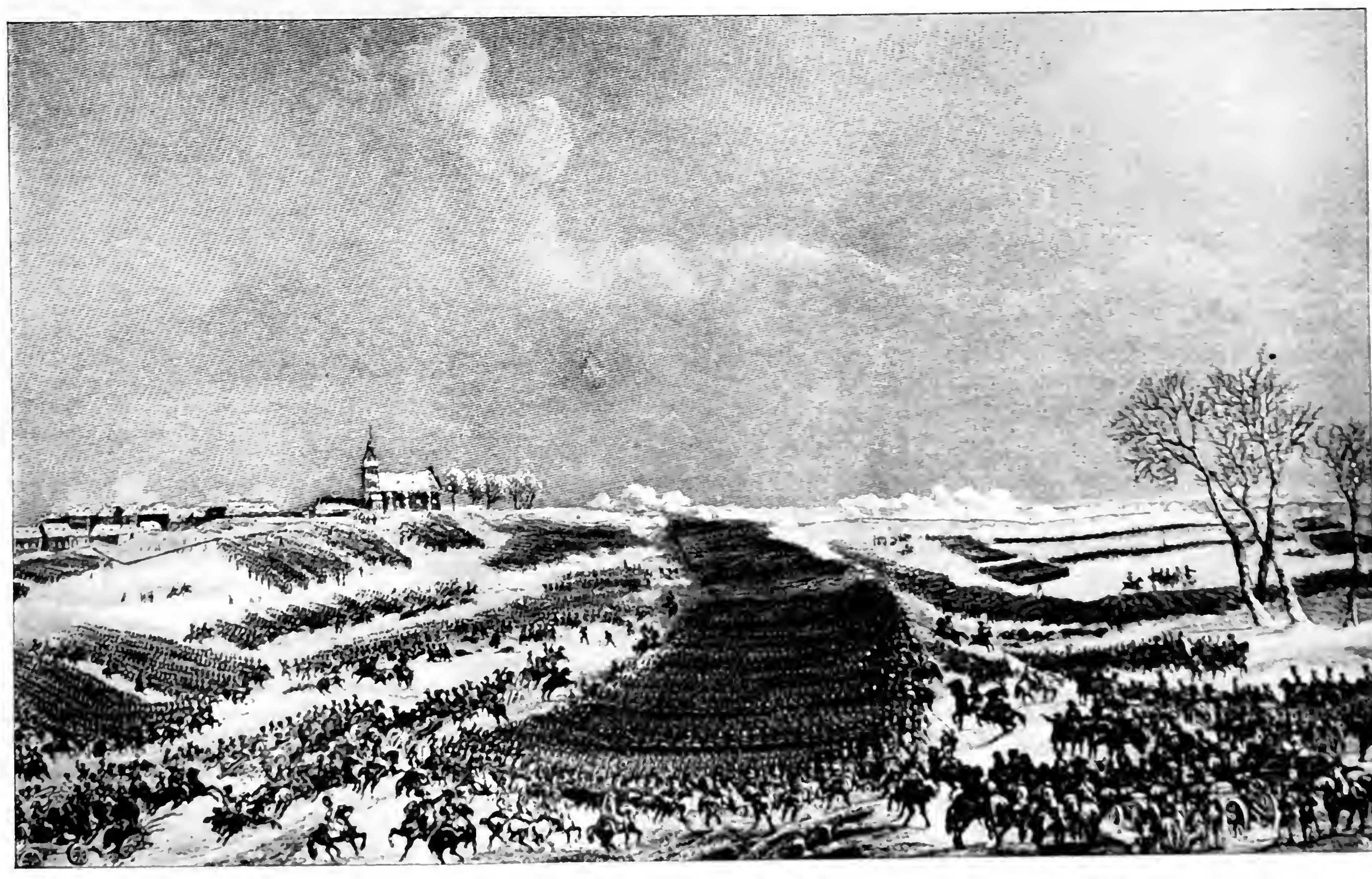


Lager „Napoleonburg" bei Berlin im Jahre 1806.

Schlag gegen den verhaßten britischen Gegner: Am 21. November 1806 unterzeichnete er im „Lager zu Berlin" ein Dekret, das jeglichen Handel und brieflichen Verkehr mit England verbot und die Beschlagnahme aller englischen Waren anordnete — der Anfang der sog. Kontinentalsperre, die im Verein mit Englands Gegenmaßregeln den Welthandel am Anfang des 19. Jahrhunderts ebenso schädigte, wie einst das dreiste Piratenwesen den des Mittelalters. Englands Antwort war ein Dekret vom 7. Januar 1807, das allen aus französischen Häfen auslaufenden Schiffen bei Strafe der Wegnahme die Annäherung an die Küsten Englands und seiner Kolonien untersagte. Daß Napoleons Absicht undurchführbar war, stellte sich bald genug heraus; das Sperrdekret bereitete nur Frankreich selbst Verlegenheiten, während es den Briten die erwünschte Gelegenheit bot, sich des Handels und der ausländischen Besitzungen der dem französischen Scepter unterworfenen übrigen Völker Europas zu bemächtigen. Kontinentalsperre.

[illegible] Mittel, die der französische Kaiser anwandte, um seine Gegner [illegible] gehörte auch die Aufreizung der Polen, die unmittelbar [illegible] Truppen in Posen zu den Waffen griffen und [illegible] Napoleons Hoffnung, durch schnelle Vorstöße Russen und [illegible] zu trennen, erfüllte sich dagegen nicht, obwohl die Uneinigkeit der russischen [illegible] und Verbündeten und die geringe Unterstützung, die sie dem Führer der [illegible] L'Estocq gewährten, deren Schlagfertigkeit stark beeinträchtigte. Der Winter-[illegible] 1806—7 war der erste, der von den Franzosen schwere Opfer forderte, ohne ihnen [illegible] Erfolge zu bringen. Weder bei Pultusk noch bei Golymin blieben die Welschen Sieger, weder Lannes, noch Augereau und Davoust konnten die Russen hindern, ungestört bis an die Grenze ihres Landes sich zurückzuziehen. Dort erkannten die bis dahin Unbezwungenen [illegible], daß ein schlimmerer und gefährlicherer Gegner als Kanonen und Flinten die Stürme des Winters waren, die in jenen rauhen Gegenden wochenlang jede Bewegung der Truppen hinderten. Die Dezemberschlachten hatten zur Folge, daß Bennigsen, dem „Sieger von Pultusk", der Oberbefehl über die gesamten russischen Streitkräfte anvertraut und damit endlich die Leitung der Truppen in einer einzigen, wenn auch nicht allzu geschickten Hand vereinigt wurde. Der neue Oberfeldherr hatte den Hauptteil seines Heeres kaum in Marsch gesetzt, da nahte bereits Napoleon, um den linken Flügel seines Gegners zu erdrücken. Bennigsen wich aus, aber die beiden Armeen waren doch so nahe aneinandergeraten, daß eine Schlacht unvermeidlich war. Bei Preußisch-Eylau ward sie am 7. und 8. Februar 1807 geschlagen und in ihrem wechselvollen Verlauf wurde sie zu einem der blutigsten Kämpfe der Neuzeit. „Zwei Tage lang wurde in den Straßen der Stadt und um die benachbarten Höhen mit Erbitterung gekämpft, das französische Ungestüm lag im hartnäckigsten Ringen mit der russischen Zähigkeit. Auf dem schneebedeckten Schlachtfeld von Eylau," so berichtet Weber, „wogte die Entscheidung hin und her. Als am Mittag des zweiten Kampftages Davoust auf dem Schlachtfeld eintraf, gerieten die Russen arg ins Gedränge, erschöpft und gelichtet kamen ihre Reihen immer mehr ins Wanken und Weichen. Schon wurden ganze Abteilungen fluchtähnlich auf der Straße nach Königsberg zurückgetrieben, da griff das kleine preußische Korps L'Estocqs, das sich unter tapferem Kampf mit Ney den Weg zur Verbindung mit den Russen gebahnt hatte, entscheidend ein. Die Nacht machte dem furchtbaren Ringen ein Ende, und eine Erneuerung des Kampfes war bei der allgemeinen Erschöpfung nicht mehr möglich — die Schlacht endete, ohne daß eine der beiden Parteien den Sieg sich zuschreiben konnte."

Der zweifelhafte Ausgang des blutigen Kampfes bei Eylau wirkte auf den Kaiser genau wie eine Niederlage; rasche Erfolge spornten seine Thatkraft an, langes Ringen ohne entscheidenden Sieg machte ihn mißmutig und ungeduldig. Der Unwille darüber, daß seine Armee diesmal ohne Trophäen die Winterquartiere beziehen mußte, ließ den Gedanken eines Friedensschlusses rasch zur That reifen. Mitte Februar sandte er den General Bertrand mit einem Handschreiben nach Memel, um unter allerlei Phrasen — „Mögen Ew. Majestät glauben, daß dies der schönste Augenblick meines Lebens ist" — dem König von Preußen mitzuteilen, daß der Kaiser mit Schmerz sähe, wie Rußland allein die Schuld an der Ver-[illegible] des allgemeinen Friedens trage und Preußen nur durch russische Schuld der Schau-[illegible] bleibe; daß der Kaiser seinen Ruhm darein setze, den König von Preußen, [illegible] Vermittelung eines dritten, in seine Staaten zurückzuführen und ihn von [illegible] einnehmen zu lassen, die ihm in Europa gebühre; daß der König



Schlachtordnung der französischen Armee im Kampf bei Preußisch-Eylau.
Nach dem Gemälde von Simeon Fort.

[illegible] erhalten könne und Napoleon von ihm keinerlei [illegible] verlange und daß endlich die französischen Truppen [illegible] unverzüglich die preußischen Staaten räumen sollten.

[illegible] den Antrag Napoleons nicht von der Hand zu weisen: Die [illegible] sich bisher als unzureichend erwiesen, der König war mit ihr [illegible] Winkel seines Landes gedrängt worden und mußte fürchten, auch [illegible], zu verlieren, wenn ihm nicht bald in wirksamerer Weise Beistand [illegible] — eine Hoffnung, die bei dem Mangel an gutem Willen der russischen Generale [illegible]. Indem brachte, wie Major von Knesebeck damals dem Obersten Scharnhorst [illegible] die Kriegführung der Russen bei weitem mehr Elend, Gräuel und Verwüstung über das unglückliche Ostpreußen, als es der erbittertste Feind des Landes hätte [illegible], es schien beinahe, als wollten die Russen absichtlich das arme Preußen verheeren, um durch eine Wüste ihre eigene Grenze zu schützen. Andererseits war Preußen [illegible] am 28. Januar 1807 mit England zum Abschluß eines Friedens gelangt, in dem es ausdrücklich auf Hannover Verzicht leistete; auch von dieser Seite war also keine, oder doch nur geringe pekuniäre Hilfe zu erwarten, und Österreich blieb, obwohl der Ausgang der Schlacht bei Eylau in Wien lauten Jubel weckte, in schüchterner Unthätigkeit: „Schlagen Sie die Franzosen noch zweimal, dann erkläre mich!“, das war das einzige, was Kaiser Franz auf die preußischen Hilferufe zu erwidern wußte. In das Bereich der frommen Wünsche mußte aber auch der kühne Plan verwiesen werden, ein schwedisch-englisches Heer an der Elbe landen zu lassen, mit Hilfe eines im nördlichen Deutschland leicht zu erregenden Volksaufstandes die kleinen französischen Besatzungen zu verjagen und der Großen Armee dann

„Mon amie. Il y a eu hier une grande bataille; la victoire m'est restée, mais j'ai perdu bien du monde. La perte de [illegible] est plus considerable encore . . . Je t'écris ces deux lignes moi-même, quoique je suis bien fatigué, pour te dire que je suis bien portant et que je t'aime. Tout à toi — Napoléon. 3 heures du matin, le 9 fevrier.“
([illegible] wurde eine große Schlacht geschlagen. Ich bin Sieger geblieben, habe aber schwere Verluste erlitten. Die Verluste des [illegible] viel beträchtlicher . . . [unleserlich]. Ich schreibe diese zwei Zeilen mit eigener Hand, obwohl ich todmüde bin, [illegible] daß es mir gut geht und daß ich Dich liebe. Ganz der Deine — Napoleon. 3 Uhr morgens, den 9. Februar.“)

Brief Napoleons an Josephine nach der Schlacht bei Eylau.

Original im Besitz des Herrn Hofrat Dr. Peschel, Dresden.



Einnahme von Königsberg am 15. Juni 1807.

in den Rücken zu fallen, während zugleich ein starkes österreichisches Heer von der oberen Weichsel her vordringen und die Franzosen in der rechten Flanke angreifen sollte.

Friedrich Wilhelm III. lehnte trotzdem die Anerbietungen Napoleons ab, er baute auf Rußlands Hilfe und Freundschaft fester, als auf die Versprechungen des Kaisers der Franzosen, die, wie er wohl erkannte, nur einer augenblicklichen Mißstimmung und Unzufriedenheit mit dem Gang der kriegerischen Ereignisse entsprungen waren. Für den König lag kein Grund vor, an der Aufrichtigkeit der Freundschaft des Zaren zu zweifeln, der ihm in seiner jugendlich überschäumenden Redeweise noch jüngst erklärt hatte, er werde sich eher der Gefahr aussetzen, seine eigene Krone zu opfern, als zugeben, daß sein Bundesgenosse auch nur ein Sandkorn seiner Staaten verliere. Napoleon erhielt eine in der Form vorsichtige, in der Sache aber sehr entschiedene Absage und statt an Frankreich, wie dessen Kaiser es gewünscht hatte, schloß Preußen sich durch den Vertrag von Bartenstein noch fester an Rußland an. — Bevor wir zum zweiten Abschnitt des unheilvollen Feldzuges übergehen, sei rasch noch ein Blick auf den Festungskrieg geworfen, der sich nach der Schlacht von Jena entsponnen hatte. Nicht alle festen Plätze Preußens waren wie Magdeburg, Küstrin und Stettin feigen Memmen unterstellt, es gab unter den Kommandanten auch Männer von wahrer Heldengröße: In Schlesien hielten sich Neisse, Glatz, Kosel und Silberberg bis in den Sommer hinein, in Westpreußen verteidigte Graf Kalkreuth zwei Monate lang mit großem Geschick das wichtige Danzig, bis Mangel an Munition ihm die Kapitulation aufzwang. Graudenz ward vom greisen General Courbière und endlich Kolberg vom Major von Gneisenau und dem tapferen Bürger Joachim Nettelbeck bis zum Abschluß des Tilsiter Friedens erfolgreich verteidigt.

Vertrag von Bartenstein 26. April 1807.

Anfangs Juni 1807 wurden die Feindseligkeiten auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz damit wieder eröffnet, daß der russische Oberfeldherr Bennigsen mit neuen Streitkräften gegen die Passarge vordrang. Vom 5. Juni an fanden fast täglich kleinere, verlustreiche Kämpfe

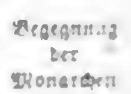
[illegible] . [illegible] beider Armeen bei Heilsberg auseinander; wiederum [illegible] große Verluste und vermochten die Russen aus keiner [illegible], doch auch diesmal nutzte Bennigsen, der als Führer an [illegible] seinen Vorteil nicht aus, sondern zog sich in der Richtung auf [illegible]. [illegible] empfand er dann das Verfehlte seiner Anordnungen, kehrte [illegible] eine neue Stellung, die so ungeschickt, wie möglich — einen Fluß [illegible] zur Seite — gewählt war. Was den Russen entgangen war, sah [illegible] sofort, blitzschnell entwickelte er seine Schlachtordnung und überfiel



Begegnung Napoleons und des Zaren auf dem Niemen am 25. Juni 1807.
Nach einer Zeichnung von L. Wolf in der Nationalgalerie zu Berlin.

am Abend des 14. Juni seine Gegner, die nach kurzer, tapferer Gegenwehr mit einem Verlust von 17 000 Mann die blutige Walstatt räumen mußten. Die unmittelbare Folge der Schlacht bei Friedland war die Preisgabe der alten Krönungsstadt Königsberg, der Rückzug der Russen über die nahe Grenze und die Notwendigkeit, das letzte preußische Korps bis [illegible] Memel zurückzuführen. Der schwergeprüfte König Friedrich Wilhelm III. hatte damit [illegible] letzten Rest seines jüngst noch so stolzen Reiches verloren . . .

[illegible] die Fortsetzung eines Krieges, der vom Anfang bis zum Ende unglücklich verlaufen [illegible] erhob sich im preußischen und russischen Lager kaum noch eine Stimme; Fürsten [illegible] des Kampfes müde und gern begrüßte man den Waffenstillstand, der am



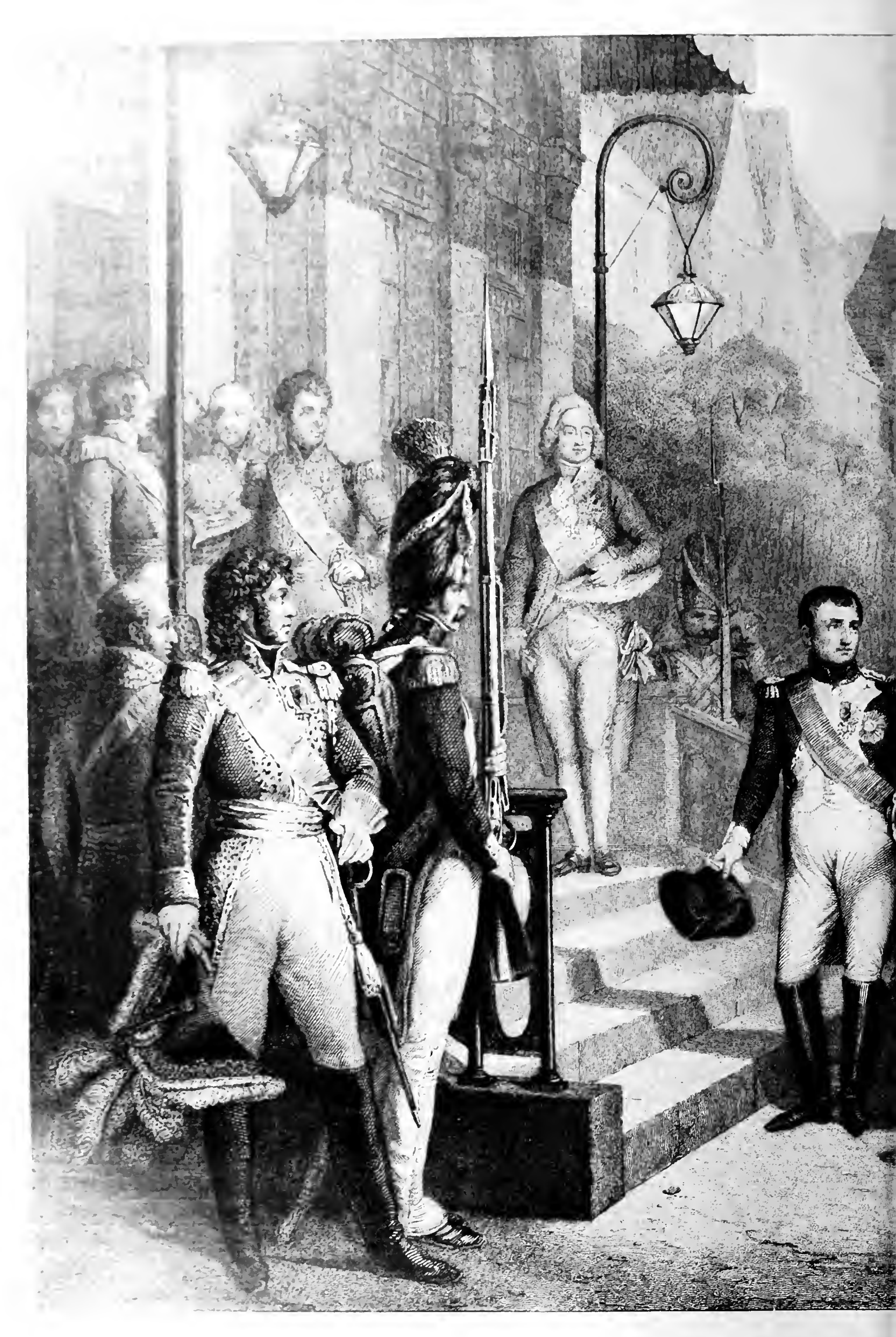
21. Juni für Rußland, am 25. für Preußen abgeschlossen wurde. Am gleichen Tage begannen in dem Städtchen Tilsit die Friedensverhandlungen, die durch eine persönliche Begegnung der drei Monarchen eingeleitet wurden. Auf den Fluten des Niemen hatte man zu diesem Zweck auf zwei verankerten Schiffen ein Zelt errichtet, in dem am 25. Juni zunächst Napoleon und Alexander I. zusammentrafen. In der Stimmung des jungen Herrschers war seit der Schlacht von Friedland ein völliger Umschwung eingetreten: Sein Bruder, Großfürst Konstantin, und die Mehrzahl der Generale hatten schon seit Monaten zu einer Schwenkung der russischen Politik geraten und den Selbstherrscher aller Reußen davor ge-



Zusammenkunft der Monarchen auf dem Niemen am 26. Juni 1807.
Nach einer Zeichnung von L. Wolf in der Nationalgalerie zu Berlin.

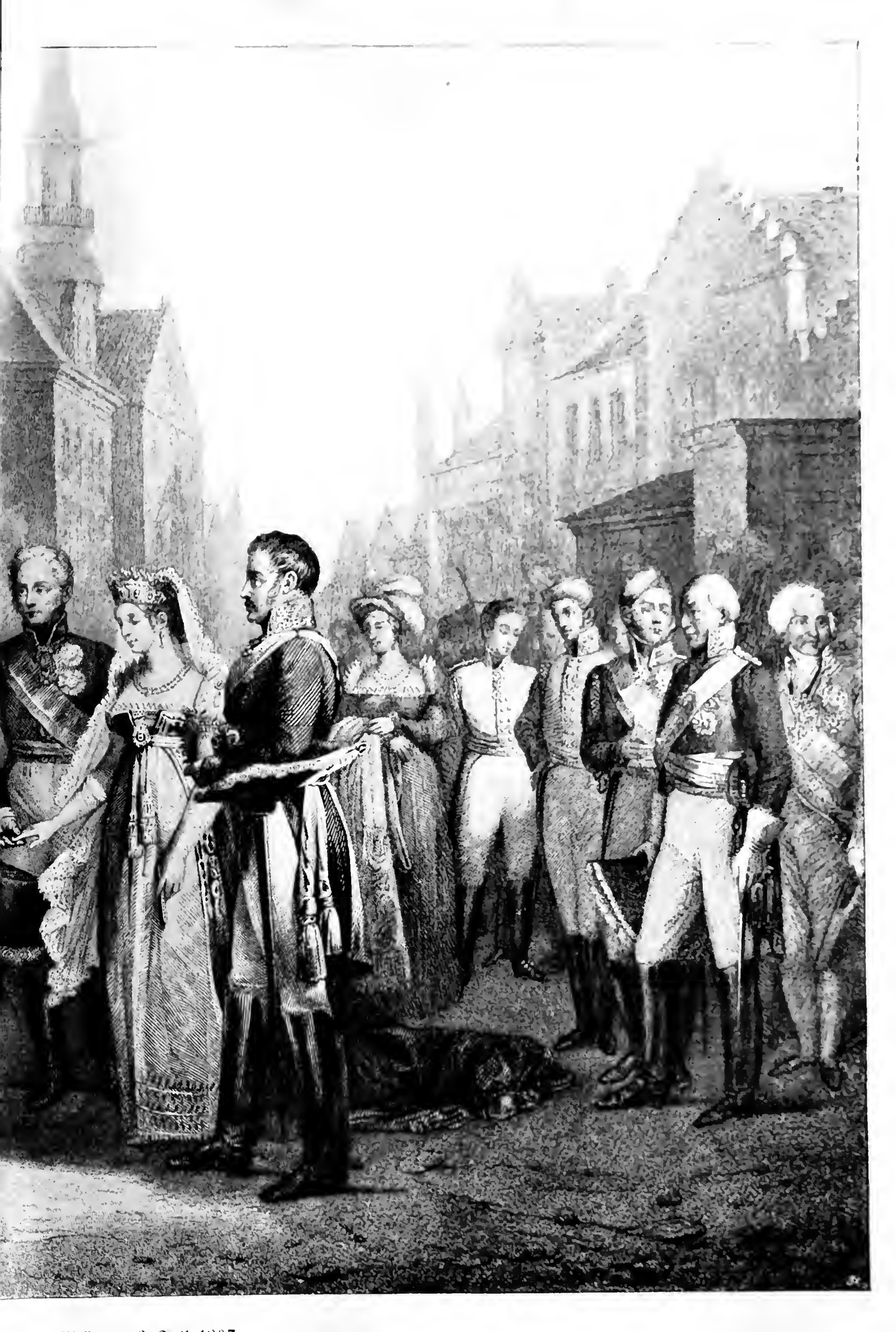
warnt, für Preußens Rettung allzu große Opfer zu bringen. Alexander glaubte außerdem den Ausbruch von Unruhen in Polen und das Eindringen der Franzosen in Rußland fürchten zu müssen, eine Möglichkeit, vor der selbst Napoleons kühne Strategie damals noch zurückschreckte.

Es fiel dem Kaiser der Franzosen nicht schwer, den leicht empfänglichen Sinn des unreifen Zaren rasch für sich zu gewinnen, zumal beide im glühenden Haß gegen England sich vereinten; ein Schutz- und Trutzbündnis für den Kampf gegen das Inselreich bildete denn auch die Grundlage der Vereinbarungen. Erst nachdem die beiden Kaiser über die Ausgestaltung des neuen Freundschaftsbundes sich geeinigt hatten, ließ man den von Rußland treulos verlassenen Preußenkönig an der Friedenskonferenz teilnehmen. Als Friedrich



Napoleon empfängt die König

Nach dem Gemälde von G.



nise in Tilsit am 6. Juli 1807.

:n der Galerie zu Versailles.

[illegible] das ihn zum Kaiserzelte hinüberführte, mochte er [illegible] des [illegible] Versprechens entsinnen, das ihm Alexander einst [illegible] „[illegible] von uns beiden fällt allein!" Nun lag er von den gallischen [illegible] während sein Freund und Bundesgenosse Arm in Arm mit dem [illegible] gegen jene Nation rüstete, die allein noch Preußens Hoffnung war…

So [illegible] Napoleon den Zaren empfangen hatte, ebenso brüsk und hochmütig [illegible] er Friedrich Wilhelm III. gegenüber, der den tiefen Groll gegen den verhaßten Feind nur [illegible] zu verbergen wußte. Wer die drei Fürsten beisammen sah, der konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß der Friede, der hier geschlossen wurde, nicht dem Wunsch nach Ruhe entsprang, alle Teile waren sich wohl bewußt, daß ihr „ewiger Pakt" nur ein Waffenstillstand von nicht allzu langer Dauer sein konnte. Der Corse ließ den Nachfolger Friedrichs des Großen seinen ganzen Zorn fühlen, nie zuvor hatte er bei einem Friedensschluß so grausame, brutale Bedingungen gestellt, und selbst die Bitten der edlen Königin Luise, die auf den Rat des Zaren nach Tilsit geeilt war, vermochten den Sieger nicht milder zu stimmen, der am liebsten Preußen überhaupt aus der Liste der europäischen Staaten gestrichen hätte. „Niemals wurden die Interessen der äußeren Gewalt mit größerer Dreistigkeit gegen die Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit geltend gemacht," so mußte selbst ein französischer Diplomat zugestehen, „niemals hat man mit größerer Willkür über die Geschicke der Völker geschaltet und mit schlimmerem Cynismus das Gebot der Moral verletzt, das uns verbietet, einen Freund zu opfern, der sich uns hingegeben und dem wir durch Eidschwur uns verpflichtet haben, wie in Tilsit Napoleon und Alexander es thaten. Das Herz empört sich beim Anblick der beiden mächtigen Monarchen, die gestern noch die erbittertsten Feinde waren, heute aber sich so aussöhnen, daß sie Undank und Treulosigkeit zum Kitt ihres Bundes machen."

[illegible]

Die erste Forderung, die Napoleon an Friedrich Wilhelm III. stellte, war die Entlassung Hardenbergs, der nächst dem Freiherrn von Stein der fähigste Staatsmann am preußischen Hofe war; der König mußte sich fügen, schweigend auch die Beschimpfung ertragen, daß der vierte Artikel des russisch-französischen Vertrags mit den Worten begann: „Aus Rücksicht auf den Kaiser aller Reußen willigt der Kaiser Napoleon ein, dem König von Preußen die nachfolgenden eroberten Gebiete zurückzustellen." Am 9. Juli wurde dann der dreißig Paragraphen umfassende Friedenspakt zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet: Auf alle Lande zwischen Rhein und Elbe mußte Friedrich Wilhelm Verzicht leisten, ebenso auf den polnischen Besitz, auf Danzig und den Kottbuser Kreis, der an Sachsen fiel; der Rheinbund und die von Napoleon neugeschaffenen Dynastieen in Neapel und Holland mußten anerkannt werden, ebenso das neue Königreich Westfalen, das aus den von Preußen abgetretenen Provinzen gebildet und dem Prinzen Jerome Bonaparte verliehen wurde. Artikel 27 bestimmte endlich, daß bis zum Tage der Auswechselung der Ratifikationen des künftigen Friedens zwischen Frankreich und England alle unter der Herrschaft des Königs von Preußen stehenden Länder ohne Ausnahme dem Schiffs- und Handelsverkehr der Engländer verschlossen bleiben sollten, daß weder aus den preußischen Häfen irgend etwas nach den britischen Inseln versandt, noch ein von England oder seinen Kolonien kommendes Fahrzeug an der preußischen Küste sollte landen dürfen — eine neue Verstärkung der Kontinentalsperre.

Friede von Tilsit. 9. Juli 1807.

Das traurige Ergebnis des Tilsiter Friedens war also, daß dem Beherrscher Preußens von 5570 Quadratmeilen Landes mit annähernd zehn Millionen nur noch 2877 mit etwa fünf Millionen Seelen blieben. Die furchtbarste Last wurde dem Rest des Staates jedoch





Das preußische Königspaar.
Nach einem Eisenrelief im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

durch die Verpflichtung zum Ersatz der Kriegskosten auferlegt, die anfangs auf nur 33 Millionen berechnet, später auf Napoleons Befehl bis zu 154 Millionen gesteigert wurden — ein für das verarmte, verwüstete Land fast unerschwinglicher Betrag, zumal Frankreich bis zur Zahlung des letzten Groschens seine Truppen in den gnädig zurückerstatteten Gebieten belassen durfte. „Das Werk Friedrichs des Großen schien vernichtet! Entwaffnet, geknebelt, verstümmelt lag die preußische Monarchie zu Napoleons Füßen; mit vollendeter Schlauheit hatte er Alles vorbereitet, um sie zur gelegenen Stunde gänzlich zu vernichten. Nur Eines", schrieb ein deutscher Denker, „entging dem Scharfblick des Verächters der Ideen: daß dieser Staat an innerer Einheit und sittlicher Spannkraft gewann, was er an äußerer Macht verlor. Der

[illegible] die alten deutschen Stammlande, die ihm blieben, hielten [illegible] Die schwere Schuld der letzten Jahre war nicht nur gebüßt, sie [illegible] in Tilsit entschloß sich der König, auf Hardenbergs Rat, den Freiherrn [illegible] mit der Erneuerung der Verwaltung zu beauftragen. Was nur ein starkes Volk [illegible] entnehmen kann, Stolz und Haß, Schmerz und Reue gärte in [illegible] Gemütern. Jede neue Unbill der fremden Peiniger steigerte die Erbitterung, [illegible] deutsch war, sich vereinigte in dem leidenschaftlichen Verlangen nach Vergeltung. Schon während des Krieges schrieb der geistvolle Franzose Karl von Villers [illegible]: Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus [illegible] wird der deutsche Geist schließlich den französischen Geist besiegen. Ich glaube schon einige Anzeichen dieses Ausganges zu sehen. Die Vorsehung hat ihre eigenen Wege...“

[illegible] Außer dem offiziellen Friedensvertrag trafen die beiden Kaiser noch ein geheimes Abkommen, das die Freiheit der ganzen Welt auf das Ernsteste bedrohte: das türkische Reich mit Ausnahme Konstantinopels wurde den Russen preisgegeben, dafür erhielten die Franzosen auf dem europäischen Festland freie Hand: über Portugal, Spanien, Schweden, Dänemark, die Mittelmeer-Inseln wurde, vorläufig allerdings nur auf dem geduldigen Papier, verfügt. Niemals, sagt Lanfrey in seiner Geschichte Napoleons, war die Freiheit Europas ernstlicher gefährdet, niemals schien der naturwidrige Cäsarismus, den Bonaparte in wahnwitziger Verkennung der Zeit wieder heraufzubeschwören versuchte, so nahe daran, sich fest zu begründen, als in diesem Augenblick, wo er sich einerseits auf den moskowitischen Koloß, andererseits auf eine Militärmacht ohnegleichen stützte. Damals sah es aus, als ob alles verloren sei und doch waren diese großartigen Pläne, diese glänzenden Berechnungen, dies gewaltige Bündnis nur eine Vision, eine Täuschung . . .

Napoleons schmeichlerisches Werben um die Gunst des Zaren hatte noch andere, als rein politische Gründe: Der Zerstörer so vieler alten Dynastieen begnügte sich nicht mit dem Feldherrnruhm allein, er wollte, daß nicht nur Verträge ihn mit den alten Königsgeschlechtern verbänden — das Haus Bonaparte sollte ebenbürtig neben den Jahrhunderte alten Regentenfamilien stehen. Schon damals dachte der Kaiser an eine Trennung von Josephine, die zu seinem Schmerz ohne Leibeserben blieb, und an eine neue Ehe mit einer Kaisertochter. Erst 1810 reifte der Plan zur That, bis dahin beschränkte Napoleon sich darauf, die einzelnen Glieder seiner Familie mit deutschen Prinzen und Prinzessinnen zu vermählen. Den Anfang machte Prinz Jerome, der jüngste Bonaparte, der am

Jerome in Westfalen. 12. August 1807, kurz bevor er als neuer Beherrscher Westfalens in Kassel seinen Einzug hielt, die Tochter des Königs Friedrich I. von Württemberg zum Altar führte. Die Ratschläge, die der Kaiser dem jugendlichen Herrscher beim Regierungsantritt gab, lassen erkennen, daß Napoleon nicht auf die Schärfe seines Schwertes allein vertrauen, sondern die neuerworbenen Länder auch durch segensreiche Reformen an sein Szepter fesseln wollte: „Es liegt mir am Glück Ihrer Völker,“ schrieb er am 15. November 1807 an seinen Bruder, „nicht allein wegen des Einflusses, die es auf Ihren und meinen Ruhm haben kann, sondern auch aus dem Gesichtspunkt des allgemeinen europäischen Systems. Schenken Sie denen kein Gehör, die Ihnen sagen, daß Ihre an Knechtschaft gewöhnten Völker gegen Ihre Wohlthaten undankbar sein werden. Man ist im Königreich Westfalen aufgeklärter, als man Ihnen [illegible], und Ihr Thron wird in der That nur auf dem Vertrauen und der Liebe der Bevölkerung beruhen. Die deutschen Völker wünschen mit Sehnsucht, daß diejenigen, die



Vermählung des Prinzen Jerome Bonaparte mit der Prinzessin Katharina von Württemberg am 12. August 1807.

Nach dem Gemälde von Regnault in der Galerie zu Versailles.

[illegible] —12.

[illegible] allergnädigsten Königs [illegible]

[illegible]

[illegible] Abends

[illegible]

Hierüber aber

den Herren Generals und Stabs-Officiers resp. für sie und [illegible] Mittags und Abends noch ein Gericht mehr, und auf jedes Couvert eine Bouteille Wein:

b) dem Unter-Officier und Gemeinen

zum Frühstück

Suppe,

Mittags

Drey Viertel Pfund Fleisch und Zugemüße,

Abends

Zugemüße und

überdem jedem täglich

Eine und eine halbe Kanne Bier

Zwei Gläschen Branntwein, und

Zwei Pfund Brod.

2.) Bey Rafraichissements, die nur an denen in der Marschroute besonders bemerkten Orten statt haben.

a) dem Ober-Officier

Kalter Braten

Butter und Brod, und

Eine Bouteille Wein.

b) Dem Unter-Officier und Gemeinen

Ein Pfund Brod,

Ein Viertel Nörschen Butter (oder in deren Ermangelung etwas Käse.)

Eine Kanne Bier, und

Ein Glas Branntewein.

3.) Bei Verpflegung der Kriegsgefangenen.

a) Dem Ober-Officier die oben angegebene Officier-Beköstigung.

b) Dem Unter-Officier und Gemeinen

Des Morgens

Ein Pfund Brod, und

Ein Glas Branntewein.

Des Mittags

Ein Pfund Brod, und

Eine reichliche Portion Rumfordsche Suppe oder Gemüse.

Des Abends

Zugemüße, als Erdäpfel u. dergl.

endlich

4.) Wo Fourage gegeben werden muß, auf jedes vorhandene Pferd täglich Eine Ration, welche in Ein und ⅓ Metze Hafer, Dreßdner Maaß, und 10 Pfund Heu, ohne Häcker, besteht, mithin auf eine einzelne Fütterung nur der Dritte Theil einer Ration.

richtig und von gehöriger Güte verabreicht werden soll.

Es werden die Königl. Sächs. Unterthanen alle Kräfte aufbieten, um die verbündeten Truppen zufrieden zu stellen, und dadurch der Allerhöchsten Willensmeynung Sr. Majestät des Königs Genüge zu leisten, welcher zu Folge dieses Regulativ selbst den geringen Kräften der Aermeren angemessen eingerichtet worden ist, und zugleich an den Etappen-Orten Militar-Behörden angestellt worden sind, die nicht ermangeln werden alle Unordnung abzuwenden und sowohl auf das Beste der Soldaten zu sehen, als auch über die Sicherheit der Einwohner zu wachen, wenn [illegible]-Personen, gegen alles Erwarten, Excesse sich zu Schulden bringen sollten.

Dresden den 17. April 1807.

General-Major Heinrich von Cerrini.

[illegible] am Napoleonstein zu Leipzig.

nicht von Adel und talentvoll sind, gleiche Rechte auf Ihre Berücksichtigung und auf Anstellung haben, daß jede Art Leibeigenschaft und Mittelglied zwischen dem Fürsten und der untersten Volksklasse vollständig aufgehoben werde. Die Wohltbaten des Code Napoléon, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Einführung der Geschworenengerichte werden ebenso viele charakteristische Unterscheidungen Ihres Königtums sein . . . Ihre Völker müssen sich einer Freiheit, einer Gleichheit, eines Wohlstandes erfreuen, die den deutschen Völkern unbekannt sind, und diese liberale Regierung muß auf eine oder die andere Weise die für das System des Bundes und für die Macht Ihres Königreichs heilsamsten Veränderungen hervorrufen. Diese Regierungsart wird eine viel mächtigere Schranke sein, um Sie von Preußen zu trennen, als die Elbe, die Festungen und der Schutz Frankreichs . . . Seien Sie ein konstitutioneller König! Sie werden dadurch Macht in der öffentlichen Meinung und eine natürliche Überlegenheit über Ihre Nachbarn, die absolute Könige sind, gewinnen!"

Wäre König Hieronymus in Wahrheit der Mann gewesen, für den ihn Napoleon trotz aller leichtfertigen Jugendstreiche halten mochte, so hätte die Befolgung dieser weisen Lehren den westfälischen Landen großen Vorteil bringen müssen. Wie ganz anders aber, als der Bruder es wünschte, erschien das Bild, das sich in Kassel entrollte! Der üppige Hof des in Sinnenlust schwelgenden „Königs Lustik" ward bald der Sammelpunkt und Tummelplatz der Abenteurer und galanten Damen aller Länder, und die Verschwendung, Günstlingswirtschaft und Unsittlichkeit dieser Filiale des Pariser Kaiserhofes unter-





Hoftracht aus der Empire-Zeit (1807).

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert". Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.



schied sich kaum von jener der schlimmsten Zeiten des bourbonischen Königtums. Mit vollen Händen wurde das oft genug erst von Wucherern erborgte Geld zum Fenster hinausgeworfen, ohne Rücksicht auf das Volk, das unter der Last der Kontributionen ächzte und stöhnte . . .

*

Napoleon und Alexander.

Während Napoleon kein Mittel verschmähte, um seiner Herrschaft über den Kern der europäischen Völker dauernden Halt zu verschaffen, begann allmählich der Rückschlag fühlbar zu werden, den sein despotisches Regiment notwendig herbeiführen mußte. Vereint mit dem Zaren konnte er über die Welt gebieten, ohne Alexanders Freundschaft dagegen das Übergewicht, das seine ruhmvollen Siege begründet hatten, nicht lange erhalten. Von der Politik des russischen Kaiserhofes hing seit Preußens Zusammenbruch die Freiheit Europas ab; sie hätte deshalb in so ernster Zeit der denkbar festesten Hand bedurft, während sie in Wirklichkeit von einem zwar reichbegabten, aber noch unerfahrenen Herrscher geleitet wurde, den Napoleons Macht anfänglich mehr blendete und anzog, als besorgt und vorsichtig machte. Erst die Willkür, mit der Bonaparte sich über die Abmachungen mit seinem russischen Freunde hinwegsetzte, der Wortbruch hinsichtlich der in Tilsit beschlossenen Aufteilung der Türkei, für deren Durchführung der Kaiser unerwartete und unerfüllbare Gegenforderungen stellte, öffnete dem Zaren die Augen über den zweifelhaften Wert der welschen Bundesgenossenschaft. Schon bald nach der Tilsiter Begegnung begannen die Beziehungen beider Herrscher zu erkalten; der dämonische Zauber, den Napoleons Persönlichkeit auf jeden, der mit ihm zusammentraf, ausübte, verlor sofort seine Wirkung, als den in Tilsit ausgetauschten phantastischen Versprechungen Thaten folgen sollten. Alexander begann mit Recht an der Aufrichtigkeit der corsischen Freundschaft zu zweifeln und seinen aufmerksam nach dem westlichen Horizont gerichteten Blicken entgingen die leichten Wolken nicht, die sich um die Sonne Frankreichs zu sammeln begannen; er ahnte, daß Napoleons Macht ihren Höhepunkt überschritten habe, und die Berichte, die er von den englischen und preußischen Feinden des Imperators erhielt, ließen erkennen, daß Frankreich selbst und seine Vasallen unter dem napoleonischen Joch bereits heimlich zu seufzen begannen. „Gerade zu der Zeit, als Napoleon den Gipfel seiner Macht erstiegen hatte," urteilt ein Zeitgenosse, Christoph Schlosser, „als alles anbetend vor ihm niederkniete, entstand in den Völkern eine Reaktion gegen seinen immer härter werdenden Despotismus; sogar im französischen Heere zeigten sich Symptome der Unzufriedenheit. Die launenhafte Willkür, mit der er seine Vasallenstaaten immer aufs neue umgestaltete, die Inkonsequenz, vermöge deren



Kaiser Alexander I.

[illegible] ergrimmt verfuhr, der schnöde Egoismus, mit dem er [illegible] nicht [illegible] Interesse, sondern nur mit Rücksicht auf seine [illegible] reizte und erbitterte nicht nur die unterworfenen Nationen, [illegible] Brüder, die er zu Königen — Joseph in Neapel, Ludwig in [illegible] — gemacht hatte . . ."

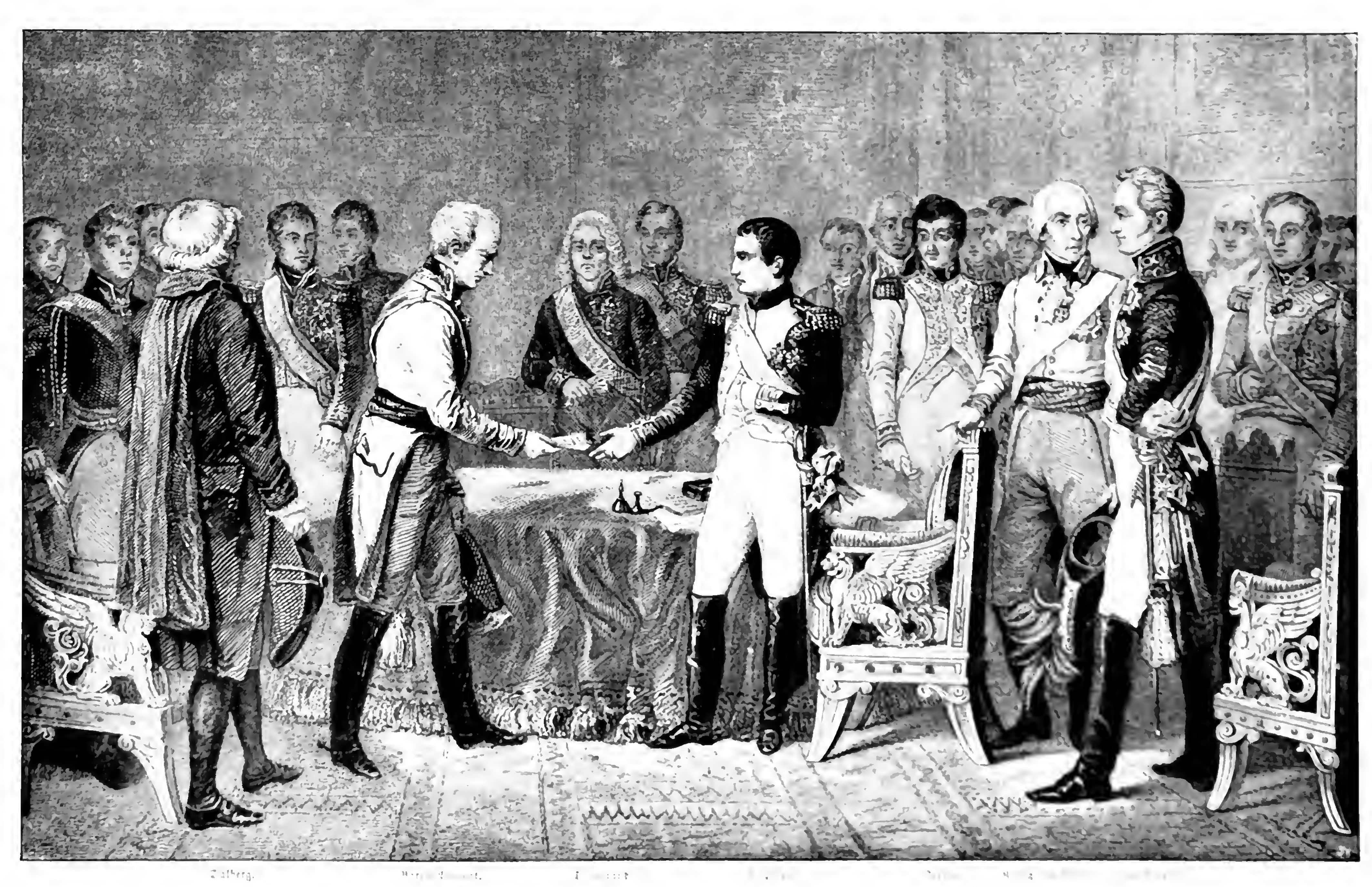
[illegible] das Gestirn der Bonaparte im hellsten Glanze strahlen, ehe [illegible] zu erlöschen begann: noch einmal sollte die ganze Welt mit [illegible] Zeuge eines prunkvollen Schauspiels sein, das die schier unermeßliche Macht des [illegible] Kaisertums gleichsam symbolisch, wie ein rasch vergängliches, nur [illegible] lebendes Bild vor Augen führte. Ehe Napoleon in das [illegible] die [illegible] Aufständischen kämpfenden Truppen eilte, empfand er das Bedürfnis, der [illegible] Zahl seiner Gegner zu zeigen, daß innige Freundschaft ihn noch immer mit dem Selbstherrscher aller Reußen verbände. Die Fürsten von Ost und West, vom Süden und Norden lud er nach der im Herzen Deutschlands liegenden Stadt Erfurt zu Gast, damit sie Zeugen der Begegnung der beiden mächtigsten Monarchen seien — in offenbarer Verhöhnung des preußischen Schmerzes wurde zum Ort des Prunkschauspiels gerade jene Gegend gewählt, in der die stolzen Fahnen der fridericianischen Armee zwei Jahre zuvor zerfetzt und zerbrochen in den Staub gesunken waren. Ein Zufall war es auch nicht, daß er von den endlich aus den preußischen Gebieten abrückenden französischen Regimentern gerade diejenigen durch Erfurt marschieren ließ, die bei Friedland die Truppen des Zaren niedergeworfen hatten, und daß er auf der blutgedüngten Walstatt von Jena eine — Hasenjagd abhielt! Freund und Feind wollte der sich unbesiegbar Wähnende in gleicher Weise seine Überlegenheit und Willkür fühlen lassen . . .

Fürstentag zu Erfurt.

Vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 tagte die napoleonische Huldigungsversammlung — einen Kongreß kann man es wahrlich nicht nennen — in Erfurt; Fest folgte auf Fest, eine Heuchelei der anderen. Vor einem Parterre von Königen spielten die Schauspieler der ersten französischen Bühne, an ihrer Spitze der geniale Talma, und so oft irgend eine Phrase der dargestellten Stücke den geringsten Anlaß bot, gaben Fürsten und Völker durch pathetische Gebärden und demonstrativen Beifall Friedens- und Freundschaftsgefühlen Ausdruck, die im Grunde niemanden beseelten. Alles war eitel Freude und Lust, es schien, als schmachte Europa nicht unter der Zwingherrschaft eines Tyrannen, sondern feiere den Abschluß einer Periode des Aufschwungs und der allgemeinen Glückseligkeit. Wer den Hochmut sah, mit dem die französischen Marschälle die Rheinbundfürsten behandelten, der mußte glauben, der deutsche Stolz, das germanische Selbstbewußtsein sei vor den sengenden Strahlen der welschen Gloire wie Wachs dahingeschmolzen. Das Wort, das der Wachoffizier dem unbedachten Trommler zurief, der den König von Württemberg mit dem nur den Kaisern zustehenden dreifachen Wirbel begrüßte: „Schweig doch, es ist ja nur ein König!" kennzeichnet besser als lange Abhandlungen es vermöchten, die Grundstimmung des ganzen Fürstentages. Napoleon selbst war ob der scheinbaren Erneuerung des Tilsiter Freundschaftsbundes freudig bewegt und triumphierend schrieb er an seinen inzwischen auf den spanischen Thron [illegible] Bruder Joseph: „Ich habe alle meine Geschäfte mit dem Kaiser von Rußland ins reine gebracht. Alles ist so geordnet, wie ich es wünsche!" Die Maske, hinter der Alexander seine [illegible] verbarg, hatte also selbst den Scharfblick eines Napoleon täuschen können . . .

Von den prunkenden Festgelagen in Erfurt eilte der Schlachtenkaiser sofort auf den





Napoleon empfängt während des Erfurter Fürstentages den Gesandten des Kaisers von Österreich.

Nach dem Gemälde von Gosse.

[illegible] durch die Begegnung mit dem Zaren und die Abmachungen der [illegible] hatte Napoleon sich den Rücken gedeckt, nun konnte er [illegible] der pyrenäischen Halbinsel widmen. Es erübrigt sich [illegible] daß der Angriff auf die spanische Nation ebenso der rechtlichen [illegible] alle früheren Raubzüge des Kaisers der Franzosen; der Überfall [illegible] Volkes war jedoch, das sei vorausgeschickt, nach Talleyrands [illegible] „mehr als ein Verbrechen, nämlich ein — Fehler!" ... In Spanien hatte [illegible] Karl IV. die Krone getragen, das Szepter dagegen der allmächtige Friedensfürst [illegible] geführt, unter dessen Verwaltung das Land ebenso von Frankreich abhängig geworden war, wie das nachbarliche Portugal von England. Mit Godoys Hilfe gedachte Napoleon die Dynastieen beider Staaten zu entthronen, und er erzwang darum von dem Günstling der Königin zunächst die Entsendung eines großen Teils des spanischen Heeres, das sich mit den an der Niederelbe stehenden französischen Truppen vereinigen mußte. In Madrid war niemand, der dem frevelhaften Treiben Halt zu gebieten vermochte: Karl IV. war ein Schwächling, seine Gattin, Luise von Parma, gleich ihm nur ein Werkzeug in der Hand Godoys, alle drei einten sich im glühenden Hasse gegen den Thronfolger Ferdinand, der allein gegen die schamlose Buhlerei der Königin sich aufgelehnt hatte. Von dem Gewirr widerlicher Intriguen hier nur so viel, daß eine vom Kronprinzen im Herbst des Jahres 1807 angezettelte Verschwörung zum Sturz Godoys entdeckt und der Prinz samt seinen Freunden in Haft genommen wurde. Der Leiter der spanischen Politik hatte sich unterdessen von Napoleon noch weiter umgarnen lassen und am 27. Oktober 1807 den Geheimvertrag von Fontainebleau geschlossen, der über die Eroberung Portugals durch französische und spanische Truppen und die Verteilung des Raubes nähere Bestimmungen traf.

Überfall Portugals November 1807.

Sofort nach der Vollziehung des Vertrages begann der Vormarsch der französischen Truppen, die vom General Junot geführt so ungestüm vorwärts drangen, daß sie schon am 23. November in der Stadt Abrantes, zwei Tagemärsche von der Hauptstadt Lissabon, eintrafen. Noch schneller aber als seine Soldaten war Napoleon vorgegangen: bereits am 13. November ließ er im amtlichen Moniteur der erstaunten Welt verkünden, das Haus Braganza habe aufgehört, in Portugal zu regieren. Das Wort eilte den Thaten voraus, aber es sagte nur um ein paar Tage zu früh, was mit Sicherheit eintreten mußte; die ahnungslose Regierung des überfallenen Landes fand kaum Zeit, die königliche Familie und den Staatsschatz auf englischen Schiffen in Sicherheit zu bringen, zu einem Widerstand vermochte sie sich nicht mehr aufzuraffen, zumal niemand ahnte, daß Junots Soldaten zerfetzt und zerlumpt, ermattet und entkräftet von den furchtbaren Strapazen der Eilmärsche in die Hauptstadt einziehen würden. Ende November war Portugal eine Provinz des französischen Weltreiches, aber von einer Teilung des Raubes mit Spanien sollte nun mit einem Male keine Rede mehr sein, den Lohn des Helfers vielmehr seine eigene Absetzung bilden. Vom Dezember 1807 ab folgte eine französische Kolonne der anderen auf dem Marsch über die Pyrenäen, als der Frühling nahte, konnte Murat sich an die Spitze eines Heeres von annähernd 100000 Mann stellen, das langsam von Norden nach Süden vordrang, die Festungen der Reihe nach besetzte und alles erreichbare Kriegsmaterial „in Sicherheit brachte". Napoleon hielt sich keinen Augenblick durch den Vertrag vom 27. Oktober gebunden, verlangte vielmehr von seinem Bundesgenossen die Abtretung aller Provinzen nördlich des Ebro. In Madrid hatte unterdessen die [illegible] Godoys ihr Ende gefunden, das vom Infanten Ferdinand aufgestachelte Volk den



Schlacht bei Tudela am 23. November 1808.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von J. L. Rugendas.



Joseph Bonaparte.

Sturz des verhaßten Mannes erzwungen und zugleich den feigen König veranlaßt, am 19. März 1808 durch folgendes Dekret der Krone zu entsagen: „Da meine Schwächlichkeit mir nicht erlaubt, die wichtige Last der Regierung meines Reiches länger zu tragen, und da ich zur Herstellung meiner Gesundheit des Privatlebens in einem gemäßigteren Klima bedarf, so habe ich nach reiflicher Überlegung beschlossen, zu Gunsten meines sehr geliebten Sohnes, des Prinzen von Asturien, der Krone zu entsagen. Gegeben zu Aranjuez. Ich, der König.“ Tags darauf wurde der neue Herrscher unter dem Jubel der Bevölkerung zum König ausgerufen, zum Herrn über alles spanische Land, das in Wirklichkeit bereits den Franzosen gehörte. Bevor Ferdinand VII. in Madrid einziehen konnte, war Murat dort erschienen, hatte Karl IV. gezwungen, seine Abdankung durch ein zweites Dekret zu widerrufen und zugleich dem neuen König Ferdinand die Anerkennung verweigert. Die dadurch entstehende Verwirrung mußte Frankreich den Anlaß bieten, die unerquicklichen spanischen Angelegenheiten so zu „ordnen“, daß an die Stelle der entthronten Bourbonen ein französischer Prinz, Joseph, des Kaisers Bruder und bisheriger König von Neapel, treten konnte ...

In Bayonne spielte sich der letzte Akt der widerlichen Tragikomödie des spanischen Königshauses ab; Karl IV. und Ferdinand VII. hatten sich durch Napoleons heuchlerisches Versprechen, den gerechten Schiedsrichter spielen zu wollen, verlocken lassen, die Höhle des Löwen aufzusuchen. Umsonst warnten die ängstlichen Minister, umsonst das Böses ahnende Volk, Vater und Sohn warfen sich dem Imperator zu Füßen und wurden zum Dank für ihr Vertrauen — aus ihrem Reich vertrieben. Viel schwieriger als die beiden Gegenkönige war das spanische Volk zu bezwingen: Am 2. Mai 1808 brach in Madrid ein blutiger

Aufstand in Madrid. Mai 1808.

Aufstand aus, den Murat nur durch die Überlegenheit der französischen Waffen einzudämmen vermochte, und dieser Kampf in den Straßen der Hauptstadt war erst das Vorspiel des erbitterten Kleinkrieges, den die Spanier Jahre lang mit dem Mut der Verzweiflung führten. Der Thron, den König Joseph am 20. Juli 1808 bestieg, stand von Anfang an auf schwachen Füßen; nur der eherne Wall der französischen Bajonette konnte ihn wenige Jahre schützen. Auf der pyrenäischen Halbinsel entbrannte zum ersten Male einer der leidenschaftlichen Volksaufstände, die dem napoleonischen Reich nicht viel später den Untergang bereiteten. In allen Provinzen bildeten sich „Juntas“ und die Diener der das Land beherrschenden katholischen Kirche riefen die heißblütigen Söhne des Südens unter die Fahnen der Empörung. „Es lebe Fernando, Tod den Franzosen!“ erklang es in Dorf und Stadt, wie ein zehrender Feuerbrand umzüngelte die Blutgier der spanischen Freiheitshelden die Streitkräfte der verhaßten Feinde, deren Macht nie weiter reichte, als die Kugeln ihrer Geschütze trafen. Der Beginn des Feldzugs war der Sache des spanischen Volkes sehr günstig; am 21. Juli gelang es einem der Revolutionsheere, das Korps des Generals Dupont — 20000 Mann — bei Baylen völlig zu umzingeln und zur Waffenstreckung zu zwingen. Gleichzeitig mit diesem großen Erfolge, der den neuen König zur Flucht veranlaßte, änderte sich auch die Lage der

Wellington in Portugal.

Portugiesen: die Engländer hatten ihren alten Bundesgenossen ein Heer zu Hilfe gesandt, das Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington und Sieger von Waterloo, so geschickt führte, daß Junot nach der schweren Niederlage bei Torres Vedras in der Konvention von Cintra die Räumung des ganzen Landes und die sofortige Rückführung seiner umzingelten Armee nach Frankreich zugestehen mußte.

Napoleon in Spanien.

Jetzt endlich hielt es Napoleon an der Zeit, selbst einzugreifen; schier eine Viertelmillion Streiter harrte seines Schlachtrufs, als er am 5. November 1808 in Vittoria eintraf, eine Kriegsmacht, der das spanische Volksheer trotz der englischen Unterstützung unmöglich Widerstand leisten konnte. „Ich werde die Säulen des Herkules finden," schrieb er darum übermütig, „aber nicht die Grenzen meiner Macht!" Als Würgengel wollte er erscheinen, mit dem Blitze bewaffnet, wie ein Gott, der seine beleidigte Majestät zu rächen hat. Den kriegserprobten Generalen und Regimentern, die mit ihm den spanischen Boden betraten, fiel der Sieg nicht schwer; bei Burgos und Espinosa, und zwei Wochen später, am 23. November, bei Tudela erlitten die Anhänger der alten Dynastie so schwere Niederlagen, daß die ganze Ebrolinie vom Feinde besetzt und, nach dem beschwerlichen Übergang über das Guadarrama-Gebirge, die Hauptstadt selbst bedroht werden konnte. Am 2. Dezember erschien der Kaiser vor Madrid, das durch 60000 Bewaffnete und 100 Kanonen beschützt war. „Man hatte," so berichtet das zeitgenössische »Magazin wichtiger Begebenheiten«, „Einschnitte in die Straßen, Einschnitte in die Dächer und Häuser gemacht; Bollwerke von großen Woll- und Baumwollsäcken aufgeführt, die Fenster mit Matratzen behangen. Von allen Seiten hörte man



Napoleon fordert am 3. Dezember 1808 die Übergabe von Madrid.
Nach dem Gemälde von Carle Vernet.

[illegible] Glocken läuteten alle zu gleicher Zeit, überall zeigten [illegible] Bewegung. Der Marquis Perales, ein ehrfurchtgebietender [illegible] gesorgt hatte, wurde beschuldigt, daß er die Patronen mit [illegible], wurde sogleich erdrosselt und seine zerrissenen Gliedmaßen als [illegible] der Stadt geschickt. — Am 3. Dezember ließ der Kaiser die [illegible] Prado einnehmen und die Stadt zur Übergabe auffordern. Der Fürst [illegible] Brief an den Kommandanten, dieser bat um einen Tag Frist, um [illegible] zu Rate zu ziehen und die Gesinnungen des Volkes zu erforschen. [illegible] eine zweite Aufforderung und ließ sagen, daß eine furchtbare [illegible] sei und Mineure bereit wären, die Hauptgebäude auffliegen zu lassen. [illegible] der Stadt ständen Kolonnen aufmarschiert, die Voltigeurs hätten sich [illegible] bemächtigt. Der Kaiser wolle vor zwei Uhr nicht angreifen lassen; stecke [illegible] Stadt bis dahin die weiße Fahne auf, so könnten die ruhigen Einwohner Vergebung [illegible] das Vergangene erhoffen. — Um fünf Uhr begaben sich der General Morla, eines der Mitglieder der militärischen Junta, und Abgesandte der Stadt zu dem Fürsten ins französische Lager. Sie gaben zu erkennen, daß alle Wohlgesinnte der gewissen Meinung wären, die Stadt sei ohne alle Rettungsmittel und die Fortsetzung der Verteidigung eine wahnsinnige Maßregel. Allein die letzte Volksklasse und die große Menge Fremder, die sich in Madrid aufhielten, bestände darauf, sich zu wehren und glaube, stark genug dazu zu sein. Sie verlangten Frist bis zum Vierten, um das Volk zur Vernunft zu bringen. — Der Fürst stellte die Deputierten dem Kaiser vor, der also zu ihnen sprach: „Umsonst versteckt Ihr Euch hinter dem Volke! Wenn Ihr nicht dahin gelangen könnt, es zu beruhigen, so liegt es daran, daß Ihr es selbst aufgeregt und durch Lügen irre geführt habt. Versammelt die Pfarrer, die Häupter der Klöster, die Alkalden, die Hauseigentümer und sorgt, daß zwischen jetzt und morgen früh um sechs Uhr die Stadt sich ergebe, oder Madrid hat aufgehört zu sein. Ich will und darf meine Truppen nicht zurückziehen. Wie dürft Ihr eine Kapitulation verlangen, Ihr, die Ihr die Kapitulation mit dem General Dupont verletzt habt? Seht da, wie Ungerechtigkeit und Treulosigkeit immer zum Nachteil derjenigen ausschlagen, die sich derselben schuldig machen. Ich hatte eine Flotte in Cadix, sie war mit Spanien verbündet, und Sie, Morla, haben die Mörser der Stadt, die Sie kommandierten, gegen diese Flotte gerichtet! Geht nach Madrid zurück. Ich gebe Euch Bedenkzeit bis morgen früh sechs Uhr. Kommt alsdann wieder, wenn Ihr mir vom Volke weiter nichts zu sagen habt, als daß es sich unterworfen hat. Wo nicht, so werde ich Euch sowohl als Eure Truppen erschießen lassen!"



Die drohende Sprache konnte ihre Wirkung nicht verfehlen — am 4. Dezember öffnete Madrid seine Thore und am 22. Januar 1809 konnte Joseph wieder in die Hauptstadt seines Reiches zurückkehren. Aber eitel war der Glaube des Kaisers, der Besitz Madrids sichere die Herrschaft über das ganze Land. Die zersprengten spanischen Truppen führten allerorten den gefährlichen Guerillakrieg weiter, und die spanischen Regimenter, die Godoy einst auf Napoleons Geheiß an die Niederelbe entsandt hatte, waren zurückgekehrt, um mit dem englischen Hilfskorps sich zu vereinigen. Durch Schnee und Eis mußte das französische Heer sich einen Weg durch die unwirtlichen Engpässe der Sierra de Guadarrama bahnen, um den [illegible] Gegner zum Rückzug zu zwingen. Der Marsch, an Kühnheit dem Übergang über den St. Bernhard gleich, gelang, nicht aber die Vernichtung der von Moore geführten Engländer, [illegible] Coruña, den schützenden Bord ihrer Flotte erreichen konnten. Der Ärger über das



Die französische Armee in den Engpässen der Sierra de Guadarrama.
Nach dem Gemälde von Taunay.

Entweichen des verhaßtesten Feindes und die bedenklichen Nachrichten, die über Österreichs wachsende Kriegsrüstungen nach Spanien drangen, benahmen dem Kaiser die Lust an der persönlichen Fortführung des spanischen Feldzugs, er eilte nach Paris zurück und überließ seinen Marschällen die Beendigung des schweren Kampfes um die pyrenäische Halbinsel. Napoleons Heimkehr Jan. 1809.

Die Hoffnung der Spanier, Napoleons Heimkehr werde den Sieg wieder ihren Fahnen zuwenden, scheiterte an der Tüchtigkeit der zurückgebliebenen französischen Heerführer, die trotz der verzweifelten Gegenwehr der Spanier und der Ungunst des Terrains in einer Reihe von Gefechten siegreich blieben. St. Cyr bezwang die tapferen Katalonier und sicherte dadurch den Besitz von Barcelona, Lannes erstürmte nach furchtbarem Gemetzel das feste Saragossa, dessen Bewohner — nicht zuletzt Frauen und Mädchen — sich Monate lang mit wahrhaft antikem Heldenmut verteidigt hatten. „Seit den Tagen von Numantia und Jerusalem waren niemals blutgetränkte Ruinen von einem solchen Glanz des Heroismus umleuchtet

[illegible] Oberst [illegible], der vierzehn Jahre von einem Schlachtfeld zum anderen [illegible] daß er noch nie einen solchen Verzweiflungskampf gesehen [illegible] die Breiche [illegible] lassen, die Truppen Haus für Haus erstürmen [illegible] das Leiden der Einwohner gewesen, die von dem unaufhörlichen [illegible] und Flintenkugeln in die Keller flüchten und Wochen lang dort ausharren mußten. Der Aufenthalt in diesen düsteren Schlupfwinkeln, erzählt Archibald Alison, und der Mangel an Lebensmitteln hatten den Ausbruch einer Epidemie veranlaßt, die dahinrafte, was die Geschosse der Belagerer verschonten: Tausende starben Tag für Tag, und da die [illegible] nicht Platz genug für die Menge der Leichen boten, lagen in den unterirdischen Zufluchtsstätten Lebende und Tote über- und untereinander. Dazu der Donner der Geschütze, das Bersten der Minen, das Krachen der zusammenbrechenden Häuser, die lodernde Glut der [illegible] Straßen, das Toben der Kämpfenden — glücklich der, den der Tod von den Qualen erlöste! Mehr denn 54 000 Opfer hatte die sechzigtägige Belagerung der Perle von Aragonien gefordert; aber der Kampf um Saragossa hat seinen Verteidigern, vor allen dem tapferen Kommandanten Palafox, unvergänglichen Ruhm gesichert . . .

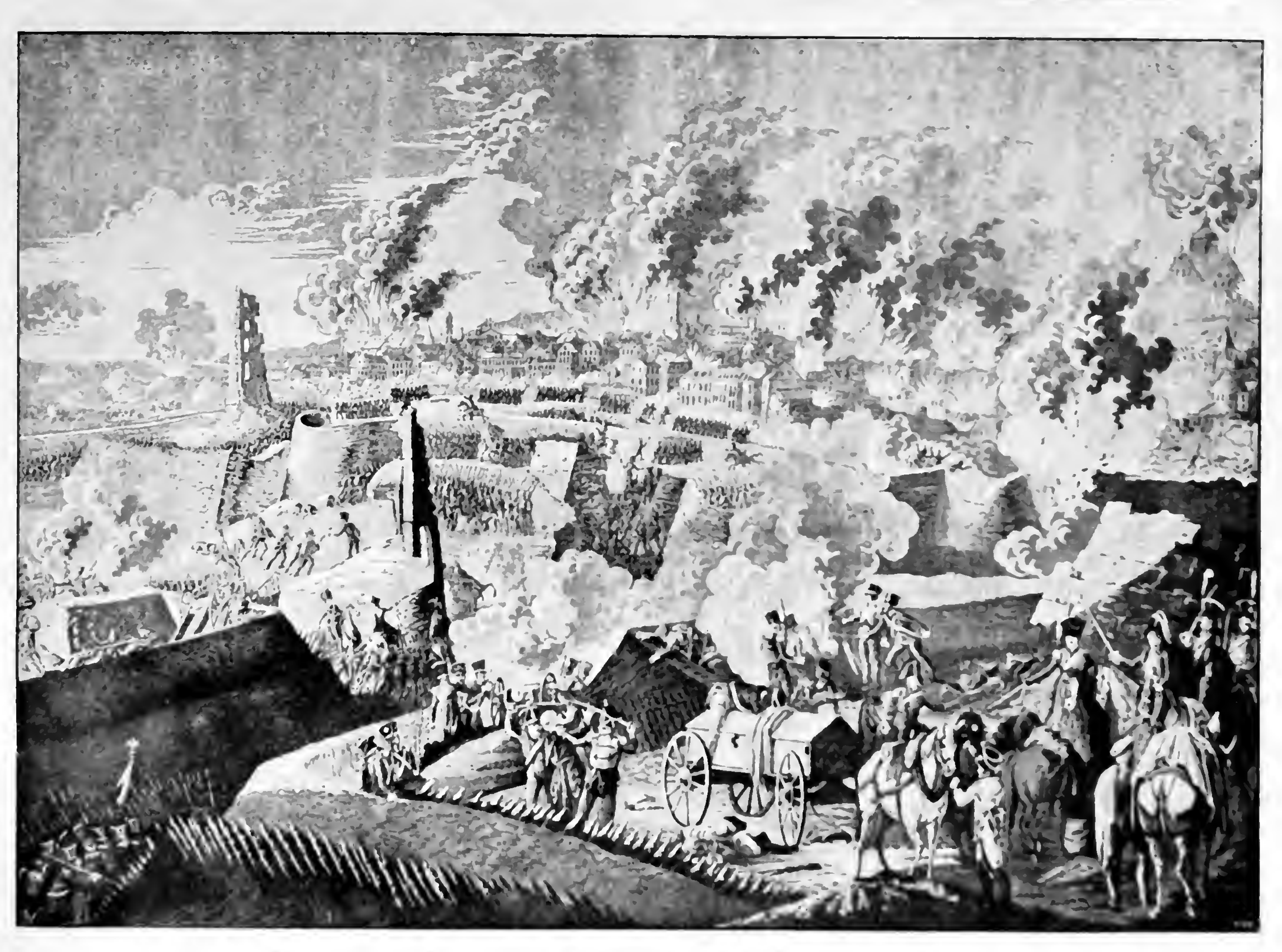
Daß Napoleon, wenn auch durch Österreichs drohende Haltung gezwungen, den spanischen Kriegsschauplatz zu früh verlassen hatte, ward bald offenbar: die Marschälle kümmerten sich weder um die Weisungen des Königs Joseph, von dessen militärischen Eigenschaften keiner eine hohe Meinung hatte, noch gingen sie überhaupt nach einem gemeinsam aufgestellten Plane vor; jeder führte auf eigene Hand Krieg! Das Ende der Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel wird uns später noch beschäftigen; vorher begleiten wir Napoleon auf seinem zweiten Siegeszug gegen Österreich . . .

*

Österreichs Rüstungen.

Es erscheint begreiflich, daß die Vorgänge in Spanien, einerseits die ruchlose Vertreibung der Bourbonen, andererseits der heldenmütige Freiheitskampf des Volkes, die öffentliche Meinung ganz Europas beschäftigten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die Staatsmänner an der Donau, der Spree und der Newa den Nachrichten, die über die Pyrenäen drangen, verhaltener Jubel begrüßte jede den Franzosen ungünstige Kunde. Namentlich am Wiener Hofe wuchs die kriegerische Stimmung von Tag zu Tag und fieberhaft wurde an der notwendigen Reform des Heeres gearbeitet. Schon im Februar 1807 hatte der wackere Erzherzog Johann, des Kaisers Bruder, in einer Denkschrift dem edlen Gedanken Ausdruck gegeben, daß von Österreich die Befreiung vom unerträglichen Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft ausgehen müsse: „Es scheint, als wenn sich der Augenblick nähere, wo die Vorsehung unserem Staate die Mittel reichen wird, die bedrängte Menschheit zu retten; dieser Augenblick werde ja nicht versäumt, alles angewendet, damit die Wahrscheinlichkeit des Gelingens uns zu teil werde, denn das Dasein des Staates hängt davon ab. Nur ernstlichen Willen und Beharrlichkeit, so schlägt die Stunde, wo die durch mannigfaches Unglück gebesserten Fürsten und die Nation Deutschlands ihre Selbständigkeit erkämpfen, wo Österreich das große Werk vollführen wird, wo das Verdienst ihm bleiben muß, den Plänen eines selbstsüchtigen Eroberers ein Ende gemacht und Deutschlands Volk seine Freiheit und sein Ansehen wiedergegeben zu haben."

Die wichtigsten Stellen in der habsburgischen Monarchie waren zu jener Zeit besser als je besetzt; um die Armee bemühte sich der tapfere Erzherzog Karl, die äußere Politik leitete der geistvolle Graf Philipp Stadion und auf dem schwierigen Posten eines Gesandten



Belagerung von Saragossa — 20. Dezember 1808 bis 19. Februar 1809.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von J. L. Rugendas.

[illegible] Graf Metternich, der den Kaiser der Franzosen mit [illegible] und Heuchelei, über Österreichs wahre Absichten zu täuschen [illegible] Bundesgenossen wenig Aussicht bot, war allen klar, es galt [illegible] zu gewinnen, oder sie wenigstens zu strenger Neutralität zu bewegen. [illegible] Entgegenkommen. Preußen dagegen ließ durch den [illegible] erklären, daß es „die erste schickliche Gelegenheit ergreifen werde, um [illegible] das Österreich sich gesteckt habe, thätig mitzuwirken," und während [illegible] ließ es den Erzherzog Karl bitten, baldigst loszuschlagen, da es

An die deutsche Nation.

Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich ergreifen gezwungen die Waffen; weil der französische Kaiser nicht will, daß ein Staat bestehe, der nicht seine Oberherrschaft erkenne, seinen Eroberungsabsichten diene: weil er verlanget, daß Oesterreich seiner Selbstständigkeit entsage, seine Streitkräfte entwaffne, und sich der Willkühr des Eroberers anheim gebe; weil die Heere des Kaisers von Frankreich und seiner abhängigen Bundsgenossen feindlich gegen Oesterreich vorrucken. Oesterreichs Streitkräfte sind auf den Wink ihres Monarchen zur Selbstvertheidigung aufgestanden; ich führe sie dem Feinde entgegen, um dem gewissen nahen Angriff zuvorzukommen.

Wir überschreiten die Gränze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands: Nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten, und fremde aufzudringen: Nicht, um Thronen zu stürzen, und damit nach Willkühr zu schalten: Nicht, um Deutschlands Habe uns zuzueignen, und deutsche Männer in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern. Wir kämpfen, um die Selbstständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten — um Deutschland die Unabhängigkeit und Nazionalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren.

Dieselben Anmaßungen, die uns jezt bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine lezte Stüze zur Rettung. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbstständig und glücklich; nur durch Oesterreichs Beistand kann Deutschland wieder beydes werden.

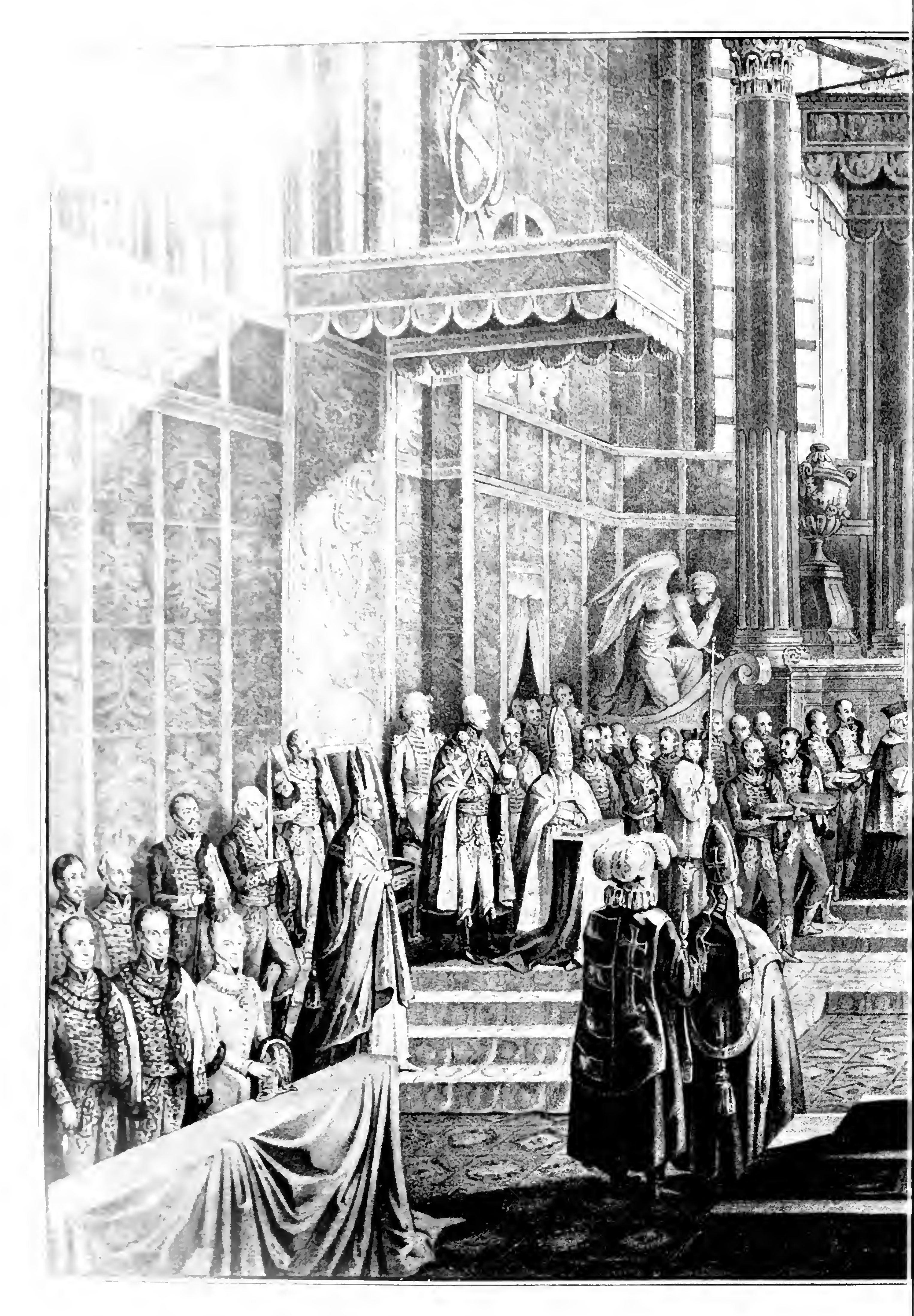
Deutsche! Würdigt Eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir Euch bieten! Wirkt mit zu Eurer Rettung! Wir verlangen nur die Anstrengungen, die der Krieg für die gemeinsame Sache erfordert. Euer Eigenthum, Euer häuslicher Friede ist durch die Mannszucht des Heeres gesichert. Die österreichische Armee will Euch nicht berauben, nicht bedrücken: sie achtet Euch als Brüder, die berufen sind, für dieselbe Sache, die die Eure, wie die Unsrige ist, mit uns vereint zu kämpfen. Seyd unserer Achtung werth! Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind.

Baut auf mein Wort, das ich schon mehrmal zu Eurer Rettung gelöst habe!
Baut auf das Wort meines Kaisers und Bruders, das nie gebrochen worden ist!

Erzherzog Karl
Generalissimus.

Österreichischer Aufruf, entworfen von Friedrich von Schlegel.

nur eines Winkes bedürfe, um die Kraft des ganzen nördlichen Deutschland vom Niemen bis zum Rhein zu dem gemeinsamen Zweck zu beleben. Und dies alles, obwohl Napoleons eherne Faust noch immer mit schwerem Druck auf dem tief gebeugten Lande ruhte. Aber, so fragte Stein, sollte Preußen nicht das Recht haben, List gegen Verruchtheit und Gewaltthätigkeit zu gebrauchen, sollte es dem Corsen allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechtes Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen? Am Hofe Friedrich Wilhelms III. herrschte damals viel größere [illegible], als an dem des österreichischen Kaisers, an dem die Einsichtigen sich nicht verhehlten, daß die Armee noch nicht bereit sei, den Kampf mit den unbezwungenen Regimentern des Siegers von [illegible] und Jena aufzunehmen. Und in demselben Maße, als im Herbst des Jahres



Krönung der Kaiserin Maria Ludo

Nach dem Ge

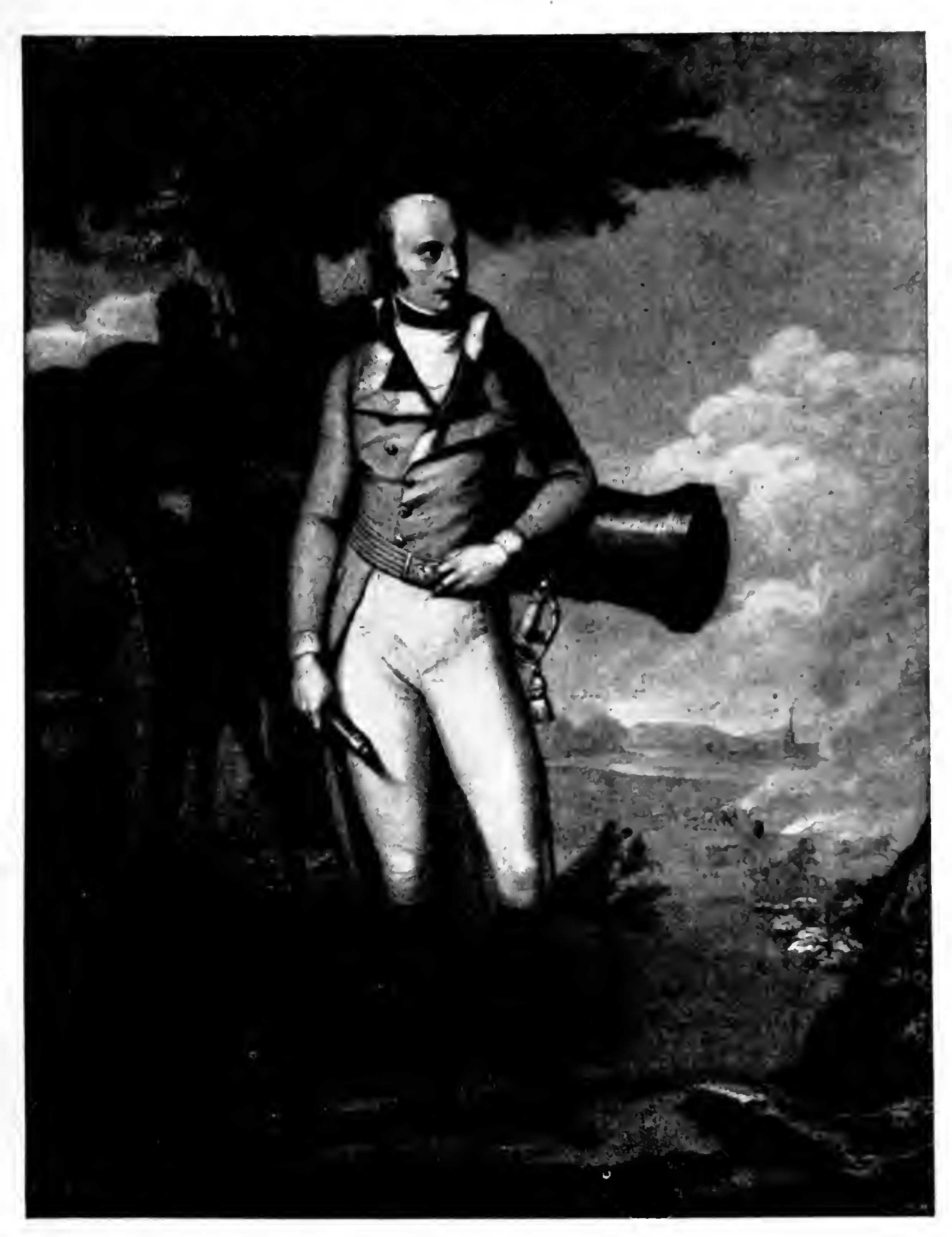
Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".



a von Österreich zu Preßburg (1808).

von J. N. Höchle.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Erzherzog Karl von Österreich.
Nach dem Gemälde von Kellerhoven.

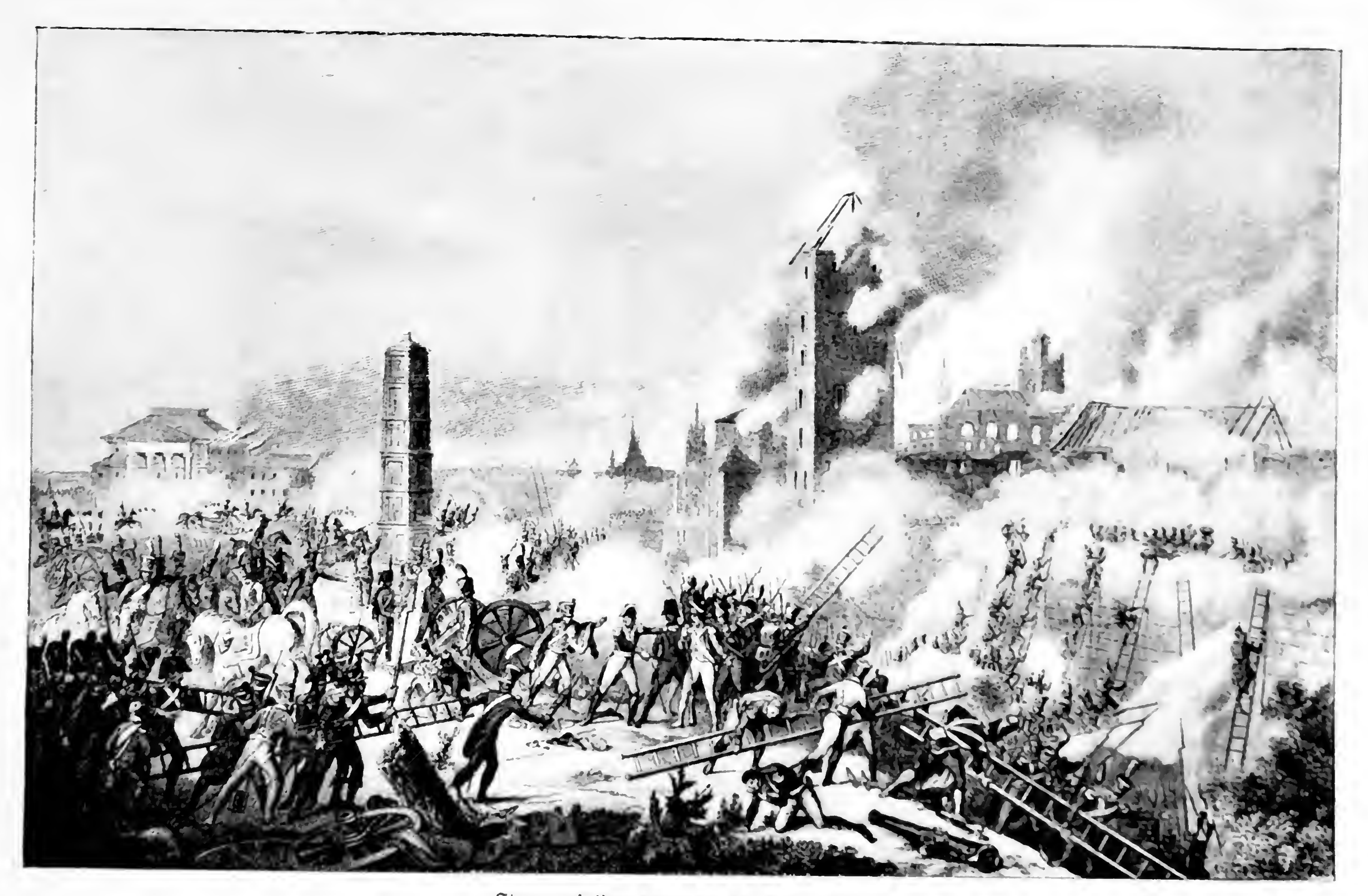
1808 der preußische Thatendrang — hauptsächlich nach der von Napoleon geforderten Entlassung Steins — abnahm, wuchs in Österreich der Eifer der Kriegspartei. Der rechte Augenblick ward versäumt, im unrechten, nämlich nach Napoleons Erfolgen in Spanien, schlug man los. Die natürliche Folge dieses Fehlers mußte eine neue Niederlage sein . . .

Daß man am Wiener Hof in jenen Tagen, da der Imperator von dem Ruhm der jenseits der Pyrenäen erfochtenen Siege umstrahlt, nach Paris zurückkehrte, sich für den Krieg

[illegible] daß Metternichs Berichte den falschen Glauben erweckt [illegible] über die Gemüter seines Volkes sei gebrochen, in seinem [illegible] Bundesgenossen für den Befreiungskampf zu finden sein, den man [illegible] allerorten durch flammende Proklamationen entzünden wollte. Ein [illegible] Als der Krieg im Frühjahr 1809 ausbrach, trat an Österreichs [illegible] Ungarn, dessen Magnaten dem Kaiser Franz in edler Aufwallung die Mittel zur Verteidigung des Landes zur Verfügung stellten. Die Armee stand noch nicht auf der Höhe, als der Kriegsruf erschallte, und es ist dem Generalissimus Erzherzog Karl mit Recht verdacht worden, daß er trotz seiner schweren Bedenken gegen das verfrühte Losschlagen den Oberbefehl übernahm und zur Offensive sich drängen ließ. Anfang März begann die Mobilmachung des Heeres, dem zum ersten Male sich die neugebildete Landwehr zugesellte; im kleinen zeigte sich bereits, was wenige Jahre später in Preußen zu höchster Blüte gedieh: Hausväter trennten sich von ihren zahlreichen Familien, Fabrikanten, Künstler, Handwerker von ihrem Beruf, um in die stattlichen Reihen der Landwehrmänner einzutreten; es war kein künstlich aufgeregter Enthusiasmus, der ebenso schnell verschwindet, wie er herbeigeführt wird, es war jene stille Gemütsstimmung, die dem Österreicher eigen ist und ihn geräuschlos vom Wort zur That treibt. Daneben verkündeten Manifeste Zweck und Ziel des Kampfes, nämlich: jenem Zustand gewaltsamer Spannung, der unter dem eitlen Namen des Friedens alle Aufopferungen, Lasten und Gefahren des beschwerlichsten Krieges über Österreich verhängte, ein Ende zu machen und zur Wohlthat eines wirklichen Friedens und einer ehrenvollen Ruhe zu gelangen. Interessant ist dabei die Beobachtung, daß in dem von Friedrich von Gentz verfaßten Aufruf bereits die erst siebenzig Jahre später zur Thatsache gewordene Dreibund-Idee auftauchte: „Das Schicksal der Umgebungen Österreichs, besonders Deutschlands und Italiens, kann und darf die Regierung nicht mit sorgloser Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Interesse ist mit dem Interesse dieser Länder zu genau, ja unauflöslich verwebt, die centrale Lage unserer Monarchie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungspunkte, und der Platz, den sie Jahrhunderte lang in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat sie zu fest an das Ganze geknüpft, als daß sie ohne tödliche Verwundung davon losgerissen werden könnte . . .“

Österreichs Kriegsplan

Wären die Feldzugspläne halb so klar und energisch wie die Proklamationen und Manifeste gewesen, so hätte die Welt wohl schon im Jahre 1809 den Entscheidungskampf der Völker Europas gesehen. Aber wiederum zeigte sich am Wiener Hofe jene gefährliche Unentschlossenheit, die bis in die neueste Zeit hinein so oft die Quelle schwerer Niederlagen war. Der Kaiser war eifersüchtig auf seinen weitaus begabteren Bruder Karl und lehnte sich deshalb gegen eine unabhängige Kriegführung auf; man hatte die ohnehin nicht allzu große Thatkraft des Oberfeldherrn durch einen schwerfälligen Kriegsrat fast völlig lahm gelegt und damit die Überlegenheit des von einem einzigen, zielbewußten Willen geleiteten französischen Heeres noch mehr verstärkt. Die nachteiligen Folgen zeigten sich bereits beim Aufmarsch der Truppen: Nach dem Kriegsplan, den General Mayer v. Heldenfeld ausgearbeitet hatte, sollte die vom Erzherzog Karl geführte Hauptarmee sofort aus Böhmen an den Main vorrücken, um die Vereinigung der weit zerstreuten französischen Korps und der Kontingente der Rheinbundstaaten zu verhindern; statt dessen ließ man den Monat März thatenlos verstreichen und bot den Franzosen dadurch die Möglichkeit, sich an den Ufern der Donau, bei [illegible] Ingolstadt und Augsburg zu sammeln. Erst in der zweiten Woche des Monats



Sturm auf Regensburg am 23. April 1809.
Nach dem Gemälde von Thévenin.

Armee von Deutschland.

Offizieller

Bericht.

Die Strafe des Himmels, welche den Undankbaren, den Ungerechten, den Treulosen trifft, hat die Oesterreichische Armee zu Boden geschlagen. Ihre sämmtliche Corps sind vernichtet, sind in Staub verwandelt. Mehr als zwanzig Generäle sind getödtet oder verwundet; ein Erzherzog ist getödtet und zwei sind blessirt. Dreissig tausend Kriegsgefangene, Fahnen, Kanonen, Magazine, Bagage, sind die Früchte dieses Sieges. Wenige Ueberreste dieser, das französische Heer zum Kampfe auffordernden, Armee werden den Inn wieder zurük passiren. So wie zu Jena, so auch hier, ist das Schiksal des Krieges besonders denjenigen ungünstig gewesen, welche ihn herbeiführten. Der Fürst von Lichtenstein, einer der wüthendsten, ist tödtlich verwundet worden. Der Kaiser, umringt von vierzig tausend Mann des rheinischen Bundes, hat an diesem Tage selbst manövrirt. Die Anrede Sr. Majestät an die Verbündeten hat solche zum lebhaftesten Enthusiasmus entflammt.

Rohr, zwischen Landshut und Regensburg, den 21sten April 1809.

A CASSEL,
DE L'IMPRIMERIE ROYALE.

Facsimile eines französischen Armee-Bulletins aus dem Jahre 1809.

April setzten sich die Kolonnen der österreichischen Hauptmacht in Marsch, zu spät, um Napoleons schnellgefaßte, klare Dispositionen erfolgreich durchkreuzen zu können. Im Lager des Volkes, das den neuen Cäsar bezwingen wollte, herrschte Zerfahrenheit und Lässigkeit, während der Kaiser der Franzosen mit Recht sagen konnte: „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes. Soldaten, unsere früheren großen Erfolge verbürgen den neuen Sieg; vorwärts denn — damit der Feind bei unserem Anblick seine Überwinder wieder erkenne!"

Fünf blutige Tage genügten, um Napoleons Überlegenheit zu beweisen; in einer Reihe siegreicher Gefechte bei Tann, Abensberg, Eckmühl und Regensburg, vor dessen Mauern er selbst am rechten Fuß verwundet wurde, warf er seine Gegner über Isar und Inn zurück und bahnte sich dadurch den Weg zum Herzen der habsburgischen Lande. In einem seiner an lächerlichen Übertreibungen reichen Bulletins glaubte er sich bereits damit brüsten zu dürfen, daß der erste wuchtige Hieb die feindliche Armee zu Staub zerschmettert habe und alle österreichischen Korps vernichtet seien. So schlimm stand es freilich noch lange nicht; die an der oberen Donau Geschlagenen zogen in guter Ordnung, wenn auch nicht ohne Verluste an Geschütz, Munition und Proviant, stromabwärts, um sich jenseits der Hauptstadt, deren Preisgabe unvermeidlich war, wieder zu sammeln. Napoleon folgte ihnen auf dem Fuße, zog am 13. Mai 1809 — zum zweiten Mal in der kurzen Zeit von vier Jahren — in das eroberte Wien ein und erließ alsbald eine Reihe von Aufrufen, die dem Zweck dienten, die Landwehr aufzulösen und Ungarn zum Abfall zu bewegen. Allein die schnellen Erfolge hatten den Kaiser allzu übermütig gemacht und bald mußte er staunend erkennen, daß der zweite Akt des Kriegs-



Andere Hofer ober commendant in Tyroll

Porträt und Facsimile Andreas Hofers.

schauspiels die Lage der Dinge bedeutsam veränderte. In Tirol hatten sich die tapferen Söhne der Berge erhoben und unter der Führung Andreas Hofers und Speckbachers in wenigen Tagen die bayrischen Peiniger zum Land hinausgetrieben, die Ungarn hielten fest zum Kaiser Franz, und auf dem Marchfeld, dem Schauplatz des Sieges des Ahnherrn der Habsburger, hatten 80 000 Österreicher sich sammeln und eine feste Verteidigungsstellung beziehen können, an der sich der Ansturm der französischen Regimenter brach. Von der inmitten des Stromes liegenden Insel Lobau aus wagte Napoleon den Versuch, auf das nördliche Donauufer überzugehen, aber bei Aspern und Eßling ward ihm zwei Tage lang so heftiger und erfolgreicher Widerstand geleistet, daß er sich — ein gefährlicher Schritt — auf die Insel zurückziehen und wochenlang seine Operationen unterbrechen mußte. 15 000 Franzosen deckten das Schlachtfeld; es war die erste Niederlage, die Napoleon

Schlachten bei Aspern und Eßling. 21.—22. Mai 1809.



Erzherzog Karl von Österreich in der Sc
Nach dem Gemälde von Peter K



bei Aspern am 21.—22. Mai 1809.
m Invalidenhaus zu Wien.

[illegible] darum nicht in Österreich allein eine tiefgehende Wir[illegible] die den Sturz des Corsen ersehnten, aus.

[illegible] der Sieg ausgenutzt: „Wer in den Juniwochen“, sagt der österreichische [illegible] mit berechtigter Bitterkeit, „das Lager der Sieger von Aspern [illegible], die Truppen bei der gewöhnlichen Waffenübung, die Offiziere wie in einer stillen [illegible], den Generalissimus in seinen Mußestunden am Klavier phantasieren sah, der mußte glauben, der Krieg sei zu Ende, der nahe Friede in sicherer Aussicht. Dem Erzherzog fehlte es nicht an persönlicher Tapferkeit, er besaß ausgezeichnete Fähigkeiten in Bezug auf die Kriegsverwaltung; das Rüstungswesen und die Ausbildung des Heeres verdanken seiner Sorgfalt große Fortschritte. Eine wesentliche Gabe des großen Feldherrn hatte die Natur ihm aber versagt: die kühne, auf ein Ziel gerade lossteuernde Entschlossenheit. Dieser Mangel raubte ihm die Fähigkeit, selbständige Pläne zu entwerfen, machte ihn stets von den Bewegungen des Feindes abhängig. In den späteren Jahren, nachdem die Zeit einen Schleier über die Fehler seiner Kriegführung geworfen und nur noch die glorreiche Erinnerung an den Sieg bei Aspern im Volksgedächtnis schwebte, wurden alle Züge, welche die Glorie trübten, sorgfältig weggewischt; unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse haben die österreichischen Staatsmänner und Generale dagegen eine um so herbere — und durchaus berechtigte — Kritik geübt und dem Erzherzog Karl die größte Schuld an dem Mißerfolg des Feldzugs beigemessen . . .“

Ganz anders nutzte Napoleon die durch die Erschöpfung beider Heere gebotene Waffenruhe aus. Während der Erzherzog sich darauf beschränkte, seine Stellung durch Anlage von Schanzwerken zu verstärken, war das französische Heer in fieberhafter Thätigkeit, um den Übergang über die Donau besser als im Mai vorzubereiten. Schiffbrücken wurden gebaut, Vorräte angesammelt und die italienische Armee, die vom Erzherzog Johann zu Beginn des Feldzugs bis an die Etsch zurückgeworfen worden war, auf den österreichischen Kriegsschauplatz berufen. Sie konnte dies um so eher, als die gegnerischen Truppen, die dazu bestimmt waren, den aufständischen Tirolern Hilfe zu bringen, sich gleichfalls mit ihrer Hauptarmee vereinigen sollten. Aber während die Kolonnen des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, so rechtzeitig eintrafen, daß Napoleons Streitmacht auf 180000 Mann anwuchs, traf der Erzherzog erst dann bei seinem Bruder ein, als dieser bereits bei Wagram geschlagen war. Am 4. Juli 1809 hielt der Kaiser den Augenblick für gekommen, um die Donau zu überschreiten und eine entscheidende Schlacht zu liefern. Der Übergang gelang vollkommen, aber der

Schlacht bei Wagram 5.—6. Juli 1809.

Widerstand, den die österreichischen Korps dem Vordringen der Gegner entgegensetzten, war so tapfer und so erfolgreich wie bei Aspern. Am Abend des 5. Juli neigte der Sieg sich dem Erzherzog Karl zu, der das Centrum der französischen Armee in schwere Bedrängnis gebracht hatte; unter dem schützenden Dunkel der Nacht gelang es dem Kaiser jedoch, von beiden Flügeln soviel Verstärkung heranzuziehen, daß er seinerseits einen erfolgreichen Vorstoß gegen das österreichische Mitteltreffen wagen konnte. Am Abend des 6. Juli war der Kampf entschieden, der Generalissimus hatte die Schlacht verloren und mußte die Stellung, die er so heldenmütig verteidigte, aufgeben.

Zu einer dritten Schlacht kam es nicht mehr; die Verluste, die beide Armeen bei Aspern und Wagram erlitten hatten, weckten den Wunsch nach baldiger Beendigung des Feldzuges.

[illegible]

[illegible] 12. Juli ward in Znaim ein Waffenstillstand vereinbart, der beiden Teilen will[illegible], namentlich Napoleon, dem bei einer Fortdauer des Krieges die Gefahr eines [illegible] Volksaufstandes nach spanischem Vorbild und einer Erhebung Preußens drohte.



den 30t Mey und 13t augušt dies Jahrs 1809 gelange es den Andreas Hoffer
Gastwierth in Passeyr als Komendierender K.K. landes Vertheidigungs General
die Franzosen und Beirn durch angelegten sturm aus der Stadt Insbruck
bis Kuffstein zu vertreiben. Wer so wie dieser denkt, dem kan es leicht gelingen
das er den Siges fahn, im land numehr kann schwüngen.

Fliegendes Blatt aus dem Jahre 1809.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert“.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Vorboten hatten sich schon seit Monaten gezeigt; die Aufstandsversuche, wie sie Dörnberg im Königreich Westfalen und Schill in der Mark unternahmen, der kühne Zug des Herzogs von Braunschweig-Öls, all dies verriet eine stetig wachsende Gärung in den unterdrückten Landen. Größer an Umfang und Bedeutung, als diese lokalen Unternehmungen abenteuerlustiger Offiziere, war die Erhebung der Tiroler, die, unabhängig von den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz an der Donau, einen erbitterten Kampf gegen den neuen Herrn führten, den das Jahr 1806 ihnen aufgezwungen hatte. Im Frieden von Preßburg war das herrliche Alpenland an das Haus Wittelsbach gefallen und als Südbayern ein Bestandteil des Rheinbundes geworden. Doch nur den Namen und die Form der Verwaltung hatte man gewaltsam ändern können, nicht aber den aus Biederkeit und Fanatismus, aus stolzem Freiheitsgefühl und sklavischer Unterwürfigkeit unter die strengen Gebote der Kirche seltsam gemischten Sinn der Tiroler, die treu zum Hause Habsburg hielten. Von dem Augenblick an, da der Doppeladler über den Pforten der Amtshäuser vom Wittelsbacher Löwen verdrängt wurde, begannen in den Thälern und auf den Bergen, in Städten und Dörfern die heimlichen Vorbereitungen für den Tag der Befreiung. Mit den Waffen war das Volk von Jugend auf vertraut und kein altgedienter Soldat zielte besser, als die sehnigen Männer im Lodenrock, die nach verwegenem Aufstieg so oft Adler und Gemsbock erlegt hatten, jede Schlucht und jeden Saumpfad kannten. Auch an Führern und Schürern der Bewegung fehlte es nicht; unter den letzteren traten Erzherzog Johann, General Chasteler und der Freiherr von Hormayr in den Vordergrund, unter den ersteren vor allem der vierzigjährige Andreas Hofer, ein Wirt aus St. Leonhard im Passeyerthal, der Kapuzinerpater Haspinger, Joseph Speckbacher, der „Mann vom Rinn", dann Schenk, Teimer und endlich der Advokat Anton Schneider und der Wirt Riedmüller, die in Vorarlberg den Aufstand vorbereiteten. Der thatkräftigste unter ihnen war zweifellos Speckbacher, der einflußreichste, durch Priesterwürde und hinreißende Beredsamkeit, Haspinger, der harmloseste, aber populärste Andreas Hofer. Während Napoleon in Spanien kämpfte, hatte man in Wien einen Plan für die allgemeine Erhebung der Tiroler ausgearbeitet und ihn mit den Führern des Hirten- und Jägervolkes beraten; als am 9. April 1809 Chasteler

Kämpfe in Tirol.



Speckbacher mit seinem Sohn.
Nach einer Zeichnung von Ed. Ille.

[illegible] geneigten Laufzettel mit den acht Worten: „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit! Es ist Zeit!", um in wenigen Tagen die gesamte waffenfähige Mannschaft am Oberinn mit den anderen Oberkommandanten zu sammeln. Die vom Sandwirt gesammelte Schar der Freiwilligen rückte sofort gegen Innsbruck vor; nach einem glücklichen Kampfe auf dem Sterzinger Moos gelang es ihr bereits am 12. April die Landeshauptstadt zu besetzen und am nächsten Tage die aus 1000 Franzosen und Bayern bestehende Besatzung zur Kapitulation zu zwingen. Wenige Tage hatten genügt, um die Fesseln des ganzen Landes zu lösen; ein Haufen Bauern hatte kriegserfahrene Regimenter in die Flucht geschlagen — Begeisterung war wertvoller als Übung, das sah man staunend in ganz Deutschland und vergaß es nicht mehr bis zu den Ruhmestagen des Jahres 1813 . . .

Lieber Andreas!

Es freuet mich dass meine braven Tyroler sich so gut halten und wolte Gott nicht zu führen denn. Gottes Segen wird ihnen dafür nicht ausbleiben Sag ihnen das.

Joachim Haspinger
Obercomandant in
Tyrol 809

Facsimile eines Briefes Haspingers an Andreas Hofer.
Original im Körner-Museum zu Dresden.

In Österreich und Tirol jubelte man indessen zu früh; die Niederlage am Iselberg vor Innsbruck war nur eine Episode, nicht das Ende des Kampfes um das Bergland. Zugleich mit den Unglücksbotschaften vom Kriegsschauplatz an der oberen Donau kam die Kunde vom Herannahen neuer Truppenmassen, die Wrede und Lefebvre führten. Trotz tapferster Gegenwehr gelang es den Bayern, den Strubpaß zu erstürmen und Chasteler, dem,
13. Mai seit Napoleon ihn geächtet hatte, die Todesfurcht den klaren Blick trübte, bei Wörgl zu schlagen. Ein grausamer Kleinkrieg begann, wilder und blutiger als er jenseits der Pyrenäen tobte: die Tiroler lauerten dem Feind hinter Felsen und Gestrüpp auf, schossen die ungedeckt des Weges Ziehenden wie wehrloses Wild nieder und wälzten von steilen Abhängen zerschmetternde Steinlawinen auf die langgestreckten Kolonnen. Die Bayern und Franzosen rächten sich durch Greuelszenen, wie sie Europa seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges nicht



Kampf in Tirol im Jahre 1809.
Nach dem Gemälde von C. Jordan.

[illegible] Raub und Brand, Mißhandlung von Greisen, [illegible] ihren Weg nach Innsbruck, das sie am 19. Mai wieder [illegible] war unmöglich: Die Schandthaten der Rhein- [illegible]. Die Tiroler zu neuem Widerstand. Hofer warf sich mit 6000 Schützen [illegible] zum zweitenmal entgegen und trieb ihn aus Innsbruck hinaus, [illegible] der Vorarlberger Landsturm seine Gegner bis nach Bregenz zurückschlug.

An Oesterreich war es nun, das befreite Land vor neuen Rachezügen der vereinten Bayern und Franzosen zu schützen, aber nichts geschah für die treue Provinz. Nach dem Waffenstillstand von Znaim zogen die österreichischen Hilfstruppen ab und überließen die

Liebe Pinzgauer und Pongauer!

Wachet auf! Die Zeit der Erlösung ist da!

Ich thue Euch kund und zu wissen, im Namen unsers Vaters und Erlösers, Andreas Hofer, wie wir Tyroler uns vom harten bayrischen Joche und Dienstbarkeit mit Gottes Hülfe durch unsere Kraft allein wieder befreit, und das ganze Tyrol in Zeit von achtzehn Tagen von einem grausamen, tyrannisch-wüthenden und überlegenden Feinde gerettet durch unsere Tapferkeit, Bruderliebe, eignen Sinn, Heldenmuth und Geistesgegenwart. — Wie brüllende Löwen haben wir aus zwei Bewegungsgründen gekämpft: erstlich unsere alte Religion zu unterstützen, und zweitens des Kaisers gerechte Sache herzustellen. — Jetzt ist es an Euch, die Gnadenzeit zu benutzen; entschließt Euch in zweimal achtundvierzig Stunden, mit wem Ihr es zu halten gesinnt seid, mit uns oder mit Bayern? Ist Euer Entschluß für Tyrol, so werden wir Euch wie Brüder ansehn und brüderlich mit Euch handeln und mit allen uns zu Gebote stehenden Hülfsmitteln beistehen. Auch verpflichten wir uns, das Salzburgsche Gebirgsland, als zu Tyrol gehörig anzusehen und bei dem allergnädigsten Kaiser zu erwirken, daß Ihr, nach erwünschtem Siege, gleiche Gnaden und Freiheiten mit Tyrol zu genießen habt. Solltet Ihr aber nicht mit uns, sondern mit Bayern es halten wollen (denn Neutralität kann nicht angenommen werden), welches ich aber von Euch, brave Pinzgauer und Pongauer! nicht hoffe, da Ihr Euch schon früher durch Biederkeit gegen das Erzhaus Oesterreich und gegen Tyrol einen rühmlichen Namen erworben, und denselben zu erhalten und noch mehr zu zieren bemüht seyn werdet; solltet Ihr, wie schon gesagt, uns nicht mehr gewogen seyn, so wird den gutgesinnten Tyrolern das Herz bluten, Euch als Feinde behandeln zu müssen, Eure Gegenden in vier bis fünf Tagen mit Feuer und Schwert zu betreten und von Eurem Lande Besitz zu nehmen, da Ihr zuvor unsere Mitbürger waret. Ich Unterzeichneter erwünsche mir binnen drei oder vier Tagen eine letzte Entschließung, sowie auch, daß sich einige Deputirte nach Inspruck zu unserm Vater und Landesretter Andreas Hofer, Ober Commandant in Tyrol, begeben mögen.

Speckbacher.

Aufruf vom 24. August 1809.

entmutigten, verzweifelnden Bauern der Willkür ihrer Peiniger, die zu neuen Schreckensthaten sich rüsteten. Todesmutig griffen die Tiroler noch einmal zu den Waffen, bereit jeden Fuß breit der heimischen Erde bis zum letzten Atemzug zu verteidigen. Anfangs begleitete sie das Glück: Bei Brixen gelang es ihnen durch schwere Baumstämme und mächtige Felsblöcke, die sie auf die meist aus Sachsen bestehenden Rheinbundstruppen herabwälzten, ähnlich in der Felsenschlucht des Inn bei der Pontlatzer Brücke, den Feind in die Flucht zu schlagen oder zur Ergebung zu zwingen. Am 15. August konnte Andreas Hofer zum dritten Male in das befreite Innsbruck einziehen, wähnend, der Kaiser, der hoch und heilig versprochen hatte, die Rechte Tirols zu schützen, werde dem schwergeprüften Lande nun endlich den Frieden [illegible]. Wie anders aber als die Worte waren die Thaten des schwachen, vom Un- [illegible]! Im Wiener Frieden, dessen Einzelheiten uns später noch be-



Verteidigung eines Tiroler Hauses im Jahre 1809.
Nach dem Gemälde von A. Mende.

[illegible] It das neue Tirol den Siegern, die es in zwei Stücke [illegible] nicht grausamer als früher zerfleischen zu können. Geblendet [illegible] Kampf mit kleinen feindlichen Truppenabteilungen, [illegible] die Amnestie ab, die Bayern wiederholt ihnen anbot, sie [illegible] oder zu Grunde gehen! Allein bald ward auch den Kriegs[illegible] daß der Übermacht, die von Bayern her in das Land flutete, das Häuflein [illegible] Bauern nicht gewachsen war, die Führer verzichteten deshalb auf den aussichtslosen Kampf und legten die Waffen nieder. In diesem Augenblick war ihnen die Begnadigung sicher und kein Tropfen Blut wäre mehr geflossen, wenn Hofer nicht, verführt durch unheilvolle Ratgeber, schon am 15. November ein neues Aufgebot erlassen hätte: „Ich bin getäuscht worden, aber alles in ganz Passeier ist wieder auf; alles ist bereit," rief er seinen Landsleuten zu, doch diesmal brachte der Kampfruf nicht dem Feind, sondern ihm selbst das Verderben. Sengend und brennend drangen die Bayern und Franzosen in die Alpenthäler, jeder, der nicht binnen 24 Stunden die Waffen niederlegte, ward erschossen, jedes Dorf, das dem Aufstand sich angeschlossen hatte, eingeäschert. Noch einmal gelang es in Hofers Heimat, zwei feindliche Bataillone zu schlagen, dann erlosch, etwa um die Mitte des Dezember, allerorten der letzte Verzweiflungskampf des Tiroler Volkes. Speckbacher und Haspinger konnten sich der Rache der Franzosen entziehen, der Sandwirt dagegen, der sich in eine einsame Sennhütte geflüchtet hatte, ward von einem Landsmann, der sein Versteck kannte, dem Feind in die Hände geliefert und am 20. Februar 1810 in der Festung Mantua erschossen.

Aufstände in Norddeutschland

So erfolglos wie die Erhebung der Tiroler blieben auch die kleineren Aufstände in Norddeutschland, die zeitlich mit dem Kampf der Älpler zusammenfielen. Während Hofer und seine Freunde nur auf die Befreiung ihres engeren Heimatlandes bedacht waren, hatten die von preußischen und westfälischen Offizieren angestifteten Verschwörungen den Zweck, den ganzen Norden Deutschlands und nicht zuletzt den ängstlichen König Friedrich Wilhelm III. in den Krieg zu verwickeln, den Österreich mit Napoleon führte. Den ersten mißlungenen Versuch unternahm der Hauptmann von Katt, der geglaubt hatte, man könne mit ein paar Hundert ehemaliger Soldaten die Festung Magdeburg überrumpeln; sein Häuflein ward so leicht zersprengt, wie die Bauernschar, die der Jägeroberst von Dörnberg im April gegen Kassel führte, um der das Land entnervenden Herrschaft des Königs Jerome ein Ende zu machen. Viel ernster und tragischer verlief das Unternehmen des Majors von Schill, der aus der begeisterten Verehrung, die Berlins Bevölkerung ihm seit den Tagen, da er mutig für das belagerte Colberg gestritten, entgegenbrachte, den Mut geschöpft hatte, seine Brandenburger Husaren mitten im tiefsten Frieden auf eigene Faust gegen den Feind zu führen.

Schill

Am Nachmittag des 28. April 1809 ließ er sein Regiment zu einem Übungsmarsch ausrücken, ein Vorgang, der umsoweniger Argwohn erwecken konnte, als Schill schon seit Wochen die Schwadronen Tag für Tag mit vollem Gepäck hatte manövrieren lassen. Eine Meile von den Thoren der Stadt sammelte er die Seinen um sich und enthüllte in zündender, von Begeisterung getragener Rede den Kriegsplan, der die Befreiung des ganzen Vaterlandes [illegible] sollte. „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" schloß er [illegible] den jubelnden Beifall der Offiziere und Soldaten, die zu jedem Opfer für König und [illegible] sich bereit erklärten; dann ging es in flottem Ritt der Elbe zu. Von Dessau aus [illegible] Tage später einen flammenden Aufruf „An die Deutschen", hoffend, Tausende [illegible] Fahnen eilen. „Meine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden

Brüder," hieß es in dem Manifest, das wir in der Handschrift des Originals hier beifügen, „der Augenblick ist erschienen, wo Ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wieder erhalten könnt, unter welcher Ihr seit Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unerträgliches Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt Euch, folget meinem Winke und wir sind, was wir ehemals waren. Ziehet die Sturmglocken! Dieses schreckliche Zeichen des Brandes fache in Euren Herzen die reine Flamme der Vaterlandsliebe an und sei für Eure Unterdrücker das Zeichen des Untergangs. Alles greife zu den Waffen, Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre vertreten, bald werden englische Waffen sie ersetzen, die schon angekommen sind. Mit kräftiger Hand geführet, wird auch die friedliche Sense zur tötenden Waffe. Jeder greife zu den Waffen, nehme Teil an dem Ruhm der Befreier des Vaterlandes, erkämpfe für sich und seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feig genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, der sei Zeitlebens gebrandmarkt. Ein edles teutsches Mädchen reiche nie die Hand einem solchen Verräter. Fasset Mut! Gott ist mit uns und unserer gerechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen für uns erflehen. Siegreich rücken Östreichs Heere vor, trotz der großprahlerischen Versicherungen Frankreichs; die Tiroler haben schon rühmlich die Fesseln zerbrochen, die braven Hessen haben sich gesammlet. An der Spitze geprüfter im Kampfe geübter Krieger eile ich zu Euch, bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu den Waffen! Schill."



Ferdinand von Schill.

Sein Ruf verhallte wirkungslos; zwar folgten ihm noch einige hundert Mann Fußvolk aus der Hauptstadt nach, aber eine allgemeine Erhebung blieb ebenso aus, wie die Verzeihung des Königs, den derlei Überraschungen völlig aus der Fassung brachten. Friedrich Wilhelm verurteilte die „unglaubliche That" aufs schärfste und befahl, Schill und alle, die ihm gefolgt waren, als Deserteure zu behandeln; gleich darauf erschien ein Dekret Napoleons, das „den Räuber, der sich im letzten Krieg mit Verbrechen bedeckte", in allen Landen für vogelfrei erklärte. Schills Lage ward dadurch eine höchst gefährliche; der Mangel an schwerem Geschütz verbot einen Angriff auf die von den Franzosen besetzten Festungen mit ihren reichen Vorräten an Waffen und Kriegsbedarf, und ohne ihren Besitz war der nicht allzu große Zulauf aus den Kreisen ehemaliger Soldaten fast wertlos. Die Möglichkeit, den von allen Seiten heraneilenden westfälischen, dänischen und holländischen Truppen standhalten zu können, schwand trotz einiger glücklicher Scharmützel mehr und mehr; in den letzten Tagen des Mai bot sich den tollkühnen Husaren nur noch der einzige Ausweg, in Gewaltmärschen die Ostseeküste zu erreichen und auf englischen Schiffen Zuflucht zu suchen. Schill brach deshalb eiligst nach Stralsund auf, schlug den ihm entgegenziehenden General Candras und überraschte die schwache Besatzung der schlecht bewahrten Stadt, hinter deren Wällen er

An meine Landsleute.

Welcher Deutsche fühlt nicht mit mir das Unglück seines Vaterlandes tief; welcher ist unter uns, der nicht gerne zu den Waffen greife! Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen wo wir Deutsche für unsere gesetzliche Freiheit kämpfen können.

Wir sehen, daß bereits ein Theil unserer Landsleute im Kampf begriffen ist; und wir sollten ruhig diesem zusehen, ohne auch unserer Seits Hand ans Werk zu legen?

Wenn Deutsche früher Schlachten verlohren; so lag es darin, daß wir nicht vereint handelten; daß man unter uns Mißverständnisse erhielt, und durch Ränke das über uns zu gewinnen wußte, was eine kraftvolle deutsche Nation, vereint, nie gestattet hätte. Jetzt trete daher alles zusammen, wir mögen Nord- oder Süd-Deutsche seyn, ihr mögt diesem oder jenem Fürsten untergeordnet seyn; Alles greife zu den Waffen! —

Ich bin bereit, nach meinen Kräften auch das Aeußerste für mein Vaterland zu unternehmen; doch da man uns vielleicht nicht die Zeit läßt, uns ganz zu sammeln, um in Masse so auf einen Punkt zu wirken, wie unsere Feinde es mit uns machen; so müssen wir in kleinern Abtheilungen handeln.

Der kleine Krieg ist derjenige, den ich meinen Landsleuten anempfehle; ihr könnt mit kleinen Trupps wichtige Dienste leisten: euch auf die Communication des Feindes werfen, Couriers, Rekruten, Transporte, Magazine, Artillerie, mit einem Worte, alles was ihm gehört, wegführen, oder vernichten.

So handle Jeder, der zu weit entfernt ist, um sich an mich anzuschließen; alle andere fordere ich aber auf, zu mir zu eilen; ich werde jeden gern und willig aufnehmen, nur muß keiner auf einem Rang bestehen, in sofern er nicht die Verdienste dazu hat, oder durch Zuführung von Menschen sich dessen würdig macht.

Für meine Truppen fordere ich nichts, als Fourage, Essen und Trinken; keine Geldpressungen oder Mißhandlungen der Unterthanen finden statt, sondern ich verspreche vielmehr, den Unterthanen Abgaben zu erlassen, Niemand aus seinem Amte zu setzen, und dies bleibt dem rechtmäßigen Besitzer der einzelnen deutschen Provinzen überlassen.

Auf dann zu den Waffen! Laßt uns zeigen, daß wir Deutsche sind, die für ihre Gesetze, Verfassung, und gegen Bedrückung kämpfen.

Welchem Deutschen kann es unbekannt seyn, wie meine Familie ungerechterweise aus den Besitzungen meiner Voreltern vertrieben worden; wer kann mehr Ursach finden, sich mit aller Wärme an euch anzuschließen, und euch zum Beystand aufzufordern.

Hauptquartier Wilsdruff, den 12. Juny 1809.

Friedrich Wilhelm,
Herzog von Braunschweig Oels.

umsonst Schutz gegen die zehnfache Übermacht suchte. Schon am 30. Mai war die schwedische Feste eng von feindlichen Truppen umschlossen, die in der Frühe des nächsten Tages den Sturm begannen, im ersten Anlauf die dünne Kette der Verteidiger durchbrachen und die Preußen rasch umzingelten. Auf Schill, der wie ein Löwe kämpfte, drangen die Verfolger wie Rasende ein, hieben ihn vom Pferd, rissen Orden und Kleider von dem aus unzähligen Wunden blutenden Körper und schleiften dann ihr nacktes, grauenvoll entstelltes Opfer nach dem Markt, um es auf den Fleischerbänken zur Schau zu stellen. Nur fünfhundert Mann vermochten sich zu retten, die übrigen, elf Offiziere und 557 Soldaten, wurden nach Wesel geschleppt und als Straßenräuber abgeurteilt: Tod oder Zwangsarbeit auf den Galeeren von Cherbourg und Brest, das war das Schicksal der tapferen Männer, die gleich den Tirolern im Kleinkrieg vergeblich das Heil des Vaterlandes gesucht hatten!

Glücklicher, wenn auch gleich erfolglos, verlief der kecke Streifzug des Herzogs Friedrich von Braunschweig, der in Böhmen viele von denen, die aus Deutschland geflohen waren, um sich gesammelt hatte. Gemeinsam mit dem vertriebenen Kurfürsten von Hessen errichtete er ein Freikorps, dem die seltsame Uniform — kurze schwarze Röcke mit hellblauen Aufschlägen, Czakos mit weißen Totenköpfen — rasch den Beinamen „Schwarze Legion“ oder „Brüder der Rache“ verschaffte, und das dazu dienen sollte, Sachsens Volk aufzureizen und zum Abfall von Napoleon zu drängen. Gemeinsam mit einem österreichischen Korps besetzten die Braunschweiger am 11. Juni Dresden, schlugen tags darauf bei Wilsdruff die Sachsen zurück, zogen am



Europa im Jahre 1809.

Nach einer gleichzeitigen Karte von J. B. de Bouge.


ATLANTISCHER
OCEAN
NORD
SEE
OST
SEE
NORWEGEN
SCHWEDEN
DÄNEMARK
SCHOTT-
LAND
RUSSLAND
Bergen
Christiania
Christiansand
Trontheim
Stockholm
Kopenhagen
Kiel
Danzig
Königsberg
Tilsit
Riga
Mitau
Duna
Polozk
Smolensk
Wilna
Minsk
Mohilew
Nowgorod
Pskow
PETERSBURG
Moskau
Kostroma
Dublin
Cashel
Omagh
Cavan
Edinburgh
Ayr
Peebles
Dumfries
Durham
York
Manchester
Chester
Norwich

Biwak des Herzogs Friedrich Wilhelm vor der Stadt Braunschweig am 1. August 1809.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von C. Henne.

[illegible] aber schon vierundzwanzig Stunden später vor einem [illegible] Korps der Rheinbundarmee nach Dresden zurückweichen. Dem [illegible] sagte der Herzog sich nicht, sondern warf sich mit 1900 Mann [illegible] und eilte dann kühn und furchtlos die westfälischen Regimenter durch-[illegible] Es gelang ihm Halberstadt zu erstürmen und nach kurzer Rast [illegible] jener Hauptstadt die Nordsee zu erreichen, deren Fluten ihn vor den Ver-[illegible] und nach Englands Ufern hinübertragen sollten. Als der Herzog, den selbst [illegible] einen tapferen Kriegsmann nennen mußte, am 14. August an der [illegible] landete, ward er, wie alle Feinde Frankreichs, mit Jubel aufgenommen; [illegible] Schar stieß zu der englisch-deutschen Legion, die, aus den Resten der alten [illegible] Armee gebildet, in Spanien heldenmütig kämpfte; dem Führer gab die Regierung einen großen Ehrensold, der es ihm ermöglichte, bis zur Befreiung seiner braunschweigischen Erblande im Herbst des Jahres 1813 sorgenlos in London zu leben.

Noch einer anderen Unternehmung gegen Frankreich, die zeitlich mit dem Feldzug in Österreich zusammenfiel, haben wir zu gedenken, der englischen Expedition gegen Antwerpen, das Napoleon der außerordentlich günstigen Lage wegen zu dem festesten Bollwerk seiner Besitzungen, zum Arsenal ganz Nordeuropas machen wollte. Sein Sturz unterbrach die großartigen Befestigungsarbeiten, aber noch in der Einöde St. Helenas sagte er in schmerzlicher Bewegung zu Las Cases: „Antwerpen galt mir soviel, wie eine ganze Provinz, und darum ward es eine der Haupturſachen meines Exils; die Forderung der Abtretung dieser wichtigen Festung war der Hauptgrund zu meiner Ablehnung der Friedensvorschläge von Chatillon (März 1814). Hätte man mir Antwerpen zugestanden, so wäre der Friedensschluß zu stande gekommen — ohne die Rheingrenze und Antwerpen ist Frankreich nichts!" Daß die Mündung der Schelde der beste Stützpunkt zu allen Unternehmungen gegen England sei, wußte man in London so gut, wie in Paris, und die britische Regierung beschloß deshalb, die Zeit der Kämpfe in Spanien und Österreich zu einem Eroberungszug zu benutzen. Die Festung Antwerpen befand sich damals im denkbar schlechtesten Verteidigungszustand: die Gräben waren ohne Wasser, die Wälle nur schwach mit Geschützen besetzt, und die Garnison bestand aus kaum 2000 Invaliden und Küstenwächtern, kurz, alle Vorbedingungen zum guten Gelingen des englischen Angriffs waren gegeben; durch einen einzigen Vorstoß konnte die politische Lage ganz Nordeuropas wesentlich verändert werden. Aber das Kabinett von St. James zeigte sich der Größe der Aufgabe nicht gewachsen, es versäumte das Wichtigste, nämlich die kostbare Zeit, und entsandte die Angriffsflotte — die stärkste übrigens, die in neuerer Zeit in See ging — erst dann aus seinen Häfen, als die Kunde von Napoleons Triumph bei Wagram bereits alle Lande durchflogen und Frankreich mit neuem Mut erfüllt hatte.

Am 29. Juli erschien endlich das aus 175 Kriegs- und einer Unzahl von Transportschiffen bestehende Geschwader vor der Insel Walcheren an der Mündung der Schelde und eröffnete mit den Landtruppen den Angriff auf Vlissingen, während zugleich die Flotte stromaufwärts drang. Doch nun fehlte ein Wellington als Führer an Stelle des unfähigen Lord Chatham, [illegible] für die Leitung einer so bedeutungsvollen Expedition keine der Eigenschaften besaß, die [illegible] Bruder William Pitt zum größten Staatsmann Englands gemacht hatten. Statt so-[illegible] Antwerpen im Sturm zu nehmen, beschränkte er sich auf die Belagerung der wertlosen [illegible] Vlissingen, deren Besitz so wenig Vorteil brachte, wie ihre Kanonen der Flotte ge-[illegible] konnten. Man ließ Frankreich Zeit, das bedrohte Hauptbollwerk zur Ver-

teidigung herzurichten, und es gelang dem energischen Vorgehen des Polizeiministers Fouché, des einflußreichsten Mitgliedes der Pariser Regierung nach Talleyrands Sturz, rechtzeitig der bedrohten Stadt eine genügende Besatzung zu verschaffen. „Wir wollen Europa beweisen," rief er aus, „daß, so viel Glanz auch Napoleons Genius Frankreich geben mag, doch seine Gegenwart nicht erforderlich ist, um den Feind niederzuschlagen." Der König von Holland und Marschall Bernadotte übernahmen die Verteidigung Antwerpens, dem ein furchtbarer Bundesgenosse in der Sumpffieber-Epidemie erstand, die das englische Heer dezimierte. Mit einem Verlust von fast 10000 Mann mußten die Engländer sich am Ende des Jahres 1809 zunächst auf Walcheren und dann unverrichteter Sache nach der Heimat zurückziehen.

Der Mißerfolg der Schelde-Expedition übte mittelbar seinen Einfluß auch auf die Friedensunterhandlungen zwischen Österreich und Frankreich aus. Solange Antwerpen bedroht schien, sträubte sich Kaiser Franz, auf die harten Bedingungen, die Napoleon stellte, einzugehen, in der Hoffnung, ein englischer Sieg würde seinen Gegner milder stimmen. Nach dem schmachvollen Rückzug der Briten blieb dem Habsburger nichts übrig, als alles, was der Corse begehrte, zu gewähren; über die Gebietsabtretung einigte man sich rasch, viel weniger schnell dagegen über die Höhe der von Österreich zu zahlenden Kriegsentschädigung. Napoleon forderte 100, Franz bot 50 Millionen, und leicht hätte der Kampf — trotz der Verdrängung des Erzherzogs Karl vom Oberkommando — noch einmal entbrennen können, wenn ein mißglücktes Attentat, das der Naumburger Pfarrersohn Staps am 12. Oktober auf Napoleon unternahm, es diesem nicht hätte wünschenswert erscheinen lassen, sobald als möglich den gefährlichen Boden Wiens zu verlassen. Am 14. Oktober ward endlich der Friedensvertrag unterzeichnet, der Österreich wiederum 2000 Quadratmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohner raubte, die teils, wie Salzburg, Berchtesgaden und das Inngebiet, an Bayern, teils an das Herzogtum Warschau und Rußland, teils an Italien fielen, oder wie Dalmatien und Istrien zu einer neuen selbständigen Staatengemeinschaft unter Frankreichs Oberhoheit umgestaltet wurden. Das Jahr 1809 endete also, wie seine Vorgänger, mit einer Verstärkung der Macht des Imperators und einer weiteren Schwächung seiner bis dahin mächtigsten Gegner, England und Österreich; eine wesentliche Umgestaltung der politischen Lage Europas hatte der Wiener Friede indessen nicht zur Folge. „Um Europa verändert zu sehen," schrieb damals die »Minerva«, „hätte Österreich entweder siegreich oder vernichtet den Kriegsschauplatz verlassen müssen. Keines von beiden geschah und so blieb selbst das Verhältnis zwischen Österreich und Frankreich, trotz des herben Verlustes der ersteren Macht, ganz unverändert. Es ist wohl Friede, aber keine Aussöhnung gestiftet worden . . ."

Wiener Friede. 14. Okt. 1809.



Fouché.
Nach dem Stich von Bollinger.

*

Tiefe Ruhe herrschte von der Newa bis zum atlantischen Ocean als die Sylvesterglocken das Jahr 1809 zu Grabe läuteten — nur im äußersten Südwesten, auf der pyrenäischen Halbinsel, tobte noch immer der blutige, männermordende Krieg. Offene Feldschlachten

Spanien 1809–12

29*



Die Madrider Besatzung beschwi

Nach einer gleichzeitigen Darstellung von J. L. Rugen



erfassung des Jahres 1812.

sitz des Freiherrn Franz v. Lipperheide zu Berlin.

[illegible] Scharmützeln zwischen französischen Streifkorps und den [illegible] denen die wilde Natur des Volkes und des Landes überall zu [illegible] Heimkehr war, wie schon geschildert wurde, die Lage Spaniens [illegible] das ganze Land war von den Franzosen unterworfen worden [illegible] hatten der feindlichen Übermacht weichen müssen. Aber [illegible] konnten der Kaiser und sein königlicher Bruder Joseph sich erst dann [illegible] wenn es ihnen gelang, sich auch Portugal botmäßig zu machen. Soult, der [illegible] der in Spanien befehlenden Marschälle, ward deshalb damit betraut, die französischen [illegible] auf den Wällen der portugiesischen Hauptstadt aufzupflanzen. Es gelang ihm zwar, das [illegible] zu erobern, aber ehe seine Soldaten genug geplündert hatten, war Arthur Wellesley mit frischen englischen Truppen bei Lissabon gelandet und als Generalissimus des vereinten Heeres gegen die Franzosen vorgedrungen, die sich eiligst nach Spanien zurückziehen mußten.

In jenen Tagen, da ein neuer Hoffnungsstrahl den Spaniern zu leuchten begann, erwachte in dem schwergeprüften Volke auch der Wunsch nach einer Umgestaltung der alten Regierungsform, nach einer freieren, gerechteren Verfassung, die aus dem Schoße einer Nationalversammlung, der Cortes, hervorgehen sollte. Während die Landstände daran arbeiteten, tobte der Kampf bald in der, bald in jener Provinz; der spanische General Cuesta wurde vom General Victor, dann dieser wieder bei Talavera von Wellington geschlagen, Sieg und Niederlagen lösten oft in ganz kurzen Zwischenräumen einander ab, aber das Endresultat war den Insurgenten ungünstig: Durch die Schlacht bei Ocaña ward ihr Heer vernichtet, der zum Lord Wellington erhobene Führer der Engländer zum Rückzug nach Portugal gezwungen und die Centraljunta in Sevilla zersprengt. Im Frühling des Jahres 1810 schien Josephs Regierung dauernd befestigt, ein Teil des Volkes jubelte ihm zu und die Junta von Cadiz, die nunmehr zur einflußreichsten aufgestiegen war, beschäftigte sich viel weniger mit der Landesverteidigung als mit den Vorbereitungen für die erste Tagung der im September zusammentretenden Cortes.



Marschall Soult.
Nach dem Gemälde von Gérard.

Napoleon selbst kehrte nicht mehr auf den spanischen Kriegsschauplatz zurück, sondern beschränkte sich auf die Verstärkung der Armee, die im Sommer des Jahres 1810 auf 100 000 Mann anwuchs. Und doch hätte es angesichts der Uneinigkeit der französischen Heerführer wohl seines Eingreifens bedurft, um endlich die Flammen des Guerillakrieges zu löschen und das allen Stürmen widerstehende Cadiz, die Seele des ganzen Aufstandes, zu bezwingen. Wie furchtbar Spanien während des langen Kampfes leiden mußte, läßt schon aus den grausamen Befehlen sich erkennen, die Frankreichs Heerführer zu Dutzenden erließen. In Andalusien gebot Soult, daß keinem Soldaten der spanischen Armee oder der bewaffneten Banden Quartier gegeben werden dürfe und alle Dörfer, die dem zuwiderhandelten, nieder[illegible] werden sollten, in Catalonien Augereau, daß jeder, der mit den Waffen in der [illegible] würde, ohne weiteren Prozeß an der Straße aufgehängt, jedes Haus, in [illegible] geleistet würde, zerstört und seine Bewohner niedergemacht werden sollten; [illegible] befahl sogar jeden, der ohne Erlaubnis acht Tage von seiner Wohnung



Arthur Wellesley-Wellington.
Nach dem Gemälde von John Burnet.

abwesend sei, als Räuber zu betrachten und an seinen Verwandten Rache zu nehmen, den Briefwechsel mit einem Insurgenten mit dem Tode, und ein einziges Schreiben an irgend einen Bewohner von Insurgenten besetzter Gegenden mit zehn Jahren Kerker zu bestrafen! Auf solchem Wege mußte freilich der Rachedurst der Geknebelten unersättlich werden, und keine Grausamkeit der Guerillabanden bleibt unverständlich, wenn man an die Schicksale ihrer einzelnen Mitglieder denkt: dem einen hatten die Franzosen den Vater auf der Schwelle des Hauses gemordet, dem anderen waren Gattin und Töchter vor seinen eigenen Augen geschändet und hingeschlachtet worden, fast aller Hab und Gut war in Flammen aufgegangen. Ein schauerliches, ergreifendes Kapitel der Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts könnte man mit den Greueln des Krieges füllen, der sieben Jahre lang auf der pyrenäischen Halbinsel tobte und zum ersten Male den sicheren Beweis dafür lieferte, daß der napoleonischen Strategie nur in offener Feldschlacht der Sieg gewiß war. Unter dem spanischen Gluthimmel begann das Werk der Vernichtung des corsischen Kaisertums, auf den Schneefeldern Rußlands ward es fortgesetzt, in den Völkerschlachten auf Deutschlands Gefilden zu Ende geführt . . .

[illegible] Marmont; Masséna, der sich lange gegen die Übernahme des Kommandos [illegible] der in Spanien stehenden Truppen versprach der Kaiser sich be[illegible], und dem erreichte der neue Führer nicht mehr als die früheren. Sein Zug [illegible] an den Schanzen von Torres Vedras, die Wellington zu einer un[illegible] Verteidigungsstellung ausgestaltet hatte, und statt in der Hauptstadt Portugals [illegible] im Frühjahr des Jahres 1811 wieder in Spanien, geschwächt durch große Verluste an [illegible] und Kriegsbedarf. Im April 1811 ward er deshalb durch Marmont [illegible], dem es vereint mit Soult gelang, nach schwerem Ringen bei Albuhera, das von den Verbündeten belagerte Badajoz zu entsetzen und Wellington auf kurze Zeit hinter die portugiesische Grenze zurück zu drängen. Schon im Herbst brachen die Briten indessen wieder in Spanien ein, bezwangen Ciudad Rodrigo und erstürmten endlich am 6. April nach furchtbarem Kampf Badajoz, mit dessen Fall ganz Asturien für Frankreich verloren war. Der Verlust dieser beiden Hauptstützpunkte lockerte das ganze Gebäude der napoleonischen Macht in Spanien, zwei der gewaltigsten Eckteine waren ausgebrochen, wurde nun noch ein kräftiger Schlag geführt, so mußte der ganze Bau in Trümmer sinken. Wellington warf sich zunächst auf Salamanca, erstürmte die Außenwerke und besetzte am 28. Juni die Stadt, vor deren Thoren er drei Wochen später einen neuen und so vollkommenen Sieg über Marmont errang, daß er am 12. August in das aufjubelnde Madrid einziehen konnte. Am nächsten Tage wurde das große Werk der Neugestaltung der Regierungsform durch die öffentliche Verkündigung der „Verfassung des Jahres 1812“ zum Abschluß gebracht. Daß sie nicht einem Pakt zwischen dem Monarchen und dem Volke entsprang, sondern von den Landständen willkürlich aufgestellt worden war, erkannte man auf den ersten Blick: das Königtum sollte künftig nur noch ein ornamentales Schmuckstück des Verfassungsgebäudes sein, die Gewalt dagegen fast unumschränkt in den Händen der Cortes liegen, die dem König und den unter strenger Aufsicht stehenden Ministern nur die Ausführung ihrer Beschlüsse überließen, jederzeit zusammentreten, aber nur mit der schwer zu erlangenden Zustimmung ihrer „ständigen Deputation“ aufgelöst werden konnten. „Unter der blumigen Decke der Volksbegeisterung lagen jedoch,“ so urteilt Weber über die inneren Verhältnisse Spaniens zur Zeit der Einführung der neuen Verfassung, „häßliche Schäden verborgen; der Wohlstand der Nation war dahin, viele Städte in Trümmer verwandelt, die Felder lagen wüst, Krieg und Seuchen hatten das Land verödet und entvölkert, die Staatskasse war erschöpft, die amerikanischen Kolonien in Gärung und Aufruhr. In der neugewählten Regentschaft hatten die Servilen die Oberhand, der Klerus strengte alle Kräfte an, um das Volk gegen die Cortesverfassung und die neugeschaffene Ordnung, die er als ein Werk der Gottlosigkeit darstellte, aufzureizen. Und nur zu bald rüstete sich im Norden und im Süden die altspanische Partei zum Kampf wider die Liberalen für die Erhaltung der alten Einrichtungen und Zustände. Während noch die letzte Entscheidung des großen peninsularen Krieges mit den Waffen gesucht ward, war die altspanische Partei bemüht, die in Cadiz beschlossenen liberalen Neuerungen mit allen Mitteln zu verhindern und rückgängig zu machen.“

Der Zug nach Rußland, den Napoleon inzwischen angetreten hatte, schwächte wohl die Kriegsmittel der in Spanien zurückbleibenden Generale, der Kampf selbst dauerte jedoch, wie wir später sehen werden, noch fast zwei Jahre lang fort. Erst der große Befreiungs[illegible] auch der pyrenäischen Halbinsel ihre Unabhängigkeit wiedergeben . . .

*



Napoleon und die

Nach dem Gemä

Erklärungs-Tafel zu dem Bilde: „Napoleon und die Ersten seines Reiches".



1. Vauquelin.
2. Gretry.
3. Carle Vernet.
4. Cherubini.
5. Fontaine.
6. Talma.
7. Berton.
8. Isabey.
9. Denon.
10. Gros.
11. Boieldieu.
12. Dupuytren.
13. David.
14. Girodet.
15. Mlle Mars.
16. Mlle Georges.
17. Mlle Duchesnois.
18. Mme de Stael.
19. Desgenettes.
20. Fontanes.
21. Arago.
22. König von Holland.
23. Arnault.
24. Raynouard.
25. König Jerome.
26. Chaptal.
27. Königin Hortense.
28. Caroline Murat.
29. Lucian Bonaparte.
30. Kardinal Maury.
31. Kardinal Fesch.
32. Lebrun.
33. Lätitia Bonaparte.
34. Der Kaiser.
35. Talleyrand.
36. Duval.
37. Fouché.
38. Kaiserin Josephine.
39. Corvisart.
40. König von Spanien.
41. Cuvier.
42. Laplace.
43. Fourcroy.
44. Chateaubriand.
45. Prinzeß Pauline Borghese.
46. Lagrange.
47. Daru.
48. Carnot.
49. Andrieux.
50. Larochefoucauld-Liancourt.
51. Etienne.
52. Larrey.
53. Cambacerès.
54. Regnault de St. Jean d'Angely.
55. Delille.
56. Monge.
57. Picard.
58. Lacépède.
59. Chaudet.
60. Bernardin de St. Pierre.
61. Berthollet.
62. Guérin.
63. Ducis.
64. Mme Campan.
65. Mme de Genlis.
66. Spontini.
67. Thénard.
68. Barbé Marbois.
69. Chenier.
70. Legendre.
71. Sylvestre de Sacy.
72. Désaugiers.
73. Dubois.
74. Broussais.
75. Gérard.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Napoleon und die

Nach dem Gemäl



en seines Reiches.

Victor Adam.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Erzherzogin Marie Luise von Österreich.
Nach dem Gemälde von F. Gérard im Louvre-Museum zu Paris.

Seit dem Jahre 1804 hatte der Ruhmesweg Napoleons immer nur aufwärts geführt, bis nach dem Wiener Frieden der Gipfel der Macht und des Ansehens erreicht war; vom Herbst 1809 bis zum Herbst 1812 reichte der Einfluß des französischen Kaisertums so weit, daß der Corse sich nicht mit Unrecht den Nachfolger Karls des Großen nennen durfte. Er hatte alte Dynastieen gestürzt und neue Throne aufgerichtet, hatte Kaiser gedemütigt und Könige zu seinen Füßen gesehen, ehrwürdige Reiche in Trümmer geschlagen und Frankreich zum stolzen Mittelpunkt einer Reihe von Vasallenstaaten gemacht — und doch war der damals mächtigste Mann der Erde nicht glücklich: die Zukunft der Großmacht, die er geschaffen, war gefährdet, solange ein zur Thronfolge berufener Leibeserbe fehlte. Aus der Ehe mit Josephine ließ sich keine Erfüllung des heißen Wunsches mehr erwarten, man mußte also die Möglichkeit einer

[illegible] Der Scheidung der Gatten, die trotz mancher Liebeleien mehr [illegible] Ehe gelebt hatten, standen jedoch die starren Gebote der [illegible] die einen anderen als Napoleon wohl abgeschreckt hätten. Für ihn [illegible] keine geheiligten Institutionen, sein Machtspruch hatte schon so [illegible] bewegt, warum sollte diesmal nicht gelingen, was so oft möglich [illegible] Da das neue bürgerliche Gesetzbuch des Kaiserreiches die Trennung beim Ein- [illegible] beider Ehegatten erlaubte, galt es zunächst, die Kaiserin davon zu überzeugen, [illegible] das Staatswohl die Scheidung gebieterisch verlange; nach schwerem Seelenkampf gab [illegible] die feierliche Erklärung ab, daß sie, da die Hoffnung, Kinder zu erhalten und so den Bedürfnissen der napoleonischen Politik und dem Interesse Frankreichs zu genügen, unerfüllbar sei, ihrem Gemahl den größten Beweis von Zuneigung und Hingebung liefern wolle, der je auf Erden geliefert worden sei. Auf Grund dieser Entsagung trennte der Senat, als höchste Civilbehörde, die Ehe, der Papst dagegen weigerte sich, diesem Beispiele zu folgen. Auf den Rat des Erzkanzlers Cambacérès wurde deshalb eine Kommission von sieben Bischöfen berufen und ihr die Frage vorgelegt, ob die Trauung, die Kardinal Fesch im Jahre 1804 vollzogen habe, den Bestimmungen des Konzils von Trient entspreche? Die Antwort lautete: nein!, aus Gründen des Staatswohls entdeckte man „Formfehler“ und erlaubte dem Kaiser, was wider die Kirchengesetze verstieß. Napoleon war wieder frei . . .

Unter den Fürstentöchtern der alten Welt wurden nur wenige für würdig befunden, den stolzesten Thron zu besteigen; nur aus dem Schoß einer Kaisertochter durfte der Erbe des Weltreiches hervorgehen. An Österreich wagte man wenige Wochen nach dem Wiener Frieden nicht zu denken, nur der russische Hof, nur eine Schwester des Zaren konnte deshalb in Frage kommen. Doch nun zeigte es sich zum ersten Male, daß Alexander I. der Freundschaft mit Napoleon überdrüssig war; die Antwort auf des Kaisers geheime Werbung verzögerte sich so, daß die Absicht der Ablehnung klar zu Tage trat. Günstiger war der Erfolg der vertraulichen Anfrage bei dem österreichischen Gesandten: das Haus Habsburg hoffte durch eine Heirat auch diesmal, wie früher schon so oft, seine Lage verbessern zu können, die jugendliche Erzherzogin Marie Luise sollte ein festes Band zwischen Frankreich und Österreich knüpfen. Das Heiratsgeschäft wurde rasch zum Abschluß gebracht; um „unheilbares Unglück zu beschwören und das Unterpfand einer besseren Zukunft zu erringen“ opferte Kaiser Franz seine Tochter. Schon am 2. April 1810 ward im Louvre die Vermählung unter unerhörter Prachtentfaltung — fünf Königinnen trugen die Schleppe der Braut — gefeiert, und ein Jahr später, am 20. März 1811 gebar die jugendfrische Kaiserin den ersehnten Prinzen, der schon in der Wiege den stolzen Titel eines Königs von Rom erhielt.

Marie Luise.

Die Macht des napoleonischen Geschlechts schien für absehbare Zeit gesichert, der Fortbestand des Weltreiches außer Frage gestellt. Und doch zernagte der Wurm des Hasses bereits die Wurzel des zum Himmel aufstrebenden Baumes, die Unersättlichkeit und der Despotismus des Kaisers, dieselben Mächte, die Frankreich an die Spitze aller Nationen gestellt hatten, sollten auch die Ursache seines tiefen Falles werden. Die ersten Anzeichen konnte man schon an den Zerwürfnissen innerhalb der kaiserlichen Familie erkennen; Ludwig Bonaparte, der König von Holland, entsagte der Krone, der König von Spanien folgte bald seinem Beispiel, sogar Jerome, der ewig Lustige, spürte das Nahen des Sturmes und schrieb [illegible] an den tyrannischen Bruder: „Die Gärung hat den höchsten Grad erreicht, die [illegible] Hoffnungen werden mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel



Vermählung Napoleons mit Marie Luise von Österreich am 2. April 1810.

[illegible] es ist gewiß, daß die Gebiete zwischen Rhein und Oder der [illegible] Aufstandes sein werden. Die mächtigste Ursache dieser Bewegung [illegible] der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu [illegible] noch viel mehr in dem Ruin aller Klassen, in der Überbürdung mit [illegible] und Unterhaltung der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, [illegible] Unterlaß sich wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, das ist es, was wir fürchten müssen!" Mit anderen Worten sagte der Bruder dem Bruder, was der Freiherr vom Stein vordem ausgesprochen hatte: „Das bonapartische System beruht auf faulen Grundlagen, auf Gewalt und den gemeinsten Regierungskünsten — es liegt im ganzen nicht ein Zug von Menschlichkeit und Größe." Der furchtbare Druck, der auf Europa lastete, mußte zu einer Katastrophe führen, die zu lange niedergedrückten Kräfte der Völker mußten sich endlich mit zerstörender Gewalt befreien.

Eine Herrschernatur wie die Napoleons konnte nur aufbauen, aber nicht erhalten, was sie schuf: das Übermaß der äußeren Erfolge mußte den Blick für die inneren Bedürfnisse des Staates trüben, die endlosen Kriegszüge dem Ausbau des im Sturm Errungenen hinderlich sein. So sehen wir denn — die nächsten Abschnitte werden es im einzelnen erkennen lassen — daß das Kaisertum Napoleons I. nur dort fördernd wirkte, wo es galt, den Glanz der Krone zu erhöhen, in geringerem Maße freilich auch dort, wo falsche Maßregeln der französischen Regierung die Bedrückten auf neue Bahnen lenkten. Napoleon war ein Feldherr sondergleichen, aber kein Staatsmann, er triumphierte über die Völker, aber er fand die Mittel nicht, die Wunden, die er schlug, zu heilen; die Grundlage seiner Politik war stets nur die Kriegslust, der Eroberungstrieb, seine Macht beruhte auf der Furcht der Besiegten, nirgends findet sich ein Beispiel dafür, daß man mit Liebe und Vertrauen zu ihm emporgeblickt hätte — nicht einmal in Frankreich, das ihm so viel verdankte; die Vermehrung des Ruhmes wog die furchtbaren Opfer nicht auf, die seine Feldzüge forderten.

Aus dem Nichts war Napoleon zu einer Höhe emporgestiegen, die vor ihm nur Alexander der Große erreicht hatte; auf der Schneide seines Schwertes beruhte der Bestand des Reiches, das er in der kurzen Spanne eines Dezenniums aufgerichtet hatte. Im Augenblick, da die eherne Klinge unter den wuchtigen Schlägen seiner Gegner in Stücke sprang, zerplatzte auch die schillernde Seifenblase, die nur er selbst für eine Kugel aus edlem Kristall gehalten hatte. Dem Himmelstürmer, der mit Kaiserkronen gespielt hatte, blieb nach dem jähen Sturz von der ragenden Höhe auch nicht das kleinste Krönlein für das Haupt des Sohnes, der berufen sein sollte, Herr der halben Welt zu werden.







Napoleon I. und Kaiserin Marie Luise.

Nach anno 1815 von Blüchers Truppen in der Manufaktur zu Sèvres bei Paris erbeuteten Porzellan-Reliefs.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Ste. Madeleine-Kirche in Paris.

Der Empire-Stil
in Architektur und Kunstgewerbe.

Von allen Künsten ist keine so sehr von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Staaten abhängig, wie die Architektur. Nur in Zeiten des Aufschwungs eines Landes können monumentale Bauwerke, die Jahrhunderte überdauern sollen, können ragende Denkmäler ruhmvoller Epochen der Geschichte eines Volkes erstehen. Friedrich der Große konnte seine Residenz mit einer Reihe der prächtigsten Schlösser und Kirchen schmücken, seinen Nachfolgern blieb es solange versagt, bis siegreiche Feldzüge ihrem verarmten Staat wieder aufhalfen. Während man an der Wende des Jahrhunderts in Deutschland sich mit nüchternen Ziegelbauten begnügen mußte, konnten die französischen Meister mit dem reichen Ertrag der Raubzüge ihrer Feldherren wahre Wunderwerke der Architektur erstehen lassen.

Es ist begreiflich, daß der Einfluß einer so überragenden Persönlichkeit, wie Napoleon I. es war, sich nicht auf die politischen Geschicke der Völker allein beschränkt, sondern daß er fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, nicht zuletzt den bildenden Künsten, seinen Stempel aufgedrückt hat. Die Zeit des ersten Kaiserreiches bedeutet den Höhepunkt jener Epoche der Architektur, die wir die Periode des Klassicismus und später des Empire-Stils nennen. Zum Verständnis des tiefgreifenden Unterschiedes der Kunstformen der napoleonischen Zeit von jener der Ära der letzten Bourbonen ist es nötig, kurz der Entwickelung der Baukunst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu gedenken: Die üppige Prachtentfaltung Ludwig XV. hatte dem graziösen Rokoko zum Sieg über alle anderen Stilformen verholfen,

[illegible] auch in Teutschland standen die meisten Architekten unter [illegible] die Mitte des 18. Jahrhunderts begann in Paris gegen [illegible] phantastischen Stil eine Reaktion sich geltend zu machen, [illegible] Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum, zugleich aber auch die [illegible] und gewissenhaftere Darstellung der althellenischen Bauten waren. [illegible] wurden die Gelehrten und Künstler gerade damals mit dem edelsten [illegible] gemacht, und dem Studium der Antike wandte sich von nun an viel [illegible] es bis dahin der Fall gewesen war, die wissenschaftliche und künstlerische Welt [illegible] und Frankreichs zu. Archäologen und Architekten begannen Italien und Griechenland zu bereisen und maßen und zeichneten in Rom, Pästum und Athen. Ein Beispiel dafür, wie rasch das Studium der Antike Früchte trug, bietet der Bau der Kirche der heiligen Genovefa zu Paris, die, im Jahre 1757 von Soufflot begonnen und in der Revolutionszeit beendet, heute den stolzen Namen eines französischen „Pantheon“ trägt.

Die Schrecken und Greuel, die den Untergang des französischen Königtums begleiteten, hemmten kurze Zeit die Entwickelung der neuen strengen Richtung, die unter der Republik als Meißner-Stil wieder in den Vordergrund tretend, mit dem Beginn des Kaiserreichs endlich die Alleinherrschaft erlangte. Napoleon, der sich ganz als römischer Triumphator, als neuer Cäsar fühlte, begünstigte das Wiedererwachen der alten Formensprache: römisch sollte jede Äußerung der Kunst sein, römisch die Architektur der öffentlichen Gebäude und der Stil der Denkmäler, römisch das Kostüm und das Hausgerät; Paris sollte in seinem Äußeren ein zweites Rom werden. Daß die Fesselung der Kunst eines modernen Landes an eine Jahrtausende alte Formensprache zu mancherlei Anachronismen führen mußte, erscheint begreiflich; immerhin aber können wir dem, was wir gemeinhin „Empire-Stil“ nennen, auch heute, wo namentlich das hochentwickelte deutsche und französische Kunstgewerbe sich wieder vielfach an den Stil des ersten Kaiserreichs anlehnt, unsere Anerkennung nicht versagen.

Als charakteristischste Vertreter des Empire-Stils müssen die Architekten Percier und Fontaine gelten, und es mag deshalb verstattet sein, den Entwickelungsgang des ersteren und bekannteren kurz zu schildern: Als Sohn eines Pförtners der Tuilerien im Jahre 1764 geboren, trat er, da früh eine starke Begabung für die bildenden Künste sich zeigte, in das Atelier des Malers Lagrénée ein, das er jedoch bald mit dem des Architekten Peyre jeune vertauschte. 1786 mit dem ersten Preis für Architektur gekrönt, ging er nach Rom, um sich ganz dem Studium der Antike hinzugeben. Dort schloß er mit Fontaine, der gleich ihm der französischen Akademie die Mittel zu seiner Studienreise verdankte, Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft auf Lebenszeit. Als die von nun an Unzertrennlichen nach Paris zurückkehrten, fanden sie eine neue Staats- und Gesellschaftsform vor, die mit anderen Problemen beschäftigt war, als denen der Wiedererweckung der Kunst des Altertums. Die jungen Freunde trösteten sich mit der Aussicht auf bessere Zeiten, mieteten ein kleines Dachstübchen und arbeiteten, während die Revolution durch die Straßen der Hauptstadt tobte, still und geschäftig an den Entwürfen zu großen und kleinen Bauwerken, die ein Dritter kaum einmal [illegible], geschweige denn an die Ausführung dachte. Das Kunstgewerbe sollte die Quelle ihrer [illegible] werden: ein Möbeltischler der Nachbarschaft bestellte bei ihnen einige Skizzen zu [illegible] und Möbeln und dieser erste Versuch glückte so vollkommen, daß bald ein Auftrag [illegible] folgte. Während sie nun Teppiche, Papiertapeten, Bronzen, Goldschmiedearbeiten, [illegible] u. s. w. entwarfen, gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit der Regierung

Percier und Fontaine

zu erregen, die sie damit beauftragte, ein Projekt für den Sitzungssaal des Konvents in den Tuilerien aufzustellen. Ihre Freude war groß, noch größer aber die Enttäuschung als der rasche Wechsel der politischen Gewalten die Ausführung des ehrenvollen Bauauftrags verhinderte. Erst das Kaiserreich sollte ihre Talente zu vollster Entfaltung bringen. Napoleon berief sie an seinen Hof, ernannte sie zu Architekten des Louvre und der Tuilerien und gab ihnen dadurch die längst ersehnte Gelegenheit, die Träume ihrer römischen Studientage zu verwirklichen. Sie erhielten den Auftrag, die Tuilerien zu restaurieren, den Louvre zu vollenden, den Triumphbogen auf der Place du Carrousel zu errichten, die Schlösser von Fontainebleau, Compiègne und St. Cloud auszugestalten. Alle diese umfangreichen Arbeiten lassen die Früchte des eingehenden Studiums der Antike deutlich hervortreten, ja nicht selten wurde dieselbe, wie der Arc du Carrousel besonders deutlich zeigt, fast genau kopiert. Als der Kaiser durch ein Dekret von 1806 befahl, einen Triumphbogen zu errichten, nahmen die Architekten den Bogen des Septimius Severus vom Forum Romanum zum Modell und folgten vielfach seinen Maßen. Von dem gleichen Stilgefühl legen die ausgeführten Teile des Louvre Zeugnis ab. Der Kaiser plante eine Vereinigung des Louvre mit den Tuilerien; Percier und Fontaine stellten deshalb ein großartiges Projekt auf, bei dem die außerordentliche Schwierigkeit, die beiden, nicht in einer Achse liegenden Gebäude so zu verbinden, daß diese

Triumphbogen.





Das Pantheon zu Paris.

[illegible] [illegible], hätte, auf das glänzendste gelöst wurde. Allein erst ein halbes [illegible] 1806–1808, wurde diese Idee mit wesentlichen Veränderungen verwirklicht.

[illegible] in Fontainebleau, Saint Cloud und Compiègne erkennt man deutlich an den [illegible] Percier und Fontaine ausführten, den klassischen Stil, der, neben einer gewissen [illegible], doch in den Formen [illegible] und der Größe nicht entbehrt. Zu derselben Zeit, als der [illegible] Triumphbogen errichtet wurde, ward noch ein zweiter Triumphbogen begonnen, der auf der „Place de l'Etoile“. Ein kaiserliches Dekret von 1806 befahl die Errichtung derselben zur Verherrlichung der Siege der französischen Waffen. Gleichzeitig sollte er ein [illegible] bilden und in Dimensionen errichtet werden, daß er schon von ferne dem nach Paris Kommenden die Nähe der Hauptstadt des Kaiserreichs verkünde. Die Architekten Raymond und Chalgrin wurden mit diesem Projekte betraut und begannen alsbald mit den Vorarbeiten; die Baugeschichte dieses Monumentes zieht sich indessen durch viele Jahre hin. Es bauten daran eine ganze Reihe von Architekten, bis Abel Blouet 1836 den Bogen fertig stellte. Aber wenn auch dieses Monument erst lange nach dem Sturze des Kaiserreichs vollendet wurde, so bleibt es doch seine bedeutendste architektonische Schöpfung und überschreitet in den Ausdehnungen — die Höhe beträgt 45 Meter — alles, was uns die Römer auf diesem Gebiete hinterlassen haben.

Das Jahr 1806, in dem der Bau der beiden Triumphbogen begonnen wurde, sah auch die Grundsteinlegung zu einem anderen Monument, dessen Vorbild in Rom sich befindet, zur Vendôme-Säule, deren Architekten Lepère und Gondonin waren. Wie auf der Trajans-Säule auf dem Forum Trajanum zu Rom die Feldzüge jenes römischen Kaisers gegen die Dacier dargestellt sind, so fand hier der Feldzug von 1805 vom Ausmarsch der Truppen aus Boulogne bis zur Rückkehr der Garde nach Paris, am 27. Januar 1806, seine Verherrlichung, und ebenso wie auf der Säule in Rom der Kaiser Trajan stand, krönte die Vendôme-Säule die Gestalt des Kaisers in antiker Gewandung, die 1814 herabgenommen, 1832 indessen durch eine andere Statue Napoleons im Mantel (von Seurre ausgeführt) ersetzt wurde.



Triumphbogen auf der Place de l'Etoile zu Paris.

Die achtzig, über 800 Fuß langen Relief-Platten aus Bronze, die sich an dem zwölf Fuß starken Schaft der Säule emporziehen, zeigen den Kaiser im Senat, dem er vom Beginn des Krieges gegen die dritte Koalition Mitteilung macht, seinen Übergang über den Rhein bei Kehl, den Empfang durch die Herrscher von Baden und Württemberg, dann in Augsburg, bei Linz, in Ulm, Wien und Brünn, am Morgen der Schlacht bei Austerlitz, die Begegnung mit dem Zaren, den Abschluß des Friedens von Preßburg und endlich den feierlichen Einzug in Paris. Daß die 135 Fuß hohe Säule im Jahre 1814 nicht vom Pöbel in Trümmer geschlagen wurde, ward allein durch das rechtzeitige Einschreiten der Russen verhindert, die in edler Selbstverleugnung das Denkmal ihrer Niederlage schützten. Nur die von Chaudet modellierte Cäsaren-Statue wurde herabgenommen, zerschlagen und eingeschmolzen, die Säule dafür mit einem Lilienbanner bekrönt, das erst achtzehn Jahre später wieder durch eine Napoleon-Statue in Uniform — mit dem berühmten grauen Mantel und dem charakteristischen kleinen Hut — ersetzt wurde. Napoleon III. ließ auch diese Figur wieder herabnehmen und ein neues Cäsaren-Standbild aufstellen, das während der Commune mit der ganzen Säule dem Vandalismus der Sozialisten zum Opfer fiel. Am 16. Mai 1871 wurde das Siegesdenkmal umgestürzt, doch konnte es schon im Jahre 1875 durch einen Neuguß nach den aufbewahrten alten Formen wieder hergestellt werden...

Nicht minder reich an Wechselfällen ist die Geschichte eines anderen hervorragenden Bauwerkes jener Tage, der Madeleine-Kirche. In den letzten Regierungsjahren Ludwig XV. begonnen, war der Bau erst wenige Meter über die Fundamente emporgewachsen, als die Revolution die Arbeiten störte. Das Ganze lag dann als Ruine da, bis der Kaiser anno 1806 ein Dekret erließ, in dem er befahl, ein Monument zu errichten, das an der Stirn die Inschrift tragen sollte: „L'empereur Napoléon aux soldats de la grande armée." Im Innern, sagte das Kaiserliche Dekret, sollten auf goldenen Tafeln die Namen aller im Felde gefallenen Soldaten verzeichnet, die Statuen der Marschälle und Generäle, die erbeuteten Fahnen, Feldzeichen und Trophäen aufgestellt werden; Inschriften und Basreliefs, die großen Thaten der Armee darstellend, sollten diesen „temple de la gloire" verherrlichend schmücken. Auf dieses Programm wurde ein Wettbewerb eröffnet und nicht weniger als 127 Projekte liefen ein: der

Madeleine-Kirche.



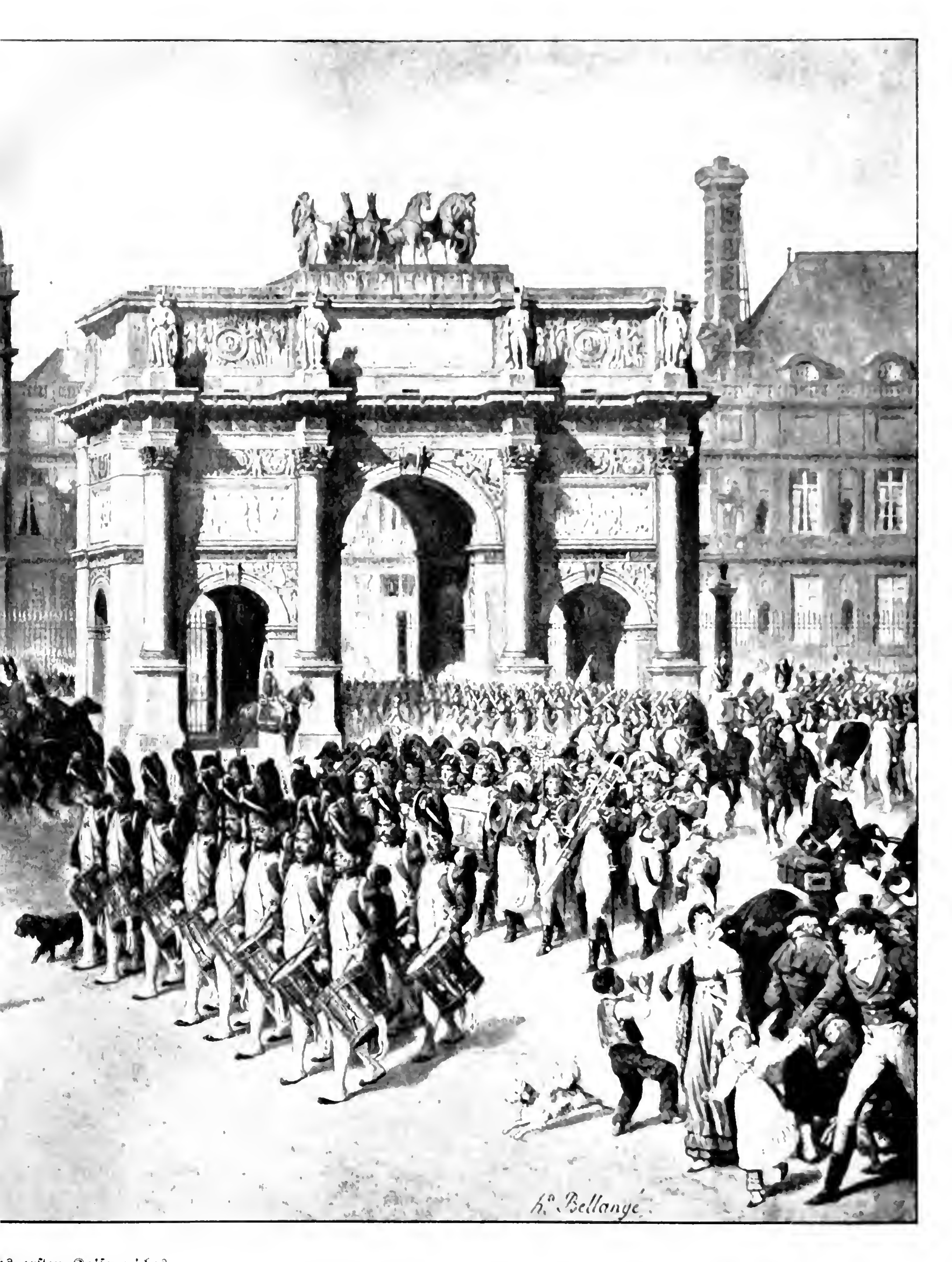
Vendôme-Säule.



Place du Carrousel wäh

Rechts im Vordergrund der von Percier und Fontc

Nach dem Gemälde von Hippolyte Bellangé n



es ersten Kaiserreiches.

ute Triumphbogen, im Hintergrund die Tuilerien.

.zats (Architektur) im Louvre-Museum zu Paris.

[illegible] den ersten Preis. Napoleon bestätigte das Urteil des Preis- [illegible] daß das Projekt des Architekten Vignon ausgeführt werde, weil dieser [illegible] gekommen sei, denn, so sagte er in einer Depesche vom 30. Mai [illegible] Champagny: „Einen Tempel habe ich gewollt und keine [illegible] bei diesem Denkmal überhaupt nicht zur Verwendung kommen, es soll [illegible] werden, tel qu'il y en avait à Athènes et qu'il n'y en a pas à Paris“. Vignon ging sofort ans Werk und förderte den Bau derart, daß beim Sturze des Kaiserreiches die Wände der Cella und die Säulen des Peristyls fast vollendet waren. Die neue Regierung befahl jedoch die Umwandlung des Tempels in eine christliche Kirche, und wenn nun auch die äußere Erscheinung des Bauwerkes — ein Peripteral-Tempel mit 52 korinthischen Säulen — unverändert blieb, so mußten doch im Innern weitgehende Veränderungen vorgenommen werden, die nicht zum Besten des ursprünglichen Planes ausfallen konnten. Vignon arbeitete an diesen Umgestaltungen bis zu seinem Tode; dann vollendete Huvé ziemlich im Geiste Vignons die Kirche, die 1842 geweiht wurde. Ein Gegenstück zur Fassade der Madeleine bildet die Vorhalle des Palais législatif, die der Architekt Poyet 1807 erbaute.

Die geschilderten großen Monumente verdanken sämtlich den ersten vier Jahren des Kaiserreiches ihre Entstehung: kein Jahr verging, ohne daß irgend ein großer Bau in Angriff genommen worden wäre — seit 1804 sah man Paris sich nach allen Seiten ausdehnen und verschönern. Nur eines Bauwerkes sei hier noch gedacht, das von jeher als ein charakteristisches Denkmal des Empire gegolten hat, der Börse, die 1808 an Stelle eines 1790 aufgehobenen Klosters errichtet wurde. Ursprünglich war sie nur als ein großer Saal einstöckig, mit einer herumlaufenden Säulenhalle jonischer Ordnung, gedacht. Das Bedürfnis nach Nebenräumen und Bureaux für das Handelsgericht ließ dem inneren Bau ein zweites Geschoß zufügen, um den nun die Halle in korinthischer Ordnung ausgeführt wurde. Der Architekt Brongniart arbeitete bis zu seinem Tode 1813 daran, dann vollendete Labarre 1827 den Prachtbau.

Neben diesen Monumentalbauten gingen aber auch die verschiedensten Nützlichkeits-

Nutzbauten. bauten in der Hauptstadt und auch in den größeren Städten Frankreichs einher: Öffentliche Hallen für den Marktverkehr wurden errichtet, 1810 fünf große Schlachthäuser in Angriff genommen, drei auf dem rechten, zwei auf dem linken Seine-Ufer. Im Jahre 1802 begann der Bau prächtiger Seine-Brücken, Hand in Hand damit ging die Neuanlage der Seine-Quais. 1802 waren die Arbeiten an dem über hundert Kilometer langen Kanal de l'Ourcq begonnen worden, der die Fluten dieses Nebenflusses der Marne der Hauptstadt als Trinkwasser zuführt; schon 1805 war das wichtige Werk bis zum Bassin von La Villette vollendet. Auch die öffentliche Gesundheitspflege wurde nicht vernachlässigt, die Kirchhöfe in die Außenbezirke verlegt und vier große Kirchhöfe neu errichtet. Rings um die neu aufblühende Weltstadt wurden Straßen und Chausseen gebaut und schattenspendende Alleen angepflanzt.

Aber auch außerhalb Frankreichs legen zahlreiche Arbeiten Zeugnis dafür ab, welch umfassende Aufgaben das erste Kaiserreich der Baukunst stellte. In Mailand, Venedig, Turin, Florenz, Rom, Tivoli, Neapel, Pompeji, Amsterdam und Antwerpen erinnern zahllose Neubauten oder Rekonstruktionen an den gewaltigen Einfluß des Kaisers auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit. Es ist nicht möglich, in diesem engen Rahmen alle Einzelheiten, ja nur den kleinsten Teil der Arbeiten der Jahre 1800—14 aufzuführen. Nur einer großen That des Kaisers wollen wir noch gedenken, des Baues der großartigen Alpenstraße über den Simplon von Brieg nach Domo d'Ossola 1800—1806. Wem einmal das Glück



Das Börsen-Gebäude in Paris.

[illegible] Weg zu wandern, an dem ein in Stein gemeißeltes N [illegible] hier der Natur den Fuß auf den Nacken setzte, der begreift dort [illegible] an den Schutzhäusern und Schutzgalerien gegen die Lawinen, [illegible] durch die Tunnel-Anlage der Galerie von Gondo mit der In[illegible] 1805 Nap. Imp." schreitend, daß Napoleon es wagen durfte, sein Kaiser[illegible] Imperium in Parallele zu setzen, und der versteht zugleich, warum [illegible] Regierungszeit in der Wiedererweckung des Altertums wurzelte.

[illegible] dem Sturze des Kaiserreichs sank auch die Architektur von der Höhe herab, auf die der Kaiser die „königliche Kunst" geführt hatte. Die Folgezeit stellte geringe Aufgaben, schaffte wenig Neues und führte nur die angefangenen Bauten zu Ende. Wir werden in

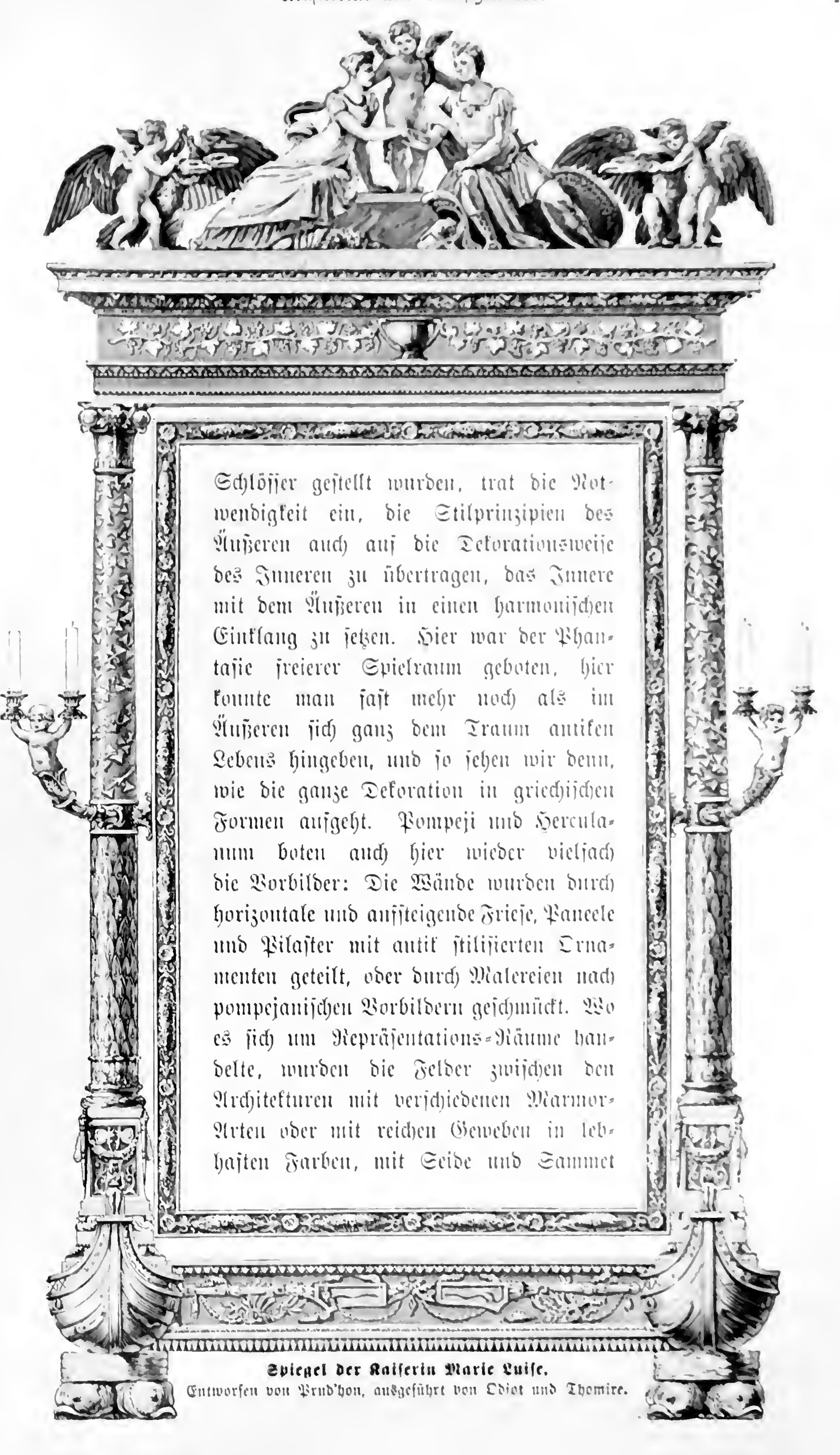


Salon im Empire-Stil.
Nach: Roger Peyre „Napoléon I. et son temps".

einem späteren Abschnitt dieses Werkes sehen, wie, von ganz anderen Punkten ausgehend, in Frankreich eine Neubelebung der Baukunst dadurch eintrat, daß die französischen Architekten zum Studium der mittelalterlichen Denkmäler des eigenen Landes übergingen.

Innen-architektur.

Haben wir uns bis hierher mit der Architektur als solcher beschäftigt, so sei nun noch ein Blick auf den Einfluß geworfen, den der Stil des Empire auf die Innen-Räume, deren Ausstattung und die Gebrauchsgegenstände ausgeübt hat. Es wurde schon oben erwähnt, daß Percier und Fontaine mit Erfolg versucht hatten, die Wiederbelebung des Altertums in den Formen der Möbel, Tapeten, Kostüme u. s. w. zur Erscheinung zu bringen, ja wie dieser Versuch eigentlich den Ausgangspunkt ihrer Einwirkung auf die monumentale Baukunst bildete. Mit den verschiedenen Aufgaben, die den Architekten, sei es durch Neubauten, sei es durch An- und Ausbauten der Tuilerien, des Louvre und anderer



Schlösser gestellt wurden, trat die Notwendigkeit ein, die Stilprinzipien des Äußeren auch auf die Dekorationsweise des Inneren zu übertragen, das Innere mit dem Äußeren in einen harmonischen Einklang zu setzen. Hier war der Phantasie freierer Spielraum geboten, hier konnte man fast mehr noch als im Äußeren sich ganz dem Traum antiken Lebens hingeben, und so sehen wir denn, wie die ganze Dekoration in griechischen Formen aufgeht. Pompeji und Herculanum boten auch hier wieder vielfach die Vorbilder: Die Wände wurden durch horizontale und aufsteigende Friese, Paneele und Pilaster mit antik stilisierten Ornamenten geteilt, oder durch Malereien nach pompejanischen Vorbildern geschmückt. Wo es sich um Repräsentations-Räume handelte, wurden die Felder zwischen den Architekturen mit verschiedenen Marmor-Arten oder mit reichen Geweben in lebhaften Farben, mit Seide und Sammet

Spiegel der Kaiserin Marie Luise.
Entworfen von Prud'hon, ausgeführt von Odiot und Thomire.



Silbernes Waschbecken der Kaiserin Marie Luise.
Entworfen von Prud'hon.

[illegible] Gold dekoriert. Dementsprechend waren [illegible] der Wölbung des Raumes gerade oder ge[illegible] [illegible] Ornamenten, meist hell auf farbigem [illegible] der Malerei der Wände fand, wieder nach [illegible] Fortsetzung an der Decke. So intim die [illegible], da dann die letztere Art der Dekoration bei Wohn[illegible] ebenso prunkvoll und prächtig gestalteten sich die [illegible] Repräsentationsräume. Weiß oder Grisaille mit Rot und [illegible] als Grundstimmung, unter spärlicher Verwendung von Azurblau und einem charakteristischen Strohgelb oder Weißgrün brachten eine, von einer gewissen Kühle nicht freie, würdige und feierliche Stimmung hervor.

Ebenso charakteristisch, wie die Wand- und Decken-Dekoration wurden die Möbel ausgestaltet. Schon während der letzten Regierungsjahre Ludwig XVI. gab sich deutlich der Einfluß der Wiedererweckung des Altertums zu erkennen. Unter der Revolution, dem Konsulat und dem Kaiserreich gingen die Meister des Kunstgewerbes aber völlig zu den Formen Griechenlands über. Ebenso wurden — wohl eine Wirkung des kaiserlichen Feldzuges im Pharaonenlande — die Formen Ägyptens mit seinen Pyramiden, Obelisken, Sphinxen, steifsitzenden Götterbildern vorbildlich in die Formensprache der französischen Innenarchitektur eingeführt.

Alle Requisiten der Antike wurden herbeigeholt, der Dreifuß, die Fackel, der Löwenfuß, die geflügelten Löwen- oder Sphinx-Köpfe, die verschiedensten Vasen und Gefäßformen, Säulen aller Art, Akanthus, Karnies- und Rundstab-Verzierungen, Flechtbänder, Mäander und ähnliches. An Material wurde fast alles Vorhandene verwandt; außer verschiedenen Hölzern herrschte Mahagoni mit aufgelegten vergoldeten Bronzen oder ganz vergoldetes Holz vor. Aber auch Glas, Kristall, Emaille, Lapis und Halbedelsteine, Perlmutter und die verschiedensten Metalle fanden neben Marmor Verwendung.

Unter der Revolution waren die meisten Schlösser in schreckenerregender Weise geplündert und die durch viele Jahrhunderte dort aufgespeicherten Möbel seltenster und schönster Art aus den Regierungstagen der französischen Herrscher waren in alle Winde zerstreut und verschleudert worden. Wenn nun auch Napoleon sich eifrig bemühte, alles das wieder zu sammeln, was noch irgendwie erhältlich war — wofür Fontainebleau ein schönes Beispiel abgiebt — so war doch die Mehrzahl der im Besitz der Krone befindlichen Gebäude fast völlig neu zu möblieren, und damit bot sich reiche Gelegenheit für die Aufgaben der Kunstindustrie. Eine ganze Reihe von kunstgewerblichen Werkstätten und Kunsttischlereien, die noch aus der Zeit Ludwig XVI. bestanden, nahmen alsbald den neuen Stil auf. In erster Linie wäre hier das Atelier Jacob zu nennen, dessen Begründer sich eines bedeutenden Rufes für Schnitzereien in vergoldetem Holze erfreute, und das Atelier Ligne-reux in der Rue Vivienne. Jacob hinterließ das



[illegible]lampe der Königin Luise.
[illegible] um, Berlin.



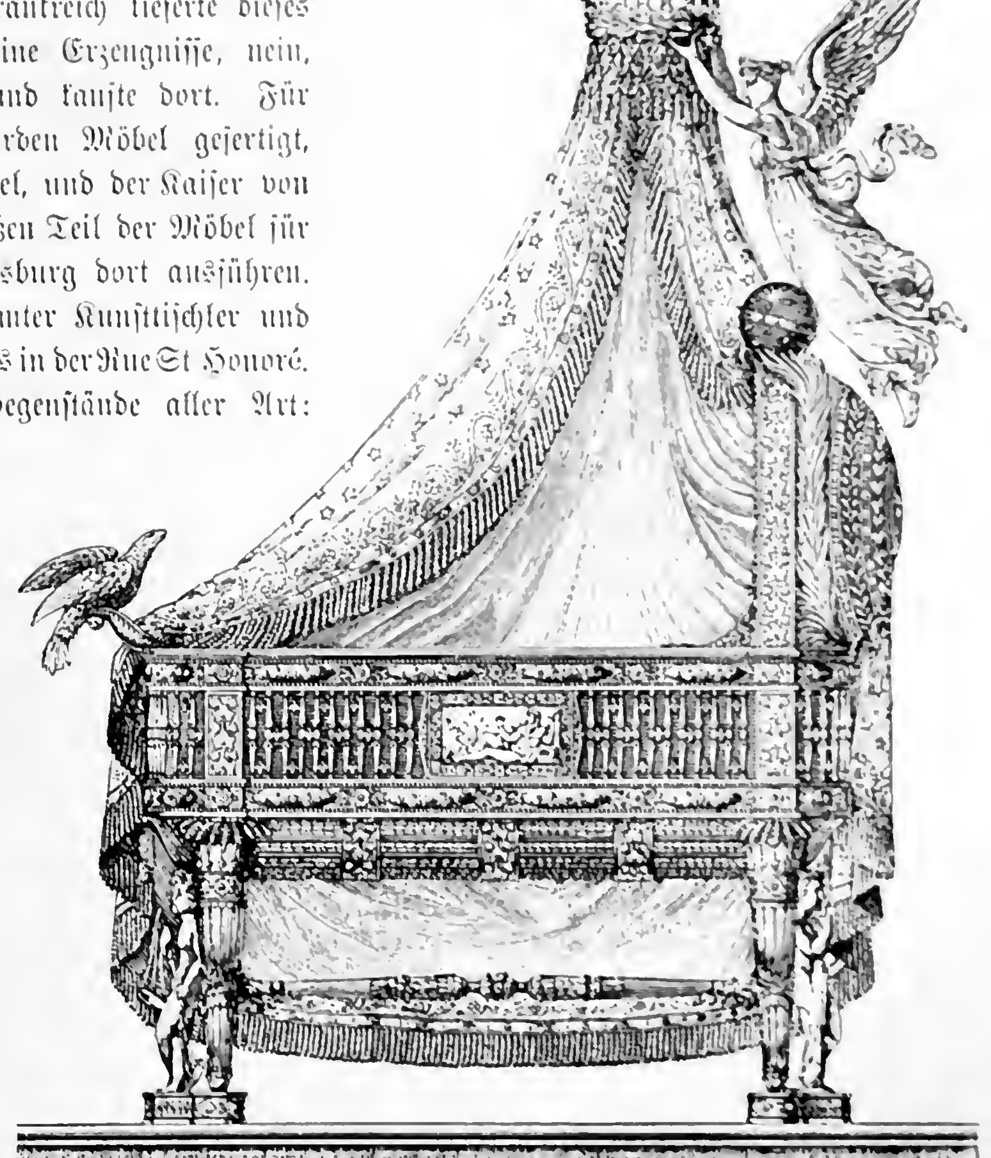
Napoleons Kaiserthron

Nach dem Entwurf von Percier und Fontaine.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild" Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Ber... W...

Atelier in der Rue Mêlée seinen beiden Söhnen, deren Marke „Jacob frères“ man heute noch oft begegnet; seit 1804 führte der ältere das Atelier unter dem Namen Jacob Desmalter allein weiter. Von ihm bewahren die kunstgewerblichen Museen und die Schlösser von Fontainebleau und Compiègne eine Reihe hervorragender Arbeiten, die zumeist nach Zeichnungen von Percier und Fontaine ausgeführt sind. Hierher gehört ein Juwelen-Prunkschrank der Kaiserin Marie Luise mit Reliefs in Kupfer getrieben, die Geburt der Venus Anadyomene nach Prud'hons Entwürfen darstellend, der die Kleinigkeit von 55 000 Franks kostete; dann die Wiege des Königs von Rom, deren Reliefs von den Goldschmieden Thomire und Odiot, unterstützt von dem Modelleur Radignet, nach Entwürfen von Prud'hon in vergoldeter Bronze ausgeführt wurden. Sie stellen den Tiber und den Genius des Handels dar, die den jungen Prinzen der Nymphe der Seine anvertrauen. Überragt wird die Wiege von einer schwebenden Victoria, die mit erhobenen Armen die Krone trägt, an der der Betthimmel befestigt ist; am Fußende hält der kaiserliche Adler Wache. Aus dem Atelier von Desmalter stammt auch das Bett Napoleons in Fontainebleau aus Mahagoniholz mit Reliefs und Ornamenten in Silber nach dem Entwurfe von Denon, dem Generaldirektor der Museen. Aber nicht allein an Frankreich lieferte dieses weitberühmte Atelier seine Erzeugnisse, nein, ganz Europa bestellte und kaufte dort. Für den spanischen Hof wurden Möbel gefertigt, selbst England kaufte viel, und der Kaiser von Rußland ließ einen großen Teil der Möbel für die Eremitage in Petersburg dort ausführen.

Ein anderer berühmter Kunsttischler und Goldschmied war Biennais in der Rue St Honoré. Bei ihm fand man Gegenstände aller Art: Er fertigte neben Möbeln auch Goldschmiedearbeiten für die Kaiserin Josephine und später für die Kaiserin Marie Luise, ein prächtiges Reisenecessaire für den Kaiser, Dekorationen für Schwerter und Säbel, das kaiserliche Silberzeug und hundert andere Kostbarkeiten.


Wiege des Königs von Rom.

Die Summen, die für die Verschönerung der Hauptstadt, für Umgestaltung und Ausbau der Schlösser und für die Möblierung in den

Jahren 1795—1815 verausgabt wurden, erreichen die Höhe von vielen Millionen. Eine kleine Anekdote, die Napoleon einst auf St. Helena erzählte, kennzeichnet trefflich die geradezu ungeheuerlichen Forderungen, die von den damaligen Modearchitekten angestellt zu werden pflegten: Als der General Bonaparte von Paris abreiste, um den Oberbefehl über die italienische Armee zu übernehmen, schmeichelte ihm Josephine die Erlaubnis ab, ihr kleines Haus in der Rue de la Victoire von Percier und Fontaine neu ausstatten lassen zu dürfen. Napoleon willigte ein und Josephine schrieb, unbedacht wie stets, an Percier, er möge überall „das Beste“ verwenden. Der Architekt gehorchte aufs Wort; als aber der General aus dem siegreichen Feldzug nach Paris zurückkehrte, ward ihm zu seinem grenzenlosen Erstaunen eine Rechnung vorgelegt, in der allein für die Möbel des Salons nicht weniger als 130000 Franks gefordert wurden. „Da half kein Schelten und Toben, ich mußte zahlen! Der Architekt berief sich auf Josephines Brief, und ich wäre daraufhin von jedem Richter verurteilt worden.“ Daß Napoleon dem Künstler nicht lange grollte, bewies dessen baldige Berufung zum kaiserlichen Hofarchitekten. Was mochte, angesichts solcher Preise für einzelne Zimmer, das Palais der Gattin des Bankiers Récamier, der schönsten Frau ihrer Zeit, gekostet haben, dessen Einrichtung nach dem Urteil der Zeitgenossen Perciers vollendetste Schöpfung war? . . . Dabei war der ganze Stil, wenigstens solange er sich rein erhielt, ziemlich frei von hohlem Prunk, und er mißfiel deshalb auch vielen, die noch Zeugen der üppigen Pracht Ludwigs XV. und der Marquise von Pompadour gewesen waren. Die Verehrer des zierlichen Rokoko fanden alles zu schwer und zu plump, sie spotteten über die schweren Bronzeadler, die leichte Gardinen hielten, über die drohenden Löwenfratzen und die bizarren Formen der Sphinxe, kurz über die ganze „Barbarei aus grauer Vorzeit“, die, nach ihrer Meinung, in seltsamem Widerspruch zu dem modernen Geist der durch die Revolution geschaffenen neuen Gesellschafts-

Bronze-Trophäen aus den Gemächern Napoleons.
Modelliert von Jorand.

Das kaiserliche Schlafzimmer im Schloß Fontainebleau.

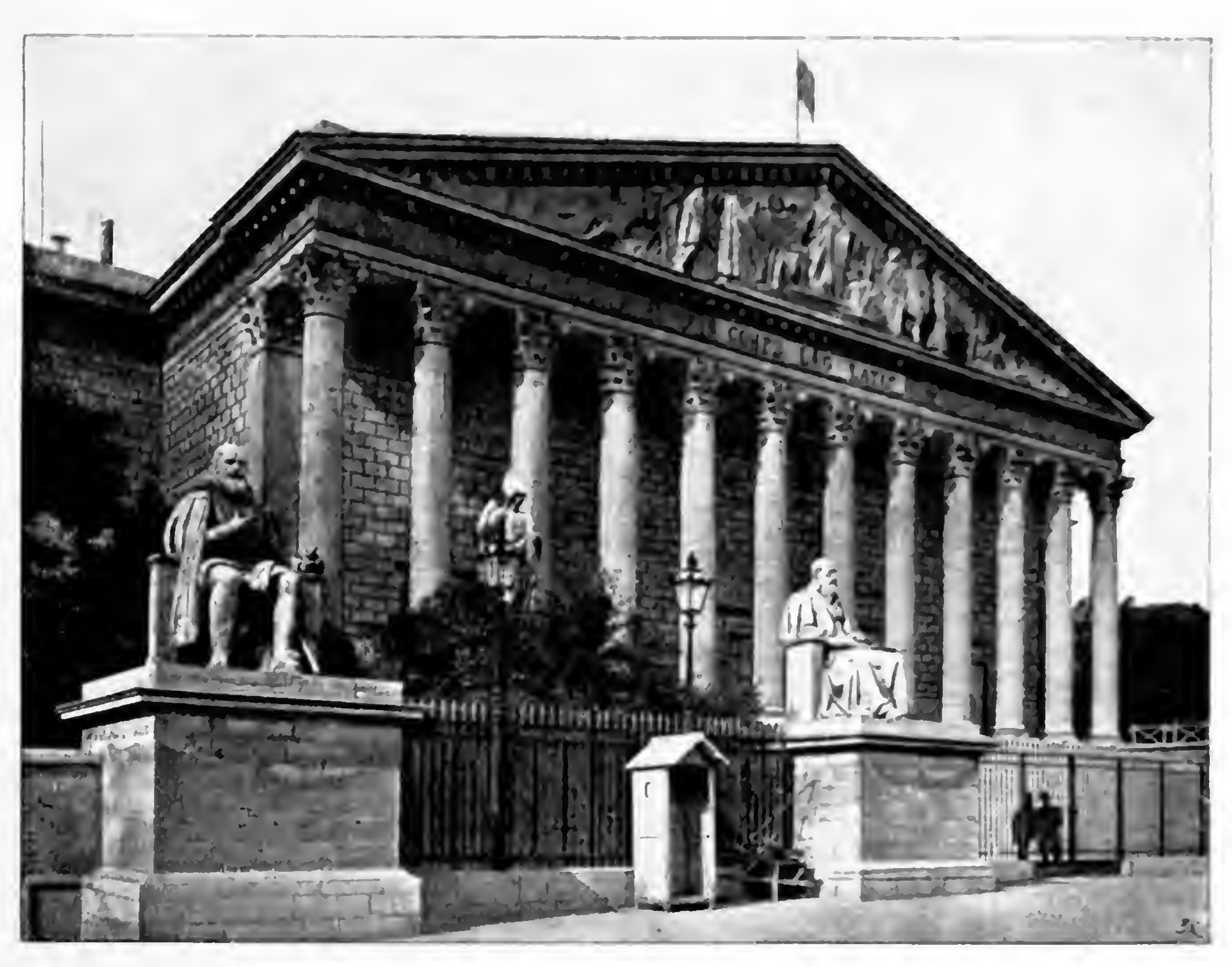
[illegible] Gebäude vergangener Zeiten schmähen und schelten, der neue Stil [illegible] die Alleinherrschaft, in dem nicht nur der allgewaltige Kaiser, [illegible] die Frauen sich für ihn erklärten und in ihrer Kleidung die Formen der alten [illegible] zu neuem Leben erstehen ließen. Wie die im Vordergrund stehenden Künste, Malerei und Skulptur, dem gleichen Ziel zustrebten, wird an anderer Stelle noch eingehend geschildert werden.

Somit über die Geschichte der Architektur und des Kunstgewerbes unter dem ersten Kaiserreich. In Deutschland bereiteten sich zur Zeit des Empire die Schulen von Berlin, München und Wien vor und wir werden später sehen, wie die Baukunst hier selbständig, wenn auch auf denselben Grundlagen fußend, ihre eigenen Wege wandelte; aber zunächst stand sie, wie das ganze öffentliche Leben jener Zeit, noch ganz unter dem alles bezwingenden Einfluß Napoleons — von einer selbständigen Entwickelung konnte in den von Frankreich geknechteten Ländern schon aus politischen Gründen gar keine Rede sein . . .

Selbst in England, das allein von allen Staaten der alten Welt dem Einfluß des despotischen Corsen sich dauernd zu entziehen vermochte, entstand während der Regierungszeit Napoleons I. kein einziges großes Bauwerk, dessen Stil und Ausführung den prüfenden Blick zu befriedigen vermöchte. Was die englischen Architekten während des ersten Dezenniums unseres Jahrhunderts schufen, war nüchtern und herb in den Linien und konnte mit den stolzen Prachtbauten der Hauptstadt Frankreichs so wenig sich messen, wie mit den Meisterwerken, die zur gleichen Zeit in Italien emporwuchsen. Nur auf dem Gebiet der Nutzbauten entstanden den französischen Technikern im Ausland ebenbürtige Konkurrenten, so in Schweden, wo der segensreiche, Nord- und Ostsee verbindende Götakanal, und in der Schweiz, wo unter der genialen Leitung Hans Konrad Eschers von der Linth die gewaltige Regulierung der Limmat in Angriff genommen wurde. Alle übrigen Nationen durften und konnten nur die „Bausteine" für die ragenden Siegesmale des welschen Kaisertums liefern . . .



Modedame der Empire-Zeit.
Nach einem gleichzeitigen Spottbild von Haller von Hallerstein.



Palais du Corps législatif in Paris.

Rechtspflege und Gesetzgebung.

Dem Kampf um die Gleichberechtigung des dritten Standes, unter dessen Zeichen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts stand, hatte die Rechtswissenschaft schon seit mehr als hundert Jahren vorgearbeitet. Männer wie Hugo Grotius, Thomasius, Wolff, Locke, Montesquieu, Rousseau, Kant und Fichte hatten — wie die damalige Weltanschauung überhaupt — radikal mit den Traditionen und der Erfahrung in der Rechtswissenschaft gebrochen und versucht, „aus der Vernunft heraus“ ein Rechtssystem zu konstruieren, das ein für alle Zeiten und für alle Völker giltiges „Naturrecht“ darstellen sollte. Unter dem Banne des Naturrechts standen auch die beiden bedeutendsten fürstlichen Gesetzgeber der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große und Joseph II., von denen der erstere in einer Verordnung vom 31. Dezember 1746 seinem Staatsminister Cocceji befahl, „ein teutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassung gründet, zu fertigen“. Die heutige Rechtswissenschaft hat diese naturrechtliche Richtung, vielleicht nicht mit Unrecht, scharf verurteilt, und auch damals kam man praktisch mit dem Naturrecht allein nicht aus; die auf Grund der genannten Verordnung Friedrichs des Großen unternommene gesetz-

[illegible] Hauptsache. Wie aber die Bewegung am Ende des vorigen [illegible], sondern nur der Sturm gewesen ist, der das Veraltete [illegible] Bahn für eine moderne Entwickelung der Menschheit geschaffen hat, [illegible] Verwertung des Naturrechts nur in seinen kritischen Eigenschaften. Auf [illegible] und wirtschaftlichem Gebiete hat es mit alten Vorurteilen [illegible] und dem Kampfe der Mittelklasse um die Gleichberechtigung den Boden geebnet. [illegible] hat es denn auch segensreich auf die Gesetzgebung eingewirkt und berechtigten Anteil am Verdienst des Zustandekommens der ersten bedeutenden Kodifikation der Neuzeit, des am 5. Februar 1794 publizierten „Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten“. Wie das Naturrecht der Ausgangspunkt der Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts geworden ist, so kann man das preußische Landrecht als ersten Markstein der neuen Epoche der Rechtspflege am Anfang des 19. Jahrhunderts ansehen. Es ist das erste in moderner Ausdrucksweise abgefaßte Gesetzbuch und in großen Teilen von modernem Geiste erfüllt.


Bigot de Préameneu.

Das erste Jahrzehnt unseres Säkulums brachte dann ein gigantisches Gesetzbuch: In Frankreich, dem Lande, wo der Kampf der Neuzeit gegen die alten Überlieferungen eben ausgetobt hatte, mußte man naturgemäß zuerst das Bedürfnis nach einem mit den neuen Anschauungen im Einklang stehenden Gesetzbuche empfinden. Bis zur Revolution zerfiel Frankreich in das „pays du droit coutumier“ und das „pays du droit écrit“; das erstere umfaßte im wesentlichen die Provinzen nördlich, das letztere diejenigen südlich der Loire; dort galt provinzielles und lokales Gewohnheitsrecht, hier das geschriebene römische Recht. Einen solchen Rechtszustand konnten die in der Revolutionszeit zur Geltung gekommenen Anschauungen nicht als verträglich mit den Anforderungen eines modernen Staates anerkennen, zumal beide Rechtsformen stark mit Grundsätzen des Feudalsystems durchsetzt waren. Schon die Verfassung von 1791 erklärte deshalb: il sera fait un code de lois civiles communes à tout le royaume — ein Civilgesetzbuch für das ganze Reich sollte erstehen. Die Schreckensherrschaft im Innern und die Kriege nach außen, welche die nächsten Jahre erfüllten, hielten indessen die Verwirklichung des Planes auf, bis der Konsul Bonaparte den Gedanken wieder aufgriff und seine Ausführung mit Eifer betrieb. Vier Männer, Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu und Maleville, wurden mit der Ausarbeitung eines Civilgesetzbuches betraut. Der Entwurf wurde nach Einfordern von Gutachten der höchsten Gerichtshöfe dem Staatsrat vorgelegt, der ihn unter lebhafter persönlicher Anteilnahme des ersten Konsuls durchberiet. In den gesetzgebenden Körperschaften stellten sich jedoch Schwierigkeiten entgegen, daß im Jahre 1802 die Vorlage zurückgezogen wurde. Im nächsten Jahre erfolgte indessen, nachdem die gewünschten Änderungen teilweise vorgenommen waren, eine neue Vorlage, die nunmehr zur Annahme gelangte. Das Gesetzeswerk wurde am 30. Ventôse des Jahres XII (21. März 1804) als „Code civil des Français“ öffentlich bekannt gemacht, ein Name, der bei der Errichtung des Kaisertums in „Code Napoléon“ umgeändert wurde. Zugleich wurde [illegible] des gesamten bürgerlichen und Strafrechts, sowie des Prozeßverfahrens in Angriff

genommen und in den nächstfolgenden Jahren durch die Ausarbeitung von vier weiteren Gesetzbüchern, und zwar 1806 der Civilprozeßordnung, 1807 des Handelsgesetzbuches, 1808 der Strafprozeßordnung und 1810 des Strafgesetzbuches (Code pénal) durchgeführt.

Was nun den Wert des Code civil anlangt, so ist zunächst rühmend hervorzuheben, daß seine Sprache knapp und klar, sein System durchsichtig ist, daß er die richtige Mitte zwischen allzu breiter Kasuistik und allzu abstrakter Formulierung hält, sowie insbesondere, daß er die Gleichheit aller vor dem bürgerlichen Recht ohne Ansehen des Standes und des Bekenntnisses streng durchgeführt hat. Manche Juristen, insbesondere deutsche, haben ihm dagegen Oberflächlichkeit, Unwissenschaftlichkeit und Vermengen des politischen Elements mit juristisch-technischen Dingen vorgeworfen. Indessen darf dabei nicht vergessen werden, daß seit Abfassung des Code civil die Wissenschaft gewaltige Fortschritte gemacht hat. Zweifellos hat gerade die Beseitigung aller Ungleichheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die große Verbreitung des Gesetzbuches herbeigeführt. So gilt er denn noch heute in großen Teilen Deutschlands, nämlich in dem linksrheinischen Teile der preußischen Rheinprovinz, in Rheinbayern, Rheinhessen, im Reichsland und, in Gestalt des badischen Landrechts von 1809, in Baden; ferner in Luxemburg, Belgien, Genf und in einem Teile des Kantons Bern; auch die Civilgesetzbücher von Holland, Italien, Rumänien und mehreren schweizerischen Kantonen sind dem Code civil nachgebildet. Gleich ihm haben auch die, weiter unten ausführlicher behandelten, vier anderen der „Cinq Codes“ ihren Einzug in einen großen Teil der civilisierten Welt teils unmittelbar, teils mittelbar gehalten.



Tronchet.
Nach der Statue von Roland in Versailles.

Weiter zurück noch als die Anfänge der napoleonischen Gesetzgebung liegen die einer anderen Kodifikation, die im Anfang des zweiten Dezenniums des 19. Jahrhunderts publiziert worden ist, nämlich des österreichischen Gesetzbuchs. Schon Maria Theresia hatte eine Kommission zur Ausarbeitung eines gleichen Rechts' für alle deutsch-böhmischen Erbländer eingesetzt. Es kam auch ein Codex Theresianus zu stande, der indessen seiner Weitschweifigkeit wegen nicht zum Gesetzbuch erhoben werden konnte. Die Arbeiten kamen darauf ins Stocken und auch die von Joseph II. und Leopold II. aufgenommenen gesetzgeberischen Versuche waren auf dem Gebiete des Civilrechts von keinem Erfolge gekrönt. Erst die politischen Ereignisse am Anfange des 19. Jahrhunderts brachten den Stein wieder ins Rollen. Die Wiedergeburt des niedergeworfenen Reiches führte auch zu einer Wiederbelebung des Gedankens Österreich.

[illegible] Dazu kam das Bewußtsein, daß Österreich nach Niederlegung der [illegible] Kaiser Franz I. in Wahrheit ein von dem übrigen Deutschland getrennter Staat sei, dessen Gesetzgebung fortan ihre eigenen Bahnen wandeln konnte. Die [illegible] 1790 unterbrochenen Arbeiten kamen sonach 1808 zum Abschluß und so wurde [illegible] Gesetzeswerk endlich am 1. Juni 1811 als „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch“ für die Provinzen Österreichs mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen publiziert.

Das preußische Landrecht, der Code civil und das österreichische Gesetzbuch schienen dazu bestimmt, die Grundpfeiler für die Entwickelung des bürgerlichen Rechts in Mitteleuropa im 19. Jahrhundert zu bilden. Es trat indessen ein Rückschlag gegen die Kodifikationsbestrebungen ein, und zwar knüpft sich seltsamerweise der Anfang dieser Reaktionsperiode an die erste Anregung eines allgemeinen deutschen Gesetzbuchs. Das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins nach den Freiheitskriegen hatte den Wunsch nach einem einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuch für ganz Deutschland erweckt. Man erblickte darin ein, wenn auch schwaches, Surrogat für den Mangel der politischen Einheit; vielleicht hoffte man auch, daß ein gemeinsames bürgerliches Gesetzbuch ein Mittel zur Herbeiführung dieser politischen Einheit werden könnte. Zu diesen Wünschen und Hoffnungen gesellte sich noch der durch den Haß gegen die Fremdherrschaft genährte Widerwille gegen das aufgedrungene französische Recht. Allen diesen Gefühlen gab eine 1814 erschienene Flugschrift des Heidelberger Professors Thibaut „Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland“ beredten Ausdruck.



Gegen Thibaut wandte sich Savigny in seiner berühmten Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“, in der er den Einwand erhob, daß die damalige Zeit für die Abfassung eines deutschen Nationalgesetzbuchs noch nicht reif sei und diese Behauptung durch eine Kritik der damals neu entstandenen Kodifikationen belegte, deren Unvollkommenheiten er hervorhob. Diese Mängel wurzelten — wie bereits oben im Anschluß an die Besprechung des Code civil kurz erwähnt wurde — vor allem in der mangelhaften Kenntnis, welche die damalige Zeit von dem gemeinen römischen und deutschen Recht besaß. Savigny verlangte deshalb, daß vorerst die Kenntnis des gemeinen römischen Rechts vertieft werde.



Portalis.

Die Savignysche Schrift ist für die Rechtsentwickelung im 19. Jahrhundert besonders in Deutschland von der größten Tragweite geworden. Sie hat nicht nur dem Plane eines deutschen Nationalgesetzbuchs für lange Zeit ein Ende gemacht, sondern überhaupt den Kodifikationsbestrebungen einen vorläufigen Damm entgegengesetzt und schließlich die Thätigkeit der Wissenschaft auf das



Friedrich Karl von Savigny.

Gebiet des gemeinen Rechts gelenkt; Savigny ist damit der Schöpfer der sogenannten historischen Schule geworden, die einen heftigen Rückschlag gegen die naturrechtliche verursachte und auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts das ganze neunzehnte Jahrhundert beherrscht.

*

Weit mehr noch als die Entwickelung des bürgerlichen Rechts am Anfange des 19. Jahrhunderts beruht die des Strafrechts auf den Ideen des Naturrechts und der Aufklärung. Die Strafgesetzgebung und Kriminalpraxis des 18. Jahrhunderts war noch ganz von dem Geiste der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. erfüllt. Die Constitutio criminalis Theresiana, der Teil der Gesetzgebung Maria Theresias, der wirklich ins Leben getreten ist, steht noch völlig unter dem Bann mittelalterlicher Anschauungen: Als Anhang ist ihr eine ausführliche Folterinstruktion mit Abbildungen von scheußlichen Marterwerkzeugen beigegeben! Die Vertreter des Naturrechts und der Aufklärung fanden daher auf dem Gebiete des Strafrechts ein besonders ergiebiges Objekt für ihre Angriffe, und nirgends vielleicht ist ihr Verdienst größer gewesen, als in der schonungslosen Geißelung der Mißstände auf dem Gebiete der Strafrechtspflege. Interessant ist dabei, daß nicht nur Juristen und Philosophen, sondern gerade Dichter und Schriftsteller sich lebhaft an der Reformbewegung beteiligten. Ein Hauptstein des Anstoßes war für die naturrechtliche Schule die grausame Bestrafung der Kindesmörderinnen gewesen, die Schiller Veranlassung gaben, in dem bekannten Gedicht „Die Kindesmörderin" wie in einem Plaidoyer alle Umstände zusammenzufassen, die eine mildere Bestrafung des Kindesmords rechtfertigten. Der im Jahre 1762 zu Toulouse an dem protestantischen Kaufmann Jean Calas verübte Justizmord, der ganz Europa mit Entsetzen

Strafrecht.

[illegible] der ganzen Bewegung: mit flammenden Worten beschuldigte [illegible] „Sur la tolérance" das Toulouser Gericht, wissentlich [illegible] und seine Hinrichtung zugelassen zu haben. Die Bewegung [illegible] schon in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts er- [illegible] dem Gebiete der Reformen schritt Rußland voraus; die Jahre 1753, 1764 [illegible] brachten hier durchgreifende Reformen, die sich insbesondere an den Namen [illegible] II. knüpfen, sowie die Abschaffung der Todesstrafe. Dasselbe geschah in Österreich durch das berühmte Gesetz Josephs II. (vom 13. Januar 1787) über Verbrechen und deren Bestrafung. In Preußen war die Reformbewegung nicht so radikal. Wohl hatte Friedrich der Große schon in den ersten Jahren seiner Regierung die Folter fast gänzlich beseitigt, aber zu einer Beseitigung der Todesstrafe ließ er sich nicht bereit finden. Auch das im preußischen Landrecht enthaltene Strafgesetz behielt die Todesstrafe bei. In anderen Ländern wurde die allzuschnelle Reform ebenfalls teilweise wieder rückgängig gemacht.

So kam es, daß bei Beginn des 19. Jahrhunderts die Strafgesetzgebung und Strafrechtswissenschaft bereits in ruhigere Bahnen einzulenken begannen. Gesetzgebung und Wissenschaft scharten sich um zwei Mittelpunkte: den französischen Code pénal und das bayerische Strafgesetzbuch von 1813. Der Code pénal von 1810, das zweite der schon oben erwähnten fünf großen Gesetzeswerke Napoleons, sei hier mit einigen Worten charakterisiert: Die Anfänge der französischen Reformbewegung reichen auch auf dem Gebiete des Strafrechts bis zur Revolutionszeit zurück. Die Vorläufer des Code pénal von 1810 waren der Code pénal von 1791 und der Code des délits et des peines vom 3. Brumaire des Jahres IV. Napoleon veranlaßte eine Neubearbeitung dieses Strafgesetzbuches, aus der 1810 der Code pénal hervorging. Wie alle französischen Gesetze aus der napoleonischen Zeit zeichnet auch er sich durch klare und präzise Ausdrucksweise aus, im übrigen steht er jedoch mit seinem völlig mechanischen Strafensystem ganz auf dem Boden der starren Abschreckungstheorie, die, seit 1832 wiederholt gemildert, noch heute die Grundlage der französischen Strafrechtspflege bildet. Der Code pénal hat bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die außerfranzösische Strafgesetzgebung — nicht zu ihrem Frommen — fast völlig beherrscht, insbesondere die der romanischen Länder, aber leider auch die Deutschlands.

Code pénal.

Nur einem Gesetzbuch war es bestimmt, dem Siegeslauf des Code pénal ein Paroli zu bieten, nämlich dem bayerischen Strafgesetzbuch. Der berühmteste Kriminalist aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, Anselm von Feuerbach, war der Schöpfer dieses Gesetzbuchs. Im Jahre 1804 erhielt er den Auftrag zur Ausarbeitung eines Strafgesetzentwurfs; 1807 war derselbe beendet und wurde, nach jahrelangen Beratungen, die sich infolge der politischen Ereignisse in die Länge zogen, am 16. Mai 1813 als „allgemeines Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern" verkündet. Das Bayerische Strafgesetzbuch beruht auf dem Prinzip des „psychologischen Zwanges", das sich als eine wesentliche Verfeinerung der alten im Code pénal zum Ausdruck gekommenen Abschreckungstheorie darstellt. Das Bayerische Strafgesetzbuch wurde auch in Oldenburg eingeführt und hat auf die spätere Strafgesetzgebung in Sachsen, Württemberg, Hannover und Braunschweig wesentlichen Einfluß ausgeübt.

Feuerbach.

Bayr. Strafgesetzbuch.

Hand in Hand mit einer Reform des materiellen Strafrechts ging seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Reform des Strafensystems. Nachdem man erkannt hatte, daß als [illegible] Strafmittel doch schließlich nur die Freiheitsstrafe in Betracht käme, begann man [illegible] den modernen Anschauungen gemäß einzurichten. Die alten Zuchthäuser



Anselm von Feuerbach.

waren polizeiliche Anstalten, die zur Verwahrung von Verbrechern und Armen, Landstreichern und Wahnsinnigen, Dirnen und Waisenkindern in buntem, bedenklichen Gemisch dienten. Eine rühmliche Ausnahme von diesen chaotischen Zuständen machten nur die Niederlande, wo systematisch eingerichtete, mit Arbeitszwang verbundene Korrektionshäuser zu finden waren. Gegen die erschreckenden Mißstände im europäischen Gefängniswesen wandte sich im Jahre 1774 zuerst der Engländer John Howard; zur selben Zeit aber hatte sich in Nordamerika unter dem Einfluß der Quäker eine Bewegung geltend gemacht, die 1790 zum Bau eines Zellengefängnisses zu Philadelphia führte, in dem die Einzelhaft streng durchgeführt und mit Arbeitszwang verbunden wurde. Das gleichfalls auf der Grundlage des Einzelhaft-Systems gebaute Gefängnis in Pittsburg wurde vorbildlich für den Bau und die Einrichtung der meisten modernen Zellengefängnisse, deren System nach der Heimat des Vorbildes „pennsylvanisches" genannt wird. Zellengefängnisse

*

Während sich so der moderne Geist auf dem Gebiete des Privatrechts durch Beseitigung der Standesunterschiede, auf dem Gebiete des Strafrechts durch Aufstellung milderer, und dabei doch zielbewußterer Maßregeln zur Bekämpfung des Verbrechertums geltend machte, ist er vielleicht nirgends von so großem Einfluß gewesen, als auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und des gerichtlichen Verfahrens, insbesondere des Strafverfahrens. Natürlich genug! Die erste Voraussetzung staatsbürgerlicher Freiheit ist ihre Sicherung gegen Willkür seitens der Polizei und Justiz. Auf dem festländischen Europa war bis zum Ausbruch der französischen Revolution der Grundsatz der Trennung von Justiz und Verwaltung noch nicht streng durchgeführt und im Zusammenhange damit stand es, daß Machtsprüche von seiten des Herrschers im monarchischen Staate nicht nur nichts Ungewöhnliches, sondern etwas vollkommen Gesetzmäßiges waren. In Preußen hatte indessen unter dem Einfluß Montes- Gerichtsverfassung

[illegible] der Große erklärt, daß er in die Entscheidung von [illegible] nicht eingreifen wolle, sich jedoch die landesherrliche Be[illegible], sowie die Disziplinargewalt über die Richter vorbehielt. [illegible] von der Verwaltung nicht scharf getrennt, und von der Regierung [illegible] gerade abhängig waren, schien freilich bedenklich, zog aber, zumal Mo[illegible] Wilhelm I. und Friedrich der Große an der Spitze standen, die ängst[illegible] die Unparteilichkeit der Gerichte wachten, keine erheblichen Mißstände nach sich.

[illegible] darnieder lag dagegen die Justiz in Frankreich. Hier ruhte die niedere [illegible] mitunter auch die höhere, in den Händen des grundbesitzenden Adels und der [illegible] Behörden. Die höchsten Instanzen bildeten die sogenannten Parlamente, deren [illegible]stellen zu vererblichem Eigentum verkauft waren. Die Staatsgewalt hatte also nicht den mindesten Einfluß auf die Besetzung der Gerichte, was allerdings eine gewisse Unabhängigkeit derselben zur Folge hatte — ein Vorteil, der jedoch durch den argen Mißstand wettgemacht wurde, daß die Richterämter Gegenstand des Handels, Privateigentums und der Ausbeutung waren. Daneben lief übrigens die Befugnis der Regierung, Prozesse an sich zu ziehen und durch Verhängung der berüchtigten „lettres de cachet“ Übergriffe in das Gebiet der Rechtspflege zu machen. Die französische Revolution räumte mit diesen Zuständen gründlich auf, leider nur um noch schlimmere an ihre Stelle zu setzen. Wie bei der Staatsverfassung richtete man auch bei der Gerichtsverfassung die Blicke auf England, um seine Einrichtungen zu übernehmen. Vieles wurde dann auch von dort übernommen, aber — teils aus Mißverständnis, teils bewußt — völlig entstellt.

Englische Justiz

Für eine Geschichte der Gerichtsverfassung im 19. Jahrhundert kommt die englische nur soweit in Betracht, als sie vorbildlich gewirkt hat und noch vorbildlich wirken wird. Insoweit aber kann eine Schilderung ihrer Grundlagen gar nicht umgangen werden. Neben dem Oberhaus, das die Spitze der englischen Gerichtsverfassung und zugleich den obersten Kassationshof bildet — den Vorsitz bei seinen Verhandlungen führt der Lordkanzler als höchster Justizbeamter — liegt der Schwerpunkt der Rechtspflege in drei in London ansässigen Centralgerichtshöfen, denen die gesamte Civilrechtspflege für ganz England nach Wahl des Klägers zusteht. Aus ihnen gehen die Richter, die den Civil- und Kriminalassisen periodisch vorsitzen, hervor. Die drei Gerichte haben außerdem ein Aufsichts- und Disziplinarrecht über alle Untergerichte und fungieren zugleich teils getrennt, teils zu einem Plenum vereinigt, als Berufungsinstanz in Civil- und Strafsachen. Die Zuständigkeit der Strafgerichte ist eine dreifache. Die ordentlichen Strafgerichte sind die Schwurgerichte der Grafschaften; für mittlere Vergehen fungieren die Quartalssitzungen der Friedensrichter, die große Menge der kleinen Straffälle wird von dem einzelnen Friedensrichter abgeurteilt. Sämtliche englischen Strafgerichte urteilen, mit Ausnahme der Friedensrichter, unter Hinzuziehung einer Jury, die aus einer Anklagejury und einer Urteilsjury besteht. Auch die meisten Civilgerichte urteilen in der Regel unter Zuziehung einer Jury.

Der Richterstand in England ist mustergiltig. Die Stellung der Richter ist eine lebenslängliche, sie sind nur durch den König auf Ersuchen beider Parlamentshäuser absetzbar, und werden den verdientesten Mitgliedern des Anwaltstandes entnommen. Ihre Zahl ist eine [illegible] geringe (etwa 40), ihre Besoldung eine sehr hohe. So erhalten z. B. die Präsidenten [illegible] Centralgerichtshöfe in London 160 000 bezw. 140 000 Mark, die Richter durch[illegible] [illegible]000 Mark pro Jahr. Nur die sog. Friedensrichter sind unbesoldete Selbst-

verwaltungsbeamte. Eine Staatsanwaltschaft im eigentlichen Sinne besaß und besitzt England nicht; der „attorney general“ und der „solicitor general“ sind Rechtskonsulenten des Ministeriums und Generalfiskale der Krone und pflegen nur eine sehr kleine Anzahl von Verbrechen zu verfolgen. Im übrigen übernimmt die Strafverfolgung, allerdings im Namen und Auftrag des Staates, der Verletzte. Was schließlich die Besetzung der Geschworenenbank anlangt, so sei bemerkt, daß sie durch den Sheriff, einen unabhängigen Grafschaftsbeamten, zu jeder Assise aus der Urliste vorgenommen wird. Dies ist in großen Zügen das Bild der englischen Gerichtsverfassung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sie wohl mehrfach erhebliche Veränderungen erfahren, doch sind dieselben fast nie über das allernächste Bedürfnis hinausgegangen; die Grundlagen sind bis heute dieselben geblieben.

Als Vorbild der europäischen Gerichtsverfassungen im neunzehnten Jahrhundert diente die französische, deren Anfänge in die Revolutionszeit zurückreichen. Die Nationalversammlung hatte eine gänzliche Reorganisation der Gerichtsverfassung beschlossen und der erste Schritt hierzu war die Übernahme der englischen Urteilsjury im Strafprozeß. Die Einführung der englischen Civiljury wurde auf Tronchets Abraten abgelehnt. Der alles beherrschende Gedanke der Volkssouveränität führte dazu, daß man die Geschworenen und auch die Richter auf eine Anzahl von Jahren vom Volke wählen ließ. Damit war die Parteijustiz zum Prinzip erhoben: um wiedergewählt zu werden, mußten die Richter sich befleißigen, nach den Wünschen ihrer Wähler Recht zu sprechen. Daß man auch die Geschworenen durch das Volk wählen ließ, hing damit zusammen, daß die Teilnahme an der Jury als ein wertvolles politisches Recht erschien. Rechtsmittel gegen die Urteile der „souveränen Volksgerichte“ gab es nicht! Eine Neu-



Englischer Lordkanzler zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

[illegible] Gesetzgebung in der oben erwähnten Straf- [illegible] Sie brachte den Grundsatz der Gleichheit aller vor dem [illegible], und beseitigte alle Sondergerichte. Dagegen war ihre Organisation [illegible] geeignet, die Justiz in den Dienst der zeitigen Machthaber zu stellen. [illegible] nahm, im Vergleich zu der Revolutionsgerichtsverfassung, nunmehr die [illegible] Regierung die Stelle des Volkes ein.

[illegible] worden und in die Gesetzgebung fast aller Staaten des festländischen [illegible] übergegangen ist die an die Dreiteilung der strafbaren Handlungen in Übertretungen, Vergehen und Verbrechen sich anschließende Dreiteilung der Gerichte. Die Übertretungen werden von den Friedensrichtern erledigt, die Vergehen kommen vor den Zuchtpolizeigerichten zur Verhandlung, die Abteilungen der Kreisgerichte sind; die Civilabteilungen dieser Kreisgerichte bilden, neben besonderen Handelsgerichten, von Bagatellsachen abgesehen, die erste Instanz in Civilsachen. Die Verbrechen werden vor die Schwurgerichte (Assisen) gebracht, die Ausschüsse der an die Stelle der alten Parlamente getretenen Appellhöfe sind. Über allen diesen Gerichten steht der Kassationshof, der als oberste Kontrollinstanz nur die Aufgabe hat, ungesetzliche Beschlüsse der unteren Instanzen aufzuheben. Die napoleonische Urteilsjury setzte sich nur aus Höchstbesteuerten, Beamten und Gelehrten zusammen; die engere Wahl zu jeder Assise wurde durch den abhängigsten Verwaltungsbeamten, den Präfekten, getroffen. Die Folge dieser Art der Zusammensetzung war schroffe Parteilichkeit, und nichts blieb mehr von dem Geiste der englischen Jury. Zur Verfolgung von Delikten ward eine besondere Anklagebehörde, die Staatsanwaltschaft, gebildet, deren Beamte jederzeit absetzbar waren und noch heute sind. Da noch hinzukommt, daß sie das Anklagemonopol haben, so ist die Folge, daß die jeweilige Regierung stets von den Gesetzen entbunden ist.

Die unerhörten Mängel der Napoleonischen Gerichtsverfassung machten sich sofort nach dem Sturz des Kaisers bemerkbar; seit den zwanziger Jahren begannen deshalb Reformversuche, auf die in den späteren Abschnitten zurückgekommen werden wird. Indessen wurzeln die Ursachen der parteiischen Rechtspflege in Frankreich nicht so sehr in der Organisation der Gerichte, als vielmehr in dem französischen Nationalcharakter. Seit der großen Revolution hat Frankreich viele Regierungsformen gehabt; fast immer aber ist die Justiz die Dienerin der herrschenden Partei gewesen und hat sich ihrer eigentlichen Aufgabe, die Interessen der Gesamtheit und die des mit ihr in Konflikt geratenen Individuums unbeirrt gegeneinander abzuwägen und auszugleichen, niemals gewachsen gezeigt. Noch heute ist die Rücksicht auf das Staatsinteresse fast immer der allein maßgebende Faktor für die französische Justiz, ein Prinzip, das dem Begriff, den sich alle Völker und alle Zeiten von der Gerechtigkeit gemacht haben, geradezu ins Gesicht schlägt.

Die Übertragung der französischen Justizorganisation auf Deutschland erfolgte in doppelter Weise: im linksrheinischen Deutschland als Überbleibsel der französischen Invasion zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in den rechtsrheinischen Landesteilen als Konzession an die revolutionäre Bewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts; dieser letztere Teil gehört der hier behandelten Epoche noch nicht an. Die Stein-Hardenbergschen Reformen in Preußen übernahmen die französischen Einrichtungen nicht, sie begnügten sich vielmehr damit, durch [illegible] der Geschäfte der Kammerjustizdeputationen auf die ordentlichen Gerichte und [illegible] Umwandlung der Provinziallandesjustizkollegien in Oberlandesgerichte den Grundsatz [illegible] von Justiz und Verwaltung völlig durchzuführen. Bei dieser Organisation ist

es im rechtsrheinischen Preußen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts geblieben, während in den linksrheinischen Gebieten bereits die französische Gerichtsverfassung zur Anwendung kam.

*

Was nun das Prozeßverfahren anlangt, so wird es sich hier darum handeln, in erster Linie eine Geschichte des Strafprozesses zu geben, die des Civilprozesses dagegen nur mit kurzen Worten zu kennzeichnen. Die große Masse des Volkes hat dem Schicksal des Civilprozesses, der für den Juristen allerdings das größere Interesse bietet, stets eine gewisse Gleichgiltigkeit entgegengebracht und sich bei seiner Regelung fast stets der Ansichten der Fachmänner untergeordnet, während der Strafprozeß in seiner Geschichte stets die Spuren des Verfassungslebens der Völker, wenig oder fast gar nicht dagegen die der wissenschaftlichen Ideen seiner Zeit trägt. So hatten wir oben gesehen, daß man auf Tronchets Abraten aus juristisch-technischen Gründen, trotz der Bewegtheit der Zeit, auf Einführung der englischen Civiljury in Frankreich völlig verzichtet, dagegen den Gedanken des Volksgerichts im Strafverfahren bis zum Zerrbild verwirklicht hatte.

Der preußische Civilprozeß im Anfange des 19. Jahrhunderts beruhte auf der allgemeinen Gerichtsordnung vom 6. Juli 1793. Dieses noch heute für die freiwillige Gerichtsbarkeit in Preußen maßgebende Gesetz hatte in seinem prozeßrechtlichen Teile den Charakter eines die Parteien bevormundenden Prozeßgesetzes. Der Richter sollte bei seinem Urteil nicht wie im gemeinen Prozeß das bloße Parteivorbringen zu Grunde legen, sondern von Amtswegen die Wahrheit zu erforschen suchen. Die Partei sollte nicht — wie im gemeinen Prozeß — verpflichtet sein, alle Angriffs- und Verteidigungsmittel auf einmal vorzubringen, sondern berechtigt sein, damit im Laufe des Prozesses hervorzukommen. Civilprozeß

Die französische Civilprozeß-Ordnung von 1806 beließ es im wesentlichen bei den Grundsätzen der ordonnance civile von 1667, brachte aber — von einigen Ausnahmen abgesehen — das Prinzip der Öffentlichkeit und Mündlichkeit zur vollen Geltung.

Sehr im Argen lagen dagegen die Zustände auf dem Gebiet des Strafprozesses, und zwar sowohl in Frankreich, wie in Deutschland. Der Strafprozeß war am Anfange dieses Jahrhunderts, trotzdem die Karolina den Anklageprozeß zuließ, in Deutschland reiner Inquisitionsprozeß, d. h. der Richter schritt von Amtswegen ein, war also Ankläger und Richter in einer Person. In Frankreich entwickelte sich bei den königlichen Gerichten allerdings das sogenannte ministère public, dem die Erhebung der Anklage oblag. Da aber der Satz galt: „Tout juge est officier du ministère public," war auch in Frankreich der Inquisitionsprozeß gesetzlich sanktioniert und in Übung. Eine Verurteilung durfte nach dem, dem kanonischen Strafprozeß entlehnten, Satze: „Confessus aut convictus" nur erfolgen, wenn der Angeklagte gestand, oder durch Zeugen überführt wurde. Die Abschaffung der Folter Ende des 18. Jahrhunderts hatte in dieses Beweisverfahren eine Lücke gerissen. Die Doktrin schwankte, ob beim Vorliegen der Indizien, die früher eine Anwendung der Folter rechtfertigten, eine Verurteilung erfolgen dürfe, oder ob der zwar dringend Verdächtige, aber nicht Überführte mit einer Verdachtsstrafe zu belegen sei. Einer Verteidigung des Beschuldigten ermangelte es während des ganzen Verfahrens, und in der Hauptverhandlung wurde fast ausschließlich auf Grund des Aktenberichts entschieden. Im Bann des alten Systems steht noch die preußische Kriminalordnung vom 11. Dezember 1805, während die neue französische Strafprozeßordnung von 1808 viele wohlthätige Neuerungen enthielt, die — soweit sie wohlthätig wirkten — auf dem englischen Strafprozeß beruhten. Strafprozeß.

[illegible] bereits im 18. Jahrhundert überwiegend Anklageprozeß, [illegible] des Verletzten, der Polizei oder der Fiskale ein- [illegible] das Prinzip der Öffentlichkeit, und zwar nicht nur in [illegible] auch zumeist in der Voruntersuchung. Nach ihrer Beendigung [illegible] entweder außer Verfolgung gesetzt, oder vor die Assisen gebracht. [illegible] die Eröffnung des Hauptverfahrens, so wird der Angeklagte ver- [illegible] schuldig im Sinne der Anklage, so verhängt der Richter ohne Zuziehung [illegible] die Strafe; anderenfalls wird vor der Urteilsjury in die Verhandlung [illegible]. Bei der Urteilsfällung kann der Richter, falls er der Überzeugung ist, daß die [illegible] den Thatbestand der unter Anklage stehenden strafbaren Handlung nicht ergeben [illegible] die Jury anweisen, den Angeklagten für „nicht schuldig" zu erklären; auch sonst sind die Geschworenen an die Rechtsbelehrung des Richters gebunden, und über den mündlich abgegebenen Wahrspruch kann in öffentlicher Sitzung zwischen Richter und Jury solange verhandelt werden, bis jedes Mißverständnis ausgeschlossen und die wahre Absicht der Geschworenen klargestellt erscheint.

Frankreich übernahm von England das Prinzip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens an Stelle der Aktenvorträge, das Prinzip der freien richterlichen Beweiswürdigung an Stelle der formalen Beweistheorie des alten Prozesses und eine scharfe Trennung der einzelnen Stadien des Verfahrens. Auch wurde für die Verteidigung des Angeklagten gesorgt, der von nun an nicht mehr — wie im Inquisitionsprozeß — als Objekt der Untersuchung, sondern als Partei des Verfahrens erschien. Eine Reihe weiterer englischer Einrichtungen sind dagegen nur entstellt oder unvollkommen übernommen worden, entstellt z. B. der Anklageprozeß, der durch die Organisation der französischen Staatsanwaltschaft unter Napoleon I. leicht zum Werkzeug der Parteileidenschaft werden konnte, und unvollkommen das Prinzip der Öffentlichkeit, das nur für die Hauptverhandlung, aber nicht für die Voruntersuchung durchgeführt wurde. Was die Mitwirkung der Geschworenen anlangt, so hat die Strafprozeßordnung von 1808 eine schroffe Trennung an Stelle des Zusammenwirkens von Jury und Richter gesetzt und durch Veränderung der englischen Grundsätze über den Einfluß, der dem Richter auf den Wahrspruch der Geschworenen zusteht, das Institut der Schwurgerichte zu einem Danaergeschenk gemacht. Das französische Strafprozeßrecht hat eine ungeheure Verbreitung gefunden. Es drang durch die Napoleonische Weltherrschaft in Deutschland, Italien, der Schweiz und den Niederlanden ein. In den Rheinlanden blieb das französische Verfahren gleich der französischen Gerichtsverfassung auch nach Napoleons Sturz bestehen, und auf französischer Grundlage wurden die Strafprozeßgesetze von Belgien, Portugal, Griechenland, Rumänien und Brasilien aufgebaut.

Die Rechtspflege zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand, wie wir sahen, fast in allen europäischen Ländern unter französischem Einfluß, und auf diesem Gebiet hatten die Schöpfungen des Napoleonischen Kaisertums, in erster Linie der in vieler Hinsicht segensreich wirkende Code civil, viel längeren Bestand, als auf dem der Politik . . .

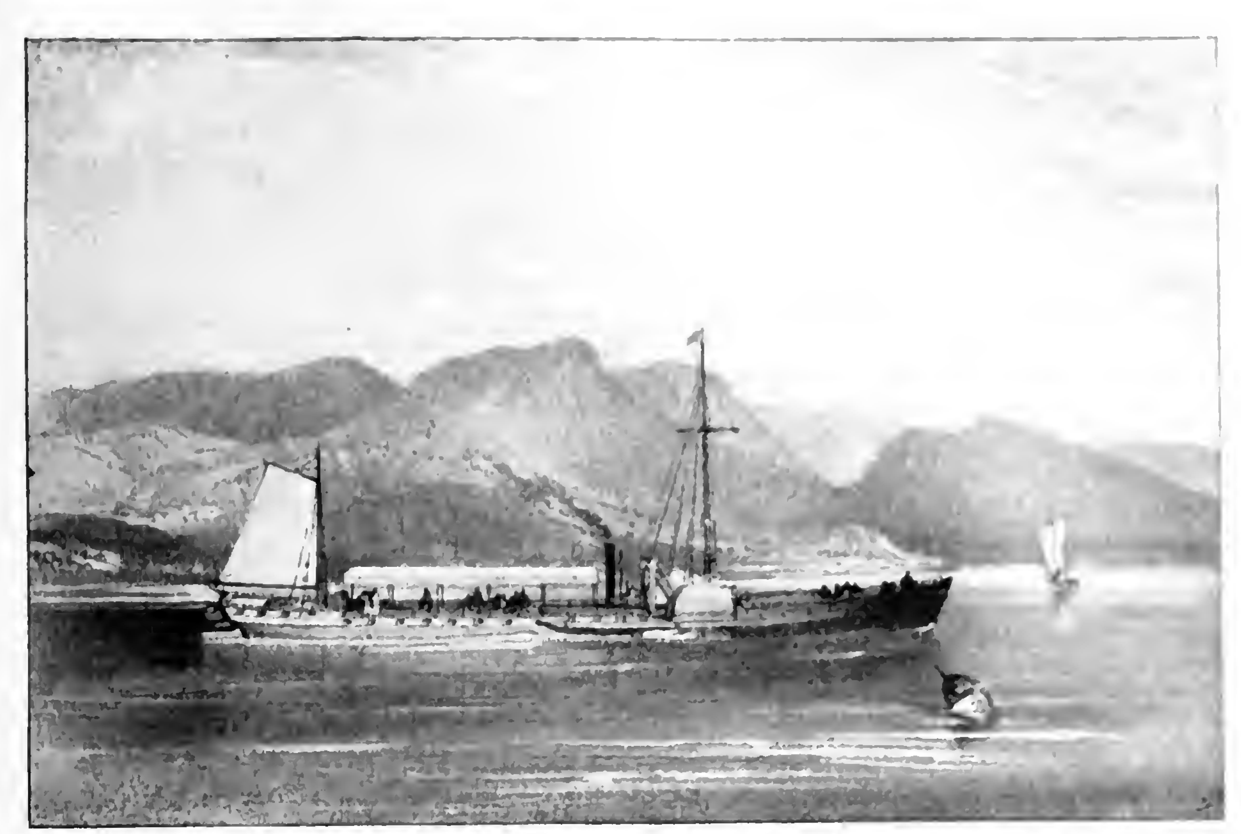




„Der Liebesmarkt". Porzellan Gruppe aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Nach dem Original aus der Kgl. sächsischen Manufaktur zu Meißen

Beilage zu Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert"



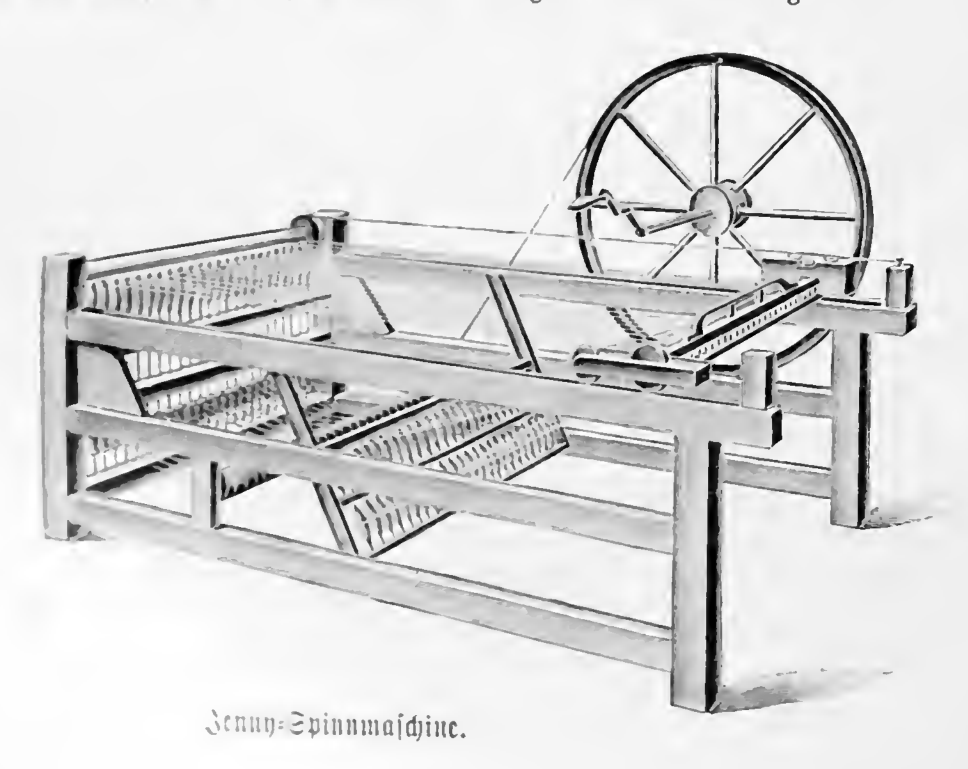
Fultons Dampfschiff „Clermont“.

Technik und Industrie.

Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika, die kolonisatorischen Bestrebungen der Spanier, Portugiesen, Niederländer und Engländer hatten den Warenmarkt so sehr erweitert, daß die mittelalterlichen Produktionsverfahren die wesentlich gesteigerten Bedürfnisse nicht mehr zu decken vermochten. An die Stelle des handwerksmäßigen Einzelbetriebes, der kleinlichen Zwergproduktion trat deshalb das organische Zusammenarbeiten mehrerer oder vieler Teilarbeiter, von denen jeder nun nicht mehr allein eine fertige Ware, sondern nur noch einen Teil derselben und diesen natürlich mit der überlegenen Vollkommenheit herstellte, die dem schablonenhaften Arbeiten bei nur wenigen Handgriffen eigen ist. Der Manufakturbetrieb, der sich vom Beginn der Neuzeit an allmählich entwickelte, charakterisiert die fortgeschrittenen Industrien am Anfang des 18. Jahrhunderts, vor allem gewisse Zweige der Eisen- und Metallproduktion, die Herstellung der Nadeln, Nägel, Messer, Werkzeuge; dann aber auch die Gerberei, die Lederverarbeitung, die Glasbläserei, die Uhrmacherei u. s. w. Der Ersatz des Teilarbeiters, der ein einzelnes Werkzeug handhabt, durch einen Mechanismus, der mit einer Masse derselben oder gleichartiger Werkzeuge auf einmal operiert und von einer Triebkraft, welches immer ihre Form sei, bewegt wird, rief die industrielle Revolution hervor, die fast die ganze zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ausfüllte, und auch heute noch nicht beendet ist.

Es ist kein blinder Zufall, daß Wyatts Spinnmaschine (1730) und Kays Schnellschütze (1733) [illegible] gerade in England aus der Taufe heben konnten, während das [illegible] Spinnrad, eine alte deutsche Erfindung, das Vorbild der späteren Spinning-Jenny, die Dampfmaschinen, die Peter der Große zur Bewässerung seiner Gärten [illegible], und die Maschinenweberei (Bandmühle), die gegen 1579 in Danzig erfunden worden war, so gänzlich ohne Einfluß auf die industrielle und technische Entwickelung geblieben sind. Im vermeintlichen Interesse des Volkes hat allerwärts die staatliche Polizeigewalt das Aufkommen der Maschinen verhindert — so haben die Danziger den Erfinder der „Bandmühle“ heimlich ersäufen lassen — überall auf dem Festlande war die Produktion durch Reglements in bestimmten Schranken gehalten, und es gab in Frankreich eine Zeit, wo Heinrich III. in einer königlichen Ordonnanz das Arbeiten ein „droit royal et domanial“ nannte, so daß dieser königlichen Vorstellung gemäß nur jener arbeiten durfte, dem es von seinem Landesherrn gnädiglich gestattet worden war. Inspektoren zerbrachen die Webstühle, verbrannten die Stoffe, diktierten Strafen aller Art, wenn sie irgend eine Veränderung in der vorgeschriebenen Herstellungsart entdeckten. Was man fabrizierte, war gut, aber es war verboten, es besser zu machen! Während eines ganzen Jahrhunderts kämpfte ein großer Teil der Industrie auf dem Kontinent gegen diese Reglements, die übrigens selbst Napoleon zum Teil wieder aufleben ließ, nachdem sie von der französischen Revolution beseitigt worden waren. Aber ebenso hat der Haß der Massen gegen die Erfindungen allenthalben die Erfinder verfolgt; selbst in England, dem im 18. Jahrhundert fortgeschrittensten Handelsstaate, haben englische Fabrikanten und Erfinder Schlimmes erdulden müssen. Kay mußte sein Heimatland verlassen und auch viele spätere Erfinder waren nicht in allen Grafschaften ihres Lebens sicher. Ein gewerblicher Umschwung konnte sich also nur auf einem Gebiete vollziehen, das frei war von einer rechtlichen Ordnung des Gewerbes im älteren Sinn, und dieses Gebiet war einzig die in England zu hoher Blüte sich entwickelnde Baumwollenindustrie, die noch keine gewerbliche Tradition besaß.

Spinnerei. Der Umschwung ergriff zunächst die Spinnerei, schon aus dem Grunde, weil bisher die Nachfrage nach Garn dem Angebot weit vorausgeeilt war — ein Handweber vermag bequem die Leistung von etwa zehn Handspinnern zu bewältigen. Von der englischen Maschinenspinnerei nahm der technische Umschwung seinen Ausgang, während der Erfindergeist auf dem Kontinent sich noch darauf beschränkte, kunstvolle Automaten zu bauen, wahre Wunderwerke der Mechanik, wie Vaucansons Ente, die fraß und verdaute, desselben Meisters Flötenspieler, der alle Finger richtig bewegte, der schrei-



Jenny-Spinnmaschine.

bende Knabe des älteren und die Klavierspielerin des jüngeren Droz, die nach beendeter Kunstleistung aufstand, um der Gesellschaft eine höfliche Verbeugung zu machen. In Goethes Homunculus spiegelt sich das Bestreben wieder, das zahlreiche Erfindergenies in Atem hielt: den Mann von Fleisch und Blut, der müde wird und Nahrung verlangt, durch einen Automaten zu ersetzen, der unermüdlich, mit größter Präzision und ohne Lohnansprüche dem Menschen die schwere Last der Arbeit abnimmt.

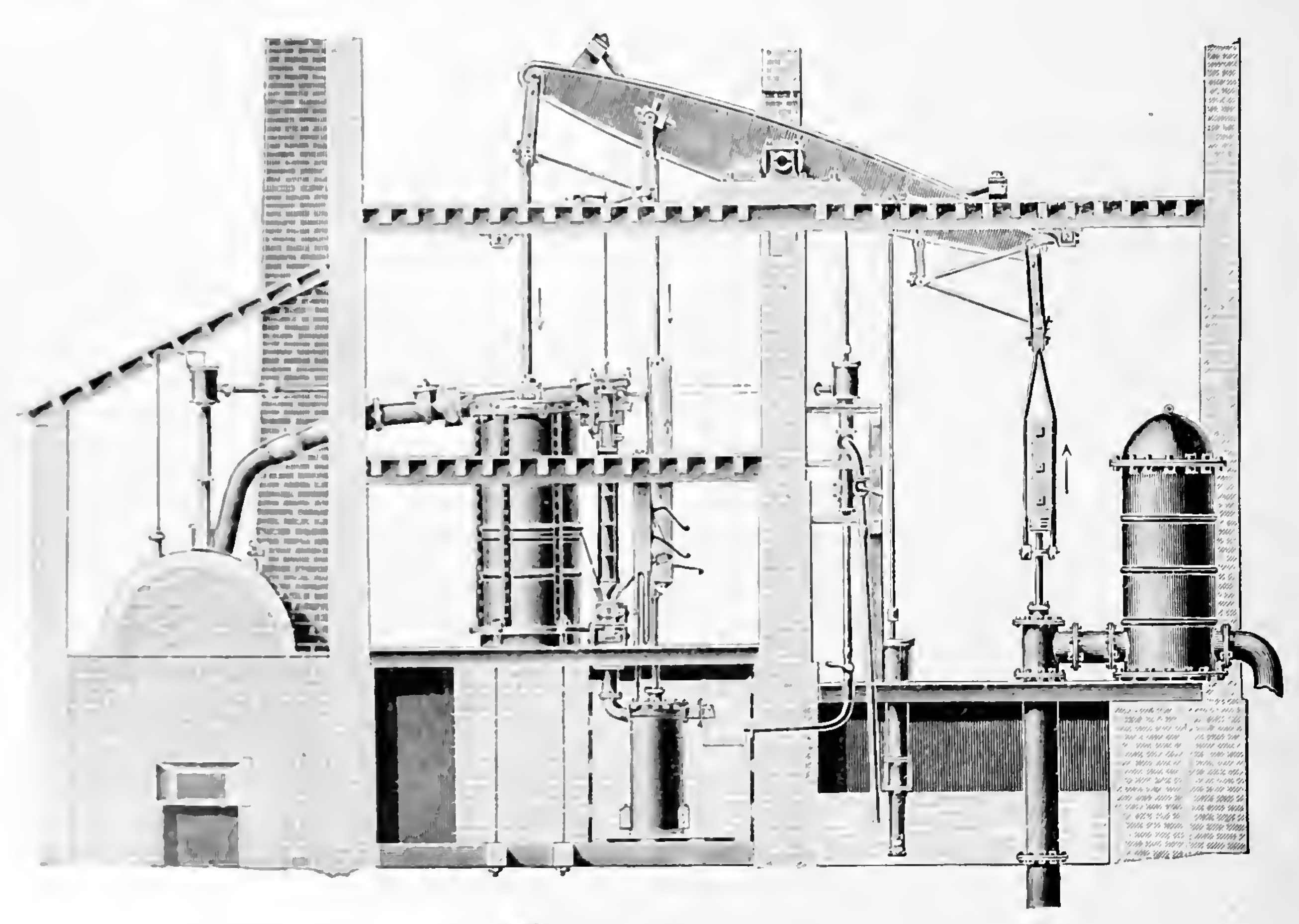
Der in einzelnen Industriezweigen zu großartiger Höhe entwickelte Manufakturbetrieb hatte jedoch bereits gelehrt, daß nicht die Vervollkommnung der gesamten Fähigkeiten eines Menschen, sondern die Vervollkommnung einer einzigen, eng begrenzten Fähigkeit, die höchste Leistungsfähigkeit hervorzubringen vermag. Das Bedürfnis nach erhöhter Produktivität der Industrie war vorhanden, was Wunder, daß der Erfindergeist nun nicht mehr darauf gerichtet war, einen automatischen, besonders leistungsfähigen Menschen von Eisen zu bauen, sondern vielmehr ein automatisches Werkzeug, das dem Arbeiter nur einen einzigen oder einige wenige Handgriffe abnehmen sollte. In der Spinnmaschine ward dieses Prinzip verkörpert, sie gewährleistete demnach auch eine ungleich größere Herrschaft über die Naturkräfte als der kunstvollste Automat, der den Menschen kopieren wollte, dabei aber doch nur ein kostspieliges Spielzeug blieb. Die Spinnmaschine mit ihrer ungeheuer gesteigerten Leistungsfähigkeit dem

Mechanischer Webestuhl aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

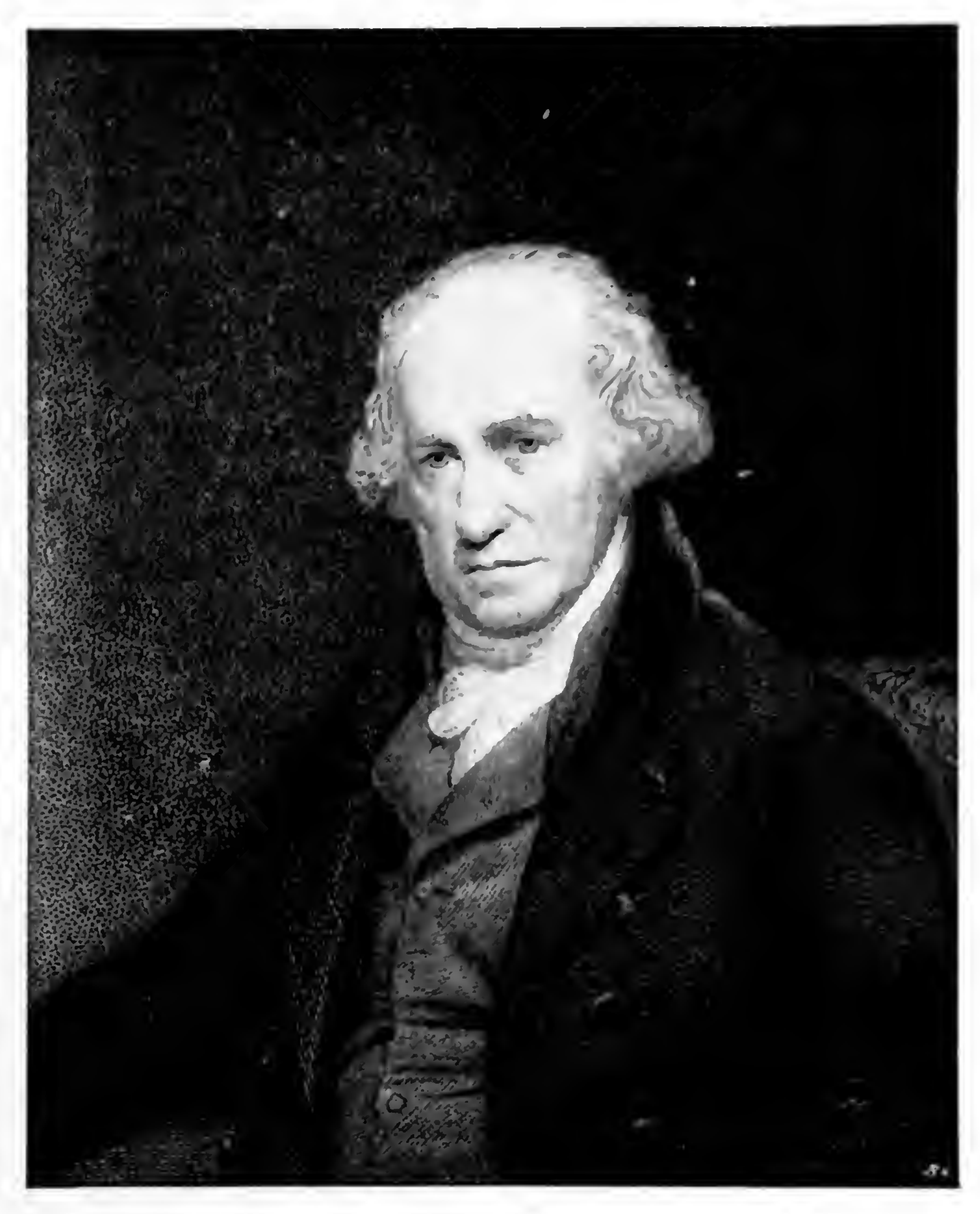
[illegible] in erster Linie auch einen vollkommeneren Webestuhl, [illegible] zu bewältigen vermochte. Die Idee des lange vorher er- [illegible] fand nun erst die richtige Basis für ihre Verwirklichung. [illegible] Webstuhl eine außerordentliche Präzision der Ausführung, das Zu- [illegible] Funktionen bedingte, und andererseits Kays Schnellschütze — die [illegible] Bewegung des Weberschiffchens — leicht an jedem Handwebestuhl anzu- bringen war, wodurch dessen Leistungsfähigkeit auf das Doppelte gesteigert und zugleich [illegible] in doppelter Breite gewebt werden konnten, so vergingen nach Hargreaves Jenny- Spinnmaschine (1767) und Arkwrights Spinning Throstle (1768) doch noch beinahe zwanzig Jahre, bis Cartwright mit einem praktisch brauchbaren Kraftstuhl im Jahre 1785 herauskam, in demselben Jahre, da Arkwrights Patent erlosch und Samuel Crompton mit der Kombination von Hargreaves und Arkwrights Erfindung, der Mule-Jenny, an die Öffentlichkeit trat.

Dampf- maschine

In Watts doppelt wirkender Dampfmaschine fanden die Textilmaschinen einen gewaltigen, vom Ort unabhängigen Motor. Man datiert häufig von der Erfindung der Dampfmaschine bzw. ihrer Verbesserung durch James Watt (einfach wirkende Maschine Watts 1764, doppelt wirkende 1782) den Beginn des modernen Industrialismus, aber mit Unrecht. Der Motor an sich, und selbst der vollkommenste, ist wertlos, wenn nicht ein Zwischenglied vorhanden ist, das die Formänderung des Rohstoffes vollziehen kann. Wäre die Dampfmaschine als Motor allein im stande gewesen, den Warenberg ins Unendliche anschwellen zu lassen, so ist kein Grund abzusehen, weshalb diese Wirkung nicht von irgend einer anderen Umlaufmaschine, dem Wassermotor z. B., der bereits den alten Ägyptern bekannt war, hervorgebracht werden konnte. Es ist allerdings richtig, daß die Spinnmaschine und der Kraftstuhl auch ihrer-



Watt-Dampfmaschine.



James Watt.
Nach dem Kupferstich von C. E. Wagstaff.

seits ohne Motor wertlos oder nahezu wertlos sind; aber an sich ist es völlig gleichgültig, ob die Antriebsmaschine ein Wasser-, Wind- oder Dampfmotor ist. In der That wurden denn auch die ersten englischen Spinnmaschinen von Eseln und Wasserrädern angetrieben.

Daß die Dampfmaschine den Industrialismus mit so fabelhafter Schnelligkeit emporblühen ließ, lag daran, daß sie es ermöglichte, die Industriecentren nach den Haupthandelsplätzen und den Erzeugungsstätten der Rohstoffe zu verlegen, so daß die äußeren Schwierigkeiten, die dem Aufschwung der Industrie im Wege standen, beseitigt wurden. Die gewaltig emporstrebende Textilindustrie erheischte von Anfang an einen vom Ort unabhängigen Motor, und die Erfindung der Dampfmaschine in ihrer von Watt verbesserten Auflage gerade zu einer Zeit, wo die Arbeitsmaschinen ihren Siegeslauf begannen, war nicht einem gefälligen Zufall zu danken, sondern bedingt durch die Bedürfnisse der neuen Industrie, die den Erfindergeist vor die Lösung einer Aufgabe stellte, deren Vorbedingungen bereits gegeben waren.

Schon die ersten Arbeitsmaschinen in der Textilindustrie wälzten diese von Grund aus um und wirkten auf die mannigfachsten Industriezweige revolutionierend ein. Flachs und

[illegible] immer mehr ins Hintertreffen, weil sie nicht so leicht, wenigstens [illegible] nicht maschinenmäßig zu verspinnen waren. Die Landwirtschaft wandte sich deshalb von diesen Kulturpflanzen dem Bau anderer Erzeugnisse zu. Die Maschinenspinnerei machte die Maschinenweberei notwendig und beide zusammen eine Reform der Bleicherei (Bertholets Chlorbleiche 1785, verbessert durch Mac Intosh 1798), Druckerei und Färberei. Die gewaltigen Eisenmassen, die für den Bau der Dampf- und Arbeitsmaschinen u. s. w. zu bewältigen waren, erheischten selbst wieder Maschinen, die manufakturmäßig nicht herzustellen waren. Die ersten Spinnmaschinen, aus deren Abbildung die naive, fast untechnische Konstruktion erhellt, wurden von geschickten Mechanikern im Wege der Handarbeit hergestellt, ebenso die ersten Dampfmaschinen und Kraftstühle. Je mehr der Großbetrieb in der Textilindustrie sich reckte und streckte, desto lebhafter wurde der Bedarf nach den neu erfundenen Maschinen, desto größer wurden die Ansprüche an die Präzision der Ausführung und den Transmissions-Mechanismus. Die handwerksmäßige Ausführung genügte nicht mehr und es mußten sich neue Industrien entwickeln, deren Ziel die Maschinenfabrikation wurde, in der die Maschine selbst wieder durch Maschinen hergestellt wurde. Die Tragweite der Einführung der neuen Erfindungen in die Textil-Industrie kennzeichnen trefflich folgende statistische Daten:

Erfindungen 2c.:		Baumwollen-Einfuhr:		
1730	Wyatts Roller Spinning	1730	1 545 472	Pfund
1738	Kays Schnellschütze			
1764	Hargreaves Spinning-Jenny	1764	3 870 392	„
1768	Arkwright vervollkommnet Wyatts-Maschine			
1771	Arkwrights erste mechanische Spinnerei in Cromford erbaut	1771—1775	4 764 589	„
1779	Cromptons Mule-Jenny vervollkommnet	1781	5 198 775	„
1785	Cartwrights Kraftstuhl	1785	18 400 384	„
	Watt und Bultons erste Dampfmaschinen für Spinnereien			
1792	Eli Whitneys Saw-gin (zur Trennung der Baumwolle von den Kapseln)	1792	34 907 497	„
1808	Jacquards Webestuhl	1830	261 200 000	„

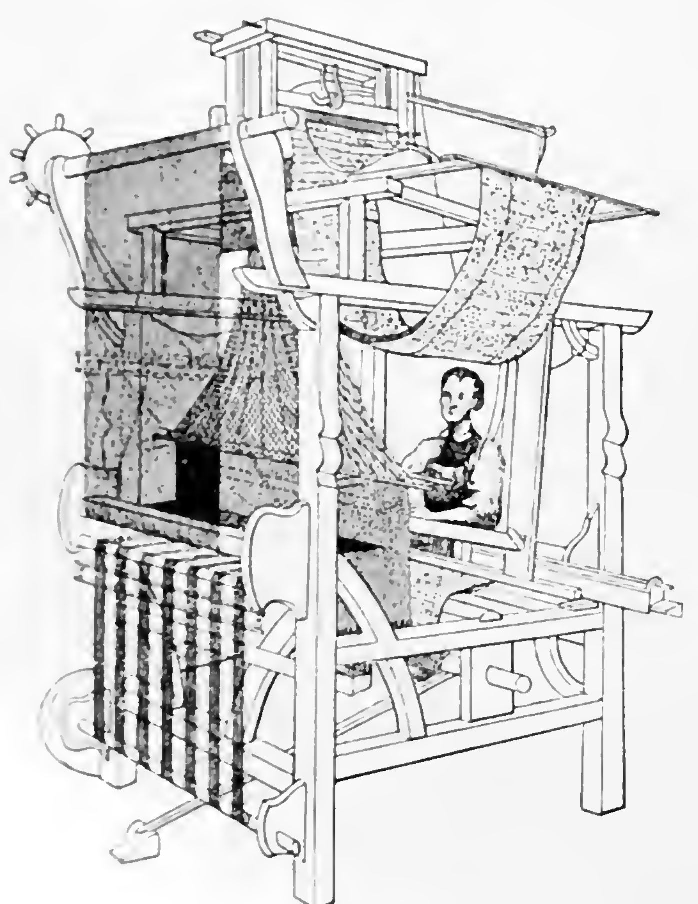
In dem Zeitraum von hundert Jahren ist also der englische Baumwollimport um das 174fache angewachsen: diese Zahl allein beweist zur Genüge, welche gewaltigen Umwälzungen die maschinenmäßige Textilindustrie auf allen Gebieten, im Handel und Verkehr, in den mannigfachsten Hilfsindustrien, aber auch in den Lebensgewohnheiten mit sich geführt haben muß. Ein zeitgenössisches Dokument, der Notschrei eines Staatsmannes, den das „Politische Journal"
Baumwolle. im Januar 1811 veröffentlichte, schildert die Folgen so drastisch, daß er hier im Auszug Platz finden möge: „Vor 50 Jahren noch", ruft der treffliche Mann klagend aus, „sah man keine Bürgersfrau, noch weniger eine Bäuerin, die zu ihrer täglichen Kleidung baumwollene Zeuge getragen hätte. Die Bürger- und Kaufmannsweiber trugen wollene Zeuge, Camelotte, Bergan, Sagadis, Nonnenzeug, bunte gedruckte Flanelle, buntgedruckte Leinwand; in Sachsen wurden sie sämtlich selbst fabriziert und der Stoff dazu selbst im Lande erzeugt. Die Bäuerinnen trugen Friesröcke, tuchene Corchetten und tuchene Röcke. Alle Vorhänge in den Zimmern waren zu dieser Zeit von Leinwand. Die Stuhl- und Kanapee-Kappen waren von Schafwolle und leinenen Faden, die Rouleaux von Linnenzeug. Und was tragen jetzt alle unsere Frauen? Kattun und Musselin; alle Vorhänge sind von Baumwolle. Ja viele Frauen tragen jetzt ihre Hemden, Strümpfe, Hauben und Schnupftücher

von Baumwolle, kurz, sie sind in Baumwolle eingewickelt. Vor 50 Jahren, als in allen Staaten noch Geld in Überfluß war, trug das männliche Geschlecht gar nichts von Baumwolle. Nur später, als der Kattun bekannter wurde, trug der Mittelmann Sonntags, wenn er ins Gemeindehaus ging, ein kattunenes Koller. Der Vornehmere fing nun an, seinen Schlafrock von Kattun zu tragen. Alle Hausmöbel wurden mit Kattun überzogen, auch die Betten, Bettvorhänge und Decken. Nun kam der Manchester zum Vorschein. Sein sammetartiges Ansehen, seine außerordentliche Haltbarkeit machten ihn zur herrschenden Mode, alle Beinkleider und Westen mußten von Manchester oder baumwollenem Piquet sein. Von Manchester trugen sogar die Männer einen langen Zeitraum hindurch ihre Fracks und Oberröcke. Hierauf folgte nun der Nanking, wovon Kleider und vorzüglich Beinkleider zur herrschendsten Mode wurden und es noch sind. Wenn man nun annimmt, daß der größte Teil der Bewohner Europas, männlichen und weiblichen Geschlechts, vom Kopf bis zum Fuß in Baumwolle gekleidet ist, beständig auf baumwollenen Zeugen sitzet und schläft, und sich auch damit gegen die Sonnenstrahlen schützet, so ist die ungeheure Summe Geld fast nicht zu berechnen, die für Baumwolle nach Amerika, ins südöstliche Europa und nach Asien geht. Und schon dieser einzige Handelsartikel ist hinreichend, da er in solcher ungeheuren Summe auf dem Kontinent verbraucht wird, den Handel mit diesen Landen passiv zu machen. Ich bin nicht wenig erschrocken, als ich neulich in Zeitungen las, 400 000 Baumwollenarbeiter in Sachsen würden ihren Erwerb und Brot verlieren, wenn die Kattunfabrikanten den hohen Import-Zoll bezahlen sollten. Viermalhunderttausend Menschen sind beinahe der vierte Teil der ganzen Volksmasse Sachsens, die man gewöhnlich auf 2 Millionen annimmt. Der vierte und fünfte Mensch in Sachsen lebt also von der Baumwollenweberei, von einem fremden, ausländischen Produkt, wofür das Geld aus dem Lande geht. Der Finanzier mag nun berechnen,



Joseph Marie Jacquard.
Nach einem zu Lyon in Seide gewebten Porträt.

welchen Nutzen und welchen Segen dem Lande durch die Kattunfabrikanten gebracht wurde!" Im Anfang des Industrialismus beeinflußten die Umwälzungen auf einem Gebiet nur sehr langsam und allmählich andere Gebiete — Ganz neue Industrien mußten aus zwerghaften Anfängen heraus erst geschaffen werden! Die letzte wesentliche Verbesserung erfuhr beispielsweise die Spinnmaschine erst fast hundert Jahre nach ihrer Geburt, im Jahre 1825, wo Roberts in Manchester den selbstthätigen Spinnstuhl (Selfactor) erfand; 1813 waren kaum 2000 mechanische Webstühle in England in Gebrauch, als sie in diesem Jahre durch den Aufstand der Weber fast sämtlich zerstört wurden. Nur ganz vereinzelt förderten die Regierenden das Aufstreben der Industrie: der Jacquard-Stuhl z. B., die geniale Erfindung eines Lyoner Seidenwebers, die durch das Aufsetzen einer sinnreich erdachten Maschine auf den Webstuhl und das selbstthätige Durchlaufen ausgestanzter Pappkarten — je einer für jeden Schuß — die mechanische Herstellung der kompliziertesten Muster ohne die früher notwendige peinliche Aufmerksamkeit des Arbeiters gestattet, wurde nach vielen Versuchen erst im Jahre 1808 zum ersten Male praktisch verwendbar hergestellt, und schon vier Jahre später waren, dank der Förderung durch den Kaiser, in Lyon allein 18 000 Stühle in voller Thätigkeit. Auf vielen anderen Gebieten, namentlich in Deutschland, hielten die Handwerker dagegen steifnackig und kurzsichtig an der hergebrachten Produktionsweise fest. Bis in die neueste Zeit hinein hat sich in großen Industriebezirken, in der Lausitz, Schlesien, im Erzgebirge und in der Mark Brandenburg der Handwebestuhl erhalten; im Thüringer Walde giebt es noch heute ganze Ortschaften, deren männliche Bewohner, allen Fabriken zum Trotz Schmiedenägel hämmern und hämmern, bis sie eines langsamen Hungertodes gestorben sind; handwerksmäßige Zwergbetriebe findet man am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sogar noch in unseren größten Städten — Pantinenschnitzer in Berlin! . . .


Jacquard-Webestuhl.

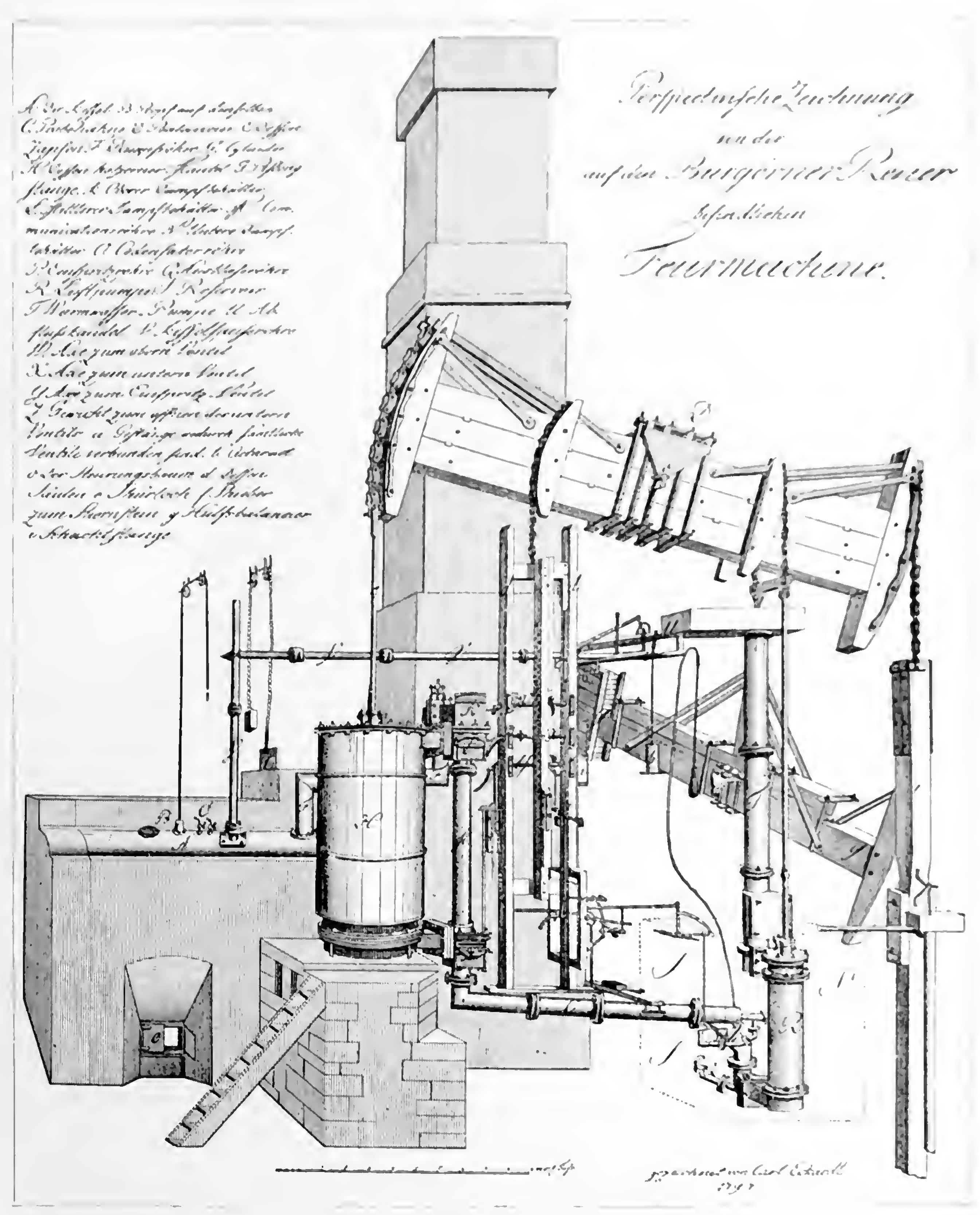
Nur noch für einen einzigen, aber heute vielleicht wichtigsten Industriezweig, für die Eisenindustrie, seien die Entwickelungs-Daten angeführt, die sich aus der Rückwirkung der Textilindustrie direkt auf die Maschinen- und indirekt auch auf die Eisenindustrie ergaben: Im Jahre 1740 war infolge der Schwierigkeit, auch nur genügend Bauholz zu erhalten, und infolge der noch nicht gelungenen Versuche, die Holzkohle durch Steinkohle zu ersetzen, die Eisenproduktion außerordentlich gering. Im ganzen waren kaum 60 Hochöfen in England im Betrieb, die insgesamt nur 17350 Tonnen Ausbeute gestatteten; auf die Verbesserung der Dampfmaschine Newcomens durch Watt folgte eine gesteigerte Nachfrage nach Eisen, Watts doppelt wirkende Dampfmaschine steigerte den Bedarf noch erheblich mehr. Daraus entsprang





Napoleon besucht die Weberei der Gebrüder Sevenne in Rouen.

[illegible] Gemälde von Isabey in der Nationalgalerie zu Versailles.



Die erste in Deutschland gebaute Dampfmaschine
für den König Friedrich-Schacht im Mansfelder Revier.

wieder die Notwendigkeit, die Holzkohle zu ersetzen; man lernte Coke bereiten. Infolgedessen vermehrte sich bis 1796 die Zahl der Hochöfen auf 121, die gesamte Eisenproduktion stieg auf 125 079 Tonnen. 1839 endlich betrug die Zahl der Hochöfen in England 378, ihre gesamte Produktion 1 347 790 Tonnen — in hundert Jahren war also die durchschnittliche Ausbeute aus einem Hochofen von 294 Tonnen auf 3592 Tonnen angewachsen.

Es ist selbstverständlich, daß solche Umwälzungen sich nicht ohne Geburtswehen vollziehen konnten, daß sich durch die Vernichtung traditioneller Gewerbegewohnheiten die Handwerker selbst, als die letzten Bannerträger des Mittelalters, in persönliche Mitleidenschaft gezogen werden mußten. Am wenigsten war dies noch bei der Maschinenspinnerei der Fall, denn eine zunftgemäße Spinnerbevölkerung gab es nicht oder wenigstens nicht in allzu großem Umfange. Weit wichtiger jedoch als diese mehr persönlichen Rückwirkungen war für die gesamte kulturelle Entwickelung das Hinauswachsen der Technik über die engen Grenzen zunftmäßiger Erfahrungen und Beschränkungen, die bis zur französischen Revolution das Handwerk in einen Zustand völliger Erstarrung gezwungen hatten; die Schwierigkeiten, die der Industrialismus zu überwinden hatte, um einer freien und unbehinderten technischen Entwickelung zum Siege zu verhelfen, füllen ganze Bände der Kulturgeschichte. In jedem Industriezweige mußten die Pioniere erst neu lernen, erst mühsam Erfahrungen sammeln, bei denen ihnen die in veralteten Methoden verknöcherte Wissenschaft keine Hilfe zu leisten vermochte und, mangels eines raschen und bequemen Gedankenaustausches, den das noch unentwickelte Verkehrswesen behinderte, jeder Erfinder mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen war. Um die gewaltige Entwickelung der Technik bis zu ihrer heutigen Höhe zu ermöglichen, mußte die Wissenschaft selbst mit dem Aufschwung der Industrie auf allen Gebieten Schritt halten; erst mit Watt begann der Ingenieurberuf, dem das Erfinden zur Lebensaufgabe wurde . . .

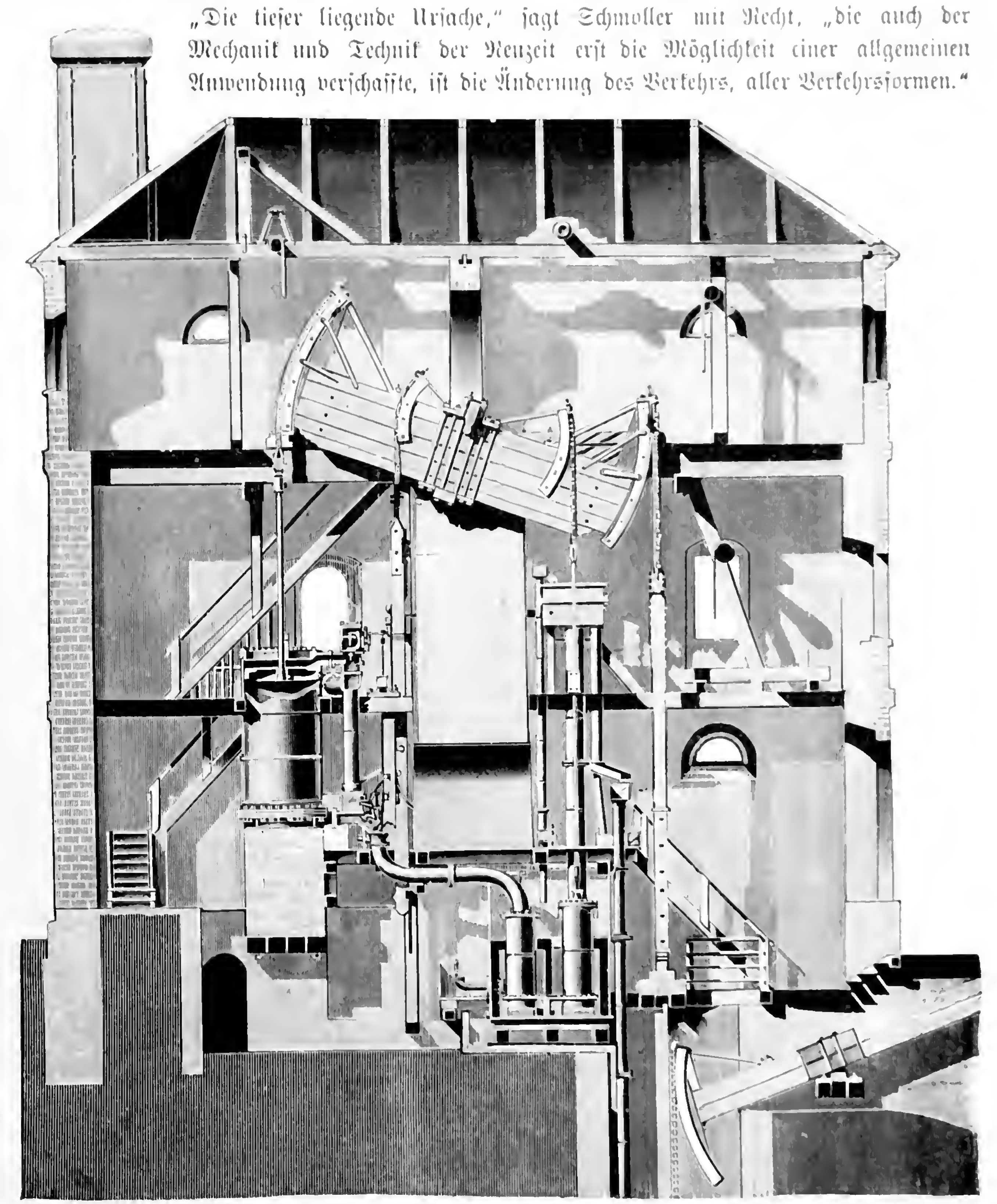
Trotz des großen Anstoßes, den Wissenschaft und Technik in allen ihren Zweigen von dem Aufschwung der Textilindustrie erhielten, konnten sich diese natürlich nicht sofort zu dem gewaltigen, in allen Teilen eng ineinander greifenden System ausbilden, in dem wir sie heute vor uns sehen. Auf einer ganzen Reihe von Gebieten fehlte noch jede Erfahrung, fehlten wohl auch noch die Bedürfnisse. Erst in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts beginnt die Periode, in der die Entwickelung der Technik keine Grenzen mehr kennt, in der sie spielend alle Schwierigkeiten überwindet und selbst vor den kühnsten Problemen nicht mehr zurückschreckt. Die Zeit von der Mitte des vorigen bis zum Anfange dieses Jahrhunderts war die Periode der Vorbereitung, in der tastend nach Mitteln gesucht wurde, um die neuen Ziele in der Technik, die sich allerseits aufdrängten, bewältigen zu können; es waren die Lehrjahre der modernen Technik, die sie durchmachen mußte, um nun mit spielender Leichtigkeit jedes Problem zu lösen, das von den wirtschaftlichen Bedürfnissen an sie gestellt wird. Wie eine gewisse Höhe der Maschinenindustrie erst erforderlich war, um dem Vorwärtsdrängen der Textilindustrie entgegenzukommen, so waren zur Entwickelung der Maschinenindustrie selbst erst eine solche Menge von Vorbedingungen auf dem Gebiete des Bergbaues, der Hüttenkunde, der Metallurgie, der Mechanik und der wissenschaftlichen Durchbildung zu erfüllen, daß es selbst nach Watt doch noch mehr als eines Menschenalters bedurfte, bis alle Räder kunstvoll ineinander griffen.

Deutschland folgte auf dem Weg, den England vorgezeichnet hatte, langsam und zögernd; nur auf einem wichtigen und namentlich von den preußischen Königen besonders geförderten Gebiet, dem des Bergbaues, suchte man sofort die englischen Erfindungen zu verwerten. Schon in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen wurden auf staatlichen Gruben „Feuermaschinen" in Betrieb gesetzt, um die ungenügenden Leistungen der alten „Wasserkünste" durch die wirksamere Kraft des Dampfes zu ersetzen; ja, im Jahre 1785 wagte man im Mansfelder Revier gar, eine große Wasserhaltungsmaschine in deutschen Werkstätten, aus deutschem Material und mit unerfahrenen, ungeschulten Arbeitskräften zu bauen, ganz allein auf Grund der Erfahrungen, die der Bergassessor Bückling in England gesammelt hatte. Der Versuch gelang,

aber die Arbeitsleistung dieser ersten in Deutschland gebauten und anfänglich mit Holz geheizten Maschine blieb hinter den Erwartungen ihrer Erbauer und dem Nutzeffekt der auf den schlesischen Gruben aufgestellten englischen Maschinen lange Zeit erheblich zurück . . .

Verkehrswesen.

Das Haupt-Hemmnis der raschen und systematischen Durchbildung aller technischen Disziplinen war das mangelhafte Verkehrswesen im vorigen Jahrhundert, das selbst am Anfang dieses Jahrhunderts nur erst sehr bescheidene Ansätze zur Weiterentwickelung zeigte. „Die tiefer liegende Ursache," sagt Schmoller mit Recht, „die auch der Mechanik und Technik der Neuzeit erst die Möglichkeit einer allgemeinen Anwendung verschaffte, ist die Änderung des Verkehrs, aller Verkehrsformen."



Maschinenhaus der schlesischen Friedrichs-Grube. Erbaut 1799—1802.

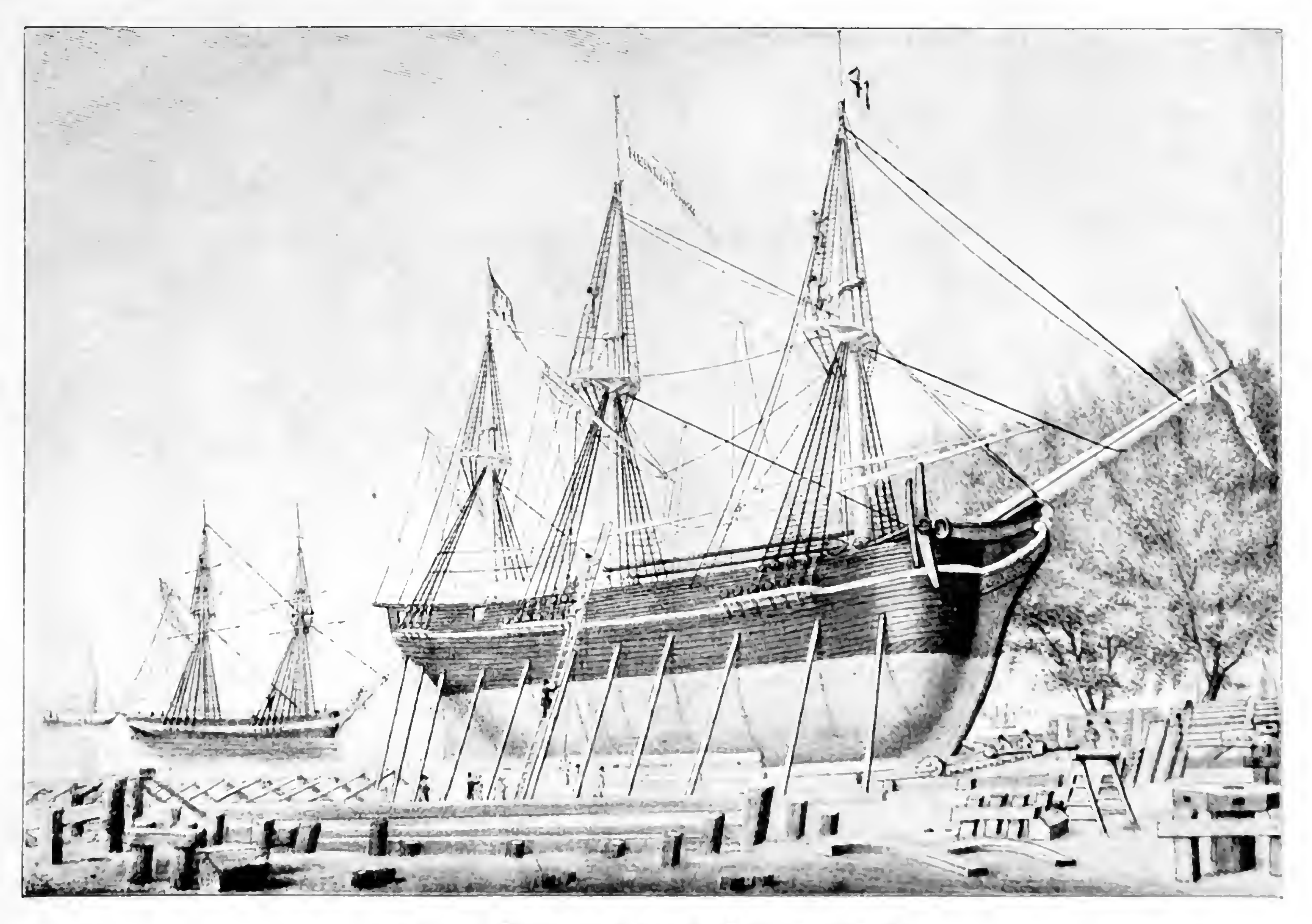
Es bedarf keiner langen Auseinandersetzungen, um zu erkennen, daß schon im vorigen Jahrhundert, als die Produktion die Grenzen des rein handwerkmäßigen Betriebes kaum überschritten hatte, die Mängel des damaligen Verkehrswesens mit aller Schwere empfunden werden mußten. Sieht man von dem beinahe abenteuerlichen Vorschlage Newtons ab, den ausströmenden Dampf zur Fortbewegung von Wagen zu benutzen, so fallen alle Versuche, die sich auf die Verbesserung des Verkehrswesens erstreckten, in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Die Vorbedingung für die Erreichung des Zieles war auch hier die Möglichkeit, Eisen billig in beliebigen Quantitäten zu erzeugen und es gleichzeitig mit jedem beliebigen Grade der Präzision bearbeiten zu können. Der erste zielbewußte Versuch, zunächst die Verkehrswege zu verbessern, geschah im Jahre 1767, in dem Reynolds, der Besitzer der Colebrook-Dale-Eisenwerke, zum ersten Male Schienenwege ganz aus profiliertem Eisen herstellte, nachdem vorher schon in Kohlenbergwerken mit Eisen beschlagene Holzschienen wiederholt zur Anwendung gekommen waren. Zur Beförderung der Lasten auf diesen eisernen Spurwegen kamen aber noch ausschließlich Pferde zur Verwendung. Daneben aber tauchten von verschiedener Seite Vorschläge auf, die erforderliche Zugkraft durch stationäre oder auch durch lokomobile Dampfmaschinen zu beschaffen. Der erste von Erfolg begleitete Versuch, eine Lokomotive herzustellen, war der Dampfwagen Cugnots vom Jahre 1770; allein zu praktischer Bedeutung vermochte sich dieser genial konstruierte Motor doch nicht durchzuringen, schon deshalb nicht, weil, abgesehen von einigen technischen Mängeln, für Frankreich das Bedürfnis eines beschleunigten Verkehrs sich noch lange nicht so geltend gemacht hatte, wie für England, wo die rasch anwachsende Groß-Industrie gebieterisch eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse forderte.

Dampfwagen.

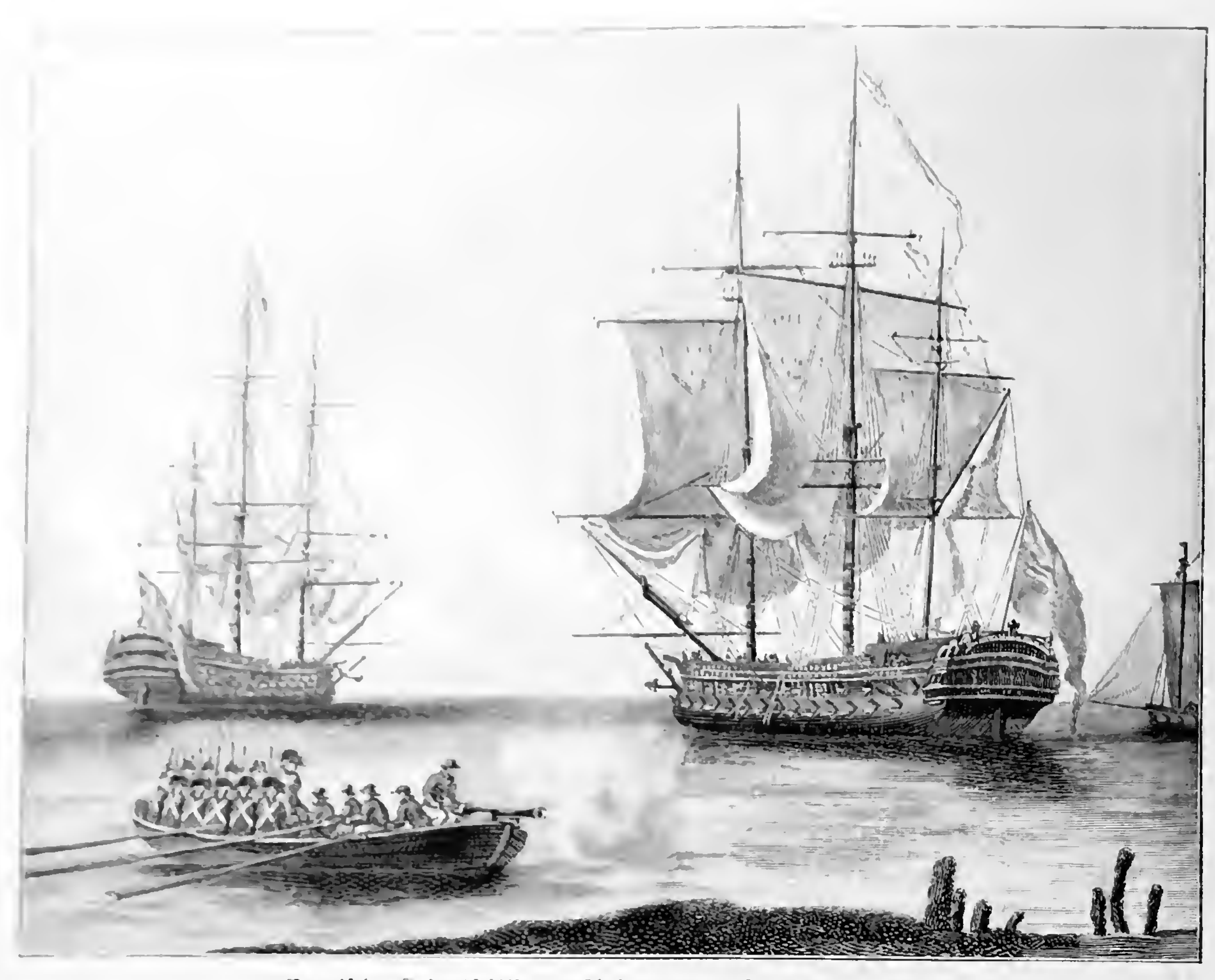
So nimmt denn in der That die Umgestaltung des Verkehrswesens gleichfalls von England ihren Ausgang, und es war kein Geringerer als James Watt, der schon frühe die Anwendung seiner Dampfmaschine hierfür ins Auge gefaßt hatte. Die erste Lokomotive, die auf englischen Schienenwegen verkehrte, ging aus der Fabrik von Watt und Bulton hervor, wenn auch das Verdienst ihrer konstruktiven Durchbildung dem Ingenieur und Freunde Watts, William Murdoch zuzuschreiben ist. Aber weder diese Maschine noch die Lokomotive Oliver Evans, des genialen Erfinders der Hochdruck-Dampfmaschine, hatte irgend einen nennenswerten Einfluß auf die thatsächliche Entwickelung des modernen Verkehrswesens. Erst dem zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts blieb es, wie wir später sehen werden, vorbehalten, auch auf diesem wichtigen Gebiete vollständigen Wandel zu schaffen.

Schiffahrt.

Ungleich weiter als das Verkehrswesen auf Landwegen war dagegen am Anfang des 19. Jahrhunderts der Seeverkehr ausgebildet und entwickelt. Die Schiffsbaukunst hatte bereits eine beträchtliche Höhe erreicht und die Schnelligkeit gut konstruierter Segel- und Kriegsschiffe ließ im Hinblick auf die primitiveren Bedürfnisse des damaligen Handels fast nichts zu wünschen übrig. War doch sogar bis zum Jahre 1875 das Segelschiff noch ein durchaus ebenbürtiger Konkurrent des Dampfschiffes, sofern es sich um den Gütertransport handelte! Aber der durch die Erfahrungen in den Seekriegen zwischen Napoleon und dem Inselreich verstärkte Wunsch, von Wind und Wetter unabhängig zu sein, legte bald nach der Vervollkommnung der Dampfmaschine den Gedanken nahe, sie dem Schiffsverkehr dienstbar zu machen. Schon im Jahre 1707 hatte Papin die Fulda mit einem kleinen Dampfboote befahren und nach ihm hatten sich zahlreiche Erfinder mit dem Problem der Dampfschiffahrt beschäftigt, zumal der Verwendung der schweren Dampfmaschine Watts bei der Schiffahrt geringere Schwierigkeiten im Wege standen, als ihrer Verwendung als Lokomotive. Die Versuche Hulls,



Hamburger Schiffswerft zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Nach der Natur auf Stein gezeichnet von Peter Suhr.



Englische Kriegsschiffe zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Fitchs und namentlich Fultons beweisen zur Genüge, wie sehr gereifte Erfahrung und mechanische Kenntnis bereits am Ende des 18. Jahrhunderts Verbreitung gefunden hatten. Abgesehen von Fitchs erstem Dampfboot, bei dem in abenteuerlicher Weise Ruder zur Verwendung kamen, wurden bei den Versuchen Dampfschiffe zu bauen, fast durchweg die neuen Mittel der Mechanik in Anwendung gebracht: das Schaufelrad und die Propellerschraube. Mit Fultons Dampfboot „Clermont" vom Jahre 1807, setzt die moderne Dampfschiffahrt ein; da die Schiffsmaschinen aber anfangs zu schwer waren und zu viel Raum einnahmen, da sie weiterhin zu viel Kohlen verzehrten, die der Ladung ebenfalls kostbaren Raum wegnahmen und dadurch die Fracht verteuerten, war der Dampfschiffverkehr noch immer viel zu kostspielig, um der Segelschiffahrt erheblichen Abbruch thun zu können. Seit dem Jahre 1819, wo Fultons „Savannah" als erster Dampfer den Ocean durchquerte, verging immer noch mehr als ein Menschenalter, ehe die Dampfschiffahrt für den Güterverkehr eine nennenswerte Bedeutung erhielt.

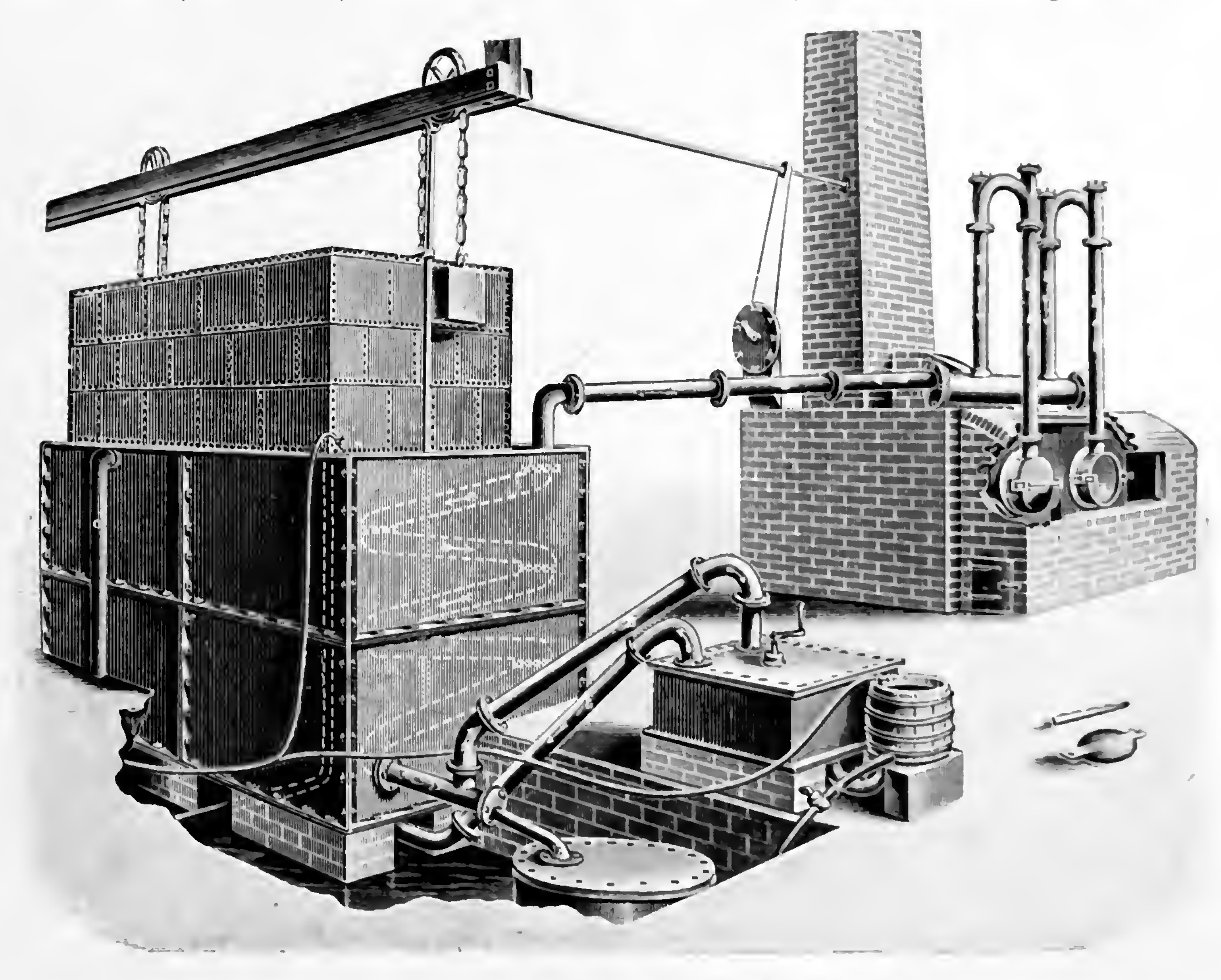
Dampfschiffe.

*

Wie gewaltig aber auch in unserem Jahrhundert auf allen Gebieten die technischen Fortschritte sind, auf keinem anderen Gebiete machen sie sich so sinnfällig bemerkbar, als auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens. Wie bescheiden die Ansprüche in den vergangenen Generationen gewesen sind, erhellt in drastischer Weise aus den Ausführungen des alten Beckmann, der in seinen klassischen „Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen" über die Erleuchtung der Gassen (im ersten Bande vom Jahre 1782) schrieb: „Die Erleuchtung der

Beleuchtungswesen.

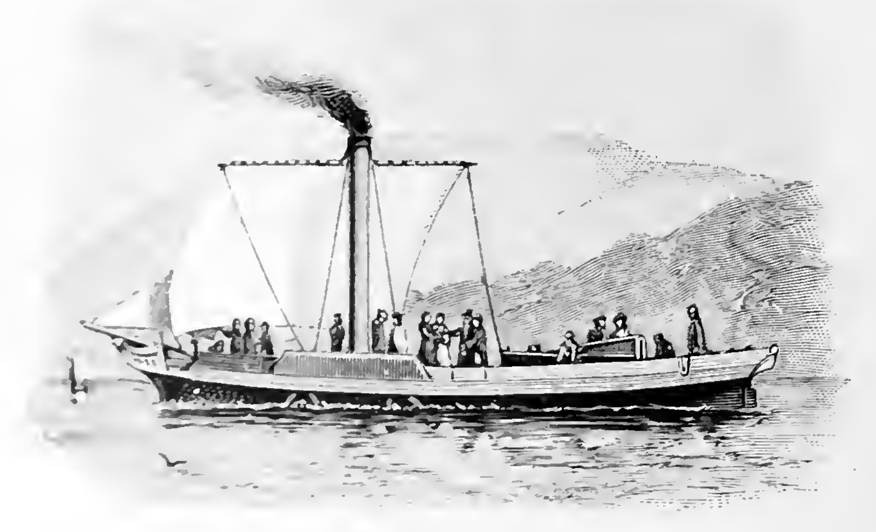
Gassen gereicht nicht nur zur vorzüglichen Zierde unserer besten Städte, sondern auch zur großen Bequemlichkeit und Sicherheit ihrer Einwohner. Sie macht daher einen wichtigen Gegenstand der Polizey aus!" Und doch ließ die öffentliche Beleuchtung unserer Städte am Anfang des 19. Jahrhunderts an Primitivität nichts zu wünschen übrig. Ein leises Lächeln können wir kaum unterdrücken, wenn wir bei Beckmann lesen, daß 1667 die 912 Straßen von Paris mit 2736 Leuchten erleuchtet wurden, und noch dazu Leuchten welch primitiver Art! Diese „Lampen" glichen einigermaßen den noch auf einigen Bergwerken gebräuchlichen Grubenlichtern. Die Verbesserung, die bis 1782 geschah, bestand einzig darin, daß Laternen mit Reflektoren zur Anwendung kamen. Die Zahl der Pariser Laternen betrug damals 6232. Berlin besaß am Ende des vorigen Jahrhunderts 2354 Laternen, die vom September bis Mai brannten. Zur Verwendung kam dabei lediglich Rüböl in kläglichen Laternen, die sich im Prinzip von der antiken Öllampe nicht unterschieden. Die Erklärung liegt einfach darin, daß für den damaligen Handel und Verkehr und auch für die damalige Produktion der Tag Stunden genug besaß, als daß noch die Nacht hätte zur Hilfe genommen werden müssen. Auch für die Privatwohnungen reichten die damaligen Beleuchtungsapparate vollkommen aus. Sie bestanden im wesentlichen aus der einfachen Öllampe, wie sie uns von den Alten überliefert worden war, später kam noch die ziemlich teure Wachskerze bei den Vornehmen, das dürftige Talglicht und der rußende Kienspan bei den Ärmeren hinzu; noch unsere Großmütter haben vielfach beim Kienspan das surrende Rädchen des Spinnrads getrieben . . .



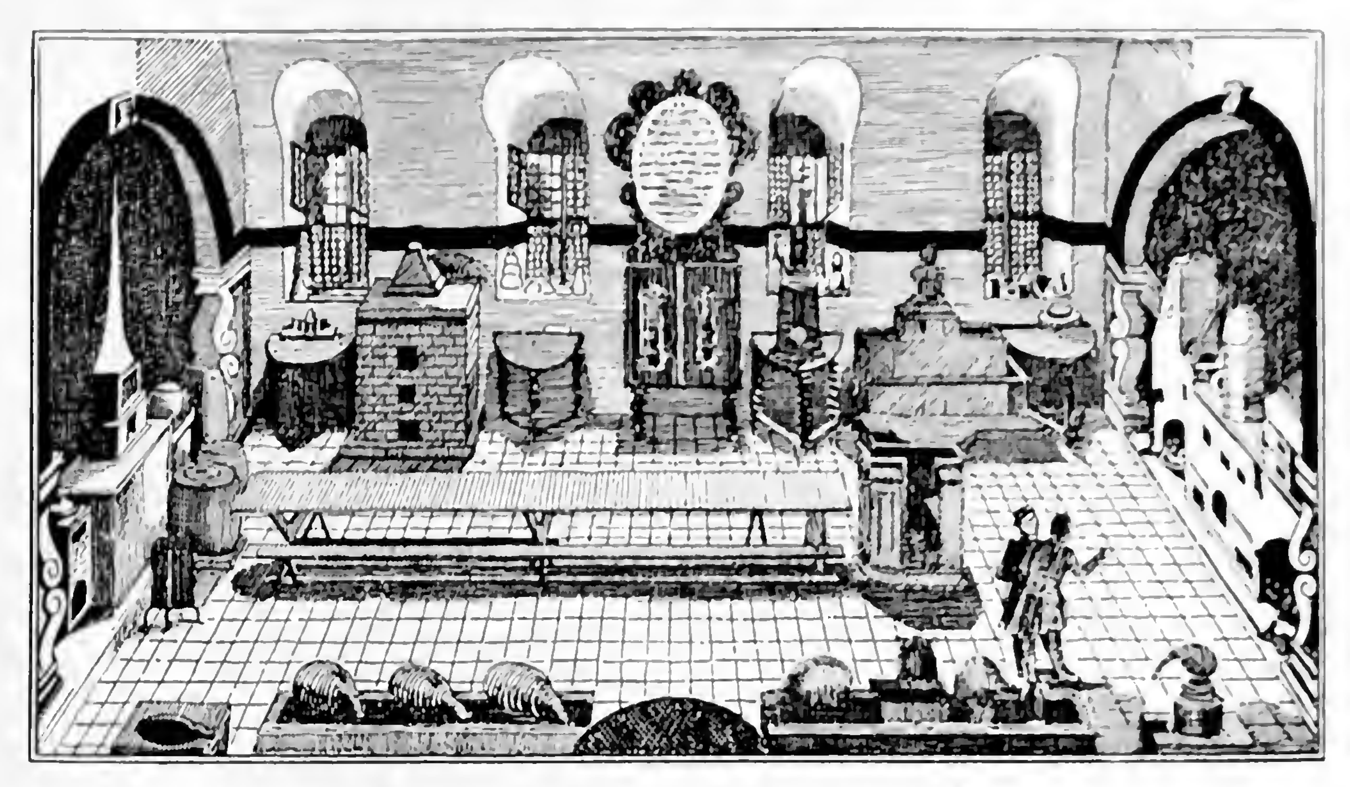
Leuchtgasbereitung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Als [illegible] Umgestaltung aller Produktionsverhältnisse durch die Einführung der Arbeitsmaschinen und der Dampfkraft eintrat, machte sich ein fühlbares Bedürfnis nach einer vollkommeneren Beleuchtung geltend. Erst in jenen Tagen begann das Beleuchtungswesen zu seiner heutigen Höhe aufzusteigen. Diese Entwickelung, ob zwar eine Folge der veränderten Produktionsverhältnisse, hat doch auch rückwirkend dazu beigetragen, die Produktion intensiver zu gestalten: Die Entwickelung des Beleuchtungswesens Hand in Hand gehend mit der Entwickelung der gesamten Technik markiert mit aller Schärfe den Beginn einer neuen Kulturperiode. So gewaltig der Unterschied zwischen einer elektrischen Bogenlampe und einer antiken Öllampe ist, so gewaltig haben sich alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens seit der Zeit geändert, wo die einfache Öllampe den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr genügte. Der erste prinzipielle Fortschritt über die qualmende Öllampe hinaus geschah erst durch die Erfindung des Zugglases (Cylinders) durch den Apotheker Quinet in Paris, das von Argand in Verbindung mit seiner doppelzugigen Lampe, der sogenannten Argandlampe, im Jahre 1783 in die Praxis eingeführt worden ist. Diese anscheinend so bedeutungslose Erfindung war doch von einschneidender Wichtigkeit, denn sie allein gestattete zum ersten Mal eine rationelle Verwendung des Leuchtmateriales. Einen weit gewaltigeren Fortschritt im Beleuchtungswesen führte aber erst die Einführung des Leuchtgases herbei. In wissenschaftlichen Kreisen war das von Joachim Becker 1685 zu Beleuchtungszwecken vorgeschlagene Leuchtgas bereits Ende des vorigen Jahrhunderts wohlbekannt, ja eine vereinzelte praktische Anwendung fand bereits im Jahre 1798 statt, indem es von Murdoch zur Erleuchtung seiner Fabrik angewandt wurde. Aber einen wirklichen Einfluß auf das öffentliche Leben gewann es zuerst 1810 durch die Gründung der ersten Gasgesellschaft in London durch Winsor und durch die erste öffentliche Straßenbeleuchtung im Londoner Kirchspiel St. Margareths.

Alle die großartigen Fortschritte in Industrie und Technik sind indessen an der breiten Masse des Volkes fast unbemerkt vorübergerauscht. Man trug zwar, wie wir oben sahen, mehr Baumwolle als früher, sah da und dort schon einzelne Gegenstände, die dem Fabrikbetrieb ihren Ursprung verdankten — sie galten noch lange Zeit nachher nicht als gleichwertig mit den Erzeugnissen des altmodischen Handwerks — aber von den gewaltigen Umwälzungen, die sich hinter dem Rücken des ruhigen Bürgers vollzogen, vernahm er kaum etwas aus den Gazetten, die auch damals lieber mit Krieg und Kriegsgeschrei ihre Spalten füllten.



Dampfschiff „Komet“, erbaut im Jahre 1811.



Chemisches Laboratorium der Universität Altdorf um 1600.

Chemie.

Die Chemie ist in des Wortes vollkommenster Bedeutung ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Überblickt man jetzt, am Ende desselben, die Summe von Erfolgen, welche dieser segensreiche Zweig menschlicher Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Industrie und Technik gezeitigt hat, und betrachtet zugleich die außerordentliche Förderung, die Wohlfahrt und Entwickelung der Völker ihm verdanken, so erscheint es fast undenkbar, daß es vor hundert Jahren eine Chemie in unserem Sinne überhaupt noch nicht gab, und daß erst vor genau einem Jahrhundert die ersten Forschungen rein wissenschaftlich-chemischer Natur angestellt wurden, deren Resultate nur nach langem und heftigem Widerstreit der Meinungen sich allgemeine Anerkennung und Geltung zu erringen vermochten.

Der Einfluß, den die einzelnen Stoffe aufeinander ausüben und die Veränderungen, die sie unter der Einwirkung verschiedener Temperaturen erleiden, haben freilich schon in den ältesten Zeiten die Wißbegier der Menschen erregt und zu den mannigfaltigsten Versuchen Anlaß gegeben; allein sie waren stets rein empirischer Natur: man begnügte sich Jahrhunderte hindurch, gewisse Erscheinungen zu kennen und hervorzurufen, ohne sich darum zu kümmern, welche Ursachen ihnen zu Grunde lagen. Man sah wohl, daß mancher Körper beim Erhitzen sein Aussehen änderte, war aber keineswegs ernstlich bemüht, zu erforschen, warum eine solche Veränderung vor sich ging. Durch die Beobachtung derartiger Erscheinungen ergab sich allmählich eine Anzahl von Erfahrungen, eine Summe von Wissen, das jedoch

[illegible] Lehrer auf den Schüler vererbt wurde. So entstand die [illegible] als die Vorgänger der heutigen Chemiker zu betrachten [illegible] die Vorgänger der Astronomen waren. Bis zum Ende des vorigen [illegible] zu dem Zeitpunkte, wo eine exakte und wissenschaftliche Forschung [illegible] bereits Kenntnis von einer großen Anzahl derjenigen Er- [illegible] die man heutzutage als chemische Vorgänge bezeichnet, ohne jedoch über die Ursachen dieser Erscheinungen sich klar geworden zu sein.

Um die Umstände, die das Ende der Alchimie herbeiführten und die rein chemische Forschung an deren Stelle setzten, in ihrem Verlaufe und ihrer Bedeutung richtig verstehen und würdigen zu lernen, ist es notwendig, die Alchimisten und ihre Kenntnisse und Theorien am Ende des vorigen Jahrhunderts einer näheren Betrachtung zu unterziehen: Die ersten Spuren alchimistischer Thätigkeit finden wir bei den Ägyptern und Arabern; von diesen aus verbreiteten sich alchimistische Kenntnisse nach Griechenland und von da später nach Frankreich, Italien und Deutschland. Das Ziel, das den Alchimisten bei allen Experimenten stets und in erster Linie vor Augen schwebte, war: aus unedlen Körpern edle Stoffe, insbesondere edle Metalle, wie Silber und Gold, herzustellen. Man war allgemein der Ansicht, daß es eine Substanz geben müsse, die mit schmelzenden unedlen Metallen zusammengebracht, diese sofort in Gold verwandelte. Es ist deshalb begreiflich, daß das hauptsächlichste Bestreben der Alchimisten dahin ging, diese mysteriöse Substanz auch aufzufinden und herzustellen. Durch das ganze Mittelalter finden wir an fast allen Fürstenhöfen, Universitäten, Klöstern und in zahlreichen Privatlaboratorien die Alchimisten damit beschäftigt, die wunderbarsten Dinge zusammenzuschmelzen, zu kochen, brauen und zu sieden — alle beseelt von dem einen Gedanken, jene geheimnisvolle Substanz aufzufinden, die Ehre und Reichtum, Glück und Zufriedenheit, Erfüllung aller Wünsche, ja sogar, wie man in späteren Zeiten, vom Ende des 15. Jahrhunderts ab, als man sich mehr mit medizinischen Fragen beschäftigte, noch annahm, Gesundheit, Kraft und unbegrenzt langes Leben verleihen sollte. Die seltsamsten Bezeichnungen finden sich in alchimistischen Werken für jene wunderthätige Substanz: Stein der Weisen, Lapis philosophorum, Großes Elixir, Großes Magisterium, Rote Tinktur, Roter Löwe, Medizin dritter Ordnung, Panacee des Lebens, Quinta essentia u. a. m. Große Vermögen wurden geopfert, um den „Stein der Weisen“ herzustellen, tiefe und ernst zu nehmende Denker waren von seiner Existenz fest überzeugt, zahlreiche Betrüger brandschatzten unter dem Vorgeben, im Besitze des Geheimnisses seiner Herstellung zu sein, die Fürsten und Reichen jener Zeiten. Wie verworren die Ansichten über diesen mysteriösen Stoff waren und welche Hoffnungen man auf denselben setzte, darüber giebt uns eine alte allegorische Darstellung des Stein der Weisen und seiner wunderbaren Eigenschaften Aufschluß: Adler, Krebs und Schlange sind die Ingredienzen, aus deren Säften der herrliche Stoff gebraut wird; er überwindet den



Allegorische Darstellung des Steines der Weisen.

Tod, wie der eine auf den Schädel gestemmte Fuß darthut, und entzündet die Fackel des Lebens, was der andere Fuß ausdrücken soll; er verleiht Weisheit, dargestellt durch die Eule, den klugen Vogel der Pallas Athene, der den Ruhm des Entdeckers der Welt ausposaunt. Glück, Zufriedenheit und Frohsinn sind in der ganzen Gestalt ausgeprägt . . .



Der Alchimist.
Nach dem Gemälde von Edmund Hellmer.

Dieses Suchen nach dem Stein der Weisen drückte der chemischen Forschung, soweit man in jenen Zeiten von einer solchen reden kann, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Stempel auf, und noch im Anfange unseres Jahrhunderts, als bereits eine bessere Erkenntnis sich Bahn gebrochen hatte, finden wir in Deutschland eine Anzahl von Alchimisten, unter denen als der bedeutendste und eifrigste Karl Arnold Kortum zu nennen

[illegible] Verfasser der „Jobsiade“, der eine alchimistische [illegible] Gesellschaft“ begründete, deren Verhandlungsberichte [illegible] veröffentlicht wurden. Diese „Hermetische Gesellschaft“, [illegible] als das letzte Aufflackern der Alchimie in Deutschland [illegible] auf deutschem Boden waren jedoch wohl die alchi[illegible] kein geringerer als Goethe anstellte, der infolge seiner durch eine [illegible] Genesung Vertrauen zum „Hermetischen“ gefaßt hatte [illegible] Buch). Die Ausgestaltung der Hexenküche im „Faust“ läßt [illegible] daß Goethe die alten alchimistischen Werke sehr genau studiert hat.

Trotz der Abwege, auf denen die Alchimie wandelte, und trotzdem sie die Forschung Jahrhunderte lang in falsche Bahnen gelenkt hatte, ist es nicht zu verkennen, daß sie sehr viel Gutes schuf. Durch die alchimistischen Experimente sind viele Erfahrungen über das Verhalten der Körper zu einander gesammelt worden, manche neue Stoffe, wie z. B. der Phosphor, das Kobalt, die Salpetersäure wurden dargestellt und eine Anzahl von Industriezweigen, unter denen wir nur die sächsische Porzellanfabrikation (1705 vom Alchimisten Johann Friedrich Böttger eingeführt) nennen wollen, verdanken ihr die Entstehung. Auch die Kenntnis einer beträchtlichen Menge von Arzneimitteln hat sie uns vermittelt. An vielen Universitäten, insbesondere in Deutschland, entstanden Laboratorien, in denen die Alchimie gelehrt und praktisch betrieben wurde, und infolge des hier stattfindenden Gedankenaustausches und der an die Versuche sich anschließenden Disputationen kam es zur Entwickelung von Theorieen, deren wichtigste, die im Jahre 1702 von dem damaligen Hallenser Professor Georg Ernst Stahl aufgestellte „Phlogistontheorie“ hier etwas näher betrachtet werden muß, weil sie es war, die infolge der falschen Ansichten, auf denen sie sich aufbaute, den Widerspruch herausforderte und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Anlaß zu exakter Forschung und damit zum Beginn einer neuen Ära, der Epoche der reinen Chemie, gab.

Phlogiston-theorie.

Die Veränderung, welche die Körper durch Verbrennen erleiden, hatte schon die Alchimisten Boyle und Kunkel zur Aufstellung der Hypothese veranlaßt, daß jede Verbrennung als eine Zerlegung aufzufassen sei, bei der sich aus dem brennbaren Körper ein Bestandteil abscheide, der die Flammenerscheinung verursache. Becher dehnte diese Ansicht auch auf die Metalle aus, indem er die beim Erhitzen derselben vor sich gehende Veränderung, damals Verkalkung genannt, als einen der Verbrennung analogen Vorgang hinstellte. Stahl faßte alle Verbrennungserscheinungen unter einem Gesichtspunkte zusammen und stellte für dieselben eine Theorie auf, deren Lehren sich also zusammenfassen lassen: „Alle verbrennbaren Körper enthalten eine gemeinsame Substanz, das Phlogiston, und Verbrennung und Verkalkung ist nichts anderes, als die Abscheidung des Phlogistons aus einem phlogistonhaltigen Körper. Je leichter verbrennlich eine Substanz ist, desto mehr Phlogiston enthält sie, so z. B. ist der Schwefel ein sehr phlogistonreicher Stoff. Ist ein Körper verbrannt, also das Phlogiston aus ihm ausgetrieben, so bleibt der vorher mit dem Phlogiston verbunden gewesene Teil des Körpers zurück. Das Phlogiston selbst läßt sich in freiem Zustande nicht darstellen.“ So die Theorie Stahls, die während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts allgemein für richtig [illegible] wurde. Nachdem im Jahre 1781 Priestley den Wasserstoff entdeckt und denselben wegen seiner leichten Brennbarkeit „brennbare Luft“ genannt hatte, glaubte man, daß [illegible] das lang gesuchte Phlogiston gefunden sei, doch sollte diese Ansicht ebenso, wie die ganze [illegible] durch die bahnbrechenden Arbeiten des Franzosen Lavoisier ihr Ende finden.

Von den Anhängern der Phlogistontheorie war ein Umstand teils übersehen, teils nicht richtig gewürdigt worden: Wenn nämlich ein brennbarer Körper aus Phlegiston und einer Substanz sich zusammensetzte und bei der Verbrennung dieses Körpers das Phlogiston entwiche, so müßte hierdurch, wie man annehmen sollte, der Körper doch an Gewicht verlieren. In Wirklichkeit aber nimmt jeder Körper, der verbrannt wird, an Gewicht zu! Diesen Umstand hatten zwar schon Scheele, Priestley und Bayen bemerkt, aber es blieb Lavoisier vorbehalten, aus dieser Thatsache nicht nur die richtigen Schlüsse zu ziehen, sondern auch die Gewichtszunahme der Körper genau durch die Wage zu kontrollieren und damit die ersten sicheren quantitativen Versuche anzustellen. Durch diese Versuche hat Lavoisier zweierlei erreicht: Er hat der Phlogistontheorie und damit der Alchimie den letzten Stoß gegeben und an die Stelle zwecklosen Experimentierens und kritikloser Sophisterei die exakte Forschung gesetzt. Mit den Untersuchungen Lavoisiers beginnt deshalb an der Schwelle unseres Jahrhunderts das Zeitalter der eigentlichen Chemie und man hat ihn sicher nicht mit Unrecht den „Vater der Chemie" genannt. Ein kurzer Überblick über das Leben und Wirken dieses hervorragenden Mannes, der als Forscher unsere Bewunderung und als Mensch wegen seines tragischen Geschickes unsere Teilnahme erregt, sei deshalb hier eingeschaltet: Antoine Laurent Lavoisier erblickte im Jahre 1743 zu Paris als Sohn eines Advokaten das Licht der Welt. Er genoß eine vorzügliche Erziehung und eignete sich ausgezeichnete mathematische und physikalische Kenntnisse an. In der Chemie, soweit man damals von einer solchen sprechen konnte, war Rouelle sein Lehrer. Bereits im Jahre 1768 veröffentlichte er eine preisgekrönte Schrift über die zweckmäßigste Art der Straßenbeleuchtung, infolge deren er in die französische Akademie als „adjoint" aufgenommen wurde. Mit dem Jahre 1770 begannen seine epochemachenden chemischen Untersuchungen, die er bis zu seinem Tode fortsetzte. Im Jahre 1776 trat er an die Spitze der Verwaltung der Pulver- und Salpeterfabrikation, 1790 finden wir ihn als Mitglied der Kommission zur Regulierung des Maß- und Gewichtssystemes. Unter der Schreckensherrschaft Robespierres wurde er ungerechterweise beschuldigt, Erpressungen begangen und als Verwalter der Tabaksregie dem Tabak Wasser und schädliche Stoffe beigemengt zu haben. Auf die Verteidigungsrede eines seiner Freunde



Lavoisier.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

[illegible] die charakteristische Antwort des Gerichtspräsidenten: „Nous n'avons [illegible]". Am 8 Mai 1794 fiel sein Haupt unter der Guillotine . . .

[illegible] von Lavoisier auf die Entwickelung der modernen Chemie ausübte, ist [illegible] Nach dem Bekanntwerden seiner Arbeiten begann in allen Ländern [illegible] nach seinen Grundsätzen. Eine große Anzahl tüchtiger Chemiker gelangten, in seinem Sinne weiter arbeitend, zu den wichtigsten Resultaten; wissenschaftliche [illegible] entstanden und gelehrte Gesellschaften bildeten sich. Die grundlegenden Arbeiten Lavoisiers, die den Anlaß zu einer wissenschaftlichen chemischen Forschung gaben, behandeln die Erscheinungen der Verbrennung, Verkalkung und Atmung. Schon am Beginne seiner chemischen Versuche machte er die Beobachtung, daß bei der Verbrennung von Schwefel und Phosphor, ebenso wie bei der Verkalkung von Metallen eine Gewichtsvermehrung stattfinde, die er zunächst der Aufnahme von Luft zuschrieb. Welcher Bestandteil der Luft diese Gewichtsvermehrung bewirkte, darüber wurde sich Lavoisier erst klar, als Scheele und Priestley den Sauerstoff entdeckten, und er stellte dann seine berühmte Verbrennungstheorie auf, deren Hauptmomente in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt sind: 1. Die Körper brennen nur in reiner Luft (d. i. Sauerstoff). 2. Die reine Luft wird bei der Verbrennung verbraucht und die Gewichtszunahme des verbrannten Körpers ist der Gewichtsabnahme der Luft gleich. 3. Der brennbare Körper verwandelt sich durch Verbindung mit der reinen Luft in eine Säure, die Metalle in Metallkalke. Anschließend an diese Versuche stellte Lavoisier auch die richtige Zusammensetzung des Wassers fest und bestimmte dessen Bestandteile mit Hilfe der Wage quantitativ. Auch fand er, daß bei chemischen Reaktionen keine Materie verloren geht und formulierte daraus das wichtige Gesetz von der Erhaltung des Stoffes: „Der Stoff bleibt stets erhalten, er ändert nur seine Gestalt." Lavoisier war zugleich der erste, der in mathematisch genauer Weise die chemischen Umsetzungen durch Gleichungen ausdrückte. Seine antiphlogistische Lehre wurde im Anfange vielfach angegriffen, doch wandten sich bald hervorragende Forscher derselben zu, so Laplace, Berthollet, Morveau, Kirwan, Fourcroy u. a., meist Franzosen, die mit der ihnen eigenen Begeisterung die Theorie Lavoisiers sofort zur Nationalsache machten und „Chimie française" benannten, eine Bezeichnung, gegen die Lavoisier selbst öffentlich energisch auftrat. Um die Bedeutung Lavoisiers für die ganze Entwickelung der Chemie würdigen zu können, seien die Worte, mit denen Kopp über seine Verdienste urteilt, hier erwähnt: „Kein Chemiker hat die Summe von Kenntnissen, welche ihm zugekommen war, so vermehrt, keiner die Wissenschaft, wie sie ihm seine Vorgänger vorgearbeitet hatten, mit einer so veredelten und ausgedehnten Richtung befruchtet an seine Nachfolger überliefert, als Lavoisier; und die Ansichten keines Chemikers der neueren Zeit haben so lange unbestritten in der Wissenschaft geherrscht und sind größtenteils noch angenommen, wie die Lavoisiers."

Ehe wir auf die Fortschritte in anderen Ländern übergehen, sei noch erwähnt, daß in Frankreich selbst in jener Zeit noch eine Anzahl epochemachender Arbeiten erschienen. Guyton de Morveau stellte bereits im Jahre 1801 die ersten Regeln über die Desinfektion in seinem Werke: „Description complète des procédés de désinfection" auf, das 1802 bereits ins Deutsche übertragen wurde. Im gleichen Jahre schrieb Fourcroy sein „Système des connaissances chimiques", dem in den Jahren 1799—1805 die „Tableaux synoptiques de chimie" folgten. Derjenige Chemiker Frankreichs aber, dem die Chemie nach Lavoisier wohl die bedeutendste Förderung in jener Zeit verdankt, war Claude Louis Berthollet, geboren am 9. November 1748 zu Talloire in Savoyen, gestorben am 6. November 1822 zu Paris.

Von seinen theoretischen Arbeiten ist die wichtigste die Begründung der Verwandtschaftslehre. Die Neigung zweier Stoffe, sich miteinander zu verbinden, oder wie der Chemiker sich ausdrückt, ihre Verwandtschaft oder Affinität, kann verschieden stark sein und man schrieb vor Berthollet jene Neigung einer den Körpern innewohnenden Kraft zu. Beeinflußt von der exakten Art Lavoisiers, Untersuchungen anzustellen, erforschte Berthollet die Gesetze über die Affinität der einzelnen Körper zu einander mit Hilfe der Wage genauer und wurde so der Entdecker neuer, heute noch gültiger chemischer Gesetze, auf denen alle Berechnungen bei Analysen, bei Herstellung neuer Körper, bei Anlagen in der chemischen Großindustrie u. s. w. beruhen. Auch für die chemische Technik hat Berthollet viel geleistet. Er ist der Entdecker des Knallsilbers, er untersuchte zuerst den Schwefelwasserstoff, die Blausäure und die Salzsäure genauer; von ihm rührt die Methode her, die zum Aufbewahren des Trinkwassers auf Seereisen gebrauchten Gefäße im Innern zu verkohlen, um das Wasser gut zu erhalten. Besonders wichtig sind seine Leistungen auf dem Gebiete der Textilindustrie; er arbeitete ein Verfahren zum Appretieren des Leinenzeuges aus und fand im Jahre 1785, daß sich die Pflanzenstoffe durch Chlor bleichen ließen, eine Entdeckung, die er sofort in die Wäscherei einführte. Die Frage, ob er damit Heil oder Unheil stiftete, dürfte heute noch nicht endgültig beantwortet sein.


Berthollet.

In Deutschland zählte am Ende des vorigen Jahrhunderts die Phlogistontheorie viele und überzeugte Anhänger, was nicht Wunder nehmen darf, da sie ja von einer deutschen Hochschule ausging. Nur langsam und allmählich konnte die Lehre Lavoisiers hier festen Fuß fassen und schon die Gründung der bereits erwähnten „Hermetischen Gesellschaft“ beweist, daß man fest an den alten Überlieferungen und Ansichten hing. Einzelne aufgeklärtere Forscher erkannten freilich bald den Wert der Lavoisierschen Forschungsmethode und wandten sich ihr voll und ganz zu. Unter der im Anfang geringen Schar dieser Männer ragt vor allen ein Gelehrter hervor, der im Sinne Lavoisiers bahnbrechend wirkte und dessen Thätigkeit von großen Erfolgen gekrönt war: Martin Heinrich Klaproth, geboren 1743 zu Wernigerode Klaproth. am Harz. Ihm verdankt die Chemie die Kenntnis von vier neuen Elementen — Körpern, die durch unsere chemischen Hilfsmittel nicht weiter zerlegt werden können und daher im chemischen Sinne als Grundstoffe zu betrachten sind. Solcher Elemente kennt man bis jetzt etwa siebenzig und ein einziges entdeckt zu haben, genügt, den Namen des Entdeckers unsterblich zu machen. Daraus allein läßt sich schon ermessen, wie erfolgreich die Thätigkeit Klaproths war; sie war aber nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auch auf die Industrie von Einfluß, denn von den von ihm entdeckten Elementen, Uran, Titan, Zirkonium und Cer findet besonders das Uran in der Glasindustrie zur Herstellung fluoreszierender Gläser ausgedehnte Verwendung und das Oxyd (die Sauerstoffverbindung) des Cers bildet einen der wirksamsten Bestandteile des in jüngster Zeit in so ausgedehntem Maße zur Verwendung gelangten Gasglühlichtes. Auch um die Ausbildung genauer quantitativer Methoden zur Analyse der Mineralien erwarb sich Klaproth bedeutende Verdienste; die Resultate seiner Arbeiten auf diesem Gebiete legte er in einem umfangreichen Werke: „Beiträge zur chemischen Kenntnis der Mineralkörper“ (Berlin, 1795—1815) nieder. Ein anderes Verdienst Klaproths

[illegible] gewürdigt worden, vielleicht deshalb, weil er in der Sache selbst [illegible] die Unterstützung, die er Franz Karl Achard, dem Begründer der [illegible] Rübenzucker-Industrie zu teil werden ließ. Es ist zweifelhaft, ob dieser letztere von [illegible] die nötige Unterstützung gefunden hätte, wenn nicht Klaproth durch sorg- [illegible] seiner Arbeiten und günstige Gutachten ihm stets zur Seite gestanden hätte.

Franz Karl Achard, geboren am 20. April 1753 zu Berlin, hat auf die industrielle [illegible] unseres Vaterlandes den tiefgreifendsten Einfluß ausgeübt und ein neues Gebiet chemischer Thätigkeit geschaffen, das nicht wenig zur Begründung der Wohlfahrt Deutschlands beitrug. Schon in Anbetracht der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Rübenzucker-Industrie erregt die Geschichte ihrer Begründung besonderes Interesse. Bereits im Jahre 1747 hatte der Chemiker Marggraff der Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Abhandlung vorgelegt, in der er darauf hinwies, „daß einige Pflanzen nicht nur einen dem Zucker ähnlichen Stoff, sondern in der That wirklichen Zucker enthalten, der dem bekannten aus Zuckerrohr gewonnenen genau gleicht“. Als solche Pflanzen führte der Gelehrte an: den weißen Mangold, die Zuckerwurzel, die Runkelrübe oder roten Mangold. Obschon Marggraff bereits angedeutet hatte, daß seine Entdeckung vielleicht einer praktischen Verwertung fähig sei, war es erst seinem Schüler und Nachfolger als Direktor der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, Achard, vorbehalten, ein Verfahren auszuarbeiten, das gestattete, aus der Runkelrübe Zucker industriell zu gewinnen. Nachdem Achard auf dem Gute Caulsdorff bei Berlin in kleinem Maßstabe eine Zuckerrübenkultur angelegt und aus den Rüben Zucker dargestellt hatte, wandte er sich an die preußische Regierung mit der Bitte um Unterstützung, um seine Versuche fortsetzen zu können. Friedrich Wilhelm III., der mit richtigem Blicke die Friedenszeit dazu benutzte, die Industrie seines Landes zu heben, erkannte sofort die Bedeutung der Ideen Achards und setzte eine Kommission zu ihrer Prüfung ein, der Klaproth als Sachverständiger angehörte. Dieser hatte sich schon früher in günstigem Sinne über Achards Versuche ausgesprochen und betonte auch in der Folgezeit stets deren Wichtigkeit. Seinem Einflusse und seiner Unterstützung war es wohl in erster Linie zu danken, daß am 1. April 1801 [illegible] an den König abging, auf das hin bald darauf die erste Runkelrübenzucker- [illegible] auf dem Gute Cunern in Schlesien ins Leben gerufen wurde. Trotz der Erfolge [illegible] sich die neue Industrie nur sehr langsam, und es ist zweifelhaft, ob sie

Nachricht

über die

Runkelrüben - Zucker Fabrication

zu Cunern in Schlesien,

welcher

beglaubte Proben

der Haupt- und Neben- Fabricate

welche die Fabrike erzeugt,

als

von ungedecktem gelben Rohzucker, von gedecktem mehr entfärbten Rohzucker, von ordinairem Branntwein, von Rum, von Arrac, von Franzbranntwein, und von zweyerley Sorten Essig,

in der Absicht beygefügt werden,

das Publicum in den Stand zu setzen,

über deren Qualität, und aus dieser in Verbindung mit der Quantität, in welcher diese Producte zu gewinnen stehen, und den Kosten ihrer Erzeugung, über die Vortheile der Runkelrüben - Zucker - Fabrication, wenn dabey nach der in meiner Fabrike befolgten Methode verfahren wird,

selbst zu urtheilen.

Von

F. C. Achard,

Director der physicalischen Classe der königl. Academie der Wissenschaften, Mitglied verschiedener Academien und Gelehrten Societäten.

Breslau 1805.

gedruckt in der priv. Stadt- und Universitäts-Buchdruckerey.

Facsimile des Titelblattes der Achardischen Propaganda-Schrift.



Hamburger Zuckerhut-Gießer zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
Nach einer gleichzeitigen Darstellung von Christoph Suhr.

wohl jemals zu ihrer heutigen Bedeutung gelangt wäre, wenn nicht die früher geschilderten politischen Verhältnisse jener Zeit fördernd eingegriffen hätten. Von dem Wunsche erfüllt, den englischen Handel um jeden Preis zu Grunde zu richten, hatte Napoleon, wie oben (S. 87) schon berichtet wurde, im Jahre 1806 die Kontinentalsperre verhängt und damit für das europäische Festland auch den stets über England bezogenen Rohrzucker zu einem teuren und schwer zu erlangenden Luxusartikel gemacht, der nur in ganz ungenügender Menge und auf Schleichwegen zu beschaffen war. Die natürliche Folge war einerseits der Ruin der bis dahin namentlich in Hamburg in hoher Blüte stehenden Rohrzucker-Raffinerien, andererseits ein ungeahnter Aufschwung der neuen inländischen Produktion: allenthalben

[illegible] eingepflanzt, überall entstanden Zuckerfabriken. Wenn auch viele davon [illegible] die Preise wieder eingingen, so hatten sich doch die Konsumenten unter[illegible] an den Genuß des Rübenzuckers gewöhnt und die Regierungen den Wert der Zucker[illegible] für ihre Länder erkannt. Es begann von nun an eine Entwickelung dieses Zweiges der deutschen Technik, die auch heute noch in stetem Fortschreiten begriffen ist und Deutschland schon längst unabhängig von der ausländischen Produktion gemacht hat.

Ein eindrucksvolles Bild von dem Umfange und der Bedeutung der Rübenzuckerindustrie für unser Vaterland gewinnt man leicht bei der Benutzung einer der von Berlin nach Westen führenden Bahnlinien: Stundenlang eilt der Schnellzug durch flache, schier endlose Ebenen — überall, so weit das Auge reicht, Runkelrübenfelder, in endloser Reihe aufeinanderfolgend, ein monotones Landschaftsbild, einzig und allein belebt durch zahlreiche über die Ebene verstreute rauchende Schlote — die Schornsteine der Zuckerfabriken. Diese langweilige Ebene trägt einen hohen Prozentsatz (im Jahre 1879 waren es etwa 16 Prozente) des deutschen Nationalvermögens und stellt ein Produktionsgebiet dar, das seinesgleichen sucht. Doch besser als Worte, besser selbst als die Anschauung, sprechen Zahlen: In den Jahren 1840—41 verarbeiteten 145 deutsche Zuckerfabriken etwa 5 Millionen Zentner Rüben und produzierten daraus über eine Viertelmillion Zentner Zucker. Im Jahre 1896—97, dem letzten, von welchem z. B. eine vollständige Statistik vorliegt, existierten in Deutschland 401 Zuckerfabriken, von denen 311 auf Preußen kamen. Diese verarbeiteten 13 721 601 Tonnen oder über 274 Millionen Zentner Rüben und produzierten 1805355 Tonnen Rohzucker; in den Fabriken waren 5400 Dampfmaschinen mit fast einer Million Pferdekräften thätig. Während im Jahre 1840 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 5 Pfund Zucker verbraucht wurden und im Jahre 1880 etwa 12,5 Pfund, ergab die Statistik pro 1895—96 einen Konsum pro Kopf von 28,32 Pfund. Die Rübenkultur und die Technik der Fabrikation haben sich so verbessert, daß im Jahre 1840 aus den Rüben 5 Prozent Zucker gewonnen wurden, im Jahre 1885—86

Daß beigehende Fabricate in der hiesigen Runkelrüben-Zuckerfabrike des Herrn Academie Director Achard, und zwar in den in dem beiliegenden Durchschnitt angezeigten quantitative Verhältnisse, wie auch auf die darin angegebenen Verfahren gewonnen worden, attestire ich hiermit der Wahrheit gemäß. Cunern den 9ten Januar 1805.

Rudolph König bey der Runkelrüben Zucker Fabrique des Herrn Director Achard angestellter Controlleur

Facsimile eines Kontroll-Scheines der Achardschen Zuckerfabrik in Cunern.

11,43 Prozent, im Jahre 1895—96 dagegen bereits 13,11 Prozente. Der Ertrag aus der Zuckerproduktion an Steuern und Zoll belief sich für das Deutsche Reich im Jahre 1885 bis 1886 auf 24 492 000 Mark, im Jahre 1895—96 hingegen auf 103 701 000 Mark . . .

Von diesem ungeheuren Aufschwung der von ihm ins Leben gerufenen Industrie hat Achard wenig mehr gesehen. Er starb zu Cunern am 20. April 1821; vorher, am 1. Januar 1817, hatte Klaproth das Zeitliche gesegnet, nachdem er sieben Jahre lang die Professur für Chemie an der Berliner Universität bekleidet hatte. Nach seinem Tode trat in der Entwickelung der



Achard und Klaproth.
Nach den Kupferstichen von J. S. L. Halle.

Chemie in Deutschland ein gewisser Stillstand ein. Es fehlte im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts in unserem Vaterlande derart an hervorragenden Chemikern, daß die Besetzung des Lehrstuhles Klaproths nicht unerhebliche Schwierigkeiten machte. Zum Glück war dieser Zustand ein vorübergehender; die in jener Zeit im Auslande wirkenden großen Chemiker, unter denen hier in erster Linie Humphry Davy, Dalton, Gay-Lussac und Thénard genannt seien, übten auf die deutschen Vertreter der Wissenschaft einen so anregenden Einfluß aus, daß bald auch hier ein reges wissenschaftliches Leben entstand und Forscher auftraten, deren Ruhm den aller Zeitgenossen weit überstrahlte und Deutschland um die Mitte des Jahrhunderts auf dem Gebiet der chemischen Forschung an die erste und führende Stelle treten ließ.

Ganz besonders erfolgreich und sehr bedeutsam für die Entwickelung der Chemie gestaltete sich im Anfange unseres Jahrhunderts die Thätigkeit der englischen Chemiker. Wir finden um jene Zeit in England in allen Zweigen der Wissenschaft und Technik eine Anzahl der hervorragendsten Namen vertreten und man darf sagen, daß England auf die Ausgestaltung der Erfindungen im 19. Jahrhundert den weitgehendsten Einfluß ausgeübt hat. Besonderer Pflege aber erfreute sich in England die Chemie und auf dem Gebiete derselben sind denn auch eine Reihe wichtiger Entdeckungen zu verzeichnen. Eine Anzahl Chemiker hatte die schweren Metalle in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen, und besonders Wollaston (1766—1828) beschäftigte sich mit Forschungen über die mit dem Platin zusammen vorkommenden Metalle. England.

[illegible] ein Platin ähnliches Metall aufzufinden, das er Palla- [illegible] demselben Jahre entdeckte er im Platinerz ein zweites Metall, das [illegible] Smithson Tennant in den Platinerzen noch zwei ähnliche Metalle, [illegible] die sich durch ihre Unempfindlichkeit gegen den Einfluß der [illegible] auszeichnen und deshalb zur Herstellung von Gegenständen be- [illegible] wenn es darauf ankommt, daß sie keine Veränderungen an der Luft erleiden. [illegible] das Normalmeter in Paris (S. 208), das die Grundlage für das Maßsystem [illegible] bildet, aus einer Legierung dieser Metalle mit Platin, und die Normal- [illegible] und Normalgewichte der Aichämter sind ebenfalls aus derselben Legierung gefertigt.

Noch wichtiger als die hier erwähnten Arbeiten über die Schwermetalle sind die Forschungen eines Mannes, der, aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, ein self-made-man in des Wortes vollkommenster Bedeutung, bald alle seine Fachgenossen in den Schatten stellte, durch seine genialen Arbeiten die Wissenschaft in neue Bahnen lenkte, der Thätigkeit der Chemiker neue und fruchtbare Gebiete eröffnete und der Menschheit die unschätzbarsten Dienste leistete. Dieser Mann ist Sir Humphry Davy, als Mensch, wie als Naturforscher gleich hervorragend. Als Sohn eines armen Holzschneiders und Landwirts am 17. Dezember 1778 zu Penzance in Cornwall geboren, trat er, nachdem er nur eine lückenhafte Schulbildung genossen hatte, im Jahre 1794 bei dem Apotheker Borlase, der zugleich Arzt und Chirurg war, in die Lehre. Hier benutzte er seine freie Zeit, um sich Kenntnisse in den Sprachen und Naturwissenschaften zu verschaffen und es dürfte wohl entscheidend für seine ganze Zukunft gewesen sein, daß ihm eines Tages die englische Übersetzung der Chemie Lavoisiers in die Hände fiel. Noch in späteren Jahren erzählte Davy oft, daß die mit der Lektüre dieses Werkes verbrachten vier Monate die genußreichsten seines Lebens gewesen seien. Bald fand er eine neue, ihm mehr zusagende Stellung bei dem Naturforscher Dr. Beddoes in Bristol, der unter dem Namen „Pneumatic Institution“ eine Heilanstalt errichtet hatte, in der Brustkranke durch Einatmung von Gasen Genesung finden sollten. Hier machte Davy die erste epochemachende Entdeckung: Seiner Gesundheit nicht achtend, prüfte er an sich selbst die Wirkung verschiedener Gase auf den Organismus und fand hierbei die merkwürdige Eigenschaft des Stickstoffoxyduls, den menschlichen Geist nach Hervorzauberung der herrlichsten Phantasiegebilde zuletzt ganz einzuschläfern und den irdischen Empfindungen zu entrücken. Im Jahre 1800 veröffentlichte Davy diese für die leidende Menschheit so wichtige Entdeckung, das Gas selbst nannte er der angenehmen Bilder wegen, die es dem in Lethargie Versinkenden vorgaukelt, Lachgas. Heute noch findet es, insbesondere bei zahnärztlichen Operationen, ausgedehnte Verwendung. Für Davy selbst hatte diese Entdeckung wichtige Folgen. Die wissenschaftliche Welt wurde auf ihn aufmerksam und bereits im Jahre 1801 wurde er als Professor der Chemie an die Royal Institution in London berufen und zum Mitgliede der chemischen Gesellschaft ernannt. In dieser Stellung machte er eine Reihe der bedeutsamsten Erfindungen und wurde der Begründer eines neuen Zweiges der Chemie, nämlich der Elektrochemie.

Bereits im Jahre 1800 hatten Nicholson und Carlisle den galvanischen Strom durch Wasser hindurchgehen lassen und gefunden, daß dieses dabei zersetzt wurde; sie hatten jedoch aus der gefundenen Thatsache falsche Schlüsse gezogen und über die entstehenden Produkte unrichtige Ansichten aufgestellt. Davy zeigte nun, daß reines Wasser bei der Zersetzung durch den elektrischen Strom einzig und allein in seine Bestandteile, in Wasserstoff und Sauerstoff zerfalle, und daß die von anderen gefundenen Zersetzungsprodukte von Ver-



Humphry Davy.
Nach dem Kupferstich von E. Scriven.

unreinigungen des Wassers, der in demselben enthaltener Luft und dem Glase der verwendeten Gefäße herrührten. Für diese Arbeit erhielt Davy den von Napoleon für die beste Arbeit auf dem Gebiete des Galvanismus ausgesetzten Preis des Instituts von Frankreich. Die Untersuchungen über die chemischen Wirkungen des galvanischen Stromes waren damit jedoch nur erst eingeleitet, sie sollten bald noch viel wichtigere Resultate zu Tage fördern. Davy stellte die Hypothese auf, daß die chemische und die elektrische Wirkung der Stoffe aufeinander genau auf derselben Kraft beruhe, eine Annahme, die für die Weiterentwickelung der Chemie von höchster Wichtigkeit war und später insbesondere Berzelius zu außerordentlich wichtigen Forschungen veranlaßte. Die Zerlegung des Wassers durch den elektrischen Strom bestärkte Davy in der Meinung, daß sich auch andere Körper durch denselben zerlegen lassen müßten, und daß vielleicht so mancher Körper, den man bis dahin für unzerlegbar hielt, zersetzt werden könne, wenn man nur einen genügend starken elektrischen Strom anwende. Er ließ sich daher eine ungemein starke Elektricitätsquelle, nämlich eine

Voltasche Säule von 2000 Plattenpaaren bauen und setzte zwei bis dahin für unzerlegbar gehaltene Körper, nämlich das Kali und das Natron, die bisher auch allen Versuchen, sie durch Feuer zu zerlegen, getrotzt hatten, dem Strome dieser Säule aus. Es gelang ihm so, im Jahre 1807 aus diesen Substanzen zwei neue Metalle, das Kalium und das Natrium zu erhalten. Im Jahre 1808 fand er auf gleichem Wege die Metalle Barium, Strontium, Calcium und Magnesium. Diese Versuche Davys und der von ihm erbrachte Beweis, daß genügend hohe elektrische Ströme viele Körper zersetzen, bilden die Grundlage der heutigen technischen Elektrochemie, der wir die fabrikmäßige Darstellung des Aluminiums, des Magnesiums und noch vieler anderer Produkte verdanken, und auf die wir später, bei der Betrachtung der Entwickelung der Elektrochemie — zweifellos der Chemie der Zukunft — zurückkommen werden. Um chemische Verbindungen hervorzurufen, hat man bisher meist die Wärme benutzt, in Zukunft wird an die Stelle der bisherigen Wärmequellen und Feuerungen der elektrische Strom ebenso treten, wie er zur Einleitung chemischer Zersetzungen schon lange dient. Noch weitere Entdeckungen waren Davy mit Hilfe seiner Voltaschen Säule vorbehalten: Bei Versuchen, Kohle durch den elektrischen Strom zum Schmelzen zu bringen, entdeckte er das elektrische Kohlenlicht, ohne sich jedoch der Bedeutung seiner Entdeckung für das Beleuchtungswesen klar zu werden. Im Jahre 1810 unternahm er Arbeiten, die über die Zusammensetzung der Salzsäure, sowie über die Natur des Chlors wichtige Aufschlüsse gaben, und hieran anschließend stellte er eine neue Säuretheorie auf, in der er klar festlegte, was eigentlich im chemischen Sinne unter einer Säure zu verstehen sei — Grundsätze von höchster Wichtigkeit, die auch heute noch vollste Geltung haben.

Eine gräßliche Explosion, die im Jahre 1812 das Bergwerk Felling heimsuchte, gab Davy Anlaß zur Konstruktion einer Sicherheitslampe für Bergarbeiter, die unter dem Namen Davysche Sicherheitslampe noch heute in allen Kohlenbergwerken in Gebrauch ist und deren Verwendung sicherlich schon vielen Tausenden von Menschen das Leben gerettet hat. Die Konstruktion dieser Lampe ist ebenso einfach, wie sinnreich. Davy hatte durch Versuche gefunden, daß ein Licht nie durch ein von oben in dasselbe eingeführtes Metallnetz hindurchbrennt, weil das Metall die Flamme so stark abkühlt, daß die zur Entzündung nötige Temperatur nicht mehr erreicht wird. Er umgab also die Kerzen der Grubenlampen mit einem Drahtnetz. Wird nun das gefährliche Grubengas durch die Flamme der Lampe entzündet, so kann immer nur die im Drahtnetz befindliche geringe Menge Gas explodieren, was unschädlich ist; über das Drahtnetz hinaus kann sich die Explosion nicht fortpflanzen, da dasselbe die Flamme zu stark abkühlt. Es ist interessant, daß gleichzeitig mit Davy und unabhängig von ihm George Stephenson die gleiche Konstruktion für Grubenlampen erfand.


Davys erste Sicherheitslampe.

Davys Leben war reich an äußeren Erfolgen; Ehren und hohe Würden verschönerten die letzten Jahre seines Lebens, das vielleicht von längerer Dauer gewesen wäre, hätte er nicht in unerschrockenster Weise seine Gesundheit der Wissenschaft zum Opfer gebracht. Schon bei seinen Untersuchungen über die Einatmung der Gase hatte er sich schwere Schäden zugezogen und bei Forschungen über die Ventilation großer Gebäude, die er in dem verpesteten Gefängnisse zu Newgate anstellte, erkrankte er schwer und konnte sich nie wieder ganz erholen. Im Jahre 1827 mußte er die Präsidentenstelle der Royal Society niederlegen und im Süden Genesung suchen. Auf der Rückreise aus Italien starb er zu Genf am 29. Mai 1829, zu früh für die Wissenschaft und zu früh für die Menschheit.

Während Davys Forschungen in erster Linie für die angewandte Chemie von höchster Bedeutung waren, hat sich sein Landsmann und Zeitgenosse John Dalton (geb 1766 in Dalton Cumberland) um die Förderung der theoretischen Erkenntnis nicht geringe Verdienste erworben. Er ist der Begründer einer der wichtigsten Theorien der Chemie, der sogenannten atomistischen Theorie, und das von ihm zuerst ausgesprochene Gesetz der sogenannten „multiplen Proportionen" ist die Grundlage für die Kenntnis der Zusammensetzung der Körper. Wie wir bereits erwähnt haben, war Berthollet zu wichtigen Resultaten über die Neigung der Körper, sich miteinander zu verbinden, gekommen. Dalton hat nun über die Mengenverhältnisse, in denen sich die Körper miteinander verbinden, Untersuchungen angestellt und als Resultat seiner Forschungen (1808—10) ausgesprochen, daß die chemischen Elemente, also diejenigen Körper, die wir mit unseren chemischen Hilfsmitteln nicht weiter zerlegen können, alle aus ganz gleichartigen kleinsten Teilen, den sogenannten Atomen bestehen. Das Gewicht dieser Atome ist für die einzelnen Elemente verschieden, so daß z. B. ein Atom Silber ein anderes Gewicht hat, als ein Atom Blei und dieses wieder ein anderes Gewicht als ein Atom Sauerstoff oder ein Atom Schwefel. Dalton fand aber auch, daß sich immer ein oder mehrere Atome des einen Elementes mit einem oder mehreren Atomen des anderen Elementes vereinigen können, also z. B. ein Atom Stickstoff mit ein, zwei oder drei Atomen Sauerstoff. Stellt man diese Atome graphisch dar, so kann man die Zusammensetzung eines jeden Körpers darstellen, wenn man ein Schema der in ihm enthaltenen Atome zeichnet. So besteht z B. das Wasser aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff; nach Dalton erhält man demnach ein Bild der Zusammensetzung des Wassers durch folgende Zeichnung:

Wasserstoff	Sauerstoff	Wasserstoff

oder, wenn man die abgekürzten Bezeichnungen für Wasserstoff = H (Hydrogenium) und für Sauerstoff = O (Oxygenium) nimmt: H—O—H. Diese von Dalton eingeführte Bezeichnung ist heute noch im Gebrauch; man schreibt, um die Zusammensetzung des Wassers auszudrücken, abgekürzt: H_2O. Daltons Theorie ist die wichtigste aller chemischen Theorien, da sie gestattet, die Gewichte aller chemischen Körper zu berechnen. Ist z. B. das Gewicht des Sauerstoffatoms = 16, das des Wasserstoffatoms = 1, so erhalten wir für das Wasser: $H_2 = 2$, $O_1 = 16$, folglich $H_2O = 18$. Bei allen chemischen Arbeiten im Laboratorium, bei allen technisch-chemischen Betrieben, seien dies nun Hüttenwerke, Farben-, Seifenfabriken oder dergl., bei der Herstellung aller Gase, festen oder flüssigen Körper, kurz, bei jedem chemischen Prozeß bildet das Daltonsche Gesetz die Grundlage aller Berechnungen. Nach ihm stellt man fest, wieviel Rohmaterial angewendet werden muß, um eine bestimmte Menge irgend eines Produktes herzustellen; der Inhalt aller Gasbehälter, aller chemischen Gefäße, das Gewicht aller Materialien wird nach den aus jenem Gesetz abgeleiteten Formeln berechnet, und man mag aus diesen Beispielen ermessen, von welcher Bedeutung dasselbe für die Weiterentwickelung der Chemie gewesen ist.

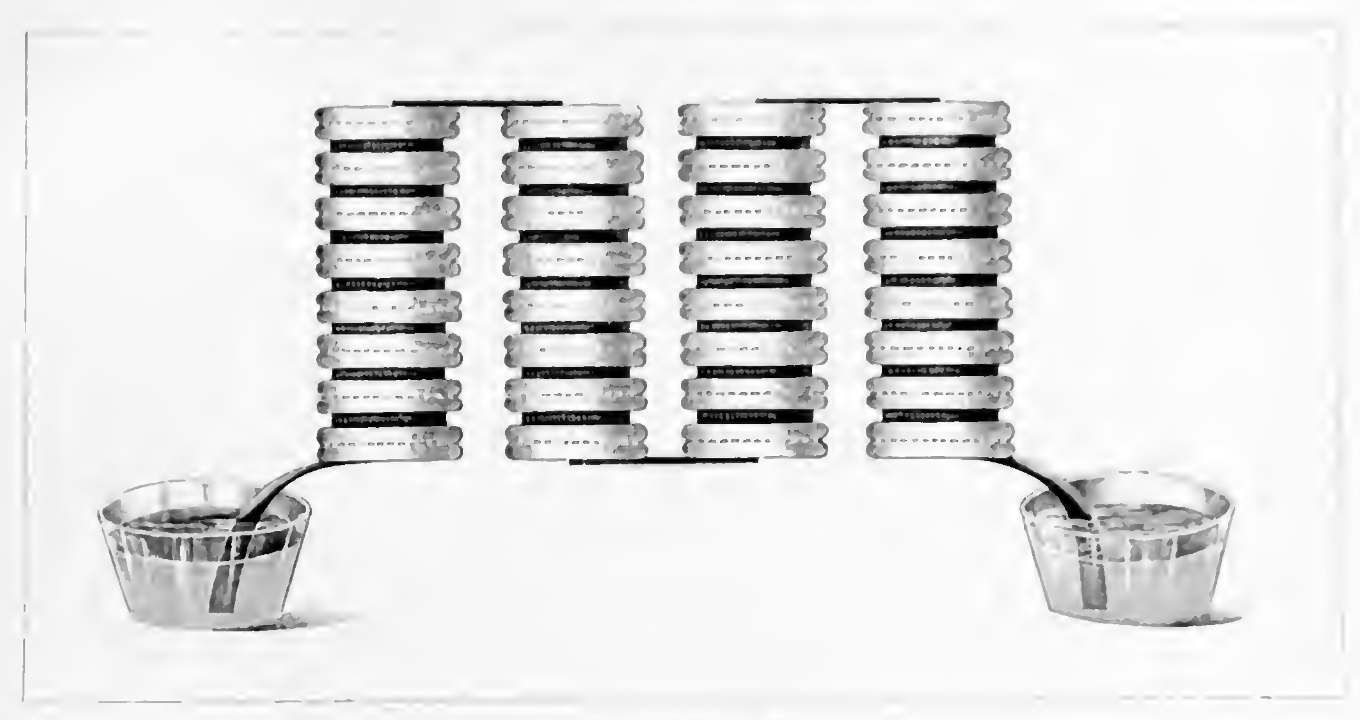
Hatten Daltons Arbeiten großen Wert für unsere Kenntnis von den Gewichtsverhältnissen der Körper und ihre Zusammensetzung, so sind die Untersuchungen eines anderen Gelehrten über den Raum, den die Körper, insbesondere die Gase, einnehmen, also über die Volumverhältnisse, nicht minder wichtig. Dieser Forscher war der Franzose Gay-Lussac Gay-Lussac. (geb. 6. Dezember 1778 zu St. Léonard le Noblat), der sich auch, wie wir später noch sehen werden, um die Physik und insbesondere um die Förderung der Luftschiffahrt, sehr ver-

[illegible] gemacht hat. Bereits im Jahre 1805 hatte Gay-Lussac zusammen mit Alexander von Humboldt beobachtet, daß genau 2 Volumina Wasserstoffgas mit 1 Volumen Sauerstoffgas zu Wasser sich vereinigen und später fand er die wichtige Thatsache, daß ähnliche einfache Verhältnisse bei der Verbindung aller Gase statthaben. 1809 wies er darauf hin, daß die Volumina der Gase, welche miteinander in Verbindung treten, stets in sehr einfachen Verhältnissen stehen, also 1 zu 1, oder 1 zu 2, oder 1 zu 3, oder 2 zu 3 u. s. w. Diese von Gay-Lussac gefundene Gesetzmäßigkeit ist die Grundlage ebensolcher Berechnungen, wie sie oben bei den Daltonschen Gesetzen dargelegt wurden. Besonders wertvoll sind die Methoden, die Gay-Lussac zur Untersuchung von vielen, im täglichen Leben oft gebrauchten Produkten ausarbeitete. Wir verdanken ihm Vorschriften zur Untersuchung von Chlorkalk, Schießpulver, Pottasche, Borax, Soda u. a. m. Er entdeckte das Cyan und zeigte, daß dasselbe in Verbindung mit Wasserstoff Blausäure ergiebt. Die chemische Analyse wurde von ihm bedeutend vereinfacht und die von ihm angegebenen Methoden zur Bestimmung des Prozentgehaltes von Laugen und von Säuren sind heute noch im Gebrauch, ebenso seine Methode zur Bestimmung des Silbergehaltes in Metalllegierungen, die noch in unseren Tagen in allen Laboratorien und besonders in den Münzwerkstätten stets zur Anwendung kommt.

Einen großen Teil seiner Arbeiten hatte Gay-Lussac zusammen mit Louis Jacques Thénard
Thénard ausgeführt, Arbeiten von zum Teil sehr großem Werte. Die Entdeckung der Zerlegbarkeit von Kali und Natron hatte Napoleon veranlaßt, der polytechnischen Schule die stärkste bis dahin bekannte Batterie bauen zu lassen, jene gewaltige Voltasche Säule, durch deren starken Strom, einer nie bewiesenen Überlieferung nach, ein Diener jenes Institutes den Kaiser bei einer Besichtigung der Anlage zu töten versuchte, ein Vorhaben, das rechtzeitig bemerkt und vereitelt wurde. Mit dieser Batterie stellten Gay-Lussac und Thénard nach Davys Methode große Mengen von Kalium und Natrium her, untersuchten deren Eigenschaften näher und entdeckten dabei das Natriumsuperoxyd, das allbekannte und vielfach angewandte Bleichmittel. Sie stellten ferner die reine Flußsäure dar, die in der Glasindustrie heute unentbehrlich geworden ist, da mit ihrer Hilfe fast alle Ätzungen und Verzierungen an Glaswaren ausgeführt werden. Thénard allein hat unsere chemischen Kenntnisse ebenfalls nicht unwesentlich bereichert. Er zeigte im Jahre 1818, daß sich Wasserstoff und Sauerstoff außer zu Wasser auch noch in einem anderen Verhältnisse vereinigen können, nämlich in dem, das durch die Formel H_2O_2 ausgedrückt wird. Das Produkt dieser Vereinigung, das Wasserstoffsuperoxyd, dient in reinster Form als Desinfektionsmittel in der Medizin, in der Technik zum Bleichen von Baumwolle, Federn, Seide, Knochen, Leder, Horn u. s. f.; in der Gärungsindustrie findet es ebenfalls zum Desinfizieren von Gärbottichen und als Konservierungsmittel des Weines mannigfache Anwendung. Thénard untersuchte auch eine Reihe organischer Körper und hat z. B. die Citronensäure und Äpfelsäure zuerst dargestellt. Auf diese Untersuchungen, die in eine spätere Epoche fallen, werden wir bei der Betrachtung der Entwickelung der organischen Chemie zurückkommen.



Thénard.



Die erste Voltasche Säule.

Physik.

Die Physik war am Beginn unseres Jahrhunderts im Gegensatze zu ihrer Schwesterwissenschaft, der Chemie, bereits auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung angelangt. Der gewaltige Unterschied zwischen den geringen chemischen Kenntnissen einerseits und dem umfassenden Wissen auf physikalischem Gebiete andererseits kann uns jedoch nicht in Erstaunen setzen, wenn wir die grundlegenden Unterschiede zwischen beiden Wissenschaften ins Auge fassen: Beide untersuchen die Eigenschaften der Materie, des Stoffes; während aber die Chemie dessen innere Veränderungen zu erforschen trachtet, beschäftigt sich die Physik ausschließlich damit, die Gesetze festzustellen, die äußere Einflüsse auf ihn ausüben. Sie läßt die Veränderungen in seiner Zusammensetzung vollkommen unberücksichtigt, so daß also in erster Linie die grob-sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften der Körper, wie Gewicht, Festigkeit, Farbe, Temperatur u. s. w., deren Veränderungen und ihre Ursachen, in das Gebiet physikalischer Forschungen gezogen werden. Es ist begreiflich, daß diese allen Materien gemeinsamen Eigenschaften schon früher und in ausgedehnterem Maße die Aufmerksamkeit erregen mußten, als die oft nur künstlich hervorzurufenden und schwerer erklärlichen chemischen Vorgänge. So sehen wir denn auf chemischem Gebiete ein systemloses alchimistisches Treiben, während im Gegensatze hierzu den Physikern lange schon die Wege der mathematisch-exakten Forschung bekannt waren; bereits im siebzehnten Jahrhundert konnte der große englische Forscher Isaac Newton den stolzen Ausspruch thun: „Hypothesen bilde ich nicht!"

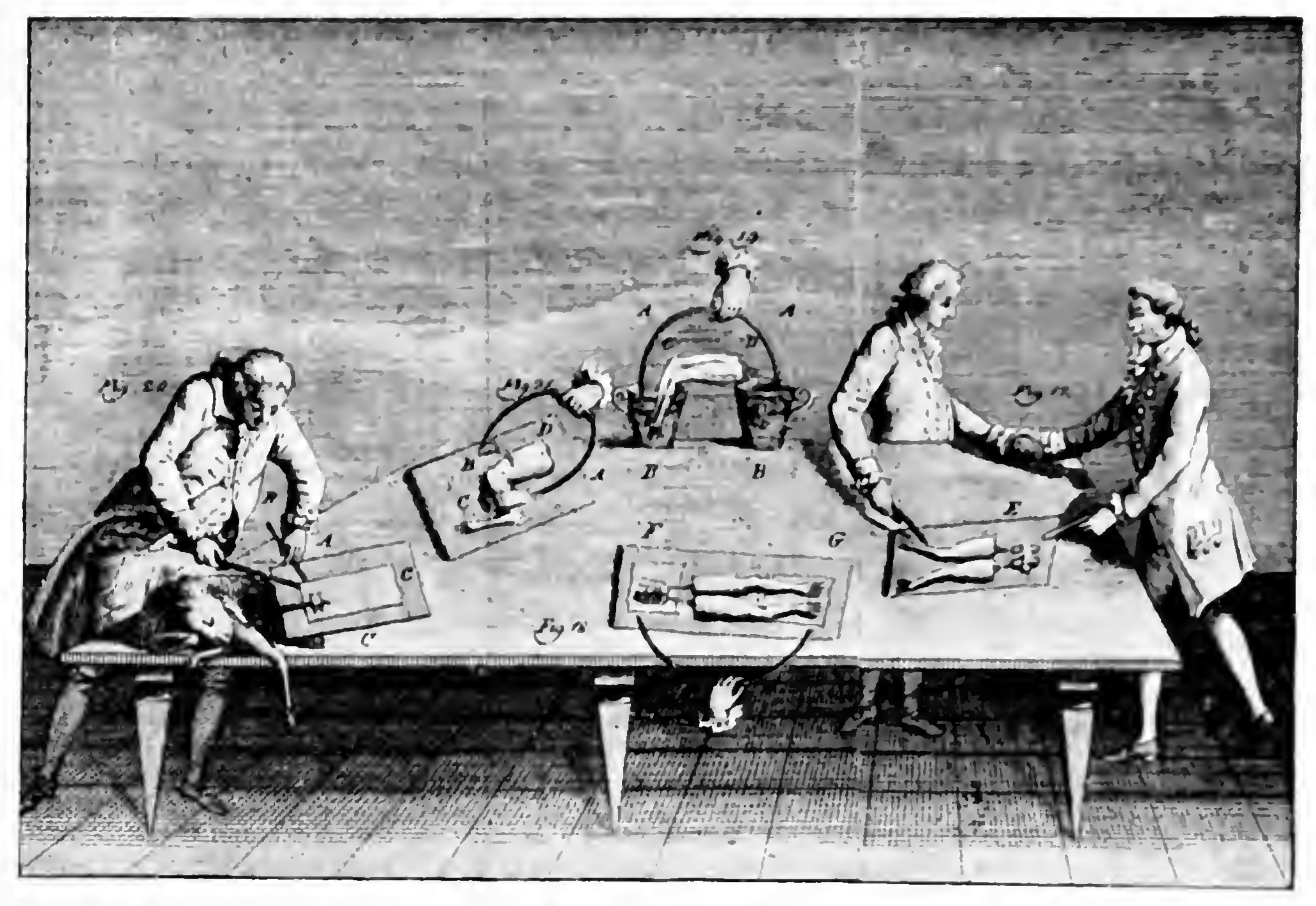
Von den [illegible] Disziplinen, in die, alter Überlieferung folgend, auch das Gebiet der [illegible] noch eingeteilt wird, nämlich die Mechanik, die Optik, die Akustik, die Wärmelehre und die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus, war die Mehrzahl am Schlusse des vorigen Jahrhunderts schon sehr entwickelt. Insbesondere war es die Mechanik, [illegible] die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung, deren Gesetze schon im einzelnen erforscht und mathematisch berechnet waren. Aber auch die Optik oder die Lehre vom Licht, hatte schon eine hohe Stufe erreicht: fällt doch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Entdeckung der wichtigen Gesetze über die Brechung des Lichtes durch Snellius bereits in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und noch früher, nämlich im Jahre 1590, hatte Zacharias das erste Fernrohr und Mikroskop konstruiert. Die Grundgesetze der Akustik oder der Lehre vom Schall waren schon 1624 durch den bekannten Baco of Verulam festgestellt worden, und 1670 hatte Samuel Morland das erste Sprachrohr konstruiert. Trotzdem kann man, wie wir bald sehen werden, von einer experimentellen Entwickelung dieses Zweiges der Physik erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, seit der Veröffentlichung der umfassenden Untersuchungen Chladnis sprechen. Auch die Wärmelehre war schon seit langem in das Gebiet der Forschung gezogen worden und hatte zu wichtigen Entdeckungen — es sei nur an die Aufstellung meteorologischer Gesetze, die Konstruktion von Barometern und Thermometern, die Erfindung der Dampfmaschine u. s. w. erinnert — geführt. Ebenso waren die Grundlagen des Magnetismus bekannt: nachdem schon 1436 Andrea Bianco die magnetische Deklination beobachtet und 1492 Columbus zwischen östlicher und westlicher Deklination unterschieden hatte, war bereits im Jahre 1600 eine Präzisierung der Gesetze über den Magnetismus durch Gilbert William erfolgt.

Unter dem Namen „Elektricität“ verstand man in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lediglich die Reibungselektricität; diese und ihre Eigenschaften kannte man aber sehr genau. Durch Männer wie Otto von Guerike, den Erfinder der Elektrisiermaschine (1672), durch Kleist, von Leyden und besonders durch Benjamin Franklin, den Erfinder des Blitzableiters, war eine Stufe der Erkenntnis erreicht worden, die den Forschern der Neuzeit gerade auf diesem Gebiete nicht mehr viel Arbeit übrig ließ. Trotzdem wurde erst das neunzehnte Jahrhundert das „Zeitalter der Elektricität“, weil es in seiner ganzen Entwickelung voll und ganz unter dem Einfluß eines neuen Zweiges der Elektricitätslehre, nämlich des Galvanismus oder der Berührungselektricität steht, der wir alle die großartigen, staunenswerten Wunder der modernen Elektrotechnik verdanken. Es ist ein merkwürdiges und interessantes Spiel des Zufalles, daß jene beiden Entdeckungen, die das Zeitalter der Elektricität einleiteten, fast genau mit dem Beginn des Jahrhunderts zusammenfallen: die Auffindung der galvanischen Elektricität durch Galvani und die Herstellung der Voltaschen Säule durch Volta. Die Entdeckung der ersteren erfolgte zwar schon vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts, aber trotzdem gehört sie voll und ganz diesem an, weil der Entdecker sich der Tragweite der durch ihn gefundenen neuen Thatsachen nicht in solchem Umfange bewußt war, daß er die letzten Konsequenzen daraus gezogen hätte. Dies blieb dem neunzehnten Säkulum vorbehalten.

Elektricität.

Wie so viele bedeutende Erfindungen und Entdeckungen, wurde auch die des Galvanismus durch einen Zufall herbeigeführt: Die Frau des italienischen Professors der Anatomie und Geburtshilfe Aloisio Galvani (geb. 9. September 1737) zu Bologna war an einem Brustleiden erkrankt und sollte zur Kräftigung eine Suppe aus Froschschenkeln essen. Der Gatte enthäutete die Tiere eigenhändig und legte sie eines Abends auf einen Tisch, in dessen Nähe eine Elektrisiermaschine stand. Über das, was nun weiter erfolgte,

Galvanismus.



Galvanis Versuche.
Nach dem der ersten Veröffentlichung beigegebenen Kupferstich.

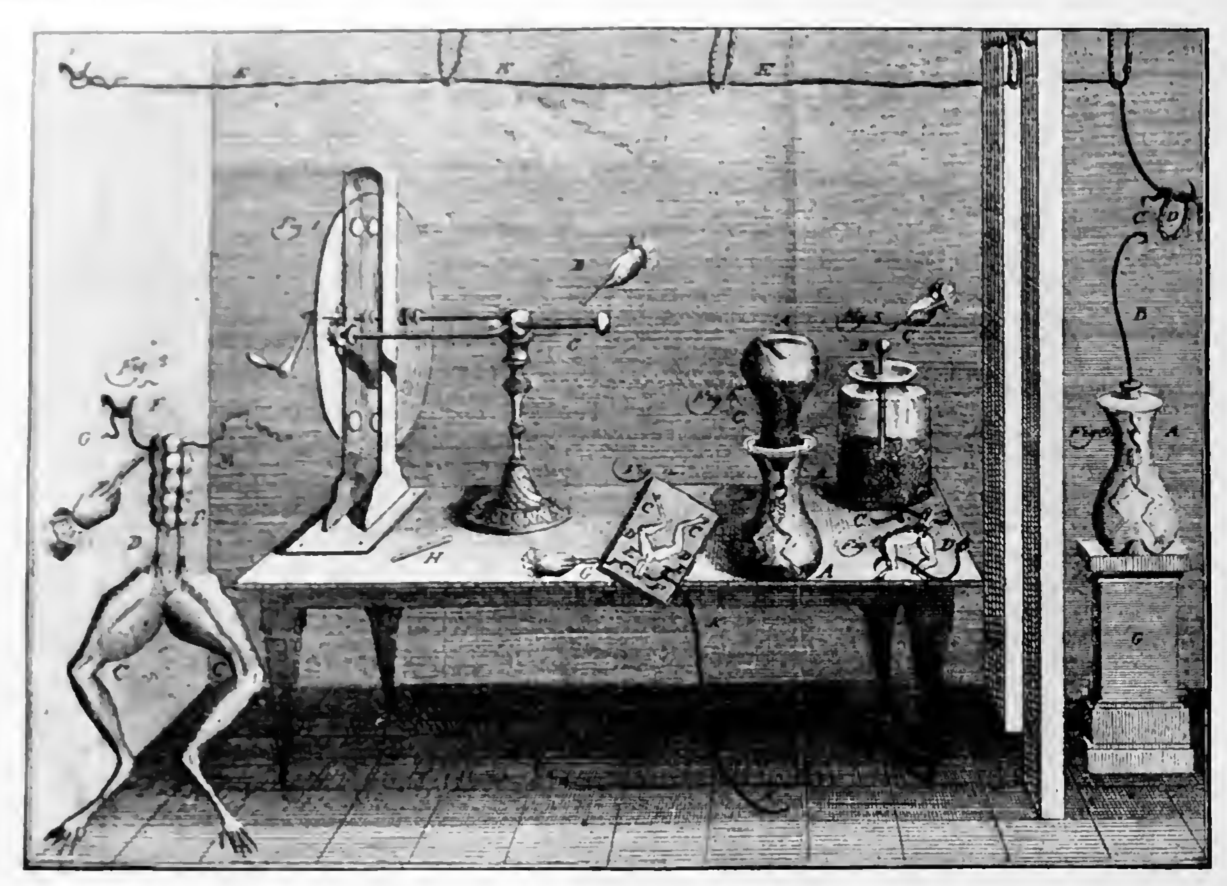
berichtet Galvani in seinem Werkchen: De Viribus Electricitatis in Motu Musculari Commentarius (1791) selbst folgendes: „Als einer meiner Gehilfen mit der Spitze eines Skalpellmessers die inneren Cruralnerven des Frosches durch Zufall berührte, zogen sich die Muskeln der Gelenke wiederholt krampfhaft zusammen. Der andere Gehilfe aber wollte bemerkt haben, daß sich dies nur ereignete, wenn dem Konduktor der Maschine ein Funken entzogen wurde."

Galvani warf sich sofort mit Eifer auf die Untersuchung der neuen Entdeckung und stellte zunächst fest, daß die Zuckungen stets nur dann eintraten, wenn der Funken der Elektrisiermaschine übersprang. Da kurz vorher (1773) John Walsh am Zitterrochen tierische Elektricität nachgewiesen hatte, so kam Galvani zu der falschen Vermutung, daß auch hier der Ausfluß einer den Tieren innewohnenden Elektricität vorliegen müsse. Er versuchte deshalb die Einflüsse der atmosphärischen Elektricität auf die Froschpräparate zu studieren und fand, daß jeder Blitz, ähnlich dem Funken der Elektrisiermaschine, die Froschschenkel in Zuckungen versetzte. Damit wären nun die Versuche Galvanis beendet gewesen und hätten jedenfalls zu keinen weiteren Resultaten geführt, wenn nicht ein zweiter, erneuter Zufall wiederum eine wichtige Entdeckung veranlaßt hätte. Die zu den Versuchen über den Einfluß der atmosphärischen Elektricität dienenden Froschschenkel hatte Galvani mit Metallhäkchen am Rückenmark durchstochen und an seinem Hause aufgehängt. Als er einst lange beobachtet hatte, ohne Zuckungen zu bemerken, drückte er ungeduldig an dem metallenen Häkchen, das hierbei zufällig mit einem eisernen Geländer in Berührung kam; sofort erfolgte eine Zuckung des Froschschenkels. Bei fortgesetzten Versuchen fand er, daß diese Zuckungen unabhängig von der Atmosphäre waren, und auch im geschlossenen Zimmer eintraten, aber

Galvanis Versuche.

[illegible] Metalle verschiedener Art sich berührten. Neue Experimente bestärkten Galvani in der Annahme, daß die Ursache aller dieser Erscheinungen eine im Muskel verborgene tierische Elektricität sei, und diese Ansicht vertrat er bis zu seinem Tode (1798).

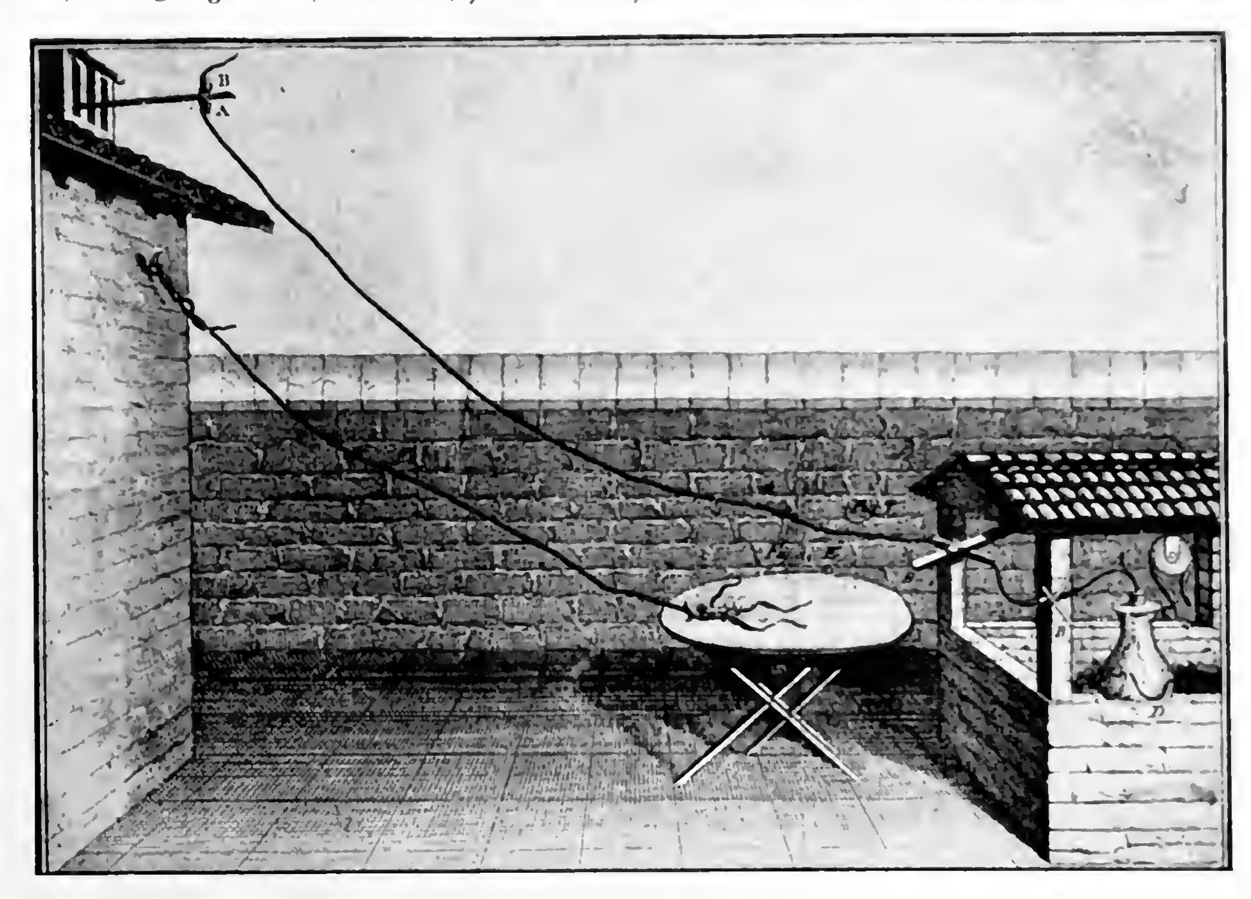
Mit Galvani sahen fast alle Physiker der damaligen Zeit in den neuentdeckten elektrischen Erscheinungen einen Ausfluß animalischer Elektricität, unter ihnen auch Alessandro Volta, der bestimmt war, bald eine richtigere Erklärung zu geben und damit gerade im Jahre 1800 eine neue Ära der Entdeckungen und Erfindungen zu eröffnen, die ohne Galvanis Versuche vielleicht noch lange nicht angebrochen wäre. Alessandro Volta, geboren am 18. Februar 1745 zu Como, war seit 1779 Professor der Physik zu Pavia und zur Zeit, als Galvanis Entdeckung über die tierische Elektricität der Muskeln



Galvanis Froschschenkel-Versuche.
Nach: „De Viribus Electricitatis in Motu Musculari Commentarius".

machte, bereits durch verschiedene wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricitätslehre bekannt geworden. So hatte er im Jahre 1775 den Elektrophor erfunden und bald darauf, im Jahre 1783, den Kondensator für Elektricität, einen Apparat, der es ermöglichte, selbst sehr kleine Elektricitätsmengen noch wahrnehmbar zu machen. 1777 stellte er die durch den Elektrophor entzündbare Hydrogenlampe her und 1786 das Elektroskop, einen Apparat, der zum Nachweis der minimalsten Elektricitätsmengen, wie sie z. B. oft in der Atmosphäre vorkommen, dient und in der ihm von Volta gegebenen Anordnung auch heute noch im Gebrauch ist. Er versah im Jahre 1788 dieses Elektroskop mit einer Vorrichtung, die es gestattete, die geringen Elektricitätsmengen auch zu messen und wurde so der Erfinder des Elektrometers. Volta war also in den Tagen, als Galvani seine Entdeckung veröffentlichte, bereits auf einer hohen Stufe des Ruhmes angelangt und hatte durch seine Untersuchungen die Kenntnisse vom Wesen der Elektricität in hervorragender Weise bereichert. Ein neuer Fund,

wie die von Galvani entdeckte Elektricität der Muskeln, mußte sein Interesse in hohem Grade erregen, und er begann deshalb sofort mit eigenen Versuchen, die ihn zunächst zu denselben Resultaten wie Galvani führten und in ihm vorerst ebenfalls den Glauben an das Vorhandensein einer tierischen Elektricität erweckten. Er äußerte sich dahin, „daß die Frösche ein Elektroskop abgeben könnten, viel empfindlicher, als man bis dahin nur eines besitze“. Bald jedoch konnte Volta feststellen, daß die Theorie Galvanis falsch sein müsse. Er wiederholte die Versuche Sulzers über elektrische Geschmacksempfindungen — die dadurch hervorgebracht werden, daß man auf die obere Seite der Zunge ein Stückchen Stanniol, auf die untere eine Gold- oder Silbermünze legt und diese Metalle durch einen Draht verbindet, wobei auf der Zunge ein saurer Geschmack entsteht — und fand dabei mit Hilfe seines Konden-



Galvanis Froschschenkel-Versuche.
Nach: „De Viribus Electricitatis in Motu Musculari Commentarius“.

sators, daß ein elektrischer Strom durch bloße Berührung der beiden Metalle entsteht und daß das Vorhandensein eines tierischen Körpers, Froschschenkel oder Zunge, ganz unnötig ist. Dieser Versuch war der Fundamentalversuch auf dem Gebiete der Berührungselektricität und an denselben schloß sich eine Reihe hochwichtiger, ebenfalls von Volta ausgeführter Experimente an, die zunächst zur Aufstellung der Voltaschen Theorie führten, einer Lehre, die auch heute noch die Grundlage aller und jeder Thätigkeit auf dem Gebiete der Elektricitätslehre bildet. In kurzen Zügen läßt sie sich in folgenden Sätzen wiedergeben: „Bei der Berührung zweier verschiedener Körper wird der eine positiv, der andere negativ elektrisch. Zwischen zwei bestimmten Metallen ist die bei ihrer Berührung entstehende elektrische Spannung immer genau dieselbe. Die Metalle lassen sich in eine Reihe — die Voltasche Spannungsreihe — anordnen, welche die Eigenschaft hat, daß jedes vorhergehende Metall mit einem folgenden berührt, positive, jedes folgende durch Berührung mit einem vorher-

[illegible] Elektricität annimmt. (Die von Volta festgesetzte Spannungsreihe lautet: Zink, Blei, Zinn, Wismut, Antimon, Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Platin —.) Der elektrische [illegible] durch eine Reihe von Metallen ist derselbe, als wenn sich die Endstücke unmittelbar berühren."

Im Anschluß an diese wichtigen, schon 1802 veröffentlichten Gesetze über die Entstehung des elektrischen Stromes, konstruierte Volta die nach ihm benannte Voltasche Säule, die lange Zeit den stärksten Elektricitätserreger bildete, den man überhaupt kannte, und auf deren Prinzip die heute so viel gebrauchten galvanischen Elemente und die für die Entwickelung der Elektrotechnik so wichtigen Akkumulatoren beruhen. Zu der Konstruktion dieser Säule kam Volta auf Grund seines Gesetzes durch folgende Erwägungen: Durch Berührung einer Kupfer- und Zinkplatte entsteht ein sehr schwacher elektrischer Strom, der auch durch Anwendung vieler übereinandergeschichteter Platten nicht verstärkt werden kann. Eine Verstärkung findet jedoch statt, wenn man immer je zwei Plattenpaare durch einen nicht metallischen Leiter der Elektricität, z. B. eine mit Kochsalzlösung oder Schwefelsäure getränkte Tuchplatte trennt, und zwar wird die Spannung der Elektricität um so größer, je mehr Plattenpaare man anwendet, so daß sich also durch Anwendung sehr vieler Plattenpaare eine sehr große elektrische Spannung erzeugen läßt. Die Anordnung der Voltaschen Säule läßt sich durch folgendes Schema wiedergeben:

Zinkplatte
Kupferplatte
Feuchte Tuchplatte
Zinkplatte
Kupferplatte
Feuchte Tuchplatte
Zinkplatte
Kupferplatte
Draht

Verbindet man die oberste Zinkplatte und die unterste Kupferplatte durch einen Draht, so fließt durch diesen ein elektrischer Strom, der je nach der Anzahl der Platten und deren Größe verschiedene Spannung und Stärke haben muß, also durch Anwendung der Säule beliebig verändert werden kann. Diese Säule, wie schon erwähnt, lange Zeit hindurch die beste und stärkste bekannte Elektricitätsquelle, mit deren Hilfe bald die epochemachendsten Entdeckungen zur Ausführung kamen, wurde rasch bekannt und trug ihrem Erfinder die höchsten Ehren ein. Bereits im Jahre 1801 ließ Napoleon Volta nach Paris kommen, damit er seine Versuche dem Nationalinstitute vorlege, und ordnete an, daß für Volta eine große goldene Medaille geprägt werde. Bei der Betrachtung der Entwickelung der Chemie haben wir anläßlich der Erörterung der Versuche Gay-Lussacs und Thénards bereits gesehen, daß Napoleon, begeistert durch Voltas Versuche, die stärkste elektrische Säule herstellen ließ, die jemals gebaut wurde, und daß er dieselbe den französischen Gelehrten zur Verfügung stellte. Ebenso wurde an jener Stelle (S. 197) ausführlich der Versuche Davys gedacht, der mittelst einer solchen Säule die Alkalien zerlegte, eine Anzahl neuer, bis dahin unbekannter Metalle aus denselben isolierte und bei diesen Versuchen der Entdecker des elektrischen Bogenlichtes wurde. In Deutschland wurde die Voltasche Säule zuerst durch Christof Heinrich Pfaff bekannt, der die Vorführungen Voltas in Paris mit angesehen hatte und einen Bericht über dessen Theorie im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung (November 1801) veröffentlichte. So begann mit dem Bekanntwerden der Voltaschen Säule in allen Kulturländern jener Zeit, in Italien, Frankreich, England und Deutschland eine neue Epoche, eine Entwickelung, die sich nicht nur auf die Physik erstreckte, sondern auch anderen Wissenschaften, in erster Linie der Chemie zu gute kam. Volta selbst war es beschieden, einen großen Zeitraum dieser Entwickelung noch zu erleben. Wissenschaftlich war er in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr thätig, sondern lebte still und zurückgezogen zu Como, wo er im hohen Alter von

82 Jahren am 5. März 1827 die Augen schloß. Die Nachwelt hat sein Andenken in jeder Hinsicht geehrt. In seiner Geburtsstadt Como wurde ihm ein Denkmal errichtet und es giebt wohl auf Erden keine bedeutendere höhere technische Schule oder Institution, in der nicht an hervorragender Stelle Voltas Büste sich fände. Um den großen Forscher zu ehren, beschloß der im Jahre 1881 zu Paris tagende internationale Kongreß der Elektriker, die Einheit, nach welcher die Spannung der elektrischen Ströme gemessen wird, ein „Volt" zu nennen.



Alessandro Volta.
Nach einer Zeichnung von Sabatelli.

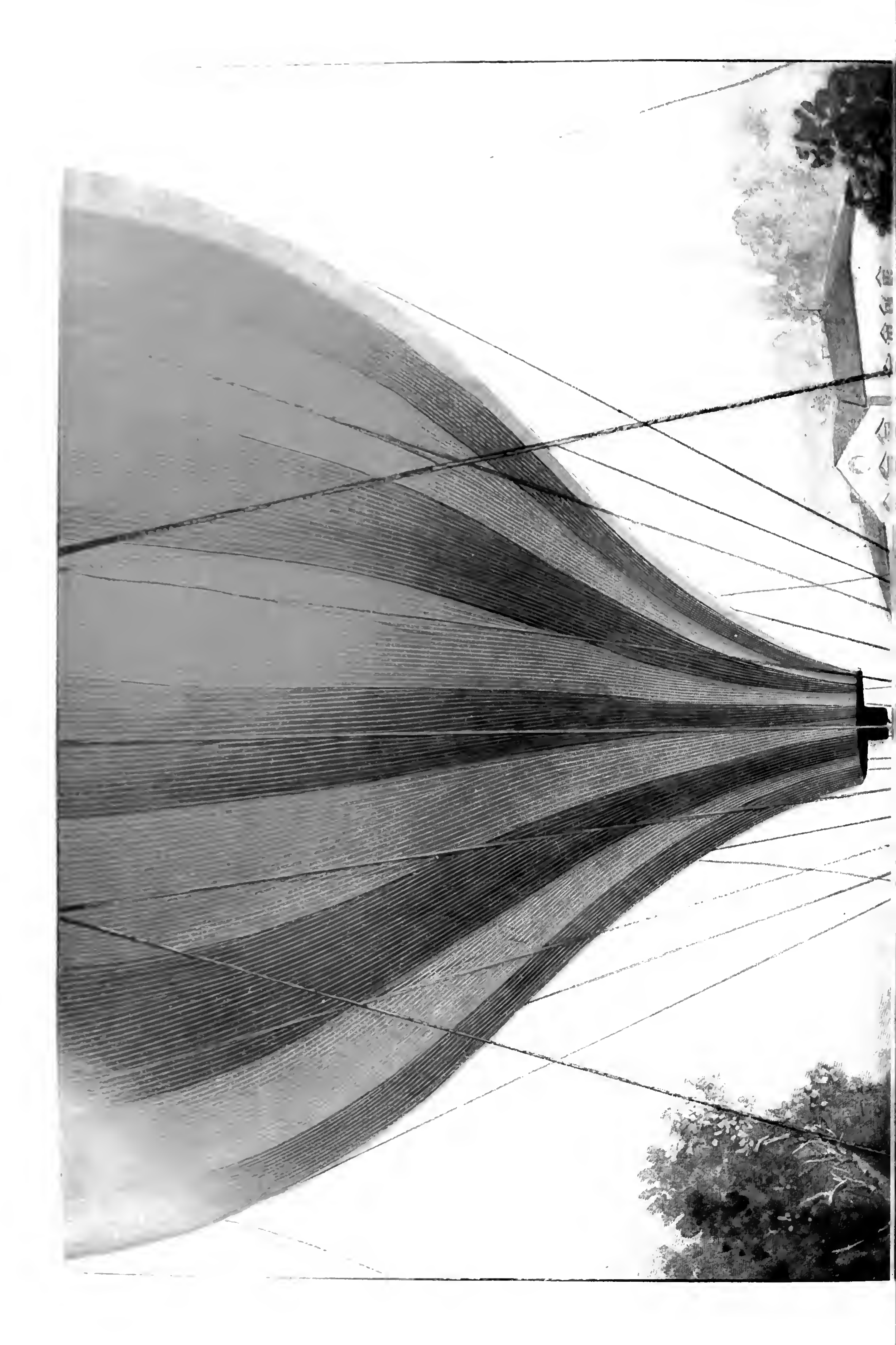
Die Erfolge, die der Wissenschaft durch die Studien mit der Voltaschen Säule zu gute kamen, lagen in den ersten Jahren nach ihrer Erfindung hauptsächlich auf chemischem Gebiete und bei Betrachtung der Entwickelung der Chemie wurde ihrer schon ausführlich gedacht. Auf physikalischem Gebiete, insbesondere auf dem Gebiete der reinen Elektrotechnik, trat nach Voltas grundlegenden Versuchen zunächst ein gewisser Stillstand ein, der etwa bis zum Jahre 1820 dauerte, um dann einer neuen Ära rascher Entwickelung Platz zu machen, die durch die Namen Oerstedt, Ampère, Ohm, Arago, Faraday gekennzeichnet ist.

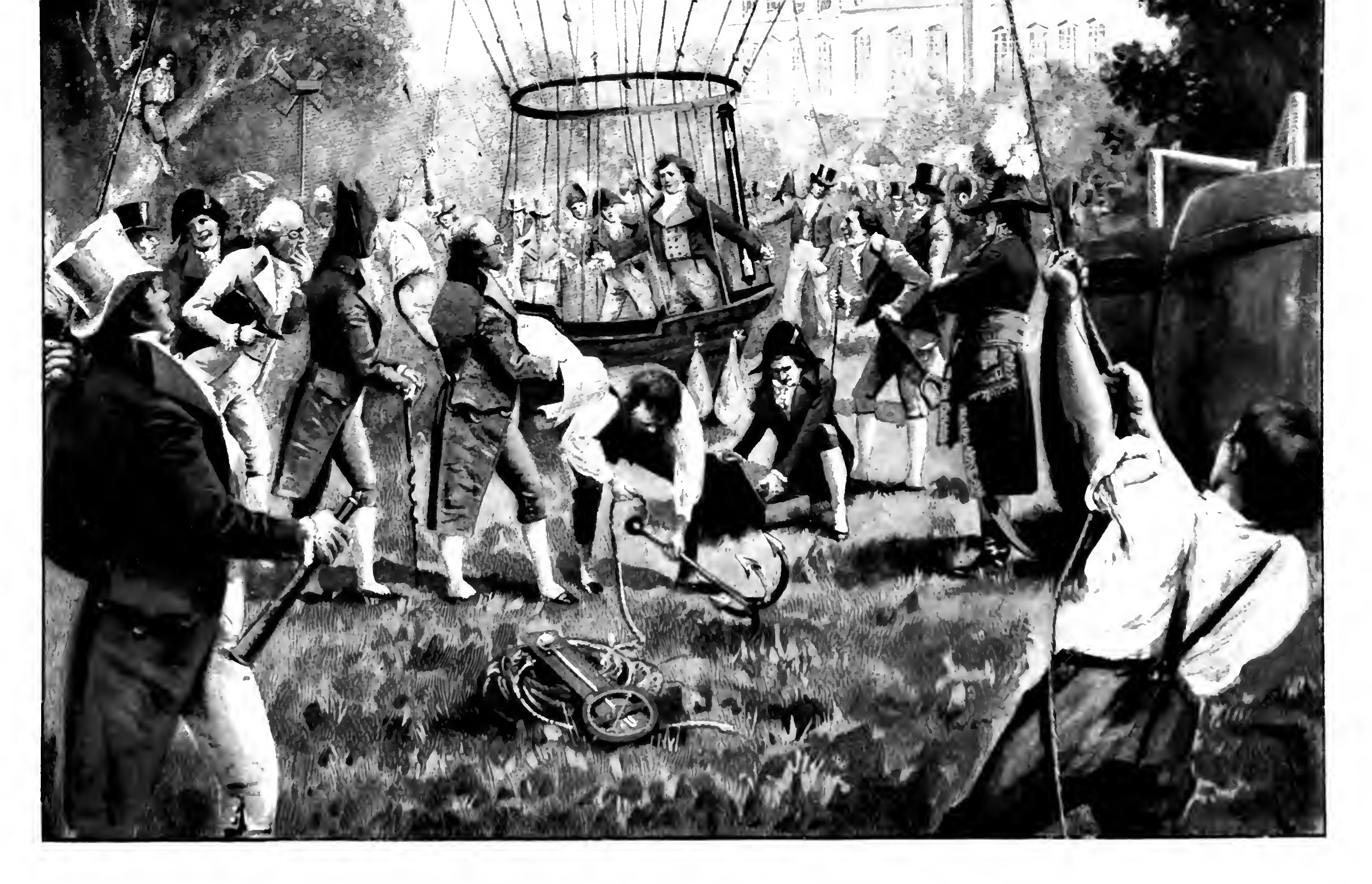
Wie das Jahr 1800 auf dem Gebiete der Elektricitätslehre ein Markstein gewesen ist, so bezeichnet es auch noch für andere Zweige der Physik den Beginn eines neuen Zeitalters

[illegible] für die Mechanik, auf dem es besonders für die Maßbestimmung von [illegible] für viele Nationen geworden ist. Am 25. Juni 1800 erschien in Frankreich das Gesetz, das als Einheit des Längenmaßes das Meter einführte. Schon am 26. März 1791 hatte die Nationalversammlung nach einem Vorschlage Bonnés beschlossen, den zehnmillionsten Teil des Erdmeridians als Maßeinheit festzusetzen; zehn Jahre fast dauerten die mehrmals unterbrochenen Arbeiten zur Bestimmung dieser Größe, bis an dem genannten Tage des Jahres 1800 die endgiltige Bestimmung über die Größe der neuen Maßeinheit, die gleich 3 Fuß 11,2961 Pariser Linien war, erlassen wurde. Der deutsche Physiker und Astronom Bessel hat später gezeigt, daß die damaligen Messungen des Erdmeridians nicht ganz genau waren und das Normalmaß zu Paris nicht stimme, da der Erdmeridianquadrant, mit diesem Normalmaße gemessen, nicht 10 000 000, sondern 10 000 856 Meter groß sei: die Kommission der französischen Republik hatte sich also um 856 Meter geirrt! Was war zu thun? Die französische Akademie entschied, daß es bei dem nunmehr einmal eingeführten Maße zu bleiben habe, weil eine neue Abänderung zu große Umwälzungen hervorrufen würde. So bildet denn noch heute eine eigentlich falsche Feststellung das Normalmaß für alle diejenigen Staaten der Erde, die das metrische Maßsystem eingeführt haben, also auch für Deutschland. Das in Paris aufbewahrte Normalmeter bestand bis zum Jahre 1889 aus einer Legierung von seltenen Metallen, die dem Einflusse der Luft gut Widerstand leisten, nämlich aus Platin, Osmium und Iridium. In dem genannten Jahre wurde es durch ein neues Modell ersetzt, das aus 90 % Platin und 10 % Iridium besteht und, um ein Verbiegen beim Liegen zu verhindern, beifolgenden Querschnitt, den wir in natürlicher Größe wiedergeben, erhielt. Auf der mittleren Kante (in der Figur mit a b bezeichnet) ist die Teilung eingraviert und zwar besteht dieselbe an jedem Ende des Stabes aus drei feinen Strichen. Die Entfernung zwischen den mittleren Strichen dieser beiden Gruppen ist das Normalmaß für den Meter. Am 20. Mai 1875 wurde zwischen den Nationen, die metrisches System eingeführt haben, ein internationaler Vertrag abgeschlossen, demzufolge zu Paris im Parke von St. Cloud ein ständiges Bureau für Maß und Gewicht errichtet wurde. Im Gebäude dieses Bureaus ruht das Normalmeter der Welt, dessen Länge genau dem alten Meter vom Jahre 1800 entspricht, in einem wohlverschlossenen Raume, der nur im Beisein hoher Beamter und Delegierter geöffnet werden darf, hinter eisernen Thüren. In bestimmten mehrjährigen Zeiträumen reisen die Abgesandten der Aichungsämter aller Staaten, die das metrische Maßsystem eingeführt haben, nach Paris, um die Normalmeter ihrer Länder mit dem Pariser Welt-Normalmeter zu vergleichen. Dann öffnen sich für kurze Zeit die Thüren des Gelasses, in dem das kostbare Stück aufbewahrt wird, und unter Beobachtung der umfassendsten Vorsichtsmaßregeln wird es herausgenommen, um vermittelst komplizierter Apparate in genauester Weise mit den Normalmetern der übrigen Länder verglichen zu werden. Ist dies geschehen, dann liegt es wieder Jahre lang unberührt in seinem Gewölbe. Durch diese Vergleiche gewinnen die Staaten mit metrischem System die vollste Sicherheit für die Übereinstimmung ihrer Maßeinheiten — eine Notwendigkeit von größter Wichtigkeit nicht nur für den internationalen und internen [illegible]verkehr, sondern auch für alle wissenschaftlichen Untersuchungen und Messungen.



Querschnitt des Normalmeters in Paris.





Gay-Lussacs Aufstieg zu Paris am 9. September 1804.

Nach einer gleichzeitigen Darstellung.

Aber nicht allein für das Maßsystem, sondern auch für das Gewichtssystem, oder exakter ausgedrückt, für das Gebiet des Wägens, wurde das Jahr 1800 dadurch von einschneidender Bedeutung, daß der Mechaniker Schwilgué in Straßburg die Brückenwage konstruierte, die heutzutage, meist als Dezimalwage gebaut, in allen Ländern zur Verwendung kommt. Brückenwage.

Wie in der Einleitung bereits erwähnt wurde, hatte man schon am Ende des vorigen Jahrhunderts beträchtliche Kenntnisse über die Gesetze der Akustik, die sich hauptsächlich auf Messungen der Schallgeschwindigkeit, Ableitungen über die Gestalt schwingender Saiten, Untersuchungen über die Schwingungen von Membranen und die Töne der Pfeifen bezogen. Außer den Physikern hatten zur Erweiterung dieser Kenntnisse auch Musiker und Mathematiker beigetragen; eine experimentelle Forschung über das Gesamtgebiet der Akustik fehlte jedoch vollkommen. In dieser Richtung war Ernst Florens Friedrich Chladni (geboren 1756 zu Wittenberg) bahnbrechend, der im Jahre 1802 unter dem Titel „Die Akustik" ein großes Werk veröffentlichte, das nicht nur die erste systematische und experimentell begründete Encyklopädie des damaligen akustischen Wissens darstellte, sondern auch eine solche Menge neuer Gesichtspunkte und bis dahin unbekannter, neu erforschter Thatsachen enthielt, daß erst mit seinem Erscheinen die Zeit der wissenschaftlichen Akustik beginnt. Von Chladnis Untersuchungen sei hier nur angeführt, daß er der Erste war, der darauf hinwies, daß man die einzelnen Töne nach ihrer absoluten Schwingungszahl bestimmen müsse; zum Zählen der Schwingungen konstruierte er einen Tonometer. Er unterschied ferner drei Arten von Schwingungen — Transversal-, Longitudinal- und drehende Schwingungen — und stellte die Gesetze für jede einzelne Art fest. Eine weitere wichtige Serie von Untersuchungen führte er über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in Gasen aus, und ebenso beschäftigte er sich mit eingehenden Versuchen über diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit in Flüssigkeiten und festen Körpern. Alle diese Arbeiten sind nicht nur für die Wissenschaft von großem Wert, sondern bilden auch heute noch die Grundlage für die Konstruktion fast aller musikalischen Instrumente. Akustik.

Die Akustik,

bearbeitet

von

Ernst Florens Friedrich Chladni,

der Philos. und Rechte Doctor, Mitgliede der Churmaynzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, und der naturforschenden Gesellschaften zu Berlin und Jena, Correspondenten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, und der Königl. Societät zu Göttingen.

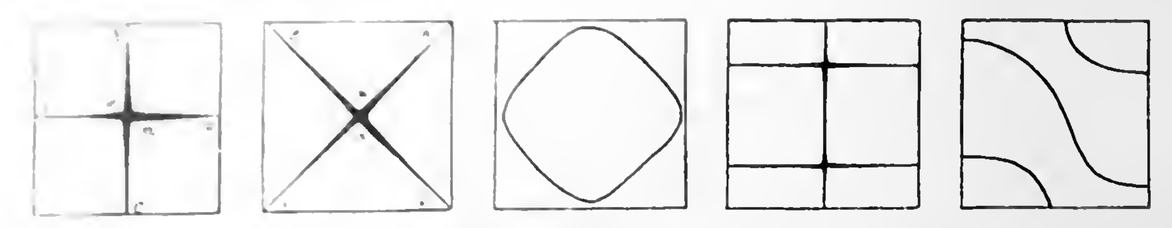


Leipzig,
bey Breitkopf und Härtel.
1802.

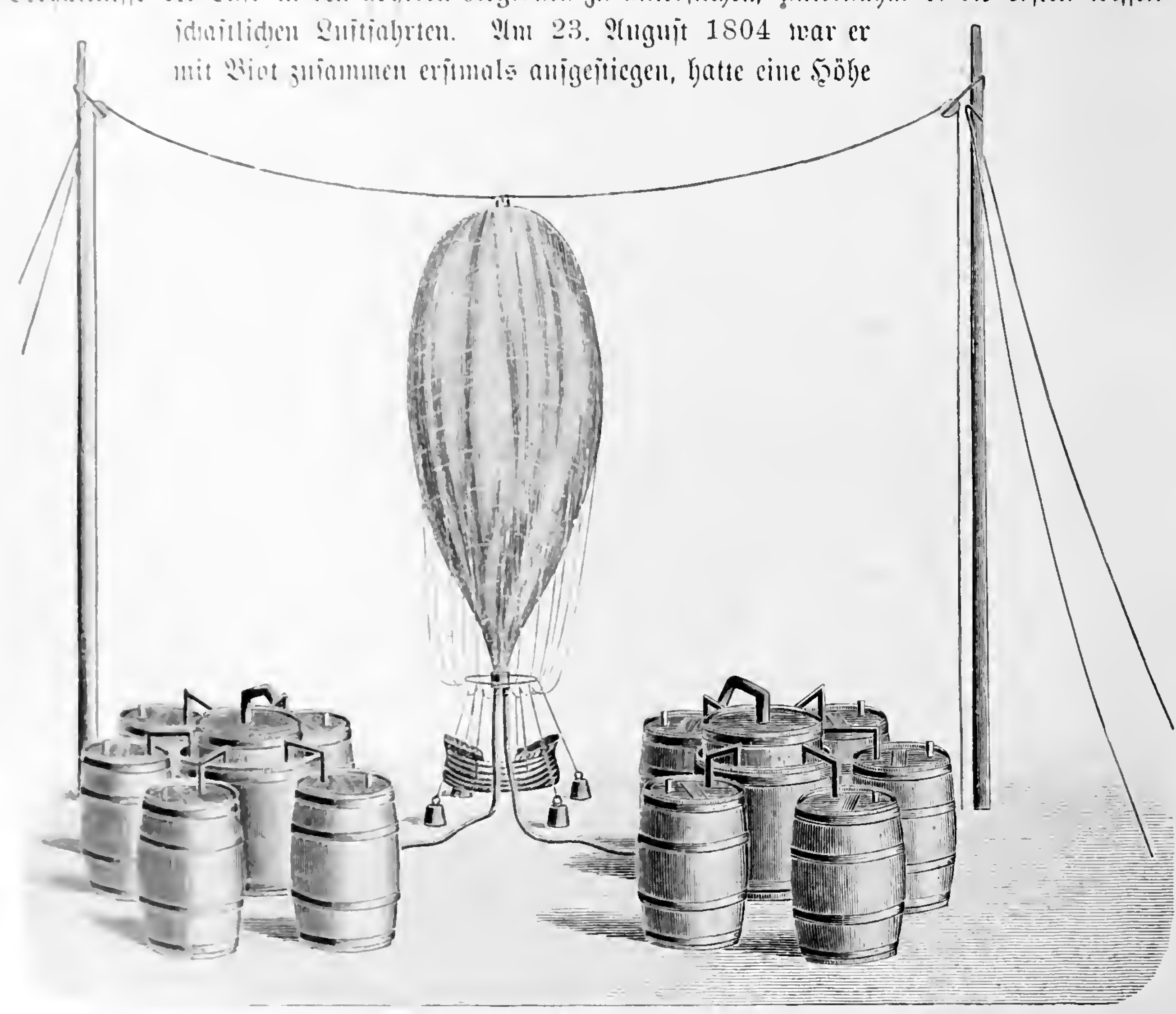
Facsimile des Titelblattes des Chladnischen Fundamentalwerkes.

Den Namen Chladnis haben indessen die von ihm entdeckten und nach ihm benannten „Klangfiguren" am populärsten gemacht, das Ergebnis jenes gelungenen Versuches, die Schwingungen elastischer Platten dem Auge dadurch sichtbar zu machen, daß dieselben mit feinem Sand bestreut und dann mit dem Violinbogen angestrichen wurden. Je nachdem die Chladnis Klangfiguren.

[illegible] anderen Punkten berührt werden, entstehen verschiedene Knotenlinien, [illegible] gestellt markieren. Je tiefer die Töne sind, die eine Platte zu geben vermag, [illegible] und diese Klangfiguren, während sie bei den höchsten Tönen sehr kompliziert [illegible] Chladni, der sich schon seit langen Jahren mit diesen Untersuchungen beschäftigt [illegible] derselben schon früher aufmerksam gemacht hatte, konnte in seinem oben erwähnten Werke bereits 100 solcher Klangfiguren bildlich darstellen; fünf davon lassen wir hier folgen:



Eine ähnliche Bedeutung, wie Chladni für das Gebiet der Optik, erlangte Gay-Lussac für das Gebiet der Wärmelehre. Bei Betrachtung der Entwickelung der Chemie fand sich bereits Gelegenheit, auf die Bedeutung dieses Mannes für die Naturwissenschaften hinzuweisen, hier sei deshalb nur seiner physikalischen Untersuchungen, in erster Linie der Versuche über die Ausdehnung der Gase durch die Wärme, Erwähnung gethan. Um die physikalischen Verhältnisse der Luft in den höheren Regionen zu untersuchen, unternahm er die ersten wissenschaftlichen Luftfahrten. Am 23. August 1804 war er mit Biot zusammen erstmals aufgestiegen, hatte eine Höhe



Luftballon-Füllung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

von 3977 Metern erreicht und dabei mit Aufwendung aller Willenskraft Beobachtungen gemacht, während Biot ohnmächtig wurde. Damit noch nicht zufrieden, stieg Gay-Lussac am 9. September 1804 abermals und zwar allein auf und erreichte nun eine Höhe von 7016 Metern. Das Resultat dieser Auffahrt war in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutend. Gay-Lussac stellte eine Temperatur-Abnahme der Luft von einem Grad für je 174 Meter Höhe fest, ferner, daß die Schwingungen der Magnetnadel in der Höhe dieselben sind, wie auf der Erde selbst. Die in einer Höhe von 6300 Metern aufgefangene Luft untersuchte er nach seiner Landung und fand die wichtige Thatsache, daß sie ganz genau so zusammengesetzt war, wie auf der Erde; damit zerstörte er die Theorie Berthollets, der behauptet hatte, daß die Luft in jener Höhe Knallgas enthalte, durch dessen Explosionen die Gewitter entständen! Gay-Lussac machte außerdem an sich selbst eine Reihe physiologischer Untersuchungen und man kann wohl sagen, daß der kühne Forscher bei jener nur sechs Stunden währenden Luftfahrt das Menschenmöglichste geleistet hat, um in dieser kurzen Spanne Zeit die Wissenschaft so bedeutsam bereichern zu können. Anschließend an diese Luftschiffahrten beschäftigte sich Gay-Lussac weiter mit Untersuchungen über die Temperatur und die Ausdehnung der Gase und konnte im Jahre 1807 ein nach ihm benanntes Gesetz aufstellen, das er in folgende zwei Sätze zusammenfaßte: 1. Die Zunahme des Volumens aller Gase ist bei gleicher Erhöhung der Temperatur dieselbe. 2. Diese Zunahme ist vom Drucke unabhängig. Dieses Gesetz, das später allerdings eine gewisse Einschränkung erfuhr, ist für viele Gebiete der Wissenschaft und Technik von großer Bedeutung geworden — es sei hier nur an die Meteorologie und an die Dampfkesselkonstruktionen erinnert.



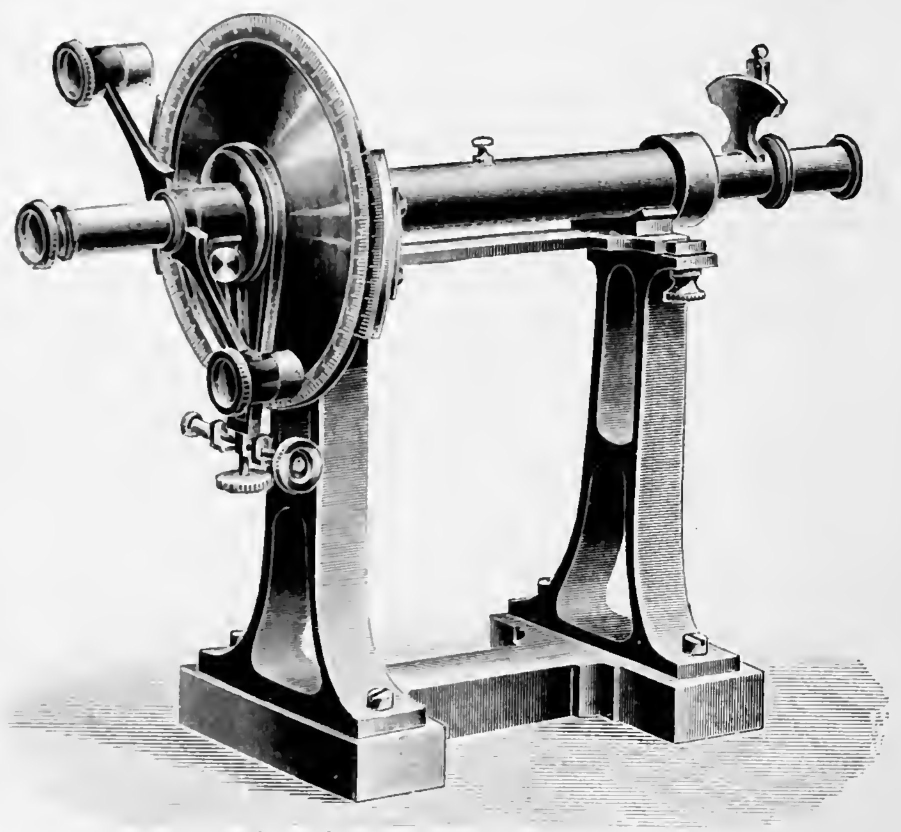
Gay-Lussac.

Von den physikalischen Arbeiten Gay-Lussacs, die fast alle auf dem Gebiete der Wärmelehre liegen, seien noch erwähnt seine Arbeiten über die Dichtigkeit mehrerer Dämpfe (1809), über die Ausdehnung der Flüssigkeiten (1816), über die Verdampfung und die dieselben begleitenden Umstände. Ferner konstruierte er ein sehr genaues, noch heute viel gebrauchtes und nach ihm benanntes Barometer und zog auch das Schweben der Wolken in den Kreis seiner Untersuchungen, als dessen Ursache er einen aufsteigenden Luftstrom annahm, der das Fallen der Dampfbläschen — nach der damaligen „Bläschentheorie“ — verhinderte.

[illegible] nunmehr einer That von großer Wichtigkeit für die angewandte [illegible] der im Jahre 1808 durch Etienne Louis Malus (1775—1812) erfolgten Entdeckung der Polarisation des Lichtes, einer nicht nur für die Optik sondern auch für viele andere Zweige der Naturwissenschaften hochwichtigen Leistung. Malus war nicht Physiker von Beruf, sondern Offizier und beschäftigte sich nebenbei mit naturwissenschaftlichen Studien, soweit er in jener kriegerischen Epoche dazu Zeit fand. Auch die Ursache der Entdeckung der Polarisation des Lichtes war — der Zufall. Malus, damals Oberstlieutenant in Paris, wohnte in der Rue d'Enfer, gegenüber vom Palais Luxembourg und betrachtete eines Abends die in den Fenstern dieses Schlosses sich spiegelnde Sonne durch ein Stück durchsichtigen Kalkspat-Krystalls. Dabei machte er die höchst sonderbare Wahrnehmung, daß beim Drehen des Krystalls das Sonnenbild bald heller, bald dunkler wurde und sogar manchmal ganz verschwand, wenn er den Krystall in eine bestimmte Stellung brachte. Diese Erscheinung erregte sein Interesse aufs höchste und da die Nacht hereinbrach, nahm er eine Kerze, ließ deren Licht von einem Spiegel reflektieren und betrachtete das Spiegelbild wiederum durch den Kalkspat-Krystall. Abermals dieselbe Erscheinung — ein Spiegelbild, das bald heller, bald dunkler wurde und bald ganz erlosch. Aus dieser merkwürdigen Erscheinung folgerte Malus ganz richtig, daß die Lichtstrahlen, wenn sie unter einem gewissen Winkel auf eine spiegelnde Fläche treffen, neue bis dahin unbekannte Eigenschaften erhalten. Da er die damals im Vordergrunde des Interesses stehenden elektrischen Erscheinungen und Ausdrücke auch auf die neu gefundene Thatsache anwandte, so nahm er an, daß ein durch das Spiegeln unter einem gewissen Winkel veränderter Lichtstrahl zwei Pole habe, nannte denselben polarisiert und die Erscheinung selbst „Polarisation des Lichtes". Die Untersuchungen über das polarisierte [illegible] nach Malus'



Malus.



Polarisations-Apparat.

Tode (1812) von verschiedenen Forschern fortgesetzt und die Gesetze der Polarisation genau ermittelt. Für die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften hat diese Eigenschaft der Lichtstrahlen große Wichtigkeit erlangt, da sich die merkwürdige Thatsache ergab, daß sie bei ihrem Durchgang durch Krystalle, Lösungen von chemischen Stoffen u. s. w. so verändert werden, daß man eben durch diese Veränderungen viele Körper analysieren kann. Man hat zu diesem Zwecke besondere „Polarisations-Apparate“ konstruiert. Der Chemiker benützt sie, um den Zuckergehalt von Zuckerlösungen, Weinen, Spirituosen zu erkennen, da die Zuckerlösungen die Eigenschaft haben, den polarisierten Lichtstrahl je nach ihrem Prozentgehalte verschieden stark abzulenken; für den Arzt bilden sie ein wichtiges Hilfsmittel zur Diagnose, da er damit bei Zuckerkranken den Zuckergehalt des Urins genau feststellen kann. Zu den Forschern, die Malus' Entdeckung weiter ausbauten und unter denen in erster Linie Biot, Arago, Brewster, Seebeck, Herschel u. s. w. zu nennen sind, gehörte auch Altmeister Goethe, der in seiner „Farbenlehre“ ausführlich davon handelt.


Fraunhofer.

Außer durch Malus wurde das Gebiet der angewandten Optik in jener Zeit hauptsächlich noch durch den Münchener Optiker Joseph Fraunhofer (geb. zu Straubing 6. März 1787) in wesentlicher Weise gefördert und auch hier spielte der Zufall insofern eine Rolle, als er die Ursache war, daß Fraunhofer die ersten Mittel zur Herstellung einer optischen Maschine erlangte. Aus armen Verhältnissen hervorgegangen, war Fraunhofer Glasschleiferlehrling in München und hatte sich im Kopfe die Idee zu einer neuen Maschine zur exakten Bearbeitung optischer Linsen zurechtgelegt, doch fehlte ihm das Geld zur Ausführung und auch die Aussicht, es je zu erhalten. Da stürzte im Jahre 1801 das Haus seines Lehrherrn ein und verschüttete Fraunhofer unter den Trümmern. Verletzt hervorgezogen erregte er die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Max Joseph von Bayern, der ihm 18 Dukaten schenkte, eine Summe, die es ihm erlaubte, nicht nur seine Maschine herzustellen, sondern sich auch noch optische und mathematische Werke zu Studienzwecken anzuschaffen. Von nun an blieb ihm das Glück treu; 1809 konnte er sein berühmtes optisches Institut errichten, das bald eines der ersten der Welt wurde, Apparate von vorzüglichstem Rufe und Linsen für die größten Fernrohre der Sternwarten aller Länder lieferte. Zu diesem Aufblühen seiner Anstalt trug am meisten Fraunhofer selbst bei, der nicht nur ein von Grund aus erfahrener Optiker, sondern auch ein gründlich durchgebildeter und schaffender Physiker war. Im Jahre 1814 veröffentlichte er in den Denkschriften der Münchener Akademie seine berühmte Abhandlung über die dunklen Linien im Spektrum. Läßt man nämlich die Sonnenstrahlen durch ein Prisma hindurchgehen, so zerfallen sie bekanntlich in die sieben Farben des Regenbogens. Zwischen diesen sieben Farben finden sich noch eine Anzahl dunkler, zum Teil nur schwer erkennbarer

Fraunhofer.

[illegible] 1802 von Wollaston beobachtet waren, aber 1814 von Fraunhofer [illegible], in Bezug auf ihre Lage ganz genau bestimmt wurden. Es gelang [illegible] dunkler Linien festzustellen. Diese letzteren, heute Fraunhofersche Linien [illegible] durch die späteren Arbeiten von Kirchhoff und Bunsen über die Spektralanalyse, auf die wir noch ausführlich zurückkommen werden, zu großer Bedeutung [illegible] sei hier nur erwähnt, daß es mittelst derselben gelingt, das Vorhandensein der meisten chemischen Elemente in einer Flamme nachzuweisen und so z. B. auch ganz genaue Kenntnisse über die Zusammensetzung der Sonne und anderer Gestirne zu erlangen, indem man feststellt, welche Fraunhofersche Linien im Spektrum der einzelnen Himmelskörper vorkommen. Von Fraunhofers wissenschaftlichen Arbeiten sind noch zu nennen: Die Untersuchungen über die Beugung des Lichtes, über gewisse optische Verhältnisse des Auges, über das Spektrum des elektrischen Funkens u. s. w. Praktisch hat er die Optik durch Konstruktion seiner Schleifmaschine für große Fernrohrlinsen, durch die im Jahre 1811 erfolgte Herstellung eines ausgezeichneten Glases für optische Instrumente und durch die Konstruktion einer großen Anzahl sehr feiner wissenschaftlicher optischer Apparate gefördert.

Ihm an Bedeutung nahe kommt sein Zeitgenosse, der französische Physiker Augustin Jean Fresnel (1788—1827), dessen Arbeiten hauptsächlich auf dem Gebiete der theoretischen Optik liegen. Von seinen Leistungen in der angewandten und technischen Optik ist die Verbesserung der Beleuchtung der Leuchttürme zu erwähnen, für die er mit Arago zusammen eine hellbrennende Lampe konstruierte, deren Licht durch eine von ihm angegebene Linse, heute noch „Fresnelsche Zonenlinse" genannt, weit in die Nacht hinausgeworfen wurde.

Wir sehen, daß von den physikalischen Disziplinen in den ersten beiden Dezennien unseres Jahrhunderts insbesondere die Optik das rascheste Aufblühen zeigte und im Gegensatz hierzu im gleichen Zeitraum eine ungemein fruchtlose Periode für die Elektricitätslehre. Auf diesem Gebiete läßt sich seit der Entdeckung Voltas nicht eine einzige Thatsache anführen, die der Erwähnung wert wäre, wenn man von den im Jahre 1808 von Sömmering gemachten Versuchen über Telegraphie absieht, die wir bei Gelegenheit der Besprechung des ersten elektromagnetischen Telegraphen (1833) in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen werden. Daß es trotz der bahnbrechenden Entdeckungen Galvanis und Voltas noch nicht zu weiteren erwähnenswerten Resultaten kam, darf uns nicht wunder nehmen; denn wenn diese Entdeckungen auch die Ursache sind, daß heute Raum und Zeit fast überwunden, die Nächte taghell erleuchtet, die Kräfte der Wasserfälle dem Menschen nutzbar gemacht sind, so wären doch alle diese Fortschritte undenkbar ohne die Entdeckung des Elektromagnetismus durch Oerstedt und der Induktion durch Faraday, sowie ohne die Arbeiten eines Arago, Ohm und Ampère. Fast alle diese für die Entwickelung unserer heutigen Elektrotechnik so wichtigen und grundlegenden Forschungen fallen in das dritte Dezennium unseres Jahrhunderts...



Fraunhofersche Linien.
Nach der Originalzeichnung des Entdeckers.



Dekoration zu Mozarts „Zauberflöte“, entworfen von Schinkel.

Musik.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts war das goldene Zeitalter der Musik, es brachte die Klassiker der Tonkunst hervor und begründete durch Mozart und Beethoven die Weltherrschaft der deutschen Tonkunst. Das neunzehnte Jahrhundert trat dem älteren Bruder ebenbürtig zur Seite und schenkte der Welt unter anderen goldenen Früchten der edlen Kunst Richard Wagner, den deutschesten unserer Meister. Wie die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Zeichen Bachs und Händels stand — allerdings ohne daß ihr Einfluß sich gegenüber der alles beherrschenden italienischen Musik in nachdrücklicher und umfassender Weise ausbreiten konnte — so sind seine letzten Jahrzehnte von Haydn und Mozart erfüllt, während Beethoven den Höhepunkt seines Kunstschaffens erst in unserem Jahrhundert erreichte. Haydn steht an der Schwelle der neuen Zeit, er wurzelt von den Klassikern am tiefsten in der Vergangenheit, er stellt den vorbereitenden Übergang zur klassischen Zeit und ihren frischen, fröhlichen Frühling in einer Person dar. Mozart war das erste universale Genie der Tonkunst, universal sowohl hinsichtlich seiner Schöpfungen vom Lied bis zur Oper, vom Quartett bis zur Symphonie, wie hinsichtlich der Wirkung und des Erfolgs seiner Werke. In Beethoven erstand uns der erste deutsche Ton-Dichter im Sinne der neuzeitlichen Entwickelung. Von ihm aus führen die Wege zu Schubert und Brahms, zu Berlioz, Liszt und zu Wagner . . .

[illegible] das Leben und Weben der Natur läßt uns das gesetzmäßige, stufen[illegible] vorschreitende Entwickelung beobachten; die Naturgesetze kennen nichts Unvermitteltes, [illegible] gründete. Gerade in der Geschichte der Kunst, der Musik nicht zum wenigsten, muß immer wieder betont werden, daß das Kommen der Großen in ihrem Reiche fast immer durch eine jahrzehntelange Entwickelung vorbereitet wird, daß diese Entwickelung mit Naturnotwendigkeit auf sie hindrängt, die dann das Wollen, Können und Fühlen eines ganzen Zeitalters in herrlicher Vollkommenheit in sich vereinigen.

„Kein Meister fällt vom Himmel", dieses alte Wort kann auch in dem von seiner eigentlichen Bedeutung ganz verschiedenen Sinne angewendet werden, daß zu keiner Zeit die großen Männer unvermittelt erschienen sind. Die Zeit selbst bringt ihre führenden Geister hervor, unter deren Leitung sie zu neuen, höheren Stufen emporzusteigen vermag. Als die Zeit reif war, gebar sie einen Napoleon, einen Bismarck, gebar sie einen Beethoven, einen Wagner. In wenigen Jahren kann das Genie vollenden, woran vor ihm viele Jahrzehnte vergebens gearbeitet haben, wie im Lenz der warme Sonnenstrahl in wenigen Tagen tausend schöne Blüten wachküßt, die in langen, trüben Regenwochen nicht aufzubrechen vermochten. Das scheidende achtzehnte Jahrhundert brachte der musikalischen Entwickelung solche Sonnen- und Blütenjahre mit dem Erscheinen Haydns, Mozarts und Beethovens. Von Palestrina bis zu Bach und Händel stand die kirchliche Musik im Vordergrunde; auf dem Gebiete des Oratoriums, der Messe und der Motette haben diese Meister ihre bedeutendsten Schöpfungen hervorgebracht. Das achtzehnte Jahrhundert war vorwiegend weltlich gestimmt, und zunehmende Verweltlichung brach sich auch in der Musik Bahn. Die mythologisch-historische Ausstattungsoper stand an den Fürstenhöfen im Mittelpunkt des musikalischen Lebens. Ebenso wie der herrschende Einfluß der Italiener die Opernmusik zur Konzertmusik machte, die, den Wünschen der Gesangsvirtuosen unterthan, mit Koloraturen überladene Bravourarien aneinanderreihte, so nahm die Oratorien- und Messenmusik einen durchaus weltlichen und opernhaften Charakter an. Die zunehmende Verweltlichung der Musik brachte aber auch den wichtigen Fortschritt, daß sich die Instrumentalmusik, vor allem die Gattung der Symphonien, Trios und Quartette, zu selbständiger Bedeutung erhob. Hierbei machte sich in erster Linie der deutsche Einfluß geltend: die Blütezeit der Instrumentalmusik nahm ihren Ausgang von deutschen Landen, von deutschen Meistern.

Nicht mit Unrecht hat man Joseph Haydn (1732—1809) den Begründer der deutschen Haydn. Instrumentalmusik genannt; er hatte zahlreiche Vorläufer, deren Mehrzahl heute nur noch dem Musikhistoriker bekannt sind, aber er war der erste deutsche Instrumentalkomponist von epochemachender Bedeutung, der Schöpfer des neuen Quartett- und Symphoniestils. Indem er zusammenfaßte und erweiterte, was ihm von seinen Vorläufern überkommen war, und namentlich die symphonische Komposition nach Form und Inhalt ausbaute, wirkte er zugleich mit der Kraft des Genies veredelnd und vertiefend auf diese Gattung seiner Kunst. Er gab dem Volke herrliche Werke der Hausmusik, unter deren Einfluß die Beschäftigung mit der Tonkunst in immer weitere Schichten der Bevölkerung drang und damit ihren exklusiv aristokratischen Charakter allmählich in einen demokratischen verwandelte. Die Instrumentalmusik hatte damals in der Hauptsache noch die Aufgabe heiterer und anregender Unterhaltung. Erst Beethoven führte sie höheren Aufgaben zu, indem er in ihr den ganzen Ernst des Lebens und die tiefsten Weltprobleme darstellte. Als sein Wegbereiter führte Haydn die Instrumentalmusik einer bis dahin unerreichten Stufe der Verinnerlichung im Gefühlsausdruck und der Mannigfaltigkeit in der Tonsprache zu. Seine Kunst hat jenen einfach herzlichen und



Joseph Haydn.

Nach dem Gemälde von Hammann.

[illegible] Charakter, der auch heute noch neben den raffinierten [illegible] mit ungetrübter, herzerquickender Frische wirkt. Durch [illegible] der, ungeschwächter Volkskraft in die Musik verpflanzt — ein un[illegible] nie erlahmender Produktivität that sich mit ihm auf . . .

[illegible] und Händel hatten den Schwerpunkt der musikalischen Entwickelung nach dem [illegible] verlegt. Durch Haydn erhielt der Süden das Übergewicht; Wien wurde der Brennpunkt [illegible] Schaffens, der Sitz des großen Dreigestirns Haydn, Mozart, Beethoven. [illegible] erst in der letzten Zeit seines Lebens für die Dauer in die Kaiserstadt; die größere [illegible] seines die Jahre 1732 bis 1809 umfassenden Lebens, fast ein halbes Jahrhundert, hatte er zuvor in Eisenstadt am Neusiedler See im Dienste der Fürsten Esterhazy zugebracht. Sein Dasein verlief im großen Ganzen einfach und ruhig, ihm fehlte die bunte Mannigfaltigkeit des Mozartischen Lebens, es blieb verschont von den Schicksalsstürmen des Beethovenschen Erdenwallens. Die letzte, schon in das 19. Jahrhundert fallende Schaffensperiode war fast die fruchtbarste. Wir verdanken Haydn ungefähr 125 Symphonien, 83 Quartette, 24 Trios, eine Reihe von Sonaten und anderen Instrumentalwerken, dazu viele Opern, Oratorien und Messen. Von den Oratorien sind zwei mit Recht bis auf den heutigen Tag beliebt geblieben: „Die Schöpfung“ (1799) und „Die Jahreszeiten“ (1801). Sein Bestes und Schönstes hat er uns aber in seinen Symphonien und Quartetten hinterlassen; wenn wir sie hören, wird eine längst verklungene Zeit wieder lebendig, eine Welt voll tiefer Empfindung, oft auch altväterischer Behäbigkeit thut sich auf, eine Welt voll österreichischer Gemütlichkeit, echten Humors und sorgenverscheuchender Lebensfreudigkeit. Nicht als ob er nur die Töne für das frohe Stillleben einer ätherklaren Natur gefunden hätte, aber diese Stimmung herrscht vor in seinen Werken. Die deutsche Instrumentalmusik feierte darin ihren Frühling, frischer Lenzeshauch weht uns daraus entgegen und süßer Nachtigallschlag tönt an das Ohr des entzückten Lauschers.

Von der Seine her grollte ferner, dumpfer Donner, als sich dem Sänger der Natur

Mozart. der Sänger der Liebe beigesellte, Wolfgang Amadeus Mozart. In seiner letzten Zeit stand Haydn unter dem Einfluß des um 24 Jahre jüngeren Mozart, den er fast zwei Jahrzehnte überlebte. Ein kurzes Dasein von 35 Jahren (1756—1791), und welche Fülle herrlicher Meisterwerke! In früher Kindheit offenbarte sich in ihm der musikalische Genius schon in bewundernswerter Klarheit; der hochentwickelte Musiksinn des Knaben und des Jünglings, seine pianistische Virtuosität, seine Kompositionen versetzten die Welt in staunende Bewunderung. Kunstreisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien füllten die Jugend des Salzburger Musikersohnes aus, früh schon wirkte das Leben mit mannigfach wechselnden Eindrücken, mit Leid und Freud, mit Erfolgen und Enttäuschungen auf seine Seele ein. Er war schon im Jünglingsalter eine europäische Berühmtheit, während Haydns Name erst im Alter, nach seinen englischen Triumphen, sich Geltung erringen konnte. In jungen Jahren war er bereits eine geschlossene Künstlerindividualität, während Haydn und auch Gluck erst im letzten Drittel ihres Lebens dazu gelangten. David Strauß sagt einmal: ob Goethe einem Homer, Sophokles, Shakespeare gleich stehe, darüber läßt sich streiten, daß aber Mozart in aller Welt nicht seinesgleichen hat, unterliegt wohl keinem Zweifel. Am treffendsten ist jedenfalls der Vergleich mit Raffael, der bei Mozart sehr nahe liegt und oft gezogen wurde. An Wohllaut der [illegible] die, Schönheit, Form, Tiefe der Empfindung, Harmonie der Seele stellt Mozart das Ideal [illegible] Stils da. Deutsche Wärme mit italienischer Grazie, deutscher Ernst mit italienischem [illegible] gepaart ließen seine Werke entstehen. Er gehört zu jenen großen Genies, deren

Werke sich auch ohne den Kommentar des Verstandes genießen lassen und zu dem einfachsten, naivsten Empfinden mit ebenso unmittelbarer Frische sprechen, wie sie dem gereiften Hörer, dem feingebildeten Kenner immer neues Entzücken, immer tiefere Einblicke in einen wunderbaren Künstlerorganismus gewähren, in eine weite Tonwelt von unerschöpflichem Reichtum der Bilder und Ideen. Das Schaffen dieses herrlichen, erhabenen und uns doch so menschlich nahe stehenden Meisters umfaßte alle Gebiete der Tonkunst vom Lied bis zur Oper und zum Oratorium, vom einfachen Klavierstück bis zur Symphonie; sein Bestes gab er uns jedoch in den Opern. Bach, Händel und Gluck haben auf ihn eingewirkt, vom französischen Singspiel hat er gelernt und das Wertvolle, weiteren Ausbaus Fähige von diesem wie von



Die Familie Mozart.

der italienischen Buffo-Oper in sich aufgenommen. In seiner Jugend schrieb er italienische Prunkopern nach der Mode der Zeit; noch sein „Idomeneo" knüpfte an die italienische opera seria an, so sehr sich darin auch Glucks Geist kundgab, und sein in der letzten Lebenszeit entstandener „Titus" gehörte wenigstens textlich noch auf dieses Gebiet, während er in musikalischer Beziehung durchaus mozartisch-individuelles Gepräge trug. Auf dem Gipfelpunkt seines Könnens schuf er die deutsche Lustspieloper in den einzig dastehenden Werken: „Die Entführung aus dem Serail", „Figaros Hochzeit" und „Così fan tutte". Der „Don Juan" schloß sich an, jene unsterbliche Schöpfung, die mit unvergleichlicher Größe, mit einer an Shakespeare erinnernden Gestaltungskraft erschütternde Tragik mit lustigem Humor vereinigt, und schließlich „Die Zauberflöte", in der ebenfalls tiefer Ernst mit harmloser Komik

[illegible] zur Lieblingsoper des deutschen Volkes und neben dem „Freischütz", [illegible] „[illegible]" und „Tannhäuser" die populärste Schöpfung der deutschen Opernlitteratur. [illegible] „[illegible] Stil" gewann unter Mozarts Händen Bedeutung, Leben und Farbe. [illegible] dafür ein besseres Beispiel geben, als „Così fan tutte"? Die verschwommene Symbolik der „Zauberflöte" mit ihrer freimaurerischen Geheimniskrämerei wuchs durch seine Musik zu imponierender Größe und Weihe empor, die sittlich angefaulte Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie Beaumarchais in seinem satirischen Lustspiel an den Pranger stellt, wurde in „Figaros Hochzeit" durch die Musik veredelt und gehoben.

In Bezug auf die Behandlung des Orchesters hat Mozart viel von Gluck gelernt, und Wagner hat ihre Prinzipien in seinem Geiste weiter ausgebaut. Wenige Künstler spiegeln so deutlich den Charakter einer Epoche wieder, wie Mozart und Haydn. Aber während sie so ihrer Gegenwart gerecht wurden und uns unvergänglich schöne Bilder ihrer Zeit mit Abstreifung alles Verzopften, mit Vermeidung alles Alltäglichen hinterlassen haben, während sie an die Vergangenheit, an ihre Vorläufer anknüpften, wiesen sie zugleich in die Zukunft, arbeiteten sie für die ferne Nachwelt. Mozart und Haydn haben schon bei ihrer Mitwelt volles Verständnis gefunden, Glucks Bedeutung dagegen ist trotz aller Ehrungen durch die Zeitgenossen erst seit Wagners Erscheinen in vollem Lichte offenbar geworden.

Die „Entführung" begründete Mozarts Berühmtheit in Wien, wohin er sich nach seinen Wanderjahren und nach der Salzburger Leidenszeit gewandt hatte. Auch hier war er nie auf Rosen gebettet, aber trotz mancher Bedrängnis und Sorge fühlte er sich glücklich in der Residenzstadt seines guten Kaisers, den er auch dann nicht verlassen wollte, als ihn der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. mit der Aussicht auf glänzende Bezahlung nach Berlin berief; und doch hat der Kaiser nicht eben viel für den darbenden Genius gethan. Mozart genoß das Glück, eine treue, besorgte Gattin zu besitzen, während Haydns Ehe tiefunglücklich war, und Beethoven niemals seine Sehnsucht nach einer gleichgestimmten Lebensgefährtin zu stillen vermochte. Mozart war der Sänger der Liebe; die Liebe in jeder Form hat er in seinen Werken besungen, von den knabenhaften Regungen des Pagen Cherubin bis zu der dämonischen Leidenschaft des unersättlichen Wüstlings Don Juan.

Im Andante und Adagio entfaltet er den Zauber seiner herrlichen Melodien am schönsten, hier ist sein ureigenstes Gebiet, wie sich uns Haydn am charakteristischsten in seinen Menuettsätzen und Beethoven am größten in seinen gewaltigen Allegros zu erkennen giebt. Auf dem Gebiet der Symphonie und der Kammermusik, auf dem wir ihm eine Reihe unverwelklich schöner Werke verdanken, stellt er den Übergang von Haydn zu Beethoven dar. Auf seinen Schultern erhob sich hier der Größere, der nach ihm kommen sollte, dem er die Wege ebnete. Auf dem Gebiet der Oper dagegen war er es, der diese Kunstform zu einer für seine Zeit als vollendet geltenden Höhe emporführte, zu einer Höhe, auf die ihm bezüglich des feinen musikalischen Lustspiels, wie er es im „Figaro" schuf, noch keiner hat nachfolgen können. In Deutschland fand Mozart wohl viele Nachahmer, aber keine Nachfolger, die sich mit ihren Schöpfungen auch nur im entferntesten an seine Größe hätten anreihen können. Der ungeheure Erfolg seiner „Zauberflöte", der weitaus denjenigen überstieg, den z. B. in unseren Tagen Mascagni mit seiner „Cavalleria rusticana" errang, hatte eine derartige Überproduktion auf dem Gebiet der [illegible]mischen Zauberoper zur Folge, daß die Zauberzithern, Zauberharfen, Zaubersagotts, Zaubertrommeln u. s. w. wie Pilze aus der Erde schossen. Namentlich in Wien hatten Taminos und Papagenos, Sarastro und die Königin der Nacht ungezählte Nachfolger.



Beethoven.
Nach dem Kupferstich von K. Reuber.

Von der italienischen Opernmusik stand die opera seria (die große Prunk- und Kastratenoper) auf dem Aussterbeetat; ihre jüngere und lebensfähigere Schwester dagegen, die opera buffa, die mit unterhaltenden Lustspielstoffen arbeitende komische Oper, die ebenso wie jene aus Italien nach Deutschland gekommen war und in Italien ihre hauptsächlichste Pflege fand, erlebte nun unter Mozartschem Einfluß einen neuen Aufschwung. Cimarosa, Paër, Paesiello u. a. waren auf diesem Gebiete die Mode- und Lieblingskomponisten ihrer Zeit, in ihrem Heimatlande sowohl wie in Deutschland, wo sie zu Anfang dieses Jahrhunderts noch die einheimischen Komponisten in Schatten stellten. Die alte Form wurde immer wieder mit gefälliger, einschmeichelnder Melodik ausgefüllt; das genügte dem Tagesbedürfnis, das entzückte und erfrischte die in politischen Wirren und schweren Kriegsnöten erschöpften Geister. Auch Frankreich brachte eine Reihe erfreulicher Talente hervor. Auf die Gretry, Isouard und Dalayrac folgte hier Boieldieu, der phantasie- und erfindungsreiche Meister des „Kalif von Bagdad“, Boieldieu. des „Johann von Paris“ und der „Weißen Dame“, der in der letztgenannten dieser Opern mit dem humoristischen bereits das romantische Element wirkungsvoll zu vereinigen wußte; dann Mehul, der neben vergessenen komischen Opern in seinem alttestamentlichen Werke

[illegible] deren edle Klassizität und schlichte dramatische Wahrheit noch heute [illegible] sich weit über das Mittelmaß zeitgenössischer Produktion erhob.

[illegible] Mozarts zum Teil auch Glucks traten um die Wende des Jahrhunderts Cherubini und Spontini an, die beide trotz langjähriger Beschäftigung mit der französischen Musik ihre wichtigsten Eindrücke von den Werken der großen deutschen Tondichter — Spontini besonders von Gluck — empfingen. Cherubinis „Wasserträger", der seinen Ruhm in Deutschland verbreitete, ist beliebt und bekannt geblieben, ebenso seine Ouverturen und einzelne seiner kirchlichen Werke; dagegen fiel sein Meisterwerk, die „Medea", die von wahrhaft antiker Größe erfüllt ist, einer unverdienten Vergessenheit anheim. Spontinis Hauptwerk war seine „Vestalin", die 1807 als das bedeutendste musikalisch-dramatische Werk seiner Zeit mit dem von Napoleon gestifteten Preise ausgezeichnet wurde. Spontini repräsentierte den Glanz des napoleonischen Kaisertums, der ernstere, tiefere, gehaltvollere Cherubini dagegen mehr den an antike Vorbilder anknüpfenden Republikanismus, der ihm in seiner zweiten Heimat Paris besonders sympathisch wurde. Mit Spontini vollzog sich der Übergang von der Heldenoper zur großen historischen Ausstattungsoper, die in ihrem Hauptrepräsentanten Meyerbeer noch heute auf den meisten unserer deutschen Opernbühnen fortlebt. Nach dem Sturze Napoleons wurde Spontini nach Berlin berufen und von hier aus übte er lange Jahre einen tiefen Einfluß auf das deutsche Opernwesen und dessen ausländische Gebarung aus. Mit seinen Konzessionen an den Tagesgeschmack wuchs Spontinis Komponistenruhm. Genau der gleichen Willfährigkeit verdankte sein Landsmann Rossini seine hinsichtlich des „Barbiers von Sevilla", der zu den schönsten Werken seiner Art zählt, wohlverdienten, hinsichtlich des „Tell" aber nicht ganz berechtigten großen Erfolge. Er war der klug auf den Geschmack der großen Menge spekulierende Vielschreiber, der Geschäftskomponist, der mit „Schlagern" arbeitete und in seinen großen



Gioachino Rossini.
Nach dem Kupferstich von Scheffer

Opern durch rauschende Instrumentation und packende Melodien über die innere Leere und dramatische Haltlosigkeit seiner Kompositionen geschickt hinwegzutäuschen vermochte. Rossini.

Der Jubel, mit dem diese Modekomponisten in ganz Europa aufgenommen wurden, zog die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt ab von dem großen Genius, der seit einigen Jahrzehnten im Stillen wirkte, von Ludwig van Beethoven. Sein Leben (1770—1827) war ein endloser Kampf gegen das Schicksal, das den Meister bis ans Lebensende grausam verfolgte. Beethoven stammte wie Mozart aus der Familie eines Hofmusikers in erzbischöflichen Diensten; sein Vater war Tenorist in der Kapelle des Kurfürsten von Köln. Die Jugendzeit in Bonn verlief trübe, in ärmlichen, unerquicklichen Verhältnissen; trotz der warmen Anteilnahme einer befreundeten Familie legte diese Zeit den Grund zu der späteren Bitterkeit, Weltflucht und Menschenverachtung. Seit 1792 lebte er in Wien. Der alternde Haydn sollte ihm Unterricht in der Komposition erteilen, aber Lehrer und Schüler paßten nicht zu einander; jenem fehlte die pädagogische Begabung, während der junge Feuergeist die bereits scharf ausgeprägte Individualität und den ungezügelten Freiheitsdrang zu wenig unterdrücken konnte. Bald öffneten sich ihm die Salons des musikliebenden Adels, er errang ehrende Erfolge als Pianist und Tondichter und wurde durch dauernde Aufträge vornehmer Gönner in den Stand gesetzt, ohne musikalische Berufsthätigkeit sich als Privatmann völlig der Komposition widmen zu können. Das brachte allerdings den Nachteil mit sich, daß der Hang zu weltabgesondertem Einsiedlertum sich steigerte, namentlich als sein Gehörleiden immer mehr sich verschlimmerte und den Verkehr mit der Welt erschwerte. Zu den körperlichen Leiden kamen seelische Depressionen, die bei dem Mangel an häuslichem Glück oft in verzweifelten Schmerzensausbrüchen zum Ausdruck kamen. Allein je mehr er sich von der Außenwelt zurückzog, um so reicher wurde sein Innenleben, und gerade in dieser Zeit voll Schwermut und Verstimmung entstanden seine tiefsten, größten, gewaltigsten Tondichtungen. Beethoven.



Spontini.
Nach dem Kupferstich von Vincent.

Das Genie ist eine Welt für sich, die den von ihr aufgenommenen Außendingen ihre Gesetze aufprägt. Beethovens Werke sind erlebt, die Seelenzustände, die er schildert, sind seine eigenen. Die Geschichte seines Innenlebens ist darin enthalten, er hat sie mit einer bis dahin in der Musik nicht gekannten Subjektivität geschrieben, mit vollster Darangabe seines Ichs, seiner ganzen Künstlerpersönlichkeit. Auch sein kompositorisches Schaffen ist

[illegible] Mozarts, weltliche und kirchliche Musik umspannte es, Vokal- und [illegible] Lied, Chor, Oper, Oratorium und Messe, Sonate, Trio, Quartett und [illegible] Instrumentalmusik stand dabei im Vordergrund. Seine Klaviersonaten, seine [illegible] und seine Symphonien, vornehmlich die aus seiner letzten Periode, zeigten ihn auf der unerreichten Höhe seiner Kunst. Hier zog er die tiefsten Probleme des Lebens, das Unendliche, geheimnisvoll Erhabene, in den Bereich der Tonkunst.

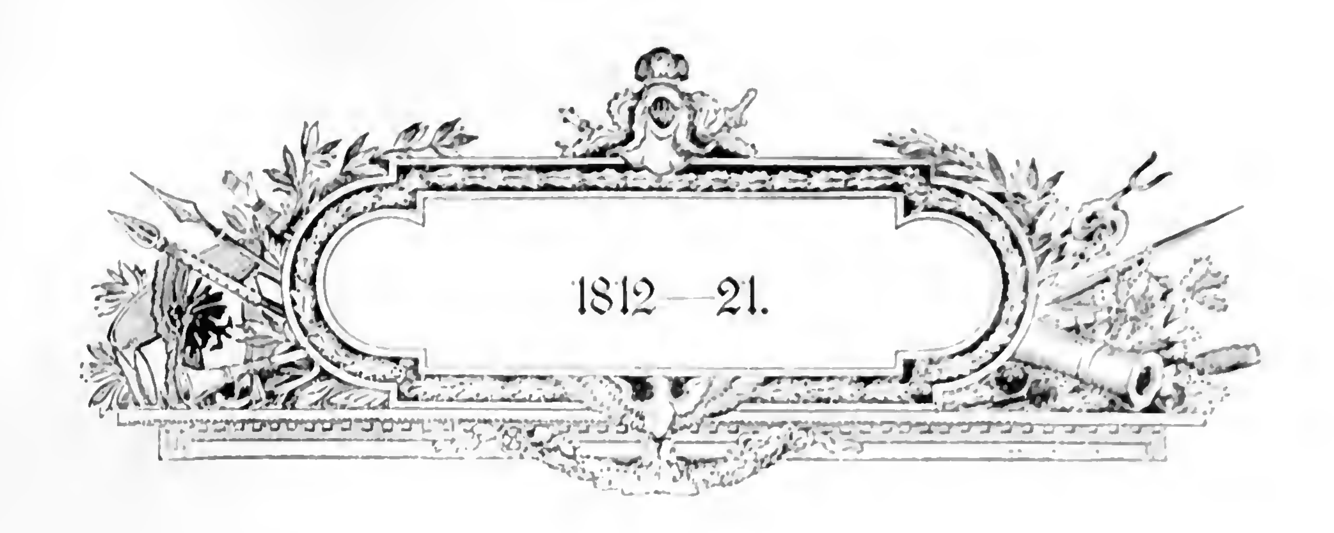
Von einer landläufigen Antithese, die Mozart als den Musiker der Seele, Beethoven als den Musiker des Geistes bezeichnet, gilt, was von den meisten Antithesen gesagt werden muß: sie treffen nur halb zu, sie haben nur beschränkte Richtigkeit. Allerdings herrscht in Beethovens Kompositionen der Geist, das heißt sie werden durch die poetische Idee bestimmt, der sich alles, besonders auch die Form, unterordnen muß, ja der Geist durchbricht und erweitert bei ihm sehr häufig, aber nur bei zwingender Notwendigkeit, die Form — denken wir nur an die Neunte Symphonie oder an das Cis-moll-Quartett! Also Beethoven ist der Musiker des Geistes und darum auch trotz seiner Klassizität der erste moderne Komponist, aber er ist nicht ausschließlich der Musiker des Geistes. Wer es nicht aus seinen Symphonien oder aus seinen Sonaten und Quartetten, beispielsweise aus dem wunderbaren Adagio seiner Sonate pathétique entnehmen wollte, daß seine Musik zugleich auch aus der tiefsten Seele, aus dem empfindungsreichsten Herzen quillt und mit einer Wahrheit des Gefühls, einer hinreißenden Leidenschaft des Ausdrucks zu reden vermag, der erinnere sich an seinen „Fidelio“, an dieses Hohelied der Gattenliebe und Gattentreue. Der „Fidelio“ blieb Beethovens einziges musikalisches Drama und doch hat er uns noch eine Reihe anderer Werke hinterlassen, die — allerdings in erweitertem Sinne des Wortes — dramatische Kunstwerke sind: seine großen Instrumentalkompositionen. Die Symphonie erweiterte sich bei ihm ebenso wie die Sonate und das Quartett zum großangelegten instrumentalen Drama. Die instrumentale Tonsprache erreichte durch ihn eine bis dahin ungekannte Mannigfaltigkeit, eine bis dahin ungeahnte Ausdrucksfähigkeit und Tiefe. Von seinen neun Symphonien gehört die dritte, die sogenannte „Eroica“ (1804), die er Napoleon widmen wollte, die fünfte in C-moll (1806) und die übermenschlich große neunte mit dem weltumfassenden Freudenchore zu den erhabensten Schöpfungen, die jemals dem Menschengeiste gelungen sind. Überirdisches Feuer durchlodert sie und seine Flammen verzehrten den letzten Rest der musikalischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts. Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts trat seine Herrschaft an. Die neunte Symphonie hat Richard Wagner als den höchsten, nicht mehr zu übersteigenden Gipfelpunkt symphonischer Kunst bezeichnet. Übertroffen oder nur erreicht wurde sie bis auf den heutigen Tag nicht, aber sie wurde der Ausgangspunkt neuer Bahnen der symphonischen Musik. Noch Haydn war nicht über den alten Standpunkt hinausgekommen: Musik um der Musik willen, Musik als anmutiges Tonspiel, liebenswürdig unterhaltend, herzerfreuend und herzerhebend. Beethoven war mehr als der reine Musiker. Mit Prometheischer Kraft, erfüllt von Faustischem Erkenntnisdrang ging er in seinen Werken zurück auf den Ursprung menschlichen Sehnens und menschlichen Strebens, den Blick auf das Ewig-Göttliche gerichtet. Er erfaßte es als Dichter zugleich und als Philosoph und stellte es dar in seiner Muttersprache, der Musik. In seinen Werken vermählte sich die Poesie mit der Musik, und aus ihrer Vermählung entstand das allgemeinmenschliche Kunstwerk. Darin ist der fortwirkende Einfluß Beethovens auf die Musik unseres Jahrhunderts und die Bedeutung seiner kulturgeschichtlichen Mission begründet . . .



Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1806—12.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



1812—21.



Während Frankreichs Heere in Österreich und Spanien neue Lorbeeren um ihre goldschimmernden Adler wanden, begannen in jenem Staate, dessen Kraft Napoleons grausame Willkür in Tilsit für alle Zeiten gebrochen zu haben wähnte, in Preußen, die geheimen Vorbereitungen für den Völkerkampf, der nicht nur dem tiefgebeugten Lande, sondern ganz Europa die alte Freiheit wiedergeben sollte. Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt war der fridericianische Kriegsruhm in den Staub getreten, im schmachvollen Friedensschluß an Rußlands Grenze der letzte Rest der preußischen Großmachtstellung zerstört worden; doch nur die äußere Form hatte der Gallier vernichten können, nicht den Geist, der in dem knorrigen, wetterharten Stamme lebte, nicht den Freiheitsdrang, den Stolz und die Thatkraft der Männer, nicht die erhebende Erinnerung an die Siege des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Zweiten. Wohl war das Reich der Hohenzollern zu einem Mittelstaat herabgesunken, auf den die Rheinbundfürsten unwürdigen Angedenkens mit Spott und Hohn herabsahen, wohl waren die Finanzen des ohnehin nicht reichen Landes durch Kriegskosten und Kontributionen völlig zerrüttet, die Wehrkraft in Fesseln geschlagen worden; doch die Liebe zum Vaterlande, die Treue zum schwergeprüften Herrscherhause hatte kein welscher Zwang, kein brutales Dekret und keine Drohung des übermütigen Siegers töten können. Der Sturm, der durch die Länder brauste, hatte die märkische Eiche zwar entlaubt, aber der eisenfeste Stamm hatte seine Wurzeln zu tief getrieben, als daß ihn das vom Westen heranstürmende Unwetter hätte zu Boden werfen können; aus ihrem Holze ward die Keule geschnitten, die den thönernen Koloß der napoleonischen Weltmacht in Trümmer schlug . . .

[illegible] die nach der Katastrophe im Herbst des Jahres 1806 [illegible] durch eigene Gewalt hoch empor — kein Sohn des Landes, das so Schweres [illegible] aus altem fränkischen Geschlecht — der Reichsfreiherr Karl vom Stein, [illegible], der seit einem Vierteljahrhundert im Dienst der preußischen Könige [illegible] die Sieger sich der Hauptstadt nahten, rettete er die Schätze der Staatskassen [illegible] fernen Osten — damit zugleich die einzigen Mittel, um den Krieg solange fortzuführen, bis Rußland eingreifen konnte; später, als die Kleinmütigen und Verzagten zum Frieden drängten, bestimmte er den König, mit dem letzten Rest seiner Truppen den Kampf wieder aufzunehmen. Friedrich Wilhelm III. hatte die hohe Begabung des genialen Staatsmannes früh erkannt; in der schwersten Stunde seines Lebens, in dem Augenblick, da die Seinen sich anschickten, Königsberg zu verlassen, um im äußersten Nordosten der Monarchie, in Memel, Schutz vor den Verfolgern zu suchen, berief er den Freiherrn an die Spitze des Staates. Stein lehnte ab, nicht aus Eigensinn und Trotz, wie viele meinten, sondern einzig darum, weil der Herrscher sich nicht entschließen konnte, die veraltete, schädliche Kabinettsregierung aufzulösen. In schroffster Form ward der unerschrockene Mann deshalb entlassen, im Moment der höchsten Gefahr trennte sich der König vom besten seiner Räte, dem er in hellem Zorn schrieb: „Ich habe mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß Sie ein widerspänstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener sind, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft, aus persönlichem Haß [gegen den Kabinettsrat Beyme] und aus Erbitterung handelt." Tiefgekränkt zog sich Stein Mitte Februar 1807 auf sein Stammgut an der Lahn zurück; aber schon wenige Monate später, bald nach dem Tilsiter Frieden, der, wie wir oben sahen, auch Hardenberg aus seinem Amt vertrieb, ward der Unbeugsame nach Memel berufen und mit der Leitung der gesamten Civilverwaltung des Staates betraut.

Steins Programm.

Steins Aufgabe war eine unendlich schwere; galt es doch, zugleich die Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, zu heilen, und den Staat soweit zu stärken und zu heben, daß er aufs neue zum Schwert greifen, die Schmach von Tilsit vergelten konnte. Das Programm, das er dem König vorlegte, verlangte zu dem Zweck folgende Reformen: Was dem Staat an äußerer Größe abgeht, muß er an innerer Kraft gewinnen. In dem Überbleibsel des ehemaligen großen Staates sind feindselige Elemente vorhanden, die weggeschafft werden müssen, damit alles ein Ganzes werden kann. Die verschiedenen Stände liegen wegen der Gunst, die der eine genoß, mit den minderbegünstigten im Streit, also muß gleiches Recht geschaffen werden, das alle Staatsglieder umfaßt. Allen Einwohnern die gleichen Rechte, allen die gleichen Pflichten gegen den Staat; jeder muß persönlich frei sein und nur einen Herrn haben, den König mit seiner Gesetztafel in der Hand, und damit Pflicht und Recht gleich und die erstere niemanden drückend werde, ist eine Nationalrepräsentation erforderlich, durch deren Mitwirkung bessere Gesetze zustande kommen, als durch Beamtenratschläge. (Wie tief Stein zeitlebens die Büreaukratie haßte, erhellt aus einem Satze, den er noch im hohen Alter niederschrieb: „Unser Unglück ist, daß wir von besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen Buralisten regiert werden. Das geht so lange es geht. Diese vier Worte: besoldet, buchgelehrt, interesselos, eigentumslos enthalten den Geist unserer geistlosen Regierungsmaschine. Es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre althergebrachte [illegible] oder lasse sie bestehen, man mache alle Bauern zu Tagelöhnern und setze an die Stelle der Hörigkeit an den Gutsherrn, die an den Juden und Wucherer — alles das kümmert



Königin Luise auf der Fahrt nach Memel im Januar 1807.

Nach dem Gemälde von J. Heydeck. Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft Berlin.)

[illegible] Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im [illegible] Ihnen verliehenen Büreau und erziehen ihre Kinder zu gleich[illegible]! Freier Gebrauch der Kräfte und Fähigkeiten muß jedem Menschen [illegible] werden, solange er nicht die Schranken durchbricht, die Religion, Sittlichkeit und Rechtlichkeit vorschreiben. Alles Grundeigentum muß jedem Erwerber zugänglich [illegible] eine [illegible] Gesetzgebung die Erleichterung des Besitzes und des Gewerbes gefördert werden. Die Bevormundung der Kommunen durch Behörden oder einzelne Privilegierte ist ein [illegible] Übelstand, der allen Gemeinsinn unterdrückt und deshalb beseitigt werden muß. Niemand im Staate, weder eine Korporation noch ein Individuum, darf Richter in eigener Sache sein, daher Trennung der Justiz von der Verwaltung und für alle die nämlichen Gesetze, also auch nur eine richterliche Behörde, deren Ausspruch für den höchsten, wie für den niedrigsten gilt. Keiner darf unfrei im Staate sein, nur der Verbrecher, der Religion, Sittlichkeit und heiliges Gesetz mit Füßen tritt. Auch der Dienstbote muß persönlich frei sein, dasselbe Gesetz schütze ihn, wie seinen Herrn. Bildung erhebt ein Volk und der höhere Grad derselben weist ihm seine höhere Stellung unter den civilisierten Staaten an, sie ist die wahre Lebensbedingung gedeihlicher Fortschritte: darum muß der Staat sie fördern.

Das war ein Programm, wie es niemals zuvor ein Staatsmann beim Antritt seines Amtes vorgelegt hatte. Nur einem liberalen Fürsten, der vor einer solchen „Revolution von oben" nicht zurückschreckte, konnte er es unterbreiten. Nur ein Mann von so starkem Geist, von solcher Lauterkeit des Charakters wie Stein, konnte sich an die Lösung einer so schweren Aufgabe wagen, nur ein Mann, von dem Ernst Moritz Arndt begeistert ausrufen durfte: „An Wahrhaftigkeit, Redlichkeit, Offenheit hat kein Mensch ihn je übertroffen, ‚offener Weg, hohe Zwecke, reine Mittel', das war sein Spruch!" Die Thätigkeit des neuen Ministeriums erstreckte sich zunächst auf die sozialen Reformen: Der Zunftzwang wurde aufgehoben, das Verkaufsmonopol der Bäcker, Schlächter und Höker beseitigt und schon am 7. Oktober 1807 das berühmte Edikt „über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums" erlassen, das endlich die Erbunterthänigkeit und die Frondienste der Bauern aufhob. Alles sollte entfernt werden, was den Einzelnen bisher gehindert hatte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war.

Soziale Reformen.

Sehen wir uns die Persönlichkeit des genialen Mannes, der Preußens Staatswesen von Grund auf neugestaltete, einmal etwas näher an, und zwar an Hand der herrlichen Schilderung, die Heinrich von Sybel — in seiner meisterhaften Rede bei der Enthüllung des dem Gedächtnis des großen Toten geweihten Marmor-Standbildes in Nassau — von ihr entwarf: Vom ersten Tage seiner politischen Thätigkeit zeigte er sich, wie er sein Leben hindurch geblieben, kräftig und wuchtig, jeder Aufgabe durch Geist und Pflichttreue gewachsen, vielseitig unterrichtet und gründlich und schlagfertig in jeder vorliegenden Frage. Bei heller Freundlichkeit und leicht aufflammendem Witze im persönlichen Verkehr war er in der Arbeit streng gegen sich und streng gegen andere, von unbezwingbarer Festigkeit in jeder Überzeugung, stets auf die Sache losgehend, um formale Rücksichten unbekümmert, eine Natur von schwerem und großem Stile, herrisch, schöpferisch, überwältigend. Ein Sinn ohne Vorurteile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, erfüllt von tiefer Gottesfurcht und deshalb frei von jeder Furcht der Menschen, ein Geist, immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet, und somit fest in sich und imponierend in jeder Umgebung. So wollte er auch die anderen, [illegible] sich und dem Ganzen hingegeben; er vertrug und liebte den Widerspruch, wenn er [illegible] Überzeugung entsprang; aber in unbändigen, zerschmetternden Zornesergüssen

brach die treibende Kraft seines Wesens hervor, wo faule Trägheit oder gemeine Selbstsucht seine Wege kreuzte . . . Stein war kein Revolutionär und kein Demokrat; er wollte die Achtung bestehender Rechte und verabscheute den selbstsüchtigen Individualismus, wie die radikale Gleichmacherei: er war mit einem Worte Aristokrat in seinem ganzen Wesen und



Freiherr vom Stein.
Nach dem Gemälde von P. J. Lützenkirchen.

Monarchist in seiner tiefsten Überzeugung. Aber sowohl nach seiner praktischen Erfahrung, als nach seiner sittlichen Begeisterung stand in ihm der Satz fest, daß der Befreiungskrieg nur durch ein freies Volk geführt werden könne, oder mit anderen Worten, daß nur ein Volk, das durch eigene Arbeit in öffentlichen Angelegenheiten Einsicht und Hingebung gelernt, die Kraft zur kriegerischen Wiedererhebung entwickeln werde. In einer Denkschrift vom Oktober 1807 hat Stein die dazu erforderlichen Mittel deutlich bezeichnet: „Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören,

[illegible] des Bürgers einnehmen, der nicht in Formen und Papier [illegible] handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hinrufen und [illegible] an dem Gewirr der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Hat man [illegible] daß das Verdrängen einer Nation von jeder Teilnahme an den öffentlichen [illegible] den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch be-[illegible] Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Man [illegible] die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung der öffentlichen Geschäfte zu lenken. Denn wenn eine Nation sich einmal über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, wenn sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, wenn sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit genießt, so richtet sich ihre Aufmerksamkeit unausbleiblich auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr alsdann eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes. Verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille, der entweder schädlich ausbricht oder lähmend unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände werden dann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß gerichtet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang; das Gemeinnützige wird vernachlässigt und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten. Man tötet, indem man die Bürger von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie."

Reform der Verwaltung. Getreu diesen Grundsätzen ließ Stein den sozialen Reformen eine völlige Umbildung der Verwaltung folgen: als oberste Behörde traten im Jahre 1808 fünf Fachminister an die Spitze des Staates, für das Innere, das Auswärtige, die Justiz, die Finanzen und den Krieg; die alten Domänen- und Kriegskammern wurden in Regierungen verwandelt, ihnen jedoch jeder Einfluß auf die Rechtspflege genommen, und endlich die denkwürdige Städte-Ordnung vom 19. November 1808 geschaffen, die den größeren Gemeinwesen die selbständige Verwaltung ihres Haushaltes, des Armen- und Schulwesens, zum Teil sogar der Polizei, namentlich aber des Steuerwesens übertrug; Magistrat und Stadtverordnete sollten künftig Städte-Ordnung. über die Gemeinschaft der Bürger gebieten, die von dem hemmenden Einfluß der alten Innungen und Zünfte für alle Zeit befreit waren. Wie berechtigt das Vertrauen war, das Stein dem preußischen Bürgertum schenkte, das zeigte sich bald in dem wachsenden Selbstbewußtsein und Pflichtgefühl, das in den neugeordneten Gemeinwesen überall zu Tage trat. „Die preußische Städte-Ordnung," so urteilte fast ein Jahrhundert nach ihrer Einführung der treffliche Historiker Zwiedineck, „hat das unabhängige Bürgertum nicht nur in Preußen, sondern auch in den anderen deutschen Staaten begründet, die ihren Städten ähnliche Verfassungen gegeben haben, und dieses Bürgertum wurde der wichtigste Träger des nationalen Geistes, der auf gleichmäßiger Förderung des Wohlstandes und einer idealen Lebensanschauung beruht. Das Maß der Freiheit, das die Steinschen Gesetze dem preußischen und mittelbar dem deutschen Volke zukommen ließen, war dessen Aufnahmevermögen mit jener weisen Beschränkung an-[illegible], die nur aus der Erfahrung, aus der genausten Vertrautheit mit den Bedürfnissen [illegible] Fähigkeiten eines Volkes hervorgehen kann. Die nachhaltige Wirkung der neuen [illegible], die nirgends zerstörend, sondern nur belebend und befördernd wirkten, hat sich [illegible] erwiesen, als die Ereignisse die höchste Anspannung aller Kräfte erforderten."

Scharnhorst und die Heeresreform.

Hand in Hand mit der durchgreifenden Reform der gesamten Staatsverwaltung ging die Neugestaltung der Landesverteidigung, die Umbildung der schwerfälligen alten Kriegsmaschine in ein modernes Volksheer. Zu Deutschlands Heil fand Friedrich Wilhelm III. auch dafür den rechten Mann, der mit genialem Blick und unerschütterlicher Festigkeit der Armee neue, bessere Grundlagen gab. Hell strahlt neben dem Namen des Freiherrn vom Stein jener Gerhard David Scharnhorsts, den der König bald nach dem Tilsiter Frieden zum Leiter der Militärreorganisations-Kommission ernannt hatte, der zugleich mit ihm zwei der fähigsten Offiziere jener Zeit, Neithardt von Gneisenau, der heldenmütige Verteidiger von Kolberg, und der junge Major von Grolman angehörten. Mit ihrer thatkräftigen Unterstützung gelang es Scharnhorst, die schädliche Alleinherrschaft des Adels zu beseitigen den Bürgerlichen das Anrecht auf Offiziersstellen zu erstreiten, die Abschaffung der unwürdigen Prügelstrafe durchzusetzen und die Heranziehung des ganzen wehrfähigen Volkes zum Schutz des Vaterlandes zu erzwingen. Kenntnisse, Bildung und Tapferkeit sollten von nun an bei der Besetzung der höheren Stellen allein ausschlaggebend sein, alle Unbegabten und Altersschwachen, die das Unglück von Jena und Auerstedt verschuldet hatten, erbarmungslos aus den Heereslisten gestrichen werden, selbst wenn sie den ältesten Adelsgeschlechtern angehörten. Und wie die Führer nicht ihrer Abstammung, sondern nur ihren Fähigkeiten das Kommando verdanken sollten, durfte das Heer künftig im wesentlichen nur aus solchen Männern bestehen, die ihre Waffe nicht um klingenden Lohnes willen trugen, sondern stolz darauf waren, ihre Kraft und, so es not that, ihr Leben zum Schutz der Heimat einsetzen zu können.



Gerhard David Scharnhorst.
Nach dem Kupferstich von F. Müller.

Allein es galt nicht nur den Geist, sondern auch die Zahl der Streiter zu heben, um in der Stunde der Befreiung wohlgerüstet dem mächtigen Feinde entgegentreten zu können; es galt trotz der Knappheit der Mittel, die noch nicht einmal soviel Soldaten unter der Fahne zu halten erlaubte, als die Bedingungen des Tilsiter Friedens gestatteten, Hunderttausende zum Kriegsdienst zu erziehen und im Gebrauch der Waffe zu unterweisen. Der erhabene Gedanke, daß es Recht und Pflicht eines jeden Bürgers sei, zum Schutze des



Alexander I. empfängt Friedrich Wilhelm III.
Nach einem Aquarell von L.



horen St. Petersburgs am 7. Januar 1809.
Nationalgalerie zu Berlin.

[illegible] zu ziehen, ward zur That: die allgemeine Wehrpflicht, deren Anfänge [illegible] gezeitigt hatte, trat an die Stelle des schädlichen Söldnerunwesens. Der Mangel an Geld und eine begreifliche Scheu vor allzu raschem Vorwärtsschreiten ließ freilich das Heer jener Zeit noch nicht jene vollkommene Gestalt erlangen, die es heute besitzt, noch war man weit von dem Ideal entfernt, jeden Waffenfähigen einreihen zu können, noch mußte man sich darauf beschränken, die leidlich ausgebildeten Mannschaften nach kurzer Dienstzeit zu beurlauben und frische Rekruten für die „Krümper“ einzustellen. Aber die kleine Spanne Zeit der Waffenübung wurde nicht wie früher mit pedantischem Kleinkram vertrödelt, an die Stelle von Parademärschen und lächerlichen Zopfrevisionen traten nützliche Marsch- und Schießübungen, die Grundlagen des Felddienstes, aus dem die alte fridericianische Lineartaktik für alle Zeiten verbannt wurde. Der Traum des großen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. begann sich zu erfüllen, seit Scharnhorst gleich ihm die Forderung aufgestellt hatte, daß alle Bewohner eines Staates seine geborenen Verteidiger sein müßten.

Geistiges Leben.

Es ist bezeichnend für die Stärke und Tiefe des deutschen Geisteslebens, daß all das Elend, das mit Napoleon ins Land gezogen war, weder auf dem Gebiet der Kunst, noch auf dem der Wissenschaft einen Stillstand herbeizuführen imstande war. In den Jahren der politischen Ohnmacht entstanden unsterbliche Meisterwerke: Goethe gab dem ersten Teil des „Faust“ die Form, in der er veröffentlicht wurde, die Brüder Grimm begannen „in die Geheimnisse der deutschen Volksseele einzudringen und sie in den Märchen und Rechtsaltertümern zu ergründen“, Karl Friedrich Eichhorn vollendete die ersten Abschnitte seiner berühmten Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Heinrich von Kleist schuf seine gewaltige „Herrmannsschlacht“ und den „Prinzen von Homburg“, und die Philosophen Schelling, Jacobi und Fichte suchten die hehre Wissenschaft auf der Höhe zu erhalten, auf die Immanuel Kant sie geführt hatte. Die größte Förderung erfuhren jedoch gerade in jenen trüben Tagen die deutschen Hochschulen: Heidelberg gelangte zu neuer Blüte, München, Würzburg und Erlangen erhielten eine moderne, weltliche Verfassung, die sie der Bevormundung der Kirche entzog, und in Berlin und Breslau wurden neue Universitäten eröffnet. Hier war Wilhelm von Humboldt, der geistvolle Bruder des großen Forschers, die treibende Kraft und der thatkräftige und erfolgreiche Förderer des preußischen Unterrichtswesens, dessen Leitung ihm auf Steins Vorschlag anvertraut worden war, der ernste Gelehrte und kluge Staatsmann, der mit Recht zu seinem König sagen durfte: „Weit entfernt, daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neueren Staatseinrichtungen herrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt wurden. Der preußische Staat kann und wird daher fortfahren, von dieser Stelle den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und auf seine intellektuelle und moralische Richtung den entscheidendsten Einfluß auszuüben.“ Am 16. August 1809 genehmigte Friedrich Wilhelm III. den Plan zur Gründung der Berliner Universität und schon im Herbst 1810 konnten die ersten Vorlesungen des neuen Lehrkörpers beginnen, dem Männer wie Fichte, Schleiermacher, Savigny, Niebuhr, Friedrich August Wolf, Hufeland, Graefe und Albrecht Thaer angehörten . . .

Universitäten.

Seit den Tagen, da Stein und Scharnhorst die wichtigsten Stellen im Staate übernahmen, war Preußens Hoffnung auf Rache und Vergeltung von Tag zu Tag erstarkt. Doch noch einmal sollte ein schwerer Schlag König und Volk treffen. Steins stürmische Natur ertrug



Wilhelm von Humboldt.
Nach einer Zeichnung von Franz Krüger.

das geduldige Abwarten nicht, der grimme Haß, der in seinem Herzen loderte, sann Tag und Nacht auf Mittel zur Beschleunigung der Befreiung. Er schürte den Groll gegen den Tyrannen und suchte in den Rheinbundstaaten nach Bundesgenossen für den nahenden Erlösungskampf. Einer der Briefe dieser Art, ein Schreiben an den Fürsten Wittgenstein, das diesem empfahl die Unzufriedenheit im Königreiche Westfalen zu nähren, fiel den welschen Spionen in die Hände und ward von ihrem Herrn und Meister alsbald im Pariser Amtsblatte veröffentlicht. Damit war Steins Schicksal besiegelt, sein Sturz unvermeidlich geworden, wenn der Friede zwischen Preußen und Frankreich erhalten bleiben sollte; der beste Minister, den die neuere deutsche Geschichte kennt, mußte seinen Abschied nehmen, um Napoleons Zorn zu besänftigen. An seine Stelle trat als Leiter der inneren Politik Graf Alexander Dohna, der jedoch die Reformen seines großen Vorgängers ebensowenig fortzuführen verstand, wie sein Kollege Altenstein die Ordnung der Finanzen des schwer unter Napoleons endlosen Erpressungen leidenden Landes. Steins Rücktritt.

[illegible] im jenen traurigen, an Enttäuschungen und Kränkungen reichen [illegible] der gute Fortgang der Scharnhorstischen Umgestaltung des Heerwesens und [illegible] der preußisch-russischen Freundschaft, die bald nach der Erfurter Kaiserzusammenkunft in dem glänzenden Empfang zum Ausdruck kam, den Zar Alexander im Januar 1809 dem preußischen Königspaare in St. Petersburg bereitete. Zu einem Bündnis der drei [illegible], von dem Friedrich Wilhelm III. das alleinige Heil erwartete, konnte der wankelmütige Herrscher aller Reußen sich freilich trotz aller Beweise herzlicher Zuneigung noch immer nicht entschließen: noch war er an Napoleons Triumphwagen gefesselt, noch schien ihm die Stunde der Befreiung nicht gekommen, noch wagte er dem Corsen in dem beginnenden Kampfe gegen das Haus Habsburg (S. 110) die Heeresfolge nicht zu verweigern.

Mon cher Père je suis bien heureuse aujourd'hui comme Votre fille et comme Epouse du meilleur des Epoux.

Louise

Neu ~~Strelitz~~ ce 28 Juin 1810

Mein teurer Vater! Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Gattin des besten aller Gatten.
Neu-Strelitz, den 28. Juni 1810. Luise.

Facsimile der letzten Zeilen der Königin Luise.

weigern. Österreich, dessen Sieg Hunderttausende in Norddeutschland erfleht hatten, ward, wie schon früher geschildert wurde, zum zweitenmal aufs Haupt geschlagen, und in dem Jahre, das dieser neuen Enttäuschung folgte, erlitt Friedrich Wilhelm den schmerzlichsten Verlust, der ihn treffen konnte, den Verlust seiner über alles geliebten, vom Volke vergötterten Gattin, der Königin Luise. „Sie schwand dahin wie eine Blume, die des Lichts entbehrt," sagte man von ihr, und der rauhe Kriegsmann Blücher klagte tief erschüttert: „Ich bin wie vom Blitz getroffen; der Stolz der Weiber ist von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß für uns zu gut gewesen sein. Es ist doch unmöglich, daß einen Staar so viel aufeinander folgendes Unglück treffen kann, als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung wäre mir nichts lieber, als daß ich erführe, die Welt brenne an allen vier Enden."

Schon seit Jahren war die edle Dulderin häufig von Todesahnungen erfüllt gewesen; sie fühlte, daß ihre zarte Natur den schweren Stürmen, die über sie hinweggebraust waren, nicht lange mehr würde Stand halten können. Im Juni des Jahres 1810 ergriff sie heiße Sehnsucht nach den Ihrigen, sie reiste in die mecklenburgische Heimat, in der sie, wie ihre letzten Zeilen beweisen, sich zum erstenmal seit langer Zeit wieder glücklich und zufrieden fühlte. Schon wenige Tage später warf sie ein heftiger Anfall ihres Lungenleidens auf das Krankenlager. Rasch schwanden die schwachen Kräfte dahin; der König, der in der Frühe des 19. Juli mit seinen ältesten Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, im Schlosse Hohenzieritz eintraf, kam gerade noch recht, um der Sterbenden die brechenden Augen zuzudrücken . .



Am Sterbelager der Königin Luise.
Nach einer Tuschzeichnung von L. Wolf in der Nationalgalerie zu Berlin.

Die letzte Lebensfreude der unglücklichen Königin, die einst in allzugroßer Bescheidenheit über sich selbst geurteilt hatte: „Die Welt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen, aber möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben," war die Entlassung des unfähigen, kraftlosen, planlos hin und her schwankenden Ministers Altenstein, und dessen Ersatz durch den Freiherrn von Hardenberg, der am 7. Juni 1810 als Staatskanzler die Leitung der gesamten preußischen Politik wieder übernahm. Der Sechzigjährige brachte, wie Treitschke sagt, nicht die ungebrochene Lebenskraft, aber doch den zuversichtlichen Mut eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Von Stein

[illegible] und Bildungsgang weit geschieden; er war weniger [illegible] als jener, und von der Aufklärungsphilosophie des alten [illegible] als jener ergriffen. In seinem Auftreten lag nichts von der über[illegible] Steins, doch war er noch immer ein schöner Mann mit hellen, [illegible] einem herzgewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund. Seine Stärke [illegible] Thätigkeit; wenige verstanden wie er, mit sicherem Blick den rechten [illegible] abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen [illegible] zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen der Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Als er in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die zum Teil durch die Notlage des Staates geboten war, aber weit über das Notwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtentums widersprach: er erhielt die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, insbesondere der Ministerien des Innern und der Finanzen, und den maßgebenden Einfluß auf die auswärtige Politik.



Hardenbergs Hauptaufgabe mußte zunächst die Ordnung der Finanzen und die Abtragung des Restes der an Frankreich zu zahlenden Kriegsentschädigung sein, für deren Sicherstellung Napoleon immer gebieterischer Schlesien als Pfand forderte. Die Pläne, die der neue Minister dazu aufstellte, waren phantastisch und erregten den schärfsten Widerspruch der Mehrzahl der hervorragenden Männer jener Zeit, namentlich Niebuhrs und Schöns: „gleich beim Eintritt des Staatskanzlers", sagt der vorhin erwähnte Geschichtschreiber, „entspannen sich leidenschaftliche Kämpfe im Kreise des hohen Beamtentums, die bis zu Hardenbergs Tode den sicheren Gang des Staates oft gefährdet haben. Schroff und hart platzten diese reichen Naturen aufeinander, treffliche Männer, die im Grunde alle dasselbe wollten, aber jeder auf seine Weise. Seit Steins Abgang fehlte der überlegene Charakter, der die Unbändigen meistern konnte."

Unbeirrt durch die heftigen Angriffe, denen er von allen Seiten ausgesetzt war, bemühte sich Hardenberg, das von Stein begonnene große Reformwerk zu Ende zu führen. Im Oktober 1810 erschienen die Gesetze über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden und über die neuen Abgaben — Luxus-Steuern an Stelle der bisherigen Gewerbeabgaben und Naturalleistungen —, dann eine Reihe Verordnungen zur Sicherung der Gewerbefreiheit, zur Regelung der Provinzialschulden und der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und endlich, am 11. März 1812, das Dekret über die Emanzipation der Juden, das den Vielgeschmähten und Vielgequälten alle staatsbürgerlichen Rechte unter der Bedingung verlieh, daß sie sich bereit erklärten, gleich ihren christlichen Mitbürgern auch alle Pflichten zu erfüllen. „Das neue System", so erklärte Hardenberg selbst seine Bestrebungen, „beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staates, persönlich frei, seine Kräfte frei entwickeln und benutzen kann, ohne durch die Willkür eines anderen daran behindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trägt, die nicht gemeinsam und mit gleichen Lasten getragen wird; daß die Gleichheit vor dem Gesetz einem jeden Staatsunterthan gesichert ist und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt wird; daß das Verdienst, in welchem Stand es sich befindet, ungehindert emporstreben kann; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gebracht wird; daß endlich durch [illegible], durch echte Religiosität und durch zweckmäßige Einrichtung ein Interesse und ein Sinn [illegible] wird, auf dem unser Wohlstand und unsere Sicherheit begründet werden kann."

[illegible] Neuerungen der Jahre 1810—12 stießen, bald bei diesem, bald bei jenem [illegible] Widerspruch; der Adel namentlich ließ, als im Februar 1811 eine aus [illegible] bestehende Versammlung der Stände aller Provinzen auf Berufung des

Staatskanzlers in Berlin zusammentrat, durch seinen Wortführer General von Marwitz die ganze Grundlage der neuen Verfassung für eine Verletzung verbriefter Rechte, eine verderbliche Nachahmung französischer Gebräuche erklären. Wohl ließ Hardenberg die schlimmsten der Schreier in Haft nehmen, aber sein und des Königs Vertrauen auf die Nützlichkeit der Mehrzahl der Reformen war doch ins Wanken geraten — die bedeutsamste der neuen Ver-



Staatskanzler Freiherr von Hardenberg.
Nach einem Gemälde von H. Schröder gestochen von Sintzenich.

ordnungen, die über die Bildung einer Nationalrepräsentation, kam nie zur Durchführung! Der Zwist zwischen Volk und Regierung erreichte eine solche Schärfe, daß mancher Patriot Preußens Ende nahen sah. „Unser Schicksal", schrieb Gneisenau klagend an den Freiherrn vom Stein, „wird uns erreichen, wie wir es verdienen. Mit Schande werden wir untergehen, denn wir dürfen es uns nicht verhehlen: die Nation ist so schlecht, als ihr Regiment!"

[illegible] gefährlicher als diese inneren Kämpfe, denen das ungeschmälerte [illegible] auch in den Tagen, da die trutzigen Junker am lautesten gegen Hardenbergs [illegible] lärmten, feste Schranken zog, hatten sich seit dem Jahre 1811 Preußens [illegible] Beziehungen gestaltet. Der Zollernstaat, den Napoleon gedemütigt und ausgeplündert hatte, sah sich zugleich von zwei Gefahren bedroht: zwei ungeheure Felsen, der östliche und der westliche Nachbar, wurden mit unwiderstehlicher Gewalt gegeneinander getrieben — ein Entrinnen schien unmöglich, Preußens Vernichtung unabwendbar, seitdem das Band, das in Tilsit die beiden Großmächte verbunden hatte, in den kriegerischen Wetterstürmen bis auf ein schwaches Fädchen zerschlissen war. Zwei Staatskörper, wie das Weltreich des Corsen und die absolute Monarchie, die von Preußens Grenze bis in die Einöden Asiens sich erstreckt, konnten auf die Dauer nicht friedlich nebeneinander bestehen, zumal die drakonischen Bestimmungen der Kontinentalsperre mit den Bedürfnissen des russischen Seehandels unvereinbar waren. Auf diesem Gebiet entstanden denn auch die ersten Zerwürfnisse zwischen den Verbündeten; Rußland sah sich genötigt, französischen Produkten seine Häfen zu verschließen und die Zufuhr englischer Waren zu gestatten, sofern die Schiffe, die der Küste sich nahten, eine „neutrale Flagge" führten. Dazu kam die Erkaltung der persönlichen Beziehungen der beider Monarchen, die einerseits in der Ablehnung der napoleonischen Werbung um die Hand einer Schwester des Zaren, andererseits in der Entthronung des dem russischen Herrscherhause nahe verwandten Herzogs von Oldenburg wurzelte. Die Vertreibung dieses deutschen Fürsten war indessen nur ein kleiner Teil der Gewaltstreiche, die der neue Cäsar bald nach dem Wiener Frieden „zur Mehrung des Ruhmes der großen Nation" verübte. Schon vor der Unterwerfung Österreichs hatte Napoleon den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt und den Papst aus Rom wegführen lassen; am 9. Juli 1810 war die Einverleibung des Königreichs Holland, das vordem Ludwig Bonaparte zum Lehen erhalten, erfolgt, und am 13. Dezember des gleichen Jahres hatte ein kaiserliches Dekret der Welt verkündet, daß die Gebiete der Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, ferner Oldenburg, Lauenburg und alles Küstenland zwischen Elbe und Ems, sechshundert Quadratmeilen deutscher Erde, in Departements des Kaiserreiches umgewandelt worden seien, weil „die Umstände es geböten".

Napoleon hätte viel richtiger sagen müssen: „weil die Notwendigkeit es gebot". Längst war der Siegestaumel des wankelmütigen französischen Volkes einer Ernüchterung gewichen, die der napoleonischen Dynastie gefährlicher werden konnte, als alle äußeren Feinde; die furchtbaren Menschenopfer, die der Kaiser Jahr für Jahr dem Kriegsgott darbrachte, drohten Frankreich zu entvölkern, der unerträgliche Steuerdruck und die Willkür der kaiserlichen Beamten weckten den Groll gegen die despotische Monarchie, die fast alle Errungenschaften der blutigen Revolution wieder vernichtet hatte. Durch Länderraub mußte Napoleon die Unzufriedenheit seiner geknechteten Unterthanen zu besänftigen suchen, die Fanfarenstöße bezahlter Ruhmesverkünder mußten die Aufmerksamkeit der leidenden Bevölkerung von der eigenen Notlage ablenken. Das Schwert hatte dem Artillerieleutnant Bonaparte den Weg zum Kaiserthron gebahnt; des Schwertes konnte auch der Beherrscher des Weltreiches nicht entraten — nur durch Eroberungskriege war, das fühlte der Unersättliche wohl, der Zusammenbruch des großen Kartenhauses aufzuhalten. Das nächste Opfer dieser wahnsinnigen, die Sicherheit und die Ruhe der ganzen Welt gefährdenden Politik sollte Rußland [illegible], die Unterjochung des Zarenreiches sollte den französischen Heeren den Weg zu den [illegible] Schätzen Indiens, der Quelle der englischen Macht und Größe, bahnen . . .



Moskau vo

Nach einem Kupferstich von C



em Brande.

Hammer aus dem Jahre 1807.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Der Führer der Großen Armee.
Nach dem Napoleon-Porträt von L'Allemand.

Seit den ersten Monaten des Jahres 1811 rüsteten beide Staaten still, aber mit größtem Eifer; der Ausbruch offener Feindseligkeiten konnte, das fühlte jeder, nicht lange auf sich warten lassen. Rußland söhnte sich, um wertvolle Bundesgenossen für den nahenden Kampf zu gewinnen, mit Schweden und England aus, und schloß Frieden mit dem Sultan,

[illegible] hatte. Frankreich ergänzte seine Armeen durch neue große Aushebungen und ließ seine Kolonnen langsam gen Osten vorrücken. Am Ende des Jahres 1811 stand bereits eine Viertelmillion Streiter schlagfertig, des Alarmzeichens gewärtig, in Deutschland und dem Herzogtum Warschau, aber gleichwohl rückten Tag für Tag immer neue Scharen heran: nur mit einer Armee, wie sie die Welt noch niemals zuvor gesehen hatte, wollte Napoleon den Schlag gegen den stärksten seiner Gegner führen . . .

Keiner der europäischen Staaten, selbst das unmittelbar bedrohte Zarenreich, sah dem nahenden Ausbruch des Krieges mit so großer Besorgnis entgegen, wie Preußen. Von zwei Seiten waren seine Grenzen bedroht, die Gefahr, das verarmte Land zum Schauplatz neuer Kriegsgreuel werden zu sehen, wuchs von Stunde zu Stunde; nur darüber konnte man noch im Zweifel sein, ob die französischen oder die russischen Horden zuerst das kleine Preußen überfluten würden. Für sich allein war der Staat, den Napoleon so tief gedemütigt hatte, zu schwach, um die Vernichtung aufzuhalten; es galt also, Rußland zum Bundesgenossen zu gewinnen, um mit vereinten Kräften den Heeressäulen der kaiserlichen Armee Halt gebieten zu können. Heimlich ward darum Scharnhorst nach Petersburg gesandt, um den Zaren zu einem Vertrag zu bereden und seine Zustimmung zu einem gemeinsam durchzuführenden Feldzugsplan zu erlangen, von dem sich die Häupter der preußischen Kriegspartei, vor allem Gneisenau, die Rettung ihres Vaterlandes versprachen. Allein wiederum scheiterten die deutschen Hoffnungen an der Unentschlossenheit und der Mutlosigkeit Alexanders, der seine Freundschaft, wie früher, so auch jetzt, auf Worte beschränkte, vor kraftvollen Thaten aber allezeit zurückschreckte. Im eigenen Lande wollte er den Angriff der Franzosen erwarten; den Fanatismus des frommen russischen Volkes gegen die ungläubigen Eindringlinge entflammen, doch keinen Tropfen russischen Blutes vergießen, um den vom Untergang bedrohten Nachbar zu retten.

Preußisch-französ. Bündnis.

Der einzige Weg, auf dem Preußen dem Verderben entgehen konnte, führte also in das französische Lager: nur durch ein offenes Bündnis mit Napoleon konnte Friedrich Wilhelm III. seine Monarchie vor der Vernichtung retten, die der Corse ihr zugedacht hatte. Während Scharnhorst, Gneisenau und ihr kluger Schüler Clausewitz noch an dem phantastischen Plan festhielten, einen allgemeinen Volksaufstand zu erregen, alles, was Waffen tragen konnte, zu den Fahnen zu rufen und einen Verzweiflungskampf nach spanischem Vorbild zu führen, eröffnete Hardenberg im Einverständnis mit dem König die Verhandlungen mit dem Pariser Hofe. Dort fanden sie mehr Entgegenkommen als in Rußland; war Napoleon auch von seiner Unüberwindlichkeit und dem Gelingen des neuen Feldzugs vollkommen überzeugt, so schien es ihm doch vorteilhafter, friedlich das Land eines neuen Bundesgenossen durchziehen und an den Grenzen Rußlands, statt an der Elbe oder der Oder die Feindseligkeiten beginnen zu können. Preußens Antrag wurde deshalb gnädig angenommen und dem König der unveränderte Besitzstand für das Versprechen in Aussicht gestellt, 20000 Mann mit 60 Geschützen, fast die Hälfte seines kleinen Heeres, als Hilfskorps zu der kriegsbereiten französischen Armee stoßen zu lassen. Die letzte Hoffnung Deutschlands schien damit begraben; nun, da auch der Staat Friedrichs des Großen zum Vasallen der corsischen Weltherrschaft geworden war, begannen seine besten Männer die Hoffnung auf die Wiederkehr der Freiheit aufzugeben: Gneisenau, Boyen, Clausewitz, mit ihnen eine Reihe tapferer Offiziere, verließen die preußischen Fahnen, um im Ausland den Kampf gegen den Corsen weiter zu führen, und der ewig auf die Diplomaten scheltende, greise Blücher forderte grollend seinen Abschied. Keiner von den [illegible]gesellten sah voraus, daß Gottes Strafgericht so bald den Vermessenen treffen würde,

der in blindem Übermut die ganze Weltordnung umzustürzen sich mühte. Das Volk aber, dessen abergläubischen Sinn wochenlang ein ungeheurer Komet, der große „Elier", in Erregung erhielt, blickte kopfschüttelnd den endlosen Truppenzügen nach, die Tag und Nacht sich durch die Dörfer wälzten: schwarzäugige Italiener und blonde Alemannen, kleine, leidenschaftliche Südfranzosen und stämmige, behäbige Bayern und Schwaben, eine neue Völkerwanderung! Was die Großen nicht zu hoffen wagten, ward bei den Bauern bald zur bestimmten Erwartung: die rohen Horden, die das frische Brot hohnlachend in den Kot der Straßen warfen, obwohl sie die Einwohner hungern sahen, und die vollen Flaschen, die sie über ihren Durst hinaus in den Kellern fanden, an den Mauern zerschmetterten, mußte der Zorn des Himmels treffen. Ausmarsch der Großen Armee.

Der Mai des Jahres 1813 sah Napoleon noch ein letztes Mal auf der Höhe seiner Macht, noch einmal kostete der Corse den Triumph aus, die ganze Schar seiner Vasallen, Kaiser und Könige, Herzöge und Fürsten in Unterwürfigkeit im Dresdener Schlosse um sich versammelt zu sehen. Dort fiel auch die Entscheidung über Krieg oder Frieden, dort berichtete der aus Wilna herbeieilende Gesandte Narbonne, daß der Zar als Antwort auf Napoleons Forderungen mit dem Finger auf die Nordostspitze Sibiriens gewiesen und gesagt habe: „Wenn der Kaiser zum Krieg entschlossen ist und das Glück die gerechte Sache nicht begünstigt, so kann er bis hierher gehen, um den Frieden zu suchen!" Das war keine der Phrasen, wie sie bei Alexander sonst nicht selten waren, vielmehr der feste Entschluß, den Feind tief ins Land hinein zu locken, die Schrecken des russischen Winters als furchtbaren Bundesgenossen zu gewinnen. Was Menschenkraft nicht vermochte, sollte den Naturgewalten gelingen. Und es gelang..



Fürst Kutusoff.

In der letzten Juniwoche begannen die Kolonnen der, anfangs 467000, später über 600000 Mann starken „Großen Armee" den Grenzfluß Niemen zu überschreiten. Die Hauptmacht führte der Kaiser selbst, den schwachen linken Flügel, dem das preußische Hilfskorps angehörte, Macdonald, den nur wenig stärkeren rechten Fürst Schwarzenberg, unter dessen Befehl 34000 Österreicher standen. Das Centrum bildeten außer den französischen Divisionen hauptsächlich die Regimenter der Rheinbundfürsten. Die russische Armee zählte in jenen Tagen wenig mehr als 250000 Mann, von denen jedoch, einschließlich der Kosaken, höchstens 180000 Mann kampfbereit an der Westgrenze standen; den Oberbefehl führte bis Ende August der Livländer Barclay de Tolly, dann trat Feldmarschall Kutusoff an seine Stelle. Und nun begann, zu Anfang des Monats Juli, das furchtbare Spiel zwischen dem Verfolger und dem Verfolgten, das rasche Vorrücken der Franzosen und das noch schnellere Entweichen der Russen, das zu Napoleons Verzweiflung jede größere Schlacht unmöglich machte, während in zahllosen kleinen Gefechten Tausende den Streichen der Kosaken erlagen. Zehntausende von Menschen- und Tierleichen umsäumten schon damals die Straßen, auf denen die Große Armee unaufhaltsam ihrem Untergange entgegeneilte. Bald erwies sich die Unmöglichkeit, eine so ungeheure Truppenmasse in Zucht und Ordnung zu halten, besonders aber sie zu verpflegen: alle Dörfer, die man durchzog, waren verödet, alle Vorratshäuser geleert oder verbrannt, schon jetzt mußte man einen Teil der 180000 Pferde mit dem schlechten Stroh der Dächer der Bauernhütten füttern. Hunderttausend Mann waren kampfunfähig, als das Gros der Armee Wilna erreichte . . .



Der

Nach einem K



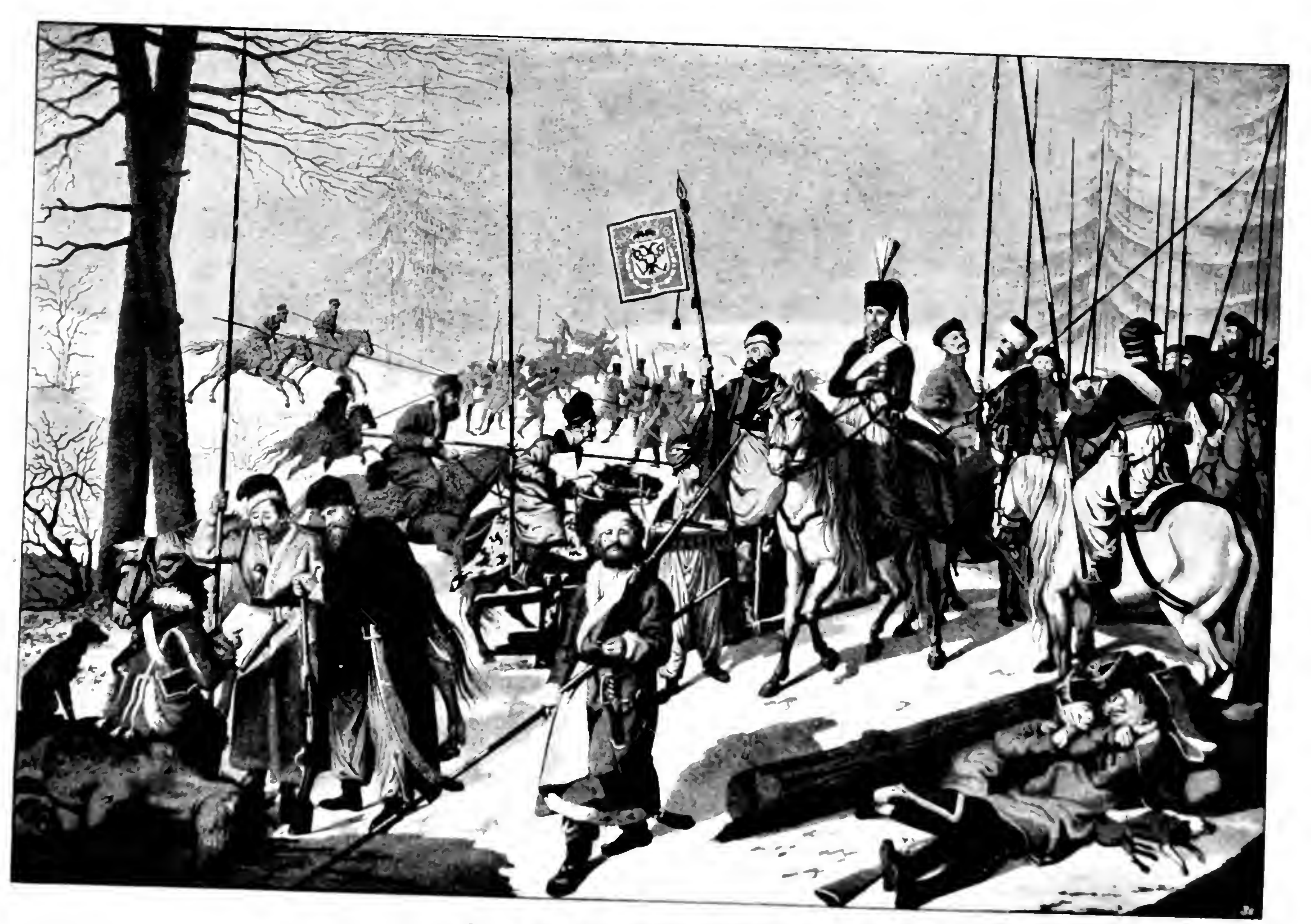
Moskau.
F. L. Rugendas.

[illegible] schrieb der deutsche Maler Adam, der sich dem Stiefsohn Napoleons, [illegible] angeschlossen hatte, ahnungsvoll an seine Gattin: „Das ist ein abscheuliches Ding! Der Feldzug von 1809 scheint nur ein Spaziergang im Vergleich mit diesem; wenn es so fortgeht, weiß ich nicht, wie es enden soll. Seit wir den Niemen überschritten, beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein allgemeiner Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee — der Gedanke an eine große Schlacht! Nach einer Schlacht, wie die bei Austerlitz, Jena, Marengo, sehnte man sich, durch sie hoffte man auf Erlösung aus dem elenden Zustande, in dem sich die Armee schon seit zwei Monaten befand. Man sprach von einer Schlacht wie von einem großen Feste, freute sich auf sie, und ließ den Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah. Das ist kein Krieg, wie in Italien und Deutschland, wo es möglich war, auf einem von Natur begünstigten Boden, unter civilisierten Menschen, welche die Armee ernährten und verpflegten und das Kriegführen erleichterten, mit größter Schnelligkeit in die Hauptstädte des Reiches vorzudringen und durch das Genie des Feldherrn den Feind mit einem großen Schlage zu besiegen. In diesem unermeßlichen Reiche, bei der ungeheuren Entfernung der Hauptstädte und dem Mangel aller Hilfsquellen für die Verpflegung einer so großen Armee treten unübersteigliche Hindernisse einer baldigen Entscheidung entgegen, wenn die Russen nicht selbst die Gelegenheit dazu bieten . . ." Gerade das, was die Franzosen so heiß ersehnten, suchten die russischen Heerführer um jeden Preis zu vermeiden — vielleicht mehr aus Furcht vor der großen Überlegenheit des Gegners, als, wie man früher vielfach annahm, in Verfolg eines genial ausgedachten Schlachtplans. Beinahe unbewußt erfüllten die russischen Generale Scharnhorsts Voraussagung, daß Napoleon an der Ausdehnung des Zarenreiches zu Grunde gehen müsse, wenn Rußland seine Kräfte bis zum letzten Augenblick aufspare, seine Heere so tief, als zur Vermeidung einer Entscheidungsschlacht irgend nötig sei, ins Innere ausweichen lasse und unter keiner Bedingung Frieden schließe.

Als am 16. Juli die französischen Kolonnen den Marsch von Wilna nach Witebsk antraten, war die vorher so viel gerühmte Organisation der Großen Armee bereits an zahllosen Stellen schadhaft geworden: Geschütze und Munitionskarren, Bagage- und Proviantwagen mußten zu Hunderten zurückbleiben, weil das Futter für die Pferde, und darum bald auch diese selbst zu mangeln begannen. Napoleon beging damals den folgenschwersten Fehler seines Lebens: Schon in Wilna oder Witebsk hätte er den Feldzug des Jahres 1812 abbrechen und seinen Truppen Winterquartiere bereiten müssen; daß er es nicht that, daß er in maßloser Verblendung, im festen Vertrauen auf seine übernatürlichen Kräfte, in der zweiten Hälfte des August weiter ins Innere Rußland vordrang, besiegelte den Untergang seines Heeres und seines Reiches.

Vier Wochen nach dem Aufbruch von Wilna standen die Franzosen vor Smolensk, und dort warf sich ihnen zum erstenmal die von Barclay und Bagration geführte Hauptmacht der Russen entgegen, um den Übergang über den Dnjepr zu sperren. Am 17. August wurde die erste Schlacht geschlagen; sie blieb unentschieden, obwohl die Russen die brennende Stadt räumen mußten. 20000 Mann deckten die Wahlstatt, aber weder die Franzosen, noch ihre Gegner konnten sich des Sieges rühmen; die Lage blieb unverändert die gleiche: Überall wichen die Russen vor den andringenden Franzosen in guter Ordnung und nach Zerstörung aller Vorräte langsam zurück. Erst fünf Tagemärsche vor den Thoren der heiligen Stadt Moskau entschloß sich Fürst Kutusoff, den verhaßten Feind in einer Entscheidungsschlacht kurz vor dem ersehnten Ziel zu vernichten. An der Moskwa, bei Borodino, kam es am 7. September 1812 zu einem Kampf, wie ihn blutiger und verlustreicher die Welt seit der

Schlacht bei Smolensk.



Hetman Graf Platoff und seine Kosaken.
Nach einer Zeichnung von Schadow.

[illegible] nicht gesehen hatte: Von etwa 210000 Streitern, die mit [illegible] gegeneinander rangen, ruhten 70000 Mann, fast ein volles Drittel, [illegible] am dem mäßig großen Schlachtfeld! Napoleon blieb Sieger, aber wiederum [illegible] der Russe, sich ohne wesentliche Verluste an Geschützen und ohne Gefangene in den Händen des Feindes zu lassen, in guter Ordnung zurückzuziehen. Feldmarschall Kutusoff führte sein Heer nun ohne Aufenthalt durch Moskau hindurch und bezog an der wichtigen Straße nach Kaluga eine neue Beobachtungsstellung, gleichsam als wollte er Zeuge der unmittelbaren Katastrophe bleiben, die über den Kaiser hereinbrechen mußte.

Am 14. September ritt die von Murat geführte Vorhut der Großen Armee in Moskau ein, sie fand eine leere Stadt. Nirgends ließen sich, wie es in Wien, Berlin und Madrid einst der Fall gewesen war, demütig um Schonung bittende Magistratspersonen entdecken, nirgends ein Vertreter der Obrigkeit, der es verstanden hätte, den müden Kriegern Quartiere anzuweisen. Bestürzt, mit geheimem, von Stunde zu Stunde wachsendem Grauen zog der Feldherr selbst in das Herz Rußlands ein, in die uralte Krönungsstadt, die von der Mehrzahl der Bewohner verlassen worden war. Und diese Flucht der Bevölkerung, die Moskau hatte veröden lassen, war doch nur erst der kleinste Teil der Opfer, die der russische Fanatismus freudig brachte, um den Feind des Vaterlandes zu Grunde zu richten: Am Tage nach dem Einzug der Franzosen brachen zu gleicher Zeit in verschiedenen Vierteln der Stadt Feuersbrünste aus, die mit rasender Schnelligkeit Haus um Haus, Kirche um Kirche verzehrten; ein ungeheures Flammenmeer umloderte den ehrwürdigen Kreml, aus dessen Mauern Napoleon eilig flüchten mußte. Als der, angeblich auf Befehl des Gouverneurs Grafen Rostopschin durch freigelassene Zuchthaussträflinge angelegte, furchtbare Brand am 20. September endlich erlosch, lagen mehr denn sechstausend Häuser in Schutt und Asche . . .

Brand von Moskau. 15.—20. Sept.

Aber selbst dieser Riesenbrand, der die ohnehin schon der schweren Märsche müden französischen Truppen noch mehr entmutigte und zuchtlos machte, sollte nur das Vorspiel neuer Schrecken sein. Woche um Woche wartete Napoleon in schier unfaßbarem Trotz auf einen Abgesandten des Zaren, der ihm den Frieden, dessen er so dringend bedurfte, anbieten sollte; als niemand kam, verschmähte der „Sieger“ es nicht, selbst die Einstellung des Kampfes anzuregen. Vergebens! Alexander, an dessen Seite sich schon seit Mitte Juni des Corsen bedeutendster Gegner, der Freiherr vom Stein, befand, blieb stumm. So mußte Napoleon sich denn entschließen, mit den Trümmern seines völlig demoralisierten Heeres am 18. Oktober den Rückzug anzutreten. Wie oft ist er in Wort und Bild geschildert worden, dieser grauenvolle Heimweg des Restes der Großen Armee, wieviel Federn und wieviel Stifte haben es schon versucht, die Schreckensszenen des Marsches durch die schneebedeckten, öden Steppen darzustellen! Vor der grausen Wirklichkeit, wie sie aus den Ziffern der Verlustlisten spricht, mußten alle Schilderer verstummen: Von mehr denn 600000 Mann, die Napoleon aufgeboten hatte, kehrten nur 83000 zurück, von den Hunderttausenden der Hauptarmee kaum der zehnte Teil — nahe an 500000 Mann fielen also, ungerechnet die großen Verluste der Russen, einer einzigen, wahnwitzigen Idee des Corsen zum Opfer! . . .

Rückzug der Großen Armee.

Als Napoleon Moskau verließ, lag die nördliche Straße frei vor ihm; er aber wollte der Welt zeigen, daß er selbst mit einer in Trümmer geschlagenen Armee keinen Feind fürchte, und wandte sich südwärts, um sich mitten durch Kutusoffs Regimenter den Heimweg zu bahnen. Die Schlacht bei Malo-Jaroslawetz vereitelte den dreisten Plan; nach einem grausamen Gemetzel wurden die Franzosen auf die mittlere Straße zurückgedrängt, dieselbe, die sie zu dem



Rückzug der Großen Armee.
Nach einer Lithographie von Adam.

[illegible] Rußlands benutzt hatten — „der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg [illegible], den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast hatte". Das Wetter [illegible] als gönnte der Himmel den Unglücklichen eine kurze Gnadenfrist, noch eine [illegible] auf der Heide war mild und sonnig, doch mit einem Male brach der Winter herein, der [illegible] russische Winter mit seinen endlosen Schneestürmen und der grimmigen Kälte, die das Mark in den Knochen erstarren ließ. Weit und breit nur Schneefelder, nirgends ein Feuer, aus dem der Rauch lustig emporwirbelte, nirgends eine warme Lagerstatt, um den zu Eis gewordenen Gliedern auch nur eine Stunde der Ruhe zu gönnen. Ringsum nur Öde, Schnee und — brutale Kosaken, die unter der Führung ihres Hetmans Platoff die Fliehenden Tag und Nacht unablässig quälten. Wen die wunden Füße nicht mehr weiter trugen, wer durch Hunger und Kälte gefällt, ohnmächtig am Wege niederbrach, der war verloren, den deckte bald das große, weiße, kalte Leichentuch, unter dem schon Zehntausende den ewigen Schlaf schliefen. Glücklich die, deren Leiden der Tod ein Ziel setzte, sie sahen nichts mehr von den Qualen ihrer „geretteten" Kameraden. Die Straße war voll von Soldaten, deren Gestalten kaum noch an menschliche Formen erinnerten, so berichtete der Rittmeister Labaume als Augenzeuge, der Feind verschmähte es, sie zu Gefangenen zu machen. Die einen konnten nicht mehr hören, andere hatten die Sprache verloren, wieder andere waren wahnsinnig geworden, sie genossen das Fleisch der Leichen, das sie am Feuer rösteten, oder fraßen gar das Fleisch ihrer eigenen Arme und Hände. Man sah Leute, die so schwach waren, daß sie kein Stückchen Holz mehr tragen konnten; sie setzten sich auf die Leichen ihrer Kameraden, die verzerrten Gesichter mit stierem Blick auf die glimmenden Kohlen gerichtet; wenn der letzte Funke erloschen war, sanken sie tot in den Schnee. Andere, vom Wahnsinn umnachtet, streckten ihre nackten Füße, um sie zu erwärmen, lachend mitten in die glühenden Kohlen, oder warfen sich heulend in die auflodernden Flammen, die ihnen einen raschen Tod bereiteten.

In Smolensk zählte das Heer nur noch 40 000 waffenfähige Streiter, denen stündlich die Gefahr der Gefangennahme durch die näher und näher heranrückenden russischen Armeen drohte. Hätte Alexander mutigere, entschlossenere Generale an die Spitze seiner Truppen gestellt, so wäre Napoleon schon damals dem Schicksal nicht entronnen, das ihn drei Jahre später, nach der Schlacht bei Waterloo traf. So aber gelang es der heldenmütigen Tapferkeit und Verwegenheit der Marschälle Ney, Davoust und Murat, die Reste ihrer einst so glänzenden Korps der Gefangenschaft zu entziehen. Aber weder sie, noch der Kaiser vermochten die armseligen Trümmer der „Großen Armee" vor den Schrecknissen zu
26. bis 29. Nov. bewahren, die der ewig denkwürdige Übergang über den hochangeschwollenen Fluß Beresina mit sich brachte, in dessen eisigen Wellen Zehntausende den Tod fanden.

Sechs Tage später übergab Napoleon den Befehl über das kleine Häuflein der trotz
5. Dez. 1812. aller Leiden noch Lebenden an Murat und eilte, nur von zwei seiner Getreuen begleitet, im Schlitten nach Deutschland und von dort nach Paris zurück. Am 17. Dezember verkündete dann das berüchtigte 29. Bulletin der Welt, daß die „Große Armee" vernichtet, des Kaisers Gesundheit aber niemals besser gewesen sei! Während der Nimmermüde sofort mit neuen Aushebungen und Rüstungen begann, kamen die unglücklichen Opfer seines Cäsarenwahnsinns langsam über die preußische Grenze gezogen. Erst jetzt erkannten die Völker die Größe der Katastrophe: „In den ersten Tagen des Jahres 1813", so schildert Gustav Freytag in seinen Bildern aus neuer Zeit mit unübertrefflicher Meisterschaft die Heimkehr der Napoleonischen [illegible], „bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos zu den ersten Häusern der Vorstadt.



Napoleon verläßt die Trümmer seines Heeres.
Nach dem Gemälde von Chelminski.

[illegible] den Franzosen . . . Eine Herde armer Sünder, die ihren letzten [illegible] wären wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie ein Totenzug [illegible] in der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur; die Bekleidung unsauber und zerlumpt, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schulter gehängt, um eine Hülle gegen die Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Czako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den unteren Teil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerrot, erloschen lagen die dunkeln Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Aussehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden . . .

Tag für Tag kamen sie auf der Landstraße heran, in der Regel, sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Heißhunger sei nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazaretts sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Lazarettkost erhielten, noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden. Überall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Lazarette eingerichtet und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt; giftige Fieber verzehrten die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich nach notdürftiger Ruhe müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: ‚Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh, so hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen‘ — und hinter [illegible] ihnen gellte der höhnende Ruf: ‚Die Kosaken sind da!‘ Dann kam in die flüchtige [illegible] Bewegung des Schreckens und schneller wankten sie zum Thore hinaus . . .

Es ist Zeit, die Stunde der Befreiung ist gekommen! Das war der Gedanke, der in Preußen hoch und nieder bewegte; jeder sagte sich, daß dem Untergang der Großen Armee die Zertrümmerung der napoleonischen Weltherrschaft folgen müsse. Doch wer sollte den Kampf eröffnen? Alle Blicke wandten sich Rußland zu, vom siegreichen Zaren erwartete man die Erlösung. Die altrussische Partei am Petersburger Hofe riet von einer Fortsetzung des Krieges zu Deutschlands Gunsten ab, doch diesmal gab Alexander I. sich völlig dem Einfluß Steins hin und beschloß, den Feldzug bis zur Vernichtung des Corsen fortzuführen. Um Bundesgenossen brauchte er nicht verlegen zu sein: zwar scheute in Österreich der listige Metternich noch vor dem offenen Abfall von dem Schwiegersohn seines kaiserlichen Herrn zurück, aber um so rückhaltloser schlossen sich Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg den russischen Plänen an. Um Napoleons Argwohn nicht zu früh zu erregen, ward wochenlang ein geschicktes Doppelspiel erfolgreich durchgeführt, das den Kaiser über die wahren Absichten der preußischen Regierung täuschte, den bedächtigen Abschluß eines Bündnisses mit Rußland gestattete und Zeit ließ, das Wiener Kabinett, wenn nicht zum gemeinsamen Vorgehen, so doch wenigstens zur Wahrung der Neutralität in dem bevorstehenden Kampfe zu bewegen. Schon um die Weihnachtszeit des Jahres 1812 begannen in Preußen die geheimen Rüstungen, die Beurlaubten wurden einberufen und Reservebataillone aufgestellt. Vielleicht wären aber noch Monate vergangen, ehe das Volk den großen Umschwung der Dinge bemerkte, hätte nicht die verwegene That eines preußischen Generals wie ein Blitzstrahl das Gewölk zerrissen.



General von York.
Nach dem Kupferstich von L. Jacoby.

Hans David von York, der, wie schon erwähnt wurde, das dem linken Flügel der Großen Armee zugeteilte preußische Hilfskorps führte, hatte in einer Reihe siegreicher Gefechte bereits gezeigt, daß ein anderer Geist, als der von 1806, die Streiter beseelte, auf deren Fahnen der schwarze Adler stolz der Sonne zustrebte. Als Macdonald den Befehl erhielt, mit seiner Armee den Rückzug des Hauptheeres zu decken, erkannte York mit scharfem Blick, daß seine noch immer 13000 Mann zählende Division eine Macht bedeute gegenüber den York.



Ansprache des Generals von York an die

Nach dem Gemälde von Otto Brausewe



tände in Königsberg am 5. Februar 1813.

ung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

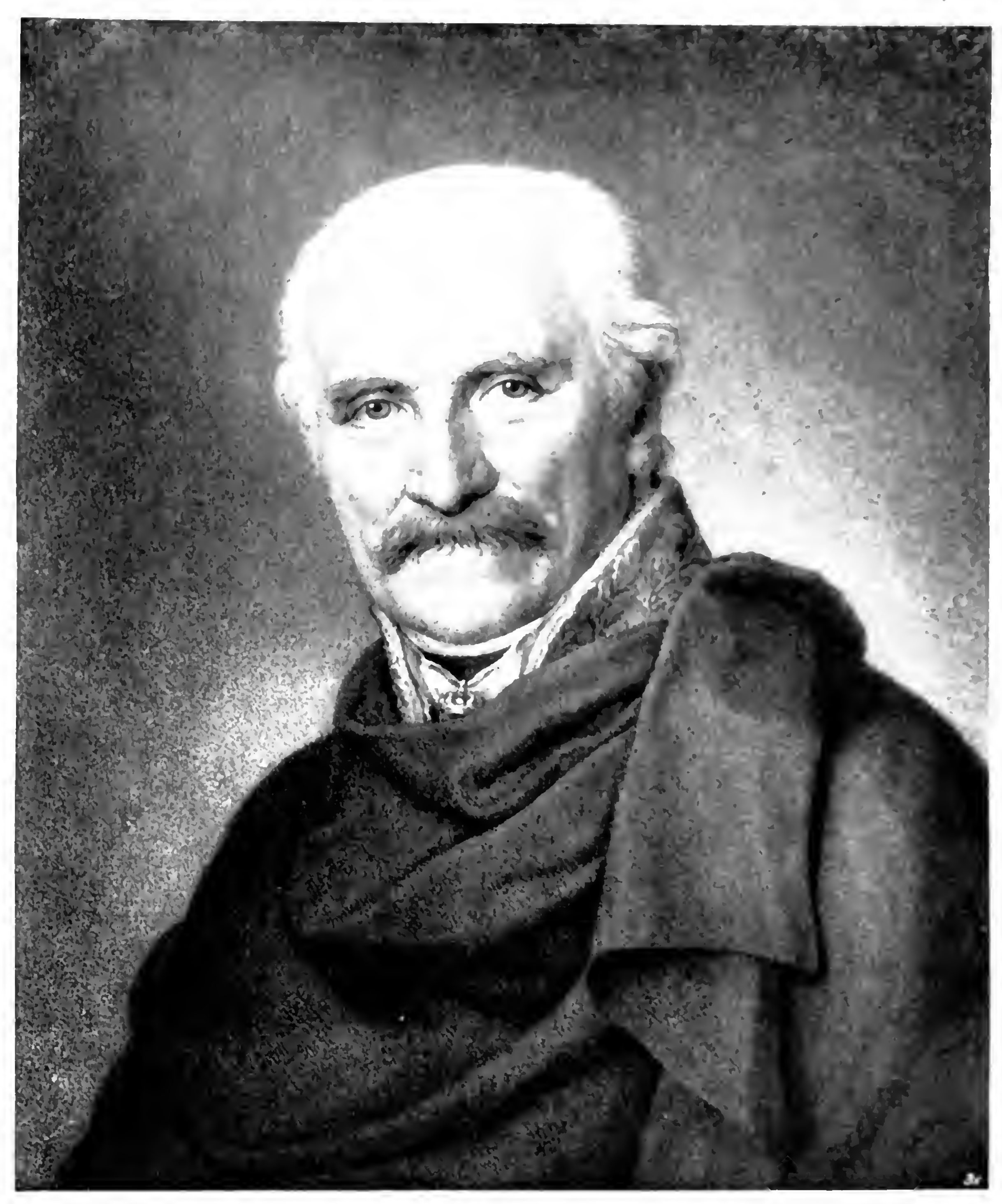
[illegible] aus Rußland zurückkehrten, und daß bei ihm die [illegible] ob den Regimentern des Zaren die Grenzen offen ständen oder geöffnet werden. Auch im russischen Lager hatte man wohl bemerkt, wie bedeutungsvoll die Haltung Yorks für den Gang der Ereignisse werden mußte, und sich seit Wochen bemüht, ihn zum Abfall von Frankreich zu bewegen. Lange hatte der finstere Mann, den seine Soldaten zugleich fürchteten und liebten, allen Lockungen der Sendboten des Zaren widerstanden, lange gezögert den gefährlichen Schritt zu thun, der seinem Vaterlande verderblich werden konnte. Aber als er auf seine dringenden Bitten um Verhaltungsmaßregeln vom König stets nur die zweideutige Antwort erhielt, er möge „den Umständen gemäß handeln", als der russische Kaiser sein Wort dafür verpfändete, daß er nicht eher die Waffen niederlegen wolle, bis die preußische Großmacht wieder hergestellt sei, da endlich unterzeichnete York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen den ihm von Clausewitz, Diebitsch und Dohna vorgelegten Vertrag, der ihn verpflichtete, seine Truppen in das Gebiet zwischen Memel und Tilsit zurückzuführen und dort die Entscheidung Friedrich Wilhelms III. abzuwarten. „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen," schrieb er dann an seinen König, „in dem Ausspruch Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!"

Konvention von Tauroggen 30. Dez. 1812.

Zu Berlin wurde Yorks Vorgehen mit gemischten Gefühlen aufgenommen: das Volk jubelte über das Signal zur Erhebung, die Regierenden dagegen heuchelten tiefe Entrüstung über den „unglaublichen" Vorfall, ja man entsetzte den mutigen Mann sogar seiner Stellung, um den Franzosen nicht zu früh Preußens wahre Absichten zu enthüllen. Insgeheim aber billigte man Yorks Haltung; der General blieb, da die seine Absetzung verfügende Ordre ihn niemals erreichte, an der Spitze seiner Truppen. Unter ihrem Schutz ging die Erhebung der Provinz Preußen, deren Verwaltung seit dem Beginn des Jahres 1813 der Freiherr vom Stein als Beauftragter des Zaren übernommen hatte, vor sich. Am 5. Februar traten in Königsberg die Stände zusammen und genehmigten nach einer begeisterten Ansprache des Generals York ein von Clausewitz entworfenes Gesetz, das die Verteidigung des Landes im Sinne Scharnhorsts regelte. Zu welchen Opfern das preußische Volk bereit war, wenn es galt, das Vaterland zu schützen und seine alte Macht wieder herzustellen, das zeigte diese arme, durch Kontributionen und andere Kriegslasten seit Jahren schwer geschädigte Provinz: 13 000 Mann Ersatz stellte sie zum Yorkschen Korps, außerdem 20 000 Landwehrmänner und eine glänzende Schar von Freiwilligen, aus deren Mitte die Offiziere der neuen Bataillone hervorgehen sollten.

Die ersten Wochen des neuen Jahres hatten aber auch in der Hauptstadt bedeutsame Ereignisse gezeitigt. Zwar neigte Hardenberg öffentlich noch immer demütig das Haupt vor dem Kaiser der Franzosen, aber insgeheim sandte er Unterhändler an die befreundeten Höfe, um den Abschluß von Bundesverträgen zu vollziehen, ehe der seinen Plänen günstige tiefe Eindruck, den das Gottesgericht auf Rußlands Schneefeldern hervorgerufen hatte, sich verwischte. Am 23. Januar ging der König, um vor Napoleons Spähern sicherer zu sein, nach Breslau und unterhandelte von dort aus mit dem Zaren; dennoch sollten noch volle vier Wochen vergehen, ehe am 28. Februar der Vertrag von Kalisch abgeschlossen werden konnte, der Alexanders erneutes Versprechen enthielt, nicht eher zu ruhen, bis Preußen wieder in demselben Glanz erstrahle, wie vor dem Tilsiter Frieden. Rußland sollte 150 000, Preußen 80 000 Mann sofort ins Feld stellen, der Oberbefehl über die Armee sollte in russischen Händen liegen. Thatsächlich täuschten sich damals beide Staaten über die Stärke ihrer Streitkräfte: Die patriotische Begeisterung seiner Bürger gestattete Preußen

von vorn herein jene Zahl bedeutend zu überschreiten, das Heer des Zaren dagegen erreichte erst kurz vor den großen Schlachten des glorreichen Herbstfeldzuges die Größe, die seine Führer im Februar als thatsächlichen Bestand bezeichnet hatten. Das wichtigste Bündnis war geschlossen; nun galt es nur noch, englische Subsidiengelder und Österreichs Beistand sich zu sichern.



Gebhard Leberecht von Blücher.
Nach dem Gemälde von F. C. Gröger (1816).

An demselben Tage, an dem in Kalisch die beiden Monarchen sich die Hände reichten, erging ein königliches Handschreiben an den General von Blücher, das dem tapfersten der preußischen Offiziere den Befehl über die zuerst ins Feld rückenden Truppen übertrug. Der rechte Mann kam damit auf den rechten Platz, kein anderer war der Ehre würdiger, als der im hohen Alter noch so tollkühne Husar, der seit Jahren unaufhörlich Blücher.
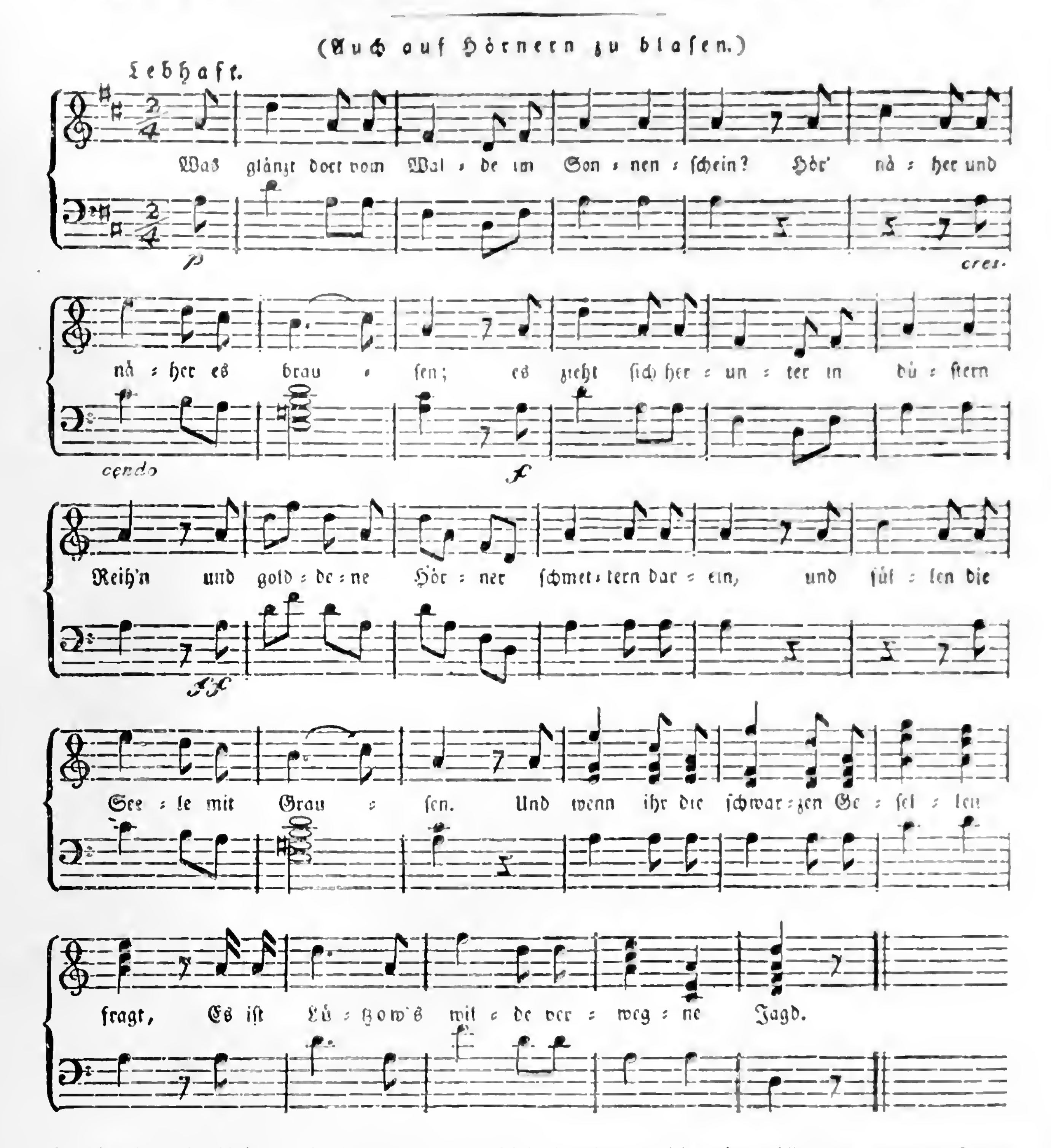
[illegible] und auf die Kunde vom Abfall Yorks an Scharnhorst geschrieben [illegible] in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht unseres [illegible] und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, alles [illegible] mitsammt dem Bonaparte und all seinem Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen, so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth [illegible] es wiederum die Zeit, zu thun, was ich schon anno 1809 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen, und wenn die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, [illegible] denn das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden." Blüchers Ernennung erfolgte auf Scharnhorsts Rat, der Waffenschmied des Befreiungskampfes selbst begnügte sich mit der Stellung eines Generalquartiermeisters.

Alles, was die wackeren Männer geplant oder auch nur erträumt hatten, ging nun in Erfüllung: Als Antwort auf eine Denkschrift Scharnhorsts, in der die Bildung leichter Korps empfohlen wurde, um einen Sammelpunkt für diejenigen Bewohner früher preußischer Landesteile zu schaffen, die ihre Kräfte dem Befreiungskampf widmen wollten, erging am 3. Februar 1813 eine königliche Verordnung über die Errichtung „Freiwilliger Jäger-Detachements", in der es über den Zweck der neuzuschaffenden Truppe hieß: „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Der König hat deshalb die Formirung von Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern der Armee befohlen, um besonders diejenige Klasse der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militärdienst aufzufordern, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und geschickte Offiziere oder Unteroffiziere abgeben können." Wenige Tage später erhielt der ehemalige Waffengefährte Schills, Major von Lützow, die erbetene Erlaubnis, ein Freikorps errichten zu dürfen, jene durch ihre Verwegenheit und Tapferkeit unsterblich gewordene Heldenschar, der neben dem jugendfrischen, liederreichen Freiheitssänger Theodor Körner, eine Reihe der Besten ihrer Zeit angehörten: der biedere Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, der später für Preußens gewerbliche Entwickelung so segensreich wirkende Beuth, dann Friedrich Förster, der Geschichtschreiber der Befreiungskriege, der blonde Recke Friedrich Friesen, v. Nostiz, v. Thümmel, der Ostpreuße v. Dohna,



Freiwillige Jäger von 1813.

Schlachtgesang für das Lützowsche Corps,
von Theodor Körner, mit Musik von J. Fr. Reichardt.



und wie sie alle hießen, die in Wort und Lied Gefeierten, die „in wilder verwegener Jagd" durch die deutschen Lande streiften, um den Feind aus seinen Schlupfwinkeln aufzuscheuchen.

Noch war, trotz der Mobilmachung der Feldtruppen in Schlesien und Pommern, der Krieg nicht erklärt, aber dennoch hatte eine hehre Begeisterung ganz Norddeutschland in Flammen gesetzt. Nie hat ein Volk größere Opferfreudigkeit bewiesen, als Preußen in jener Zeit, nie die deutsche Vaterlandsliebe sich glänzender bewährt. In wenigen Tagen waren die Hörsäle der Hochschulen verödet, die oberen Klassen der Schulen nur noch von den Gebrechlichen besucht; die Mütter spornten ihre Söhne, die Bräute ihre Verlobten an, zum

[illegible] allen Kanzeln ward der Volkskrieg gepredigt, und mancher Geistliche [illegible] mit dem Waffenrock, die Bibel mit der Flinte, um die kampfes[illegible] Jünglinge seiner Gemeinde selbst nach Breslau, dem allgemeinen Sammelpunkt zu [illegible]. Die Lücken im Heere ergänzten rasch Zehntausende von Freiwilligen, den Mangel [illegible] die zahllosen Spenden, die von hoch und nieder ihnen zuflossen. Bares [illegible] freilich die wenigsten auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen, aber [illegible] man, was von ererbtem Silberzeug noch in den Schränken sich fand, freudig [illegible] die Frauen ihr Geschmeide, die Ketten und güldenen Trauringe, um eiserne dafür

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besonderen Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher, mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen. — Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde Ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt!

Preußen! zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs Schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die Erste und werde den Letzteren anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd, Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften. Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen.

Meine Sache ist die Sache Meines Volkes und Aller Gutgesinnten in Europa!

Gegeben Breslau den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Verordnung über die Organisation der Landwehr.

einzutauschen; ein sechzehnjähriges Soldatenkind, Ferdinande, die Tochter des armen Obersten von Schmettau, schnitt sich, um auch ihr Scherflein beizutragen, die langen blonden Zöpfe ab und ließ Ringe daraus flechten, deren Erlös in die Kriegskasse floß. Zahlreiche Beamte verzichteten auf ihr Gehalt und schlesische Bergknappen arbeiteten wochenlang umsonst, um einige Kameraden als Freiwillige ausrüsten zu können. So viele folgten dem ersten Aufruf des Königs, daß dieser, um nur die notwendigsten Beamten in Justiz und Verwaltung zu erhalten, durch ein Verbot weiteren Zuzug abschneiden mußte. „Kinder der reichsten Familien," [illegible] Gneisenau, „strömen herbei und nehmen als Gemeine Dienste; es ist rührend, alle die [illegible] des Adels und höheren Bürgerstandes, Leute von der feinsten Bildung als Gemeine [illegible] Jägerkompagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleiden, bewaffnen



Opferfreudigkeit des Volkes anno 1813.

[illegible] in [illegible] Enthusiasmus." Viel ruhiger und vorsichtiger be[illegible] Wert der freiwilligen Korps; ihm schienen die Scharen, die aus [illegible] Hauptstadt sich sammelten, noch lange nicht hinreichend für [illegible] der nahe bevorstand. Am 17. März 1813, am Tage nach der Kriegs[illegible] und zwei Tage nach der Ankunft des Zaren in Breslau, vollzog [illegible] eine neue Verordnung über die Organisation der Landwehr, die der Armee [illegible] als 120000 Streiter im Alter von 17 bis 40 Jahren zuführen sollte.

[illegible] auch damit gab der Unermüdliche sich noch nicht zufrieden: für den Fall der [illegible] Not sollte der Landwehr ein Landsturm zur Seite treten können, um Haus und [illegible] gegen den andringenden Feind zu verteidigen; jeder Mann, der überhaupt noch imstande war, eine Waffe zu tragen, sollte dann zur Sense oder Axt greifen und die Gegner beständig in Atem halten, ihre Munitions- und Proviant-Kolonnen abfangen, sie Tag und Nacht be[illegible], peinigen, einzeln oder in Trupps vernichten. „Die Sümpfe der alten Deutschen, die Gräben und Kanäle der Niederländer, die Hecken und das Buschwerk der Vendée, die Wüsten Arabiens, die Berge der Schweizer, der wechselnde Boden der Spanier und Portugiesen, haben, vom Volke verteidigt, stets ein und dieselbe Folge erzeugt," hieß es ermunternd in den Bestimmungen über die Bildung des Landsturms, die am 21. April veröffentlicht wurden.

Alle die Gedanken aber, die in den Verordnungen über die Verstärkung der Wehrkraft des Heeres ihren praktischen Ausdruck fanden, kleidete der berühmte Aufruf „An mein Volk", der zugleich mit der Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes am 17. März erschien, in be-

[illegible] mein Volk."

geisternde Worte: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ehrenvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!" Der von Hunderttausenden ersehnte Tag der Abrechnung war endlich angebrochen, das Werk der Befreiung Europas vom corsischen Joch begann . . .

Zur Zeit, als Hardenberg endlich den Schleier lüftete, der wochenlang die wahren Absichten der preußischen Regierung verhüllt hatte, und dem französischen Gesandten St. Marsan amtlich von dem zu Kalisch geschlossenen Bund mit Rußland Kenntnis gab, hatten die Truppen der Verbündeten längst den Kampf eröffnet. Die Lage der Generale York und Bülow, deren Regimenter seit der Konvention von Tauroggen weder französischen noch russischen Weisungen folgen durften, von Berlin aber ohne Befehle blieben, war von Tag zu Tag unhaltbarer geworden. Dem ersten Schritt, dem eigenmächtigen Abfall von

[illegible]

Napoleon, mußte notwendig ein zweiter, nicht minder gewagter folgen: Der Vormarsch nach Westen, also in noch von den Franzosen besetzte Landesteile, ohne Genehmigung des obersten Kriegsherrn. York rückte nur langsam vor, um nicht zu früh mit den Divisionen des Vicekönigs Eugen zusammenzustoßen, die in der dritten Februarwoche die Oderlinie preisgaben und sich auf Berlin zurückzogen. Die Russen folgten ihnen auf dem Fuße — schon Ende Februar umschwärmten Tschernitschefs Kosaken die Hauptstadt, aus der die Franzosen, ohne [illegible] zu leisten, so eilig zurückwichen, daß General Wittgenstein am 11. März [illegible] Jubel der Bevölkerung seinen Einzug halten konnte. Sechs Tage später folgte [illegible] dem unmittelbar vorher eine königliche Ordre volle Verzeihung gebracht hatte.

Aufruf an die Deutschen.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen, den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs, mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene, und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese, unter den Augen beider Monarchen, von ihrem Feldherrn geführten Heere, vertrauen auf einen waltenden, gerechten Gott, und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt, und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollsten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Loosung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig seyn will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sey Fürst, er sey Edler, oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer, glauben Ihre Majestäten, nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern Sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig seyn und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses, länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenem, allgemeinem Volkswunsche zu begegnen, wenn Sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders, als in Ihren bestimmtesten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem Seine Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergebornen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dieß, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes seyn, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dieß Werk heraustreten wird, aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener, wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können.

Uebrigens werden Seine Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands von fremden Joche, Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet seyn lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner inneren Glückseligkeit! Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert seyn wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Kalisch, den 13/25. März 1813.

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers und Selbstherrschers aller Reußen, und Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Fürst Kutusoff Smolensk,

General-Feldmarschall und oberster Befehlshaber der verbündeten Armee.

[illegible] hatten die verbündeten Monarchen sich unterdessen über den Kriegsplan [illegible] Schlesien sollte danach Blücher, in der Mark der Russe Wittgenstein kommandieren, der Oberbefehl dagegen in den Händen des altersschwachen, überängstlichen Fürsten Kutusow liegen, der zum Heil für Deutschland bald die Augen schloß; an seine Stelle trat, [illegible] der wackere Wittgenstein. Die letzte That des weit über Gebühr gefeierten [illegible] war der Erlaß eines „Aufrufs an die Deutschen“ (S. 263), der Fürsten und Völkern namentlich der Rheinbundstaaten die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit ankündigte. Die erste Aprilwoche sah endlich den Vormarsch der verbündeten Armee an und über die Elbe, an deren Unterlauf der kecke Kosakenführer Tettenborn bereits einen erfolgreichen Kleinkrieg geführt und dem schwer unter dem französischen Druck seufzenden Hamburg, leider nur vorübergehend, Hilfe gebracht hatte. Die Hauptstreitkräfte blieben jedoch in Sachsen vereint, da man mit Recht gerade dort den ersten Angriff Napoleons erwarten mußte.

Die Thatkraft und Rücksichtslosigkeit des Kaisers hatten in Frankreich schier unglaublich rasch eine neue große Armee erstehen lassen, ein Heer, das an Zahl dem der Verbündeten weit überlegen war; freilich auch nur an Zahl, da es fast zur Hälfte aus halbwüchsigen Burschen bestand, die zum größten Teil erst auf dem Marsche nach Deutschland im Gebrauch der Waffen unterwiesen werden mußten. Auch an Kavallerie fehlte es und an Pferden zur Bespannung der Geschütze und Wagen. Wohl konnte man diesen Mängeln im Laufe des Feldzuges abhelfen, aber der Geist der Truppen ließ sich nicht bessern, und dieser Geist war nicht mehr der frühere stolze, kampfesfrohe und siegesbewußte. Die alten Soldaten waren allmählich kampfesmüde geworden, unter den jungen befanden sich viele, die gewaltsam eingestellt worden waren, und der Heerbann der unterjochten welschen und deutschen Völker folgte nur noch unwillig und murrend den kaiserlichen Feldzeichen.

In Eilmärschen führte Napoleon seine Truppen auf der quer durch Thüringen vom Rhein nach Leipzig führenden Straße heran, ungestört vermochte er seine Armee mit der seines Stiefsohnes Eugen zu vereinigen und sich damit die Überlegenheit über die vereinten Russen und Preußen — 180000 gegen etwa 100000 Mann — zu sichern. Scharnhorst hatte den Feind schon auf dem Marsche überfallen oder in der weiten Ebene bei Leipzig zur Schlacht zwingen wollen; die russischen Führer wollten dagegen den Kampf nur in der sumpfigen Ebene bei Lützen aufnehmen und zogen ihre Streitkräfte so langsam zusammen, daß Napoleon seinen Korps jede Deckung sichern konnte, ehe die Gegner den Sturm auf seine Linien begannen. Der 2. Mai ward der Prüfstein der neuen preußischen Heeresorganisation; in dem verzweifelten Ringen um die Dörfer Groß- und Klein-Görschen bestanden die jungen Regimenter ihre Feuerprobe so gut, daß der Kaiser erschreckt zu den Offizieren seines Stabes sagte: „Diese Tiere haben etwas gelernt!“ Aber noch sank sein Stern nicht, noch schützte die schlechte Führung der Truppen seiner Gegner den Corsen vor einer Niederlage; er behauptete das Schlachtfeld, aber die Erfolge des erbitterten Kampfes waren so gering, daß die Verbündeten sich des Tages nicht zu schämen brauchten. Nur einen furchtbaren, unersetzlichen Verlust erlitt die preußische Armee am Tage von Groß-Görschen, den ihres Schlachtendenkers Scharnhorst. Bei einer der letzten Attacken hatte er selbst die Reiterei gegen den Feind geführt und war von einer Kugel getroffen worden. Wohl war die Verwundung weder schwer noch lebensgefährlich, aber den Rastlosen litt es nicht auf dem Krankenlager. Er hatte die Gefahr erkannt, die der guten Sache durch die [illegible] und Unfähigkeit der russischen Generale drohte, und entschloß sich darum,

Schlacht bei Groß-Görschen. 2. Mai 1813.

die Zeit seiner Kampfunfähigkeit zu einer Reise nach Wien zu benutzen, um Franz II. und seine Ratgeber zum raschen Anschluß an den Bund von Kalisch zu bewegen. Scharnhorst sollte die Kaiserstadt nicht mehr erreichen; die Beschwerden der Fahrt verschlimmerten die Wunde, in Böhmen warf ihn das Fieber aufs Krankenlager, einsam verschied er in Prag, ehe ein einziger großer Erfolg das Werk seines arbeitsreichen Lebens gekrönt hatte . . . Scharnhorsts Tod. 28. Juni.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Groß-Görschen zog Napoleon in Dresden ein, um den furchtsamen König, der beim Ausbruch des Kampfes im österreichischen Lager Zuflucht gesucht hatte, an seine Vasallenpflicht zu erinnern. Friedrich August, der die Rache Napoleons und die der Verbündeten in gleichem Maße zu fürchten hatte, kehrte, in seinen Hoffnungen



Tettenborns Kosaken in Hamburg.
Nach einem Aquarell von Chr. Suhr.

auf Österreichs Schutz getäuscht, reumütig in seine Hauptstadt zurück und stellte seine Truppen noch einmal unter des Kaisers Befehl. Die Haltung des Wiener Hofes war zu Beginn des großen Kampfes um die Freiheit Europas eine so vorsichtige, daß sie mit vollem Recht den Vorwurf der Zweideutigkeit über sich ergehen lassen mußte: Einerseits hatte der Leiter der auswärtigen Politik, Fürst Metternich, sowohl mit den Verbündeten von Kalisch, wie mit dem englischen Kabinett Verhandlungen angeknüpft, die ihre Spitze gegen Napoleon richteten, andererseits aber hütete er sich wohl, den Kaiser zu verstimmen, um als Lohn für die „Neutralität" beträchtliche Vorteile erlangen zu können. Nur aus einer einzigen Entscheidung seines Schwiegervaters konnte der Corse, der lange nicht an Österreichs Abfall glauben mochte, den Schluß ziehen, daß seit dem Untergang der Großen Armee sein Einfluß im Schwinden war: Franz II. verweigerte die Stellung eines neuen Hilfsheeres. Dagegen wurde Napoleons Österreichs Haltung.

[illegible] um ihm den Vorschlag eines Friedenskongresses auf österreichischem [illegible], der mit einem längeren Waffenstillstand Hand in Hand gehen sollte.

[illegible] ein, doch ehe man zu endgültigen Abmachungen kam, stießen die [illegible] auf sächsischem Boden zum zweiten Male zusammen. Bei Bautzen wurde am [illegible] die zweite Schlacht des Feldzugs geschlagen; ihr Ausgang glich fast genau dem des ersten. Wiederum zeigte sich die französische Führung jener der Verbündeten überlegen, [illegible] mußten sich Russen und Preußen, wenn auch ohne allzu große Opfer, zurückziehen, aber wie bei Groß-Görschen, so schlugen sich auch bei Bautzen die norddeutschen Volksheere mit glänzender Tapferkeit und Ausdauer. Napoleon errang auch diesmal einen Sieg, der ihm nur schwere Verluste, aber weder Trophäen noch Vorteile brachte. Vierzehn Tage später, am 4. Juni, wurde dann im Dorfe Poischwitz der von Österreich vorgeschlagene Waffenstillstand abgeschlossen, der beide Armeen bis zum 20. Juli zur Unthätigkeit verurteilte — zum Schaden Napoleons und zum Vorteil der Verbündeten, denen Schlesien reiche Gelegenheit zur Verstärkung ihrer Armee bot. Die Stimmung im preußisch-russischen Lager war darum auch, trotz der Mißerfolge bei Groß-Görschen und Bautzen, eine frohe und zuversichtliche, und sie ward nur vorübergehend getrübt, als die Kunde von der Wiedereroberung und Brandschatzung Hamburgs durch Davoust und dem schmachvollen Überfall der Lützower bei Kitzen eintraf. Zur Hebung des Mutes der verbündeten Truppen trugen die Verträge nicht wenig bei, die am 14. und 15. Juni zu Reichenbach geschlossen, den Monarchen beträchtliche englische Hilfsgelder sicherten und ihrer ganzen Fassung nach bereits auf Österreichs Beitritt zur Koalition hinwiesen.

Das Doppelspiel des Wiener Kabinetts konnte Napoleon nicht länger verborgen bleiben; noch bevor der Friedenskongreß zusammentrat, hatte der Kaiser seine Pläne für den nahenden Kampf gegen drei Großmächte entworfen. Sie alle sollten bald, so hoffte er, besiegt zu seinen Füßen liegen. Als Metternich in den letzten Tagen des Juni in Dresden eintraf, fand er den Schwiegersohn seines kaiserlichen Herrn in hellem Zorn, der bei einer neunstündigen Unterredung in maßlosen Beschimpfungen zum Ausdruck kam. Der Mann, der im Marcolinischen Palais über Österreichs Verrat zeterte, hatte nichts Kaiserliches mehr an sich; in den Augenblicken der höchsten Erregung brach sich stets die ungezügelte, rohe Leidenschaft Bahn, die Genialität des Feldherrn verschwand hinter dem brutalen Landsknechtston, der im Jahre 1813 seine Gespräche und Manifeste erfüllte. Hören wir nur einmal, was der Kaiser der Franzosen nach der Schlacht bei Groß-Görschen seinen Soldaten zurief: „Im vorigen Feldzug hat der Feind kein anderes Heil gegen unsere Waffen gefunden, als jene, die wilden Weisen der Barbaren, seiner Ahnen, zu befolgen. Tatarische Horden haben seine Felder, seine Städte, selbst das heilige Moskau niedergebrannt. Jetzt sind sie in unsere Gegenden gekommen und vor ihnen her zogen alle Taugenichtse und Deserteure aus Deutschland, Frankreich und Italien, um das Volk zum Aufruhr, Bürgerkrieg und Mord aufzureizen. Wir werden diese Tataren in ihre scheußlichen Länder zurückjagen, sie sollen in ihrer eisstarrenden Einöde bleiben, der Heimat der Sklaverei, der Barbarei und der Bestechlichkeit, die den Menschen zum Tier herabwürdigen. Ihr habt euch um das zivilisierte Europa verdient gemacht. Soldaten, Italien, Frankreich und Deutschland danken euch!“ In jener [illegible]eren Unterredung mit dem Fürsten Metternich, die über Österreichs Haltung ent[illegible] [illegible] auch jenes furchtbare Wort Napoleons: „Ich bin im Felde aufgewachsen, und [illegible] wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen!“ . . .

[illegible] am Abend des 26. Juni wußte der österreichische Minister, daß auch die Armee

seines Herrn den Kampf gegen Frankreich würde aufnehmen müssen; dennoch betrieb er die Vorbereitungen zu dem geplanten Friedenskongreß mit großem Eifer, um die zur Mobilmachung erforderliche Zeit zu gewinnen: Vom 10. Juli bis zum 10. August sollten die Vertreter der kriegführenden Mächte in Prag unterhandeln, bis dahin aber die Waffen ruhen. Fast zur gleichen Stunde, in der Napoleon in Dresden den Fürsten Metternich empfing (26. Juni), einigten sich andere Abgesandte des österreichischen Kaisers zu Reichenbach mit den Verbündeten dahin, daß auch das Haus Habsburg den Gegnern des Corsen sich zugesellen sollte, falls dieser nicht in die Aufhebung des Herzogtums Warschau, die Vergrößerung Preußens durch Rückgabe der geraubten Landesteile, den Verzicht auf die illyrischen Provinzen zu Gunsten Österreichs, die Wiederherstellung und — dies allerdings mit Vorbehalt — die Auflösung des Rheinbundes willigen würde. Lange bevor das Prager Possenspiel sein Ende nahm, hatten sich die Verbündeten auch bereits in Trachenberg über einen Kriegsplan geeinigt und den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, dem als Generalstabschef der geniale Radetzky zur Seite stand, als Oberfeldherrn in Aussicht genommen. In Trachenberg suchte und fand auch der frühere Marschall Bernadotte, den der schwedische Adel zum Nachfolger Karls XIII. erwählt hatte, zum Schaden der guten Sache der um ihre Freiheit ringenden Völker offene Ohren; man verzieh ihm, daß er Hamburg nicht beschützt hatte und ließ durch die großen Worte, in denen er allezeit viel mehr ein Meister war, als auf dem Schlachtfeld, sich bestechen, dem unaufrichtigen und eigennützigen Kronprinzen die Führung einer Armee zu übertragen. Nach dem von Österreich gebilligten Plan sollten drei Armeen gebildet werden: die böhmische — aus den kaiserlichen, sowie russischen und preußischen Regimentern —, die schlesische und die Nord-Armee; die Hauptmacht sollte ihre Stellung stets so wählen, daß sie imstande wäre, nach jeder Seite, von der Napoleon zum Angriff vorginge, Front zu machen. Der schlesischen Armee band man so ziemlich die Hände, und doch sollte gerade sie es sein, die den ersten großen und folgenschweren Triumph errang . . .

Reichenbacher Vertrag. 27. Juni.

Trachenberger Kriegsplan.



Feldmarschall Fürst Schwarzenberg.

Die Prager Kongreß-Komödie sollte am 12. Juli ihren Anfang nehmen, und recht-



„Anno Acht…
Nach dem Gemälde…

… waren denn auch die Vertreter der verbündeten Mächte — Wilhelm v. Humboldt und …sche Staatsrat Anstett — zur Stelle, der Vertreter Frankreichs, Caulaincourt, kam … sechzehn Tage später und dann noch ohne ausreichende Vollmachten. Der Rest … mit Formstreitigkeiten ausgefüllt, kurz, der 10. August kam heran, ohne daß



ertdreizehn."
Brausewetter.

man sich über die große Frage, ob die Verhandlungen mündlich oder schriftlich geführt werden sollten, geeinigt, ehe überhaupt eine einzige Sitzung stattgefunden hatte. Es war klar, daß Napoleon sein Heil nur im Kampfe suchen wollte, und darum erklärten denn am Abend des erwähnten Tages die Gesandten Rußlands und Preußens ihre Vollmachten für

[illegible] eilte Humboldt auf den Hradschin, um das verabredete [illegible] ein Feuersignal nach dem anderen auf, und ehe der Morgen [illegible] und ihre Truppen, daß es Zeit war, wieder nach dem Schwert [illegible] Stunden später erschien das von Gentz verfaßte österreichische Kriegs- [illegible] Würfel waren gefallen, Napoleons Schicksal war besiegelt . . .

[illegible] Beginn des Herbstfeldzuges des Jahres 1813, den der Grazer Historiker Zwiedineck [illegible] das gewaltigste militärische Ringen nannte, das die Welt bis dahin ge- [illegible] waren die Streitkräfte beider Parteien beinahe gleich. Das französische Heer zählte [illegible] Mann mit 1200 Geschützen, in den drei Armeen der Verbündeten rangen anfangs etwa [illegible] Mann um die Palme des Sieges, später traten hierzu noch nahezu 200 000 Mann Reserven. Die böhmische, von Schwarzenberg geführte Hauptarmee zählte 237 000, die schlesische unter Blücher 100 000, die Nordarmee unter Bernadotte 112 000 Mann. Zum Oberfeldherrn, dessen Ernennung man Österreich überließ, wurde auf Metternichs Betreiben nicht der einzige Feldherr, der eine große Erfahrung besaß, Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, sondern der tüchtige und pflichteifrige, aber als Stratege nur wenig bedeutende Fürst Schwarzenberg gewählt, dessen größtes Verdienst darin bestand, daß er den widerstreitenden Einflüssen der drei in seinem Hauptquartier anwesenden Monarchen zwar nicht immer, aber doch noch oft genug erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte.

Napoleons Angriffspläne richteten sich zunächst gegen Berlin; war dieses erst besetzt, dann konnte es, so meinte er, nicht schwer fallen, den gern weit vom Schuß weilenden Kronprinzen von Schweden bis zur Ostsee oder gar über diese weg zu drängen. Oudinot ward deshalb beauftragt, mit 70 000 Mann in die Provinz Brandenburg einzubrechen und das „Lumpengesindel von Landwehr" zu Paaren zu treiben. Schon dieser erste Schlag verfehlte sein Ziel: zwar wollte Bernadotte, wie Napoleon richtig vorausgesehen hatte, einer Schlacht ausweichen und Berlin preisgeben, aber seine Absicht scheiterte an der Energie des Generals von Bülow, der sich am 23. August bei Großbeeren auf die eines Angriffs nicht gewärtigen Franzosen warf und sie mit schweren Verlusten in die Flucht schlug. Hatte schon an diesem Siegestage die viel verlästerte Landwehr den Franzosen übel mitgespielt, so sollte sie am 27. August in dem Treffen bei Hagelsberg noch mehr Lorbeeren ernten. Dort zeigte sie sich in ihrem ganzen unwiderstehlichen Ungestüm, dort kämpfte sie, wie die Helden des Altertums, Mann gegen Mann und zerschmetterte ganze Bataillone mit wuchtigen Kolbenschlägen, die den Franzosen bald furchtbarer erschienen, als das heftigste Geschütz- und Gewehrfeuer . . .

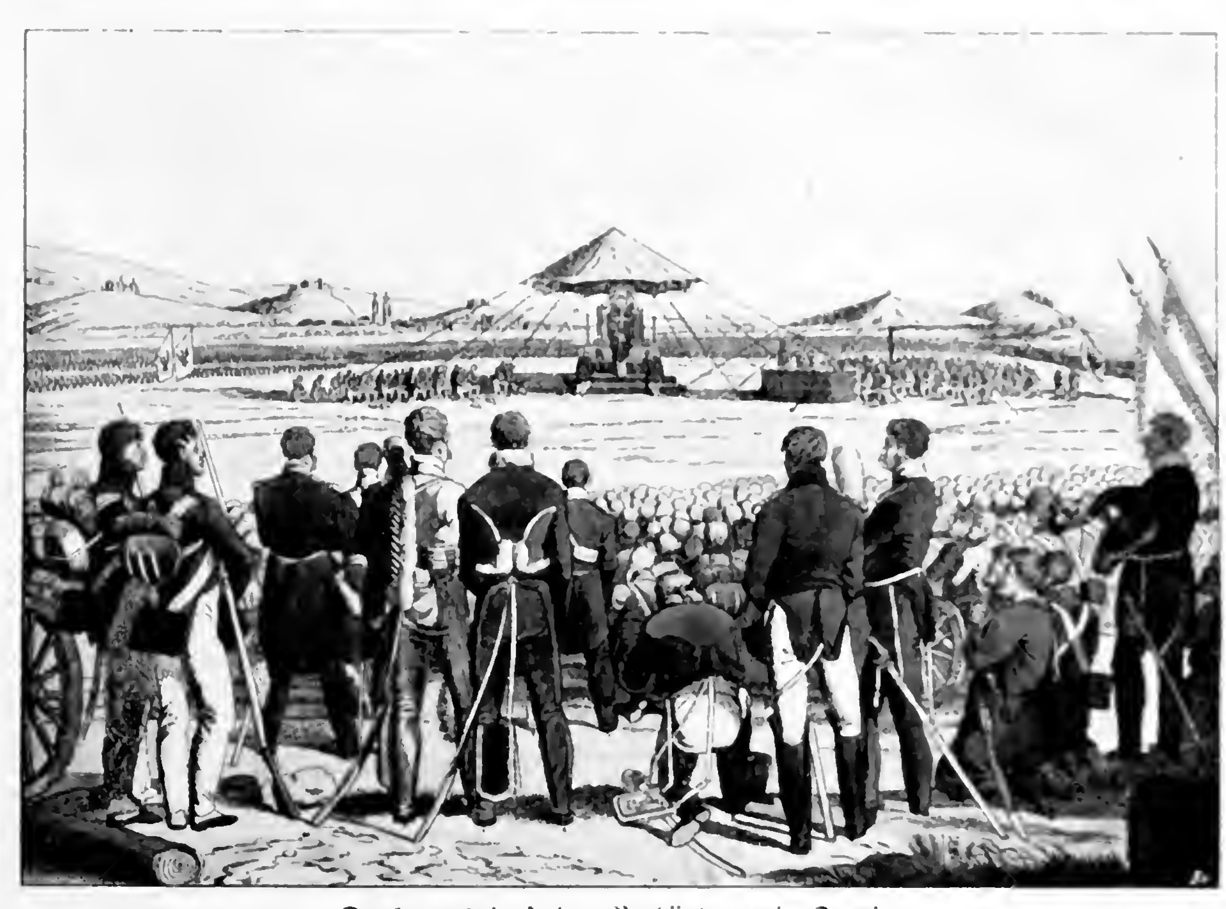
Schlacht bei Großbeeren.

Unterdessen hatten die böhmische und die schlesische Armee ihre Lager abgebrochen und sich Napoleon genähert. Des Kaisers Absicht war, zunächst Blücher zu schlagen und sich dann mit seiner ganzen Macht auf Schwarzenberg zu werfen. Doch bevor er noch den vor der französischen Übermacht geschickt ausweichenden alten Recken erreicht hatte, erhielt er die Nachricht, daß die böhmische Armee bereits das Erzgebirge überschritten habe und somit seinen Rücken bedrohe. Mit Windeseile stürmte er deshalb mit einem großen Teil seiner Truppen nach Dresden zurück. Blücher erkannte sofort die günstige Wendung und ging, ehe der mit seiner Verfolgung betraute Macdonald sich dessen versah, am 26. August an der Katzbach zum Angriff über. Wiederum bewährte sich die Landwehr auf das Glänzendste, mit Bajonett und Kolben hieben die ungeschulten Verteidiger ihrer Scholle die verhaßten [illegible] nieder und stürzten ihrer Tausende in die hochangeschwollenen, reißenden Gebirgs- [illegible] [illegible]htausend Gefangene und ein gewaltiger Troß fielen in die Hände der Sieger.

Viel weniger vom Glück begünstigt war das Vorgehen der Hauptarmee; die österreichischen Truppen waren noch nicht schlagfertig und der Aufmarsch verzögerte sich dadurch um viele Tage, daß der Oberfeldherr ein gut Teil seiner Zeit damit vergeuden mußte, die zwischen den Stäben der drei Monarchen herrschenden Meinungsverschiedenheiten auszugleichen. So kam es, daß Napoleon dem stärksten seiner Gegner wohlvorbereitet entgegentreten, den Sturm auf Dresden abschlagen und am 27. August einen so entschiedenen Sieg erringen konnte, daß die verbündeten Monarchen, die so stolz ausgezogen waren, in guter Ordnung zwar, aber doch mit stark gelichteten Reihen den Rückzug nach Böhmen antreten mußten. Aber Napoleons Triumph war nicht von langer Dauer; Vandamme, den er ausgesandt hatte, um die Pässe des Erzgebirges zu sperren, wurde bei Kulm von den

Schlacht bei Dresden 26.–27. Aug.

29.–30. Aug.



Dankgottesdienst der Verbündeten in Teplitz.
Original im Völkerschlacht-Museum am Napoleonstein zu Leipzig.

Russen unter Führung des Prinzen Eugen von Württemberg und den im rechten Augenblick von Nollendorf herbeieilenden Preußen unter Kleist, umzingelt und gefangen, sein ganzes Korps zersprengt. Und nur acht Tage später erlitt sein bester General, der tapfere Marschall Ney, der vollenden sollte, was Oudinot mißglückt war, auf dem Anmarsch gegen Berlin eine schwere Niederlage bei Dennewitz durch die von Bülow, Tauentzien und Borstel geführten Korps der Nordarmee. Die Beute von 80 Kanonen, 400 Wagen und 15000 Gefangenen wog, zusammen mit jener der schlesischen Armee, die Verluste in der Dresdner Schlacht so reichlich auf, die Siege der ersten zwei Wochen des Herbstfeldzugs waren so glänzend und bedeutungsvoll, daß die Monarchen in ihrem Hauptquartier zu Teplitz gern vor Gott die Kniee beugten, um dem Allmächtigen inbrünstig für seinen Beistand zu danken ...

Schlachten bei Kulm und Dennewitz.

Je höher die Siegeszuversicht im Lager der Verbündeten stieg, um so tiefer sank sie im französischen Heere; Napoleons dämonische Macht über die Soldaten seiner Armee begann

[illegible] die Berichte von großen Niederlagen — offiziell wurden sie selbst nach der [illegible] nur zugestanden — lähmten die Kampfesfreude der ohnehin schon über [illegible] und die schlechte Verpflegung murrenden Truppen; Hunderte, ja Tausende [illegible] an jedem Tag heimlich die Fahnen. Dabei zog sich die eiserne Schlinge immer [illegible] allerorten gleich einem ehernen Gürtel legten sich die Streitkräfte der Verbündeten um [illegible] Korps; die Entscheidung nahte. Im Hauptquartier der böhmischen Armee [illegible] man den eigenen Kräften noch immer nicht und suchte eine große Schlacht so lange zu vermeiden, bis die schlesische Armee näher herangerückt sei und ein von Bennigsen ge-[illegible]tes Hilfskorps von 60000 Russen mit Blücher Fühlung gewonnen habe.

Monate waren vielleicht noch durch nutzloses Warten verloren worden, wenn Gneisenau nicht unablässig zur Offensive gedrängt und die schlesische Armee zu neuen Siegen geführt hätte. Am 3. Oktober erzwang sich das Yorksche Korps bei Wartenburg den Elbübergang, den General Bertrand heldenmütig verteidigt hatte; Blücher folgte mit dem Rest seines Heeres und zwang dadurch auch den Kronprinzen von Schweden, seine Truppen über den Strom zu führen. Napoleon versuchte umsonst, bald hier, bald dort durchzubrechen; heute bedrohte er Blücher, morgen Schwarzenberg, aber es blieb bei kleineren Gefechten, die ihn nur schwächten, ohne den Aufmarsch seiner Gegner zu stören. Mit dem Selbstvertrauen schien er auch seine wunderbaren Feldherrneigenschaften verloren zu haben, aus dem scharfblickenden Mann der That war mit einem Mal ein unentschlossener Projektenmacher geworden, der allen Ernstes den Plan erwog, nunmehr selbst gegen Berlin zu ziehen und erst nach dessen Eroberung an die Elbe zurückzukehren, sich also selbst von den nach Frankreich führenden Straßen abzuschneiden.

Yorks Elbübergang.

Allein der verwegene Gedanke erlosch so rasch, wie er aufgetaucht war; statt in die Mark zog der Kaiser in die Ebene von Leipzig und ging damit seinen Gegnern ins Netz. Um die Mitte des Oktober standen beide Heere zur Hauptschlacht bereit, deren Zeuge die alte Handelsstadt an der Pleiße werden sollte. Am vierzehnten begann das gewaltige Ringen mit einem großen Reitergefecht bei Liebertwolkwitz, in dem die glänzende Kavallerie Murats eine empfindliche Niederlage erlitt; am sechzehnten, dem ersten Tage der „Völkerschlacht“, neigte sich der Sieg auf die Seite der Franzosen. Der Tag von Wachau bewies, daß Napoleon als Stratege dem Oberfeldherrn seiner Gegner noch immer unendlich überlegen war, und daß die numerische Übermacht allein nicht hinreichte, den ersten Soldaten seiner Zeit zu besiegen. Alle Angriffe der Verbündeten — die Einzelheiten der dreitägigen Schlacht schildert knapp und schlicht der hier beigegebene erste Bericht der Leipziger Zeitung — wurden abgeschlagen, ja bei einem wuchtigen Vorstoß der Reiterei des Königs von Neapel gerieten Friedrich Wilhelm und der Zar, die auf einer Anhöhe bei Güldengossa den Kampf verfolgten, in ernste Gefahr, dem Feind in die Hände zu fallen. Nur im Norden, bei Möckern, war der von York geführte Teil der schlesischen Armee gegen Marmonts Divisionen siegreich geblieben.

Völkerschlacht bei Leipzig.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, ruhten die Waffen fast überall, um so heißer tobte die Schlacht am 18. Oktober im Südosten der Stadt, bei Probstheida und Stötteritz. Am Abend dieses Tages standen alle Armeen der Verbündeten vor den Thoren Leipzigs — Napoleon war unterlegen, noch ehe um die Mittagsstunde des 19. Oktober die ganze Stadt in die Hände der Sieger fiel. Fünfhunderttausend Mann hatten miteinander gerungen, fast neunzig-[illegible] deckten am Abend des glorreichen letzten Schlachttages tot oder verstümmelt die [illegible] Furchtbar waren die Opfer, aber tröstend das erhebende Bewußtsein, daß in der [illegible] Leipzig die stolze napoleonische Weltmacht in Trümmer gesunken war ...



Fürst Schwarzenberg überbringt den verbündeten Mon

Szene nach der Vö

Gegend nach der Natur gezeichnet von Wagner in Le

„Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild".



chen am Abend des 18. Oktober 1813 die Siegesnachricht.

schlacht bei Leipzig.

Bunter Kupferstich von J. L. Rugendas in Augsburg.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W

bern vorzudringen. Der Feldmarschalllieutenant Graf Nostitz verlor keinen Augenblick, stürzte sich mit seiner Cavallerie auf die feindliche, warf sie über den Haufen, hieb in mehrere Quarrés ein, und zersprengte sie gänzlich. Der Erbprinz von Hessen-Homburg rückte mit der Division des Feldmarschalllieutenants Bianchi, welche gleich nach der Cavallerie aus Gröbern debouchirt war, bis auf die Höhe von Markkleeberg vor. Der Feldmarschallieutenant Bianchi dirigirte das Feuer seiner Artillerie in die Flanke der feindlichen Linie, schlug sie zurück und eroberte 8 Kanonen.

Der Feind unternahm nun mit einer außerordentlichen Kühnheit einen Angriff auf den rechten Flügel; seine Absicht war, ihn vom Centrum zu trennen. Die Generale der Cavallerie, Graf Wittgenstein und Graf Klenau, empfingen ihn abermals mit der größten Kaltblütigkeit, und selbst, als er mit seiner Cavalleriecolonne bis nahe vor Gossa vorgedrungen war, behaupteten die russischen Grenadiere ihre Stellung unerschütterlich. Das wohl dirigirte Feuer der Artillerie und eine glänzende Attake des Gardekosakenregiments unter Anführung des Generaladjutanten Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen, General Grafen Orloff-Denisoff, zwang den Feind wieder zum Rückzuge bis hinter Wachau. Der en Chef commandirende Feldmarschall befahl nun eine allgemeine Vorrükkung, um ganz Meister des Plateaus von Wachau zu werden. Die russischen Garden und die östreichische Grenadierdivision Weissenwolf wurden zur Unterstützung dieses Angriffes bestimmt, wodurch der Feind weit über seine erste Aufstellung zurückgedrängt wurde.

Der General der Cavallerie Graf Meerveldt hatte den Auftrag, den Uebergang über die Pleiße im Rücken des feindlichen rechten Flügels bey dem Dorfe Connewitz zu forciren. Gegen Abend gelang es dem bemeldeten General der Cavallerie nach den äußersten Anstrengungen über den Fluß zu setzen. Eine große feindliche Uebermacht brachte jedoch das übergesetzte Bataillon zum Weichen. Das Pferd des Generals Meerveldt wurde getödtet; er selbst erhielt eine leichte Schußwunde und wurde gefangen. Der F. M. L. Fürst Aloys Lichtenstein behauptete den ganzen Tag mit einem Theile des Meerveldischen Corps seine Stellung gegen die heftigsten Angriffe. Der Feldzeugmeister Graf Giulay drang bis Lindenau, woselbst der Feind durch das Terrain begünstigt den hartnäckigsten Widerstand leistete, vor, und eroberte hierbey zwey Kanonen.

Der General der Cavallerie von Blücher schlug seinerseits den Feind, vertrieb denselben aus Möckern, und eroberte einen Adler von der Marinegarde und 30 Kanonen und machte 2000 Gefangene.

Die Nacht machte der Schlacht für diesen Tag ein Ende.

Der General der Cavallerie Freiherr von Bennigsen, welcher nach Hinterlassung eines hinlänglichen Armeecorps vor Dresden zur Hauptarmee im Anmarsche war, konnte, der größten Anstrengungen ungeachtet, am folgenden Tage den 17ten nicht weiter als bis Colditz, und der Feldzeugmeister Graf Colloredo, der den Weg über Freiberg und Chemnitz genommen hatte, nur bis Borna kommen.

Der Kronprinz von Schweden, welcher bey Cöthen stand, überzeugte sich, daß die Bewegungen des Generals Regnier bloße Demonstrationen waren; er entschloß sich daher, sich mit dem General von Blücher zu vereinigen, um entweder dieses feindliche Corps abzuschneiden, oder im Fall es sich mit der französischen Hauptarmee vereinigen sollte, selbst an dem allgemeinen Angriff in den Ebenen von Leipzig Theil zu nehmen, und rückte zu diesem Ende noch an diesem Tage bis in die Gegend von Halle vor.

Der Umstand, daß am 17ten die Armee des Kronprinzen von Schweden, das Armeecorps des Generals von Bennigsen und die Armeeabtheilung des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo noch so weit von der Hauptarmee entfernt waren, daß sie unmöglich zur rechten Zeit eintreffen konnten, um thätigen Antheil an der Schlacht zu nehmen, bestimm-

stimmte den en Chef commandirenden Feldmarschall den folgenden Tag zum erneuerten Angriffe abzuwarten. Am Abend des 17ten traf der Kronprinz von Schweden in Taucha, der General der Cavallerie Freiherr von Bennigsen in Naunhof, und der Feldzeugmeister Graf Colloredo bey der Hauptarmee selbst ein.

Am 18ten früh war die feindliche Hauptmacht von Connewitz über Dösen vorwärts Wachau gegen Fuchshayn und Seyffertshayn in Schlachtordnung aufmarschirt, und hatte Armeecorps gegen den General von Blücher und den Kronprinzen von Schweden aufgestellt. Leipzig hielt der Feind fortan stark besetzt. Um 8 Uhr früh begann der Angriff der Hauptarmee in drey Colonnen. Die Absicht war den Feind gegen Leipzig zu drängen, zu welchem Ende der en Chef commandirende Feldmarschall die rechts gehende Colonne der Armeecorps der Generale der Cavallerie Freyherrn von Bennigsen und Grafen von Klenau bestimmte. Die zweyte Colonne unter dem Oberbefehl des Generals en Chef Barclay de Tolly wurde aus den Corps des Generals der Cavallerie Grafen von Wittgenstein und des Generallieutenants von Kleist gebildet, und hatte zur Reserve die gesammten russischen und preußischen Garden. Die dritte Colonne unter dem General der Cavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg formirten die Divisionen Bianchi, Fürst Aloys Lichtenstein, Graf Weissenwolff und Graf Nostitz. Als Reserve dieser Colonne folgte der Feldzeugmeister Graf Colloredo mit seiner Armeeabtheilung.

Die erste Colonne rückte von Seifertshayn in der Richtung gegen Holzhausen; die zweyte von Gossa gegen die Höhen von Wachau, während die dritte das Plateau zwischen Dösen und Lößnig besetzt hielt.

Der Feind bot alles Mögliche auf, um dem Vorrücken unserer Angriffscolonnen Schranken zu setzen. Doch nichts konnte der Tapferkeit der verbündeten Truppen widerstehen. Er wurde aus einer Stellung in die andere zurückgedrängt, so daß er mit einbrechender Nacht auf die Stellung von Connewitz über Probsthayda gegen Zweynaundorf beschränkt wurde. Der Feind ward von dem rechten Flügel sehr gedrängt, wobey ihm 7 Kanonen abgenommen wurden.

Der Kronprinz von Schweden vertrieb den vor ihm stehenden Feind und rückte bis Paunsdorf vor, während der General der Cavallerie von Blücher mit mehreren Abtheilungen seiner Armee über die Parthe setzte.

Zwey würtembergische Cavallerieregimenter unter dem General von Normann, zwey sächsische Cavallerieregimenter und 7 sächsische Füselierbataillons mit 4 Batterien zu 26 Feuerschlünden unter den Befehlen des Generals von Ryssel traten an diesem Tage aus den feindlichen Reihen, und schlossen sich ganz ausgerüstet an die Armee der Alliirten an, um gemeinschaftlich mit ihnen die Sache Deutschlands zu verfechten.

Bereits gegen 10 Uhr früh begann die französische Armee ihren Rückzug auf den Straßen von Weißenfels und Merseburg, den sie diesen Tag und die folgende Nacht ununterbrochen fortsetzte. Da es nicht möglich war, auf das linke Ufer der Elster so viele Truppen zu bringen, als nöthig gewesen wären, um den Feind bey seinem Debouchiren aus Lindenau mit gutem Erfolge anzugreifen, so erhielt der Feldzeugmeister Graf Giulay den Befehl, sich mit seiner Armeeabtheilung gegen Pegau zu ziehen, und den Feind blos mit seinen leichten Truppen harceliren zu lassen.

Am 19ten mit Tagesanbruch behauptete der Feind nur noch Zweynaundorf und die Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz. Der allgemeine Angriff wurde um 7 Uhr früh erneuert, und der Feind nach Leipzig geworfen. Hier suchte er Zeit zu gewinnen, um seine Truppen, Artillerie und Armeegepäck zu retten, zu welchem Ende er Parlamentärs schickte und den Antrag machte, den Rest der sächsischen Truppen unter der Bedingung zu überliefern, daß die Stadt mit der Beschießung verschont, und der französischen Garnison mit allem noch in derselben befindlichen französischen Armeegut freyer Abzug gestattet würde.

Der-

Dieser Antrag wurde abgeschlagen. Die Alliirten hatten sich bereits der Vorstädte bemächtigt; der Feind wollte jedoch fortan die Stadt vertheidigen, die Alliirten drangen trotz seines Feuers in dieselbe ein; die auf dem Platze aufmarschirten Sachsen kehrten zugleich ihre Waffen gegen die Franzosen, ein Badensches Infanterieregiment folgte dem Beyspiele der Sachsen; das Handgemenge wurde allgemein; der Feind gerieth in eine beyspiellose Verwirrung; jeder Einzelne dachte nunmehr an seine eigene Rettung, und die Alliirten wurden Meister der Stadt.

Die Folgen der so tief durchdachten als glücklich ausgeführten Operationen, welche auf die Vereinigung aller alliirten Armeen auf einem Puncte gegen die feindliche Hauptmacht berechnet waren, sind in diesen drey glorreichen Tagen die Eroberung von mehr als 250 Kanonen, und bey 900 Munitionswagen. An Gefangenen sind bis jetzt mehr als 8000 eingebracht. Unter diesen befinden sich die drey Armeecorps-Commandanten, Generale Lauriston, Reynier und Bertrand, nebst noch zehn andern Generalen.

Der am 16ten dieses zum französischen Reichsmarschall ernannte Fürst Poniatowsky, da er sich nicht mehr über die Brücke flüchten konnte, wollte sich durch die Elster retten, fand jedoch, der Aussage seiner in Gefangenschaft gerathenen Adjutanten zufolge, seinen Tod in diesem Flusse.

Noch an diesem Abend verließen acht polnische Infanterieregimenter die feindlichen Fahnen, und gingen zu den Alliirten über.

Das Schlachtfeld von drey Stunden Länge und eben so viel Breite, auf welchem für die Sache Deutschlands und die Ruhe Europas beynahe drey volle Tage über gekämpft wurde, ist dergestalt mit feindlichen Leichen bedeckt, daß man den Verlust, welchen die französische Armee auf allen Seiten erlitten hat, auf wenigstens 40,000 Mann rechnen kann. Der Verlust der verbündeten Armeen beläuft sich im Ganzen an Todten und Verwundeten höchstens auf 10,000 Mann.

Die drey verbündeten Monarchen waren gestern, als am entscheidenden Tage auf den Höhen zwischen Wachau und Probsthayda, Zeugen der außerordentlichen Tapferkeit Ihrer Truppen.

Se. kaiserl. königl. Majestät haben auf dem Schlachtfelde selbst dem en Chef commandirenden Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg das Großkreuz des Maria-Theresiaordens, Se. Majestät der Kaiser von Rußland demselben den St. Georgenorden erster Classe, und Se. Majestät der König von Preußen den schwarzen Adlerorden zu verleihen geruhet.

Dem General der Cavallerie von Blücher, welcher durch seine im Laufe des gegenwärtigen Feldzuges mit seltener Klugheit und Entschlossenheit geleiteten sehr beschwerlichen Operationen so viel zu den glücklichen Resultaten dieser Schlacht beygetragen hat, haben Se. kaiserl. königl. Majestät ebenfalls das Großkreuz des Maria-Theresiaordens, und dessen Generalquartiermeister, dem General von Gneisenau, das Commandeurkreuz desselben Ordens zu verleihen geruhet.

Der en Chef commandirende Feldmarschall behält sich vor Sr. kaiserl. königl. Majestät diejenigen Herren Generale, Staabs- und Oberofficiere, welche sich an diesen glorreichen Tagen besonders ausgezeichnet haben, noch vor Einreichung der ausführlichen Relation namhaft zu machen.

Sämmtliche Armeen sind in Bewegung, um dem Feinde auf dem Fuße zu folgen.



Zerstörung der Erfurter Napoleonsäule.
Nach dem Gemälde von Peter Janssen.

Der Jubel im Lager der Verbündeten kannte nach dem glänzenden Sieg, den sie in dieser größten Schlacht der Neuzeit errungen hatten, keine Grenzen. „Das höchste Glück des Lebens", schrieb Gneisenau im Rausch der Freude, „ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind; wir haben sie genommen diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt. Der Staat ist gerettet, der Thron befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit." Der Freiherr vom Stein aber rief in tiefer Bewegung: „Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden. Die schändlichen Fesseln, in denen Napoleon unser Vaterland hielt, sind zerbrochen, die Schande, womit er uns bedeckte, ist in Strömen französischen Blutes abgewaschen." Niemand glaubte mehr, daß Napoleon sich je wieder würde aufraffen können, und die daran zweifelten, hüteten sich, ihren Bedenken lauten Ausdruck zu geben, um die Fürsten und Völker, die dem Geschlagenen den Gehorsam zu versagen begannen, nicht abzuschrecken. Nicht einzeln, wie seit Beginn des Herbstfeldzuges, sondern in ganzen Regimentern verließen die Rheinbundtruppen die französischen Fahnen und schlossen sich den Verbündeten an. Jetzt endlich besannen sich die Bayern, Württemberger und Badenser wieder darauf, daß sie Deutsche waren, die unter dem Banne der Furcht so lange mit Gut und Blut den Thron des Corsen gestützt hatten. Nun fielen die Ruhmessäulen, die nicht ehrliche Begeisterung, sondern die Furcht vor den französischen Bajonetten hatte erstehen lassen, und in den Städten, die der flüchtende Kaiser auf dem Weg von Leipzig

[illegible] Schlachte, klang es nicht mehr wie anno 1808 und 1812: [illegible] sondern „Fluch und Tod dem Tyrannen“ . . .

[illegible] das die Heimkehr der Großen Armee aus Rußland geboten [illegible] sich in den Herbsttagen des Jahres 1813 in kleinerem Maßstabe. Wie [illegible] es sich auch nach der Schlacht bei Leipzig, daß Napoleon stets nur [illegible] zu organisieren verstand, für den Rückzug einer geschlagenen Armee jedoch nie[illegible] Vorbereitungen traf. Ganze Korps fielen am 19. Oktober in die Hände [illegible], weil für weit über 100000 Mann nur eine einzige Rückzugsstraße offen [illegible] und die erforderlichen Brücken fehlten. Die Soldaten litten bitteren Hunger, Tausende [illegible] Wagen und Gepäck opfern, um sich überhaupt noch vorwärts schleppen zu können. Die Verfolgung wurde von den Verbündeten nicht rasch und energisch genug betrieben, sonst hätte der Befreiungskampf schon diesseits des Rheines enden müssen. So aber gelang es dem Kaiser nicht nur sich selbst, sondern auch einen sehr großen Teil seines Heeres nach Mainz zu retten, nachdem er dem übereifrigen bayrischen General Wrede, der sich ihm bei Hanau entgegenwarf, noch eine empfindliche Niederlage — die letzte auf deutschem Boden — bereitet hatte.

Blücher stand schon am 11. November am Rhein und traf sofort Anstalten ihn, der nach den Worten Ernst Moritz Arndts „Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze“ sein sollte, zu überschreiten. Im Hauptquartier der Monarchen hatte man indessen Pläne geschmiedet, die ein minder rasches Vordringen vorschrieben: die schlesische Armee sollte auf dem rechten Ufer bleiben und stromaufwärts bis Mainz rücken; ein Teil der Nordarmee unter Bülow erhielt den Auftrag Holland zu besetzen, mit dem anderen sandte man Bernadotte nach Holstein, um die Dänen zu vertreiben und zum Frieden zu zwingen. Die Hauptarmee blieb untätig auf dem rechten Rheinufer, zwischen Main und Neckar, stehen. Zwei Monate vergingen so, ohne daß der Kampf gegen Napoleon einen wesentlichen Fortgang nahm; man schien erst die Freude des Sieges voll auskosten und die Kapitulation der zahlreichen, noch immer von den Franzosen besetzten Festungen abwarten zu wollen, deren Besatzungen mehr als 100000 Mann stark waren. Dresden ergab sich schon am 11. November und bald folgten Stettin, Danzig und Torgau; nur Hamburg und Magdeburg hielten sich noch Monate lang.

Wie Preußen bis zum Tage von Leipzig die treibende Kraft im Rate der Verbündeten gewesen war, wie seine Truppen die meisten und schönsten Siege erfochten hatten, so riß es auch im Winterfeldzug des Jahres 1814 seine Bundesgenossen mit sich fort. Die schlesische Armee war die erste, die in der Neujahrsnacht den Strom überschritt und den linksrheinischen Landen die ersehnte Befreiung brachte, während Schwarzenberg das Badener Land durchzog, um von der Schweiz her den Südosten Frankreichs zu bedrohen und dadurch die Streitkräfte des Gegners von Italien abzuziehen. Zwischen Marne und Seine sollten beide Armeen wieder Anschluß gewinnen, um dann vereint gegen Paris vorzugehen. Welche Wandlung in wenigen Monaten! Noch im September bedrohten Napoleons Kolonnen Berlin und Prag, noch im Dezember waren die Monarchen einem Frieden unter Bedingungen geneigt, die nur für Frankreich günstig waren, und nun zogen vom Süden, Osten und Norden gewaltige Heeresmassen dem Herzen Frankreichs zu, nun war mit einem Male die Einnahme von Paris und die Entthronung des Corsen das Ziel geworden, dem jeder zustrebte — allen voran Blücher und Gneisenau, die immer mehr in den Vordergrund traten.

[illegible] freilich, wie die beiden nimmermüden Recken es ersehnten, sollten sie den [illegible] am Boden sehen, noch einmal leuchtete die geniale Begabung des im eigenen

Rheinübergang.



Schlacht bei Hanau am 31. Oktober 1813.
Nach dem Gemälde von Horace Vernet

[illegible] einmal sah Frankreich ihn als Sieger. Das erste Gefecht, [illegible] am 29. Januar bei Brienne lieferte, blieb ohne Entscheidung, im [illegible] wurde er geschlagen, aber dann benutzte er mit vollendeter Meisterschaft [illegible] Gegner sich gaben: Als auf Schwarzenbergs Wunsch die beiden Armeen, [illegible] vereinigt hatten, aufs neue sich trennen mußten, um auf verschiedenen [illegible] Ziel zu erreichen, warf der Kaiser sich mit überlegenen Kräften auf die [illegible] durch die schlechten Wege in ihren Bewegungen behinderten Korps des [illegible] Vorwärts, schlug sie in fünf Tagen in fünf Schlachten bei Champaubert, Montmirail,

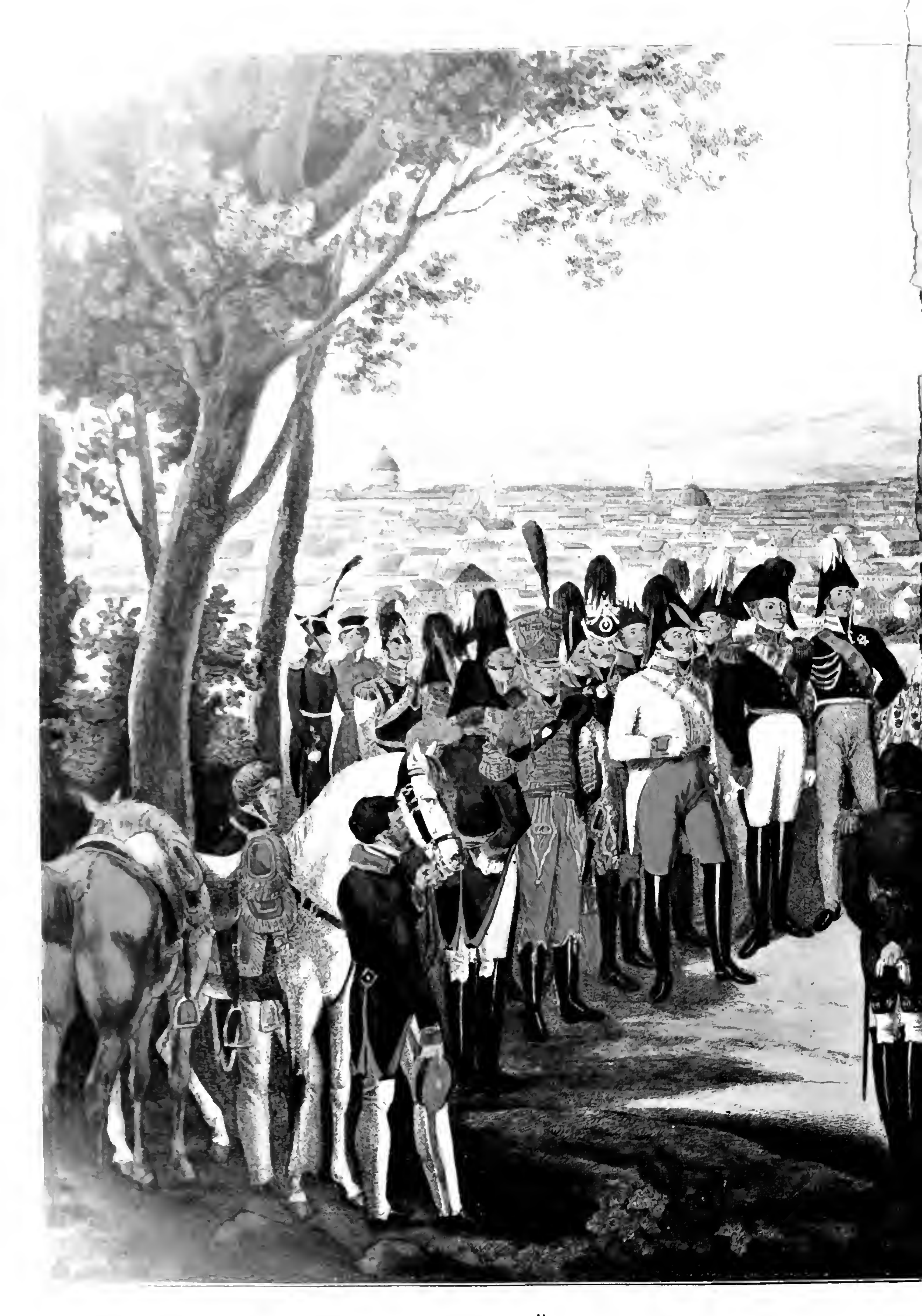
Febr. 1814. Château-Thierry und Vauchamps, und zwang die stark gelichteten Divisionen, sich zurückzuziehen. Unmittelbar darauf gelang es ihm, durch seinen Sieg bei Montereau auch die Hauptarmee auf Troyes zurückzuwerfen. Während die preußischen Heerführer rasch die Fassung wiedergewannen und keinen Augenblick am guten Ausgang des Feldzugs verzweifelten, verloren die Diplomaten im Hauptquartier der Monarchen sofort den Mut. Dadurch gewann

Friedens-kongreß zu Châtillon. der seit dem 5. Februar in Chatillon tagende Friedenskongreß erhöhte Bedeutung, eifriger als je wurde die Möglichkeit eines Ausgleichs erörtert. Dort hätte Napoleon Krone und Land retten können, wenn er sich auf Frankreich beschränkt und auf die Wiedereinsetzung seiner aus ihren Staaten vertriebenen Verwandten Verzicht geleistet hätte. Damals war die Furcht vor einer allgemeinen Erhebung des französischen Volkes noch größer, als der Haß gegen den Corsen. Aber die leichten Siege, die der Kaiser über den doppelt und dreifach überlegenen Gegner errungen hatte, weckten seinen Übermut, wieder ließ er, wie in Prag, durch Caulaincourt die Verhandlung verschleppen, um Zeit zu neuen Rüstungen zu gewinnen.

Hier wie dort war sein Ränkespiel vergeblich, der Zar und Blücher drängten zum Vormarsch nach Paris, und sie erreichten ihr Ziel trotz der zweideutigen Haltung Österreichs.

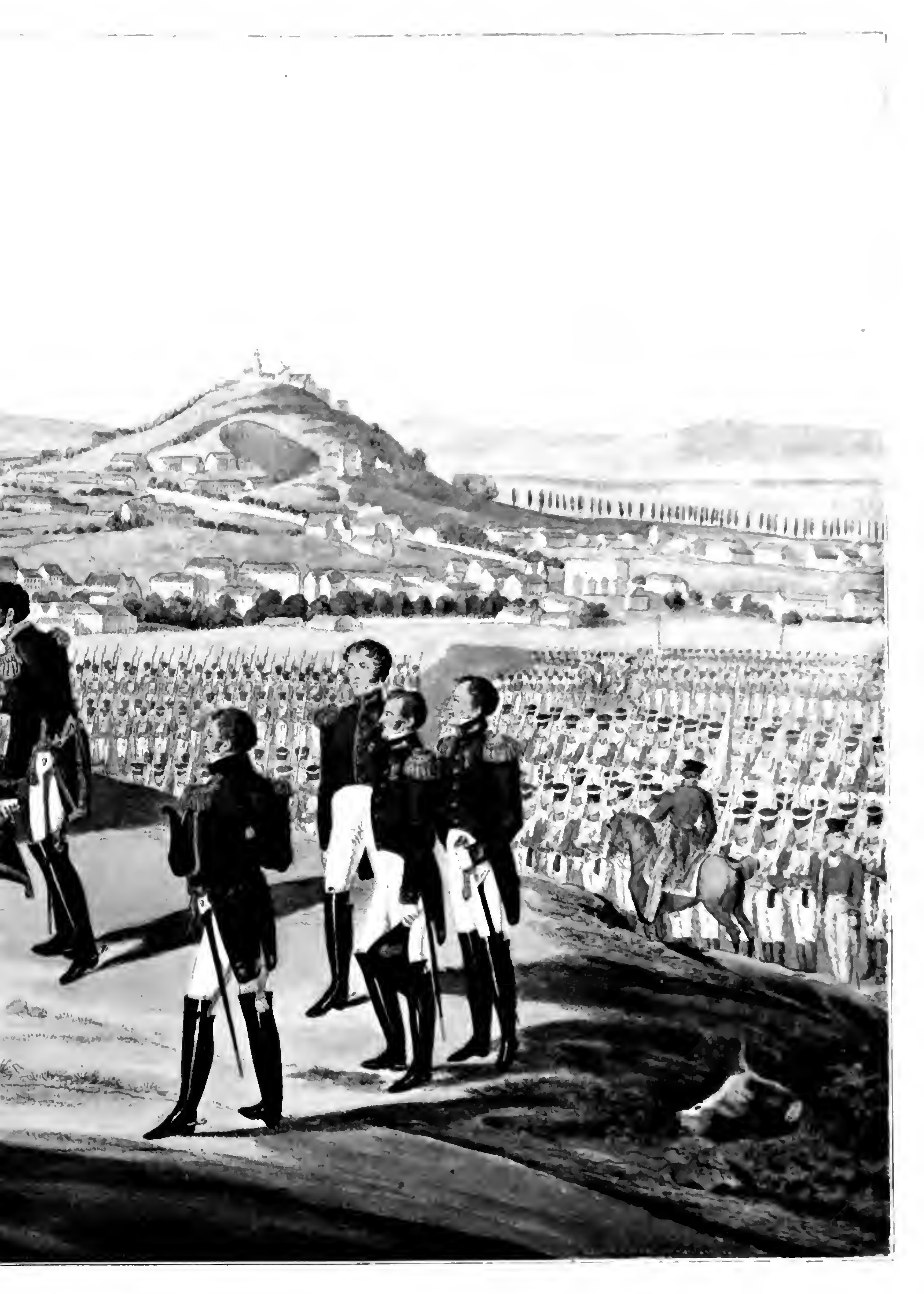
27. Febr. Nach dem glücklichen Gefecht bei Bar-sur-Aube, in dem Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere erste Kaiser des neuen Reiches, die Feuertaufe erhielt, versprachen sich die Verbündeten neuerdings, nur gemeinsam Frieden zu schließen, diesen aber mit allen Kräften herbeizuführen. Die schlesische Armee drang nunmehr, verstärkt durch die aus den Niederlanden herbeigeeilten Truppen Bülows, ungestüm vorwärts. Zu einer großen Entscheidungsschlacht kam es nicht mehr, nur in kleineren Treffen, wie bei Laon, Rheims und Arcis-sur-Aube, stießen die Gegner noch einmal zusammen. Die Kraft Napoleons war gebrochen, seine Widerstandskraft erlahmte, vergeblich mühte er sich, die feindlichen Heere von Paris wegzulocken, vergeblich, neue Armeen zu bilden — „nach Paris“ lautete die Losung der vereinten Heere und ihr folgten Führer und Soldaten mit solcher Begeisterung, daß die Hauptstadt trotz der tapferen Gegenwehr der Marschälle Mortier und Marmont, schon am 31. März im Besitz der Verbündeten war. „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen,“ konnte Gneisenau triumphierend ausrufen, und keinem schlug das Herz höher, als dem greisen Blücher, da er als

Einzug in Paris. Sieger in die Stadt einzog, die in zwei Jahrzehnten so oft über deutsche Niederlagen gejubelt hatte. Seit beinahe tausend Jahren, seit den Tagen Kaiser Ottos II. wehten zum ersten Male wieder deutsche Fahnen von den Pariser Türmen. Wichtiger aber, als solche sentimentale Erinnerungen, war der tiefe Eindruck, den der Einzug der verbündeten Fürsten auf die hauptstädtische Bevölkerung machte: Jubelnd wurden die Monarchen begrüßt, jubelnd die Truppen: schon in der ersten Stunde ließ sich erkennen, daß das Volk der Militärdiktatur und ihren endlosen Kriegszügen müde war, daß es nach einer neuen Regierung sich sehnte. Stein hatte recht mit seinem derben Wort — der Mensch lag am Boden . . .



Übergabe der Stadt Paris an

Facsimile eines glei



Verbündeten am 31. März 1814.

Wiener Kupferstiches.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Dank und Preis dem allmächtigen Gotte!
Europa's Freiheit, die Ruhe der Welt ist gesichert.

E r k l ä r u n g.

Die Armeen der verbündeten Mächte haben die Hauptstadt Frankreichs besetzt. Die verbündeten Fürsten genehmigen den Wunsch der französischen Nation, und erklären:

Daß, wenn damals, als es Frage war, den ungezügelten Ehrgeiz von Bonaparte in Fesseln zu legen, die Friedensbedingungen auf den stärksten Gewährleistungen beruhen mußten, sie nun viel vortheilhafter werden müssen, da Frankreich selbst durch seine Rückkehr zu einer weisen Regierung diese Ruhe sichern wird.

Die verbündeten Fürsten machen also öffentlich bekannt:

Daß sie nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit irgend einer Person aus seiner Familie unterhandeln werden;

Daß sie die Integrität des alten Frankreichs, so wie es unter seinen gesetzmäßigen Königen bestand, achten; ja, sie können selbst noch mehr als dieses thun, weil sie stets von dem Grundsatze geleitet werden, daß Frankreich für Europas Glück groß und stark bleiben müsse.

Daß sie die Constitution, welche das französische Volk sich geben wird, anerkennen und schützen wollen. Sie laden daher den Senat ein, eine vorläufige Regierung zu ernennen, welche für die Verwaltungs-Bedürfnisse sorgen, und die dem französischen Volke angemessenste Constitution vorbereiten könne.

Die Gesinnungen, welche ich im Vorstehenden ausgedrückt habe, sind auch dieselben aller verbündeten Mächte.

Paris, am 31. März 1814 um 3 Uhr Nachmittags.

A l e x a n d e r.

Durch Ihro Kaiserl. Majestät, der Staats-Secretair
Graf Nesselrode.

Capitulation der Stadt Paris.

Da der vierstündige Waffenstillstand, welchen man abgeschlossen hatte, um über die Bedingungen der Besitznahme von Paris, und des Rückzugs der darin befindlichen französischen Truppen zu unterhandeln, zu einer Vereinigung über diese Gegenstände geführt hat, so haben die Unterzeichneten, von den Befehlshabern der streitenden Armeecorps beider Theile gehörig bevollmächtigt, folgende Artikel abgeschlossen und unterschrieben.

1. Artikel. Die Corps der Marschälle, Herzöge von Treviso und Ragusa, werden den 31sten März, um 7 Uhr des Morgens, die Stadt Paris räumen.

2. Art. Sie werden alles Gepäck und Zubehör ihrer Armeecorps mit sich nehmen.

3. Art. Die Feindseligkeiten dürfen nicht eher, als 2 Stunden nach Räumung der Stadt, das heißt am 31sten März, um 9 Uhr des Morgens, wieder anfangen.

4. Art. Alle Arsenale, Werkstätte, Anstalten und Magazine, die auf das Militär Bezug haben, müssen in demselben Zustande bleiben, in dem sie sich, ehe von der gegenwärtigen Capitulation die Rede war, befanden.

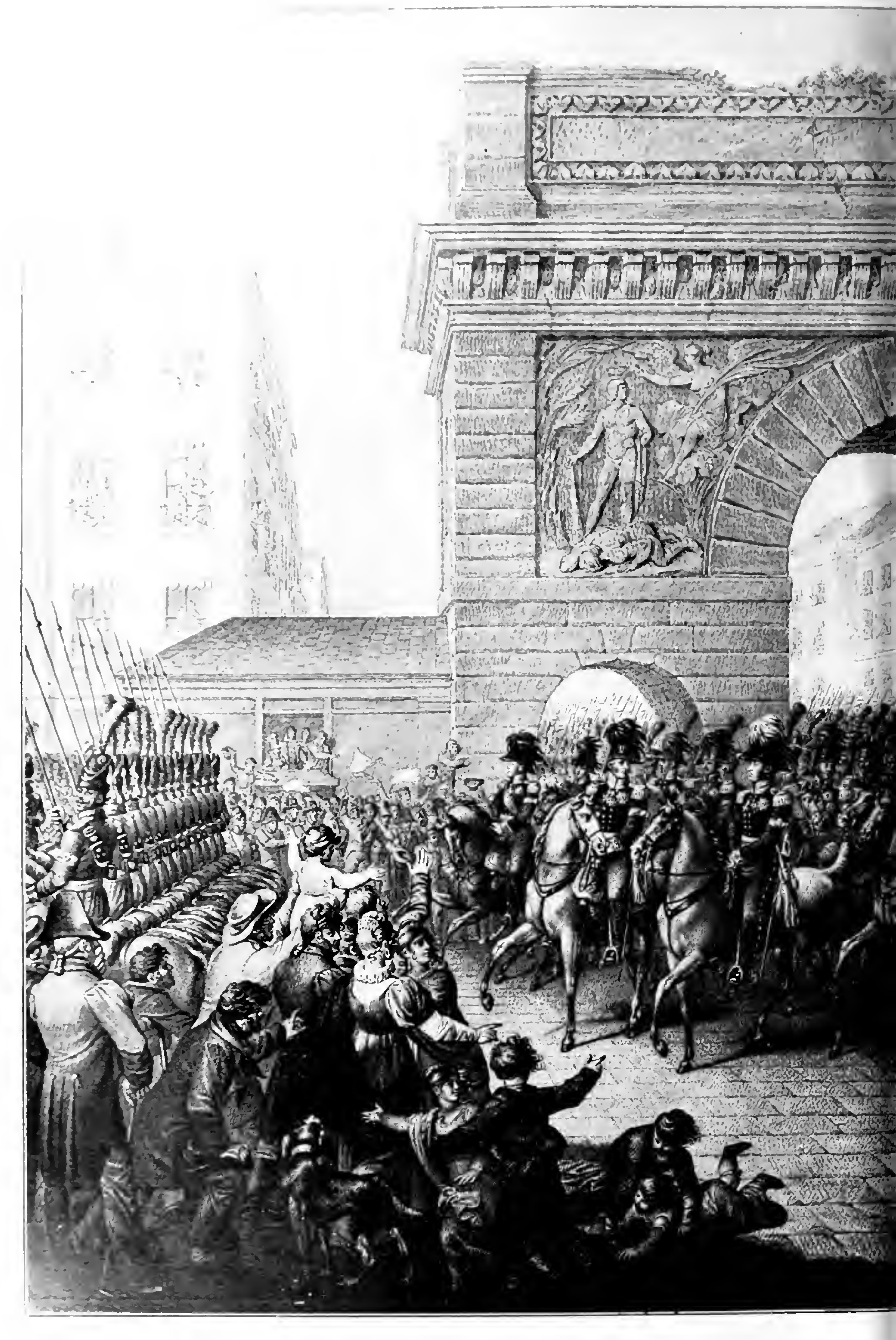
5. Art. Die National- oder Stadt-Garde ist gänzlich von den Linientruppen zu trennen. Sie wird nach dem Gutbefinden der hohen verbündeten Mächte beibehalten, entwaffnet, oder verabschiedet werden.

6. Art. Das Corps der Municipal-Gensdarmerie wird in allen Stücken das Loos der Nationalgarde theilen.

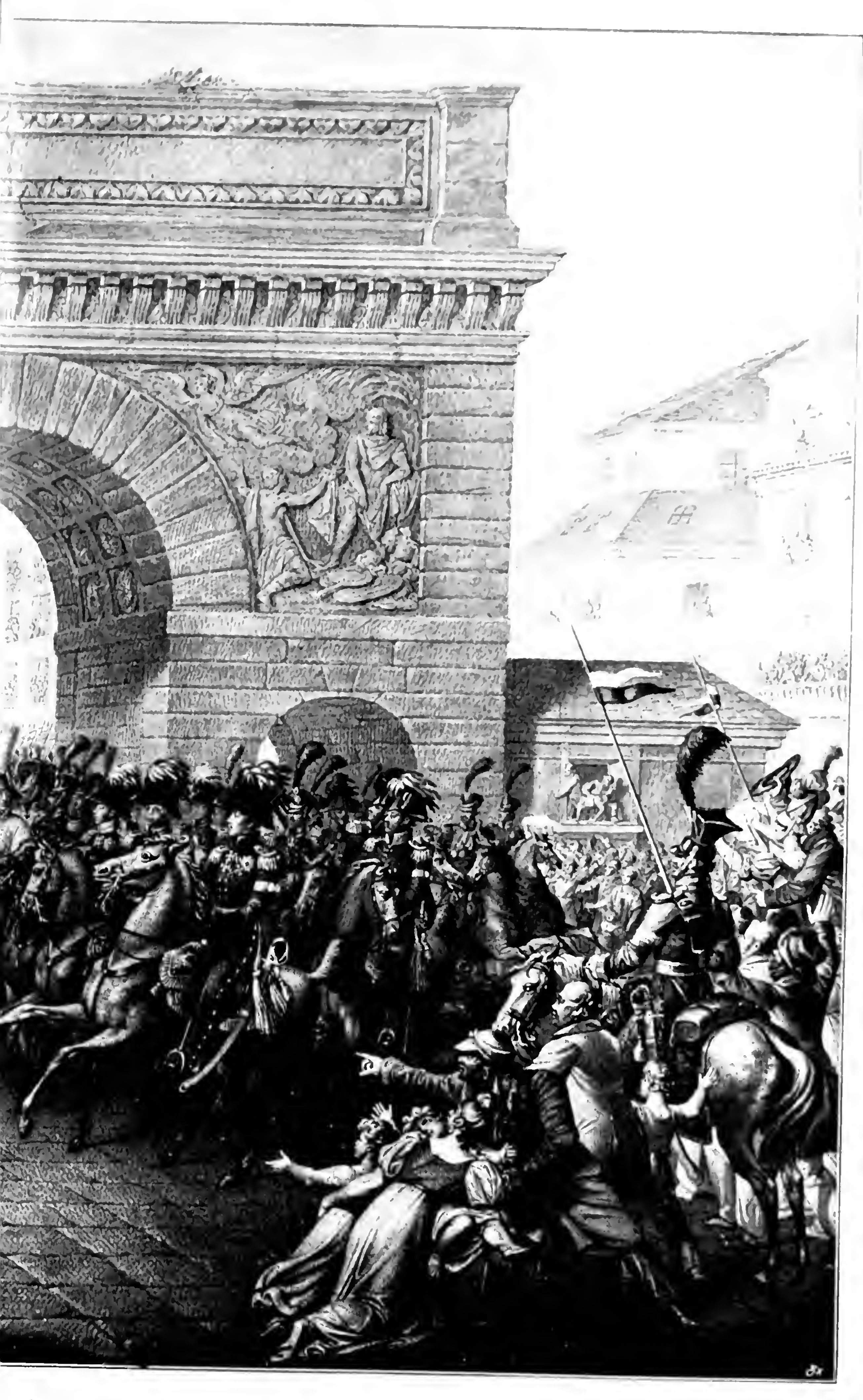
7. Art. Alle Verwundete und Nachzügler, die nach 7 Uhr sich noch in Paris befinden, werden zu Kriegsgefangenen gemacht.

8. Art. Die Stadt Paris wird dem Edelmuth der hohen verbündeten Mächte empfohlen.

Gegeben zu Paris, am 31. März 1814 um 2 Uhr des Morgens.



Einzug der Verbündeten i
Nach einer Tuschzeichnung von L. W



m 31. März 1814.
Nationalgalerie zu Berlin.

[illegible] sagt Treitschke, „begriff das Volk, daß nunmehr nur die [illegible], nicht Royalisten, sondern Männer der Revolution und des [illegible] erhoben ihre Stimme für die vergessenen und verlachten Bourbonen. [illegible] sahen die Verbündeten mit Verwunderung, wie die Massen versuchten, [illegible] des Imperators von der Vendomesäule hinabzustürzen, wie National- [illegible] Stern der Ehrenlegion ihren Rossen an den Schweif banden. [illegible] man an vielen Hüten die weiße Kokarde. Überall Verwünschungen gegen den [illegible], [illegible] Jubelrufe für die Befreier. Der schlichte Friedrich Wilhelm war ganz erstaunt, daß es diesen Leuten so viel Vergnügen machte, besiegt zu sein. In seinem Heere wurde der alte Nationalhaß durch den Anblick solcher Untreue nur verschärft; mit tiefer Geringschätzung sprachen alle Norddeutschen von dieser herzlosesten aller Nationen.“

Der Held des Tages, der „Befreier Europas“, war in den Augen der Pariser der Zar Alexander: um seine Gunst buhlte denn auch der schlaueste und skrupelloseste der französischen Staatsmänner, Talleyrand, dessen Gastfreundschaft der Kaiser aller Reußen ohne Zögern angenommen hatte. Für seine Minister und den Senat war Napoleon ein Faktor, mit dem man nicht mehr zu rechnen brauchte, zwei Tage nach dem Einzug der Alliierten erklärte man ihn des Thrones verlustig und rief Ludwig XVIII. von Bourbon zum König aus. Kaum einer kümmerte sich mehr um den jäh von der stolzen Höhe Herabgestürzten, dem vor wenigen Monaten noch die halbe Welt zu Füßen lag; nur wenige getreue Offiziere harrten im Schlosse Fontainebleau selbst in jener erschütternden Stunde bei ihm aus, in der Napoleon die Urkunde unterschrieb, die seinen Verzicht auf die Krone Frankreichs enthielt. Dem genialsten seiner Söhne lohnte das wankelmütige Volk alles mit Undank, was er in zwei Jahrzehnten zum Ruhme der Nation vollbracht hatte, und setzte an seine Stelle einen alten gichtbrüchigen Greis, der kein Pferd mehr besteigen, noch weniger

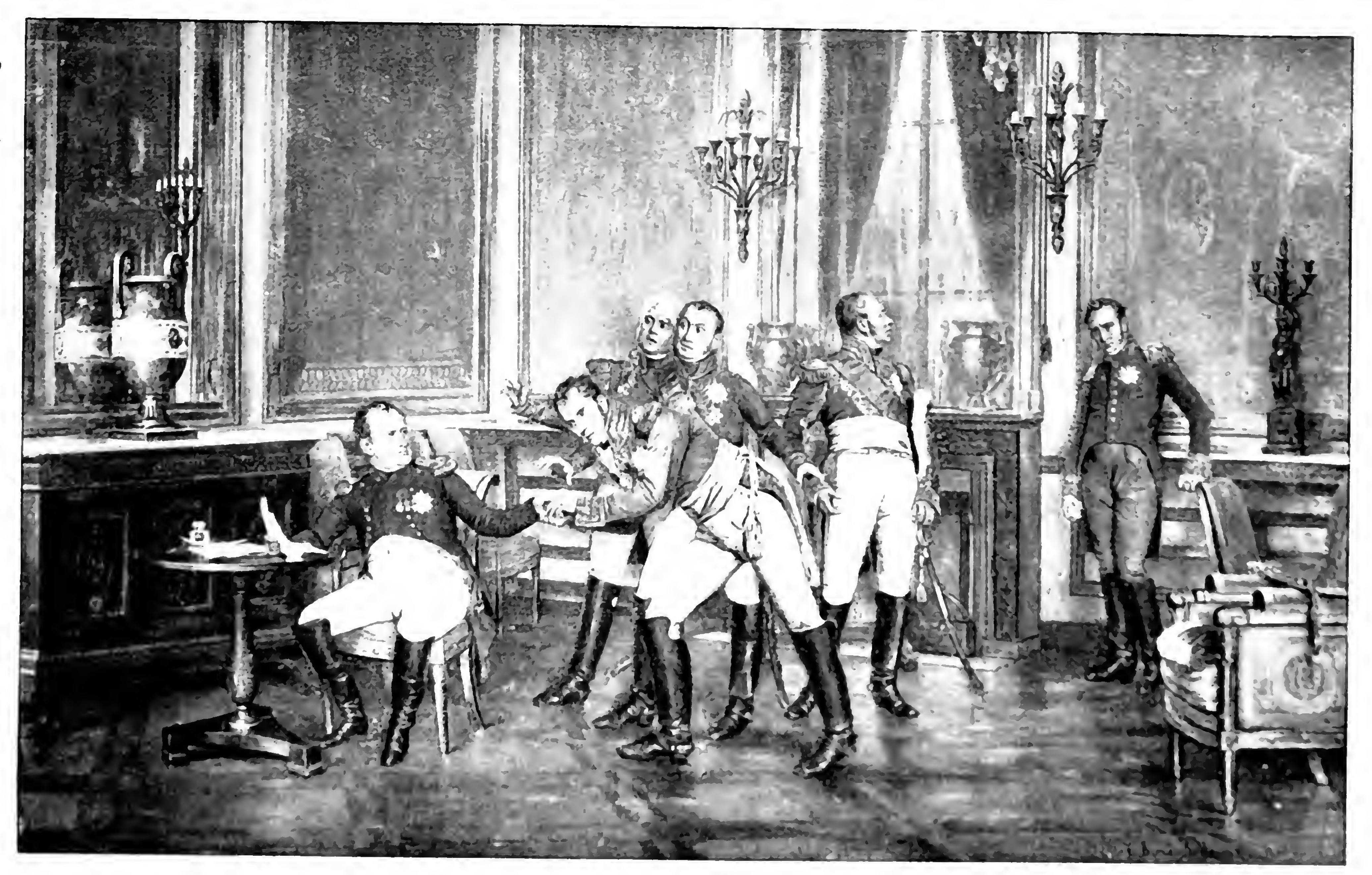


Ludwig XVIII.

Rückkehr der Bourbonen.

aber die Zügel der Regierung eines Landes führen konnte, in dem Revolutionen an der Tagesordnung waren und ein unumschränkter Despotismus die große Masse des Volkes jeder Selbständigkeit beraubt und zum gefügigen Werkzeug frivoler Minister herabgedrückt hatte. Daß der Zustand, den sie schufen, unhaltbar war, erkannten die Sieger schon in Paris, und dennoch thaten sie nichts, um die Früchte ihres blutigen Kampfes besser zu sichern; die Zwietracht im eigenen Lager, die Rivalität zwischen England und Rußland und die Eifersucht auf die preußischen Kriegsthaten, halfen den Boden ebnen, auf dem Napoleon nicht viel später nochmals zum Siege schreiten konnte . . .

Daß der entthronte Kaiser Frankreich verlassen mußte, stand bei den Verbündeten fest, aber schwieriger war die Frage zu lösen, wo man dem gefährlichen Mann einen würdigen Ruhesitz bereiten konnte, der ihm die nötige Freiheit ließ, aber zugleich streng überwacht [illegible] konnte. Preußen schlug die einsame Insel St. Helena vor, seine Bundesgenossen [illegible] milder gesinnt und wählten die der italienischen Küste benachbarte Insel Elba, [illegible] scharf zu beobachten versprach; daß Napoleon der englischen Flotte im Mittel- [illegible] einmal entgangen war, schien man vergessen zu haben. Sieben Quadratmeilen



Napoleon unterzeichnet am 11. April 1814 die Abdankungs-Urkunde.

[illegible] [illegible]dern um den, der sich vermessen hatte, die halbe Welt zu unter-[illegible] [illegible] Erde konnte ein Mann von der gewaltigen Thatkraft des [illegible] nicht verblassen. Schon als er am 20. April 1814 im Hof des Schlosses [illegible] von der Garde und den wenigen Offizieren, die ihm die Treue bewahrt hatten, [illegible] ahnten Tausende, daß der Mann, der als Gefangener den schlichten Reise-[illegible] eines Tages unter dem Jubel des ihn jetzt verwünschenden Volkes in die Heimat zurückkehren würde . . . . Nur die Generale Drouot, Cambronne und Bertrand be-gleiteten mit ein paar hundert Mann der alten Garde den Verbannten, seine Gattin aber, die hochmütige Prinzessin aus dem Hause Habsburg, kehrte mit ihrem Sohne nach Wien zurück, ohne dem Manne, der ihr die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, Lebewohl zu

[illegible] sagen, die verstoßene Josephine dagegen töteten Schreck und Gram, sie überlebte den Sturz Napoleons nur wenige Wochen. Allerorten zeigte es sich, auf wie schwachen Füßen das Weltreich des Corsen stand, die rohe Gewalt allein hatte ein Jahrzehnt lang den Thron ge-stützt; die Nähe des Besiegten floh die ganze Masse derer, die vom Glanz des neuen Kaisertums geblendet, einst wie Sklaven dem Tyrannen zu Füßen gelegen hatten. Schon lange vor

Murat. Talleyrand war Murat, der König von Neapel, von seinem Schwager abgefallen und hatte sich, nach Bernadottes Vorbild, den Verbündeten angeschlossen; nur Eugen Beauharnais hielt treu zu seinem Stiefvater und zu Frankreich. Der erste aber, der aus den Siegen der

Pius VII. Alliierten Nutzen zog, war Papst Pius VII., den Napoleon solange in Fontainebleau ge-fangen gehalten hatte; schon am 24. März konnte er, mit Ehren überhäuft, in Rom ein-ziehen und zugleich mit der kirchlichen auch seine weltliche Macht wieder aufrichten. In den übrigen Ländern brachen die Reste des napoleonischen Staatsgebäudes rasch zusammen: Das Königreich Westfalen war schon nach der Leipziger Schlacht in Trümmer gegangen, von Braunschweig, Kurhessen und Oldenburg hatten die vertriebenen Fürsten wieder Besitz ergriffen; nun erlosch endlich auch der erbitterte Kampf um den Besitz der pyrenäischen Halbinsel, den die Marschälle Soult und Suchet bis zum Frühling des Jahres 1814 gegen

Spanien. Wellington geführt hatten. Ferdinand VII. kehrte als König auf den Thron zurück, den Napoleons Bruder Joseph nicht hatte behaupten können. Das Königreich Holland ging an den Prinzen Wilhelm VI. von Oranien, einen Verwandten Friedrich Wilhelms III. über.

Die bedeutsamste Umgestaltung erfuhr Frankreich selbst: Nur für sich selbst, aber nicht für seinen Sohn und Erben hatte der Kaiser entsagen wollen, und er hätte vielleicht von den Verbündeten dieses Zugeständnis erlangt, wenn ihn nicht gerade im entscheidenden Augenblick der Verrat seiner Marschälle, vor allem der Marmonts, des größten Teiles seiner treu gebliebenen Truppen beraubt hätte. So aber mußte er bedingungslos verzichten und seinen Platz den

Rückkehr der Bourbonen. Bourbonen einräumen, die der Volkssturm der Jahre 1789—92 aus dem Lande gefegt hatte. Nun kehrten sie zurück, die überstolzen Sprößlinge des alten Königsgeschlechtes, mit ihnen tausend überwunden geglaubte Vorurteile und längst von der Zeit überholte Einrichtungen. Selbst unfähig, nur der Gnade der Sieger Thron und Land verdankend, gebärdeten sie sich bald wieder so übermütig, so hochfahrend und despotisch, wie ihre Vorfahren. Der König selbst war gutmütig, sein beschränkter Bruder, Graf von Artois, der spätere König Karl X., erwies sich dagegen vom Tage an, da er Paris betrat, als erbitterter Feind aller Bürg-[illegible] der Volksfreiheit und einer konstitutionellen Regierung; seine Söhne, die Herzöge [illegible]lême und Berry waren des Vaters würdig. Nur ein Lächeln des Mitleids [illegible] Bewerber um das Erbe Napoleons verdient, doch nimmer eine Königskrone!

Die Friedensverhandlungen begannen am 23. April mit dem Abschluß einer Konvention, die als Preis für die rasche Räumung Frankreichs durch die Verbündeten die sofortige Preisgabe aller Festungen verlangte, die außerhalb der Grenzen lagen, die vor dem Jahre 1792 den Besitz der Bourbonen bestimmten; alles Kriegsmaterial sollte den Siegern zufallen. Am 30 Mai folgte dann der endgiltige Friedensschluß, der Frankreich in die Grenzen verwies, die es vor den Revolutionskriegen hatte. Ein Kongreß aller beteiligten Mächte sollte in Wien die zurückgewonnenen Länder verteilen und zugleich die inneren Angelegenheiten Deutschlands ordnen. Großes war erreicht, aber den Völkern, die Gut und Blut dahingegeben hatten, sollte der Lohn vorenthalten bleiben, nur für die „Befreiung“, aber nicht für die „Freiheit“ sollten Hunderttausende sich geopfert haben. „Mit dem Abschluß des ersten Pariser Friedens,“ klagte Schlosser einst in tiefer Verbitterung, „war das Schicksal der Völker Europas wieder in die Gewalt der Fürsten, Aristokraten, Pfaffen und Diplomaten gegeben. Überall trat eine mit wachsender Konsequenz durchgeführte Reaktion ein, und den Völkern ward nicht nur fast alles dasjenige wieder entrissen, was sie trotz Napoleons Eroberungssucht und Bedrückung mittelbar durch ihn gewonnen hatten, sondern man gab ihnen sogar den Lohn nicht, der ihnen versprochen worden war, als es darauf ankam, das Vaterland zu befreien. Den Deutschen wurde für ihre langen Leiden und ihre ungeheuren Anstrengungen nichts gewährt. Die Preußen erhielten die verheißene freie Verfassung nicht, in Mecklenburg lebte die Leibeigenschaft, in Hannover gar die Tortur

Erster Pariser Friede. 30. Mai 1814.



Fürst Metternich.

wieder auf. Deutschland als Ganzes vor allem durfte keine wirkliche Gestalt und kein Ansehen unter den Völkern gewinnen, dafür sorgte auf dem Wiener Kongresse ebensowohl die Eifersucht und der Neid deutscher Fürsten und Edelleute, als auch die egoistische Politik der englischen Aristokraten und die Zersplitterung aller Interessen.“

Wiener Kongreß.

Zwei Monate nach dem Pariser Frieden, also Ende Juli, hatten die Abgesandten der kriegführenden Mächte in Wien sich vereinigen wollen, doch es ward November, ehe unter Metternichs Leitung die Arbeiten des großen Kongresses beginnen konnten, der in der alten Kaiserstadt eine so glänzende Gesellschaft vereinte, wie sie Deutschland seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Gerade die Vereinigung so vieler Großen dieser Erde trug die Schuld daran, daß der Kongreß, der einen großen Teil der alten Welt neu aufteilen sollte, „mehr tanzte als marschierte“, viel mehr Zeit prunkvollen Festen als der ernsten Arbeit widmete. „In einem steten Rausch,“ schrieb Gervinus, „wechselten Privatbälle und Hofredouten, Maskeraden und lebende Bilder, Feuerwerke und Karussells, Jagden, Wagen- und Reiterzüge, Musterungen und Feldübungen der Truppen. Heute ein wenig passendes Totenamt für

[illegible] andern Tag eine prachtüberladene Schlittenfahrt. Die [illegible] Bild war von der außerordentlichsten Mannigfaltigkeit. In [illegible] Sälen zusammengedrängt, wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, [illegible] kriegerische und politische Größen, der prunksüchtige Adel von [illegible] und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der [illegible] Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, [illegible] Spieler, Tänzer und Sänger in Masse durcheinander; die verfeinerten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den roheren der halborientalischen Großen."

Die bunte Pracht der Feste mußte notwendig auch die Arbeiten und Beschlüsse des Kongresses beeinflussen: in den knappen Pausen zwischen Tanz und Spiel, zwischen Tierhetzen und galanten Abenteuern, zu denen der Schwarm koketter Damen der ganzen und halben Welt überreichlich Gelegenheit bot, entschied man über das Schicksal weiter Gebiete so rasch und leichtfertig, als handelte es sich um kleine Tauschgeschäfte zwischen nachbarlichen Gutsherren. „Man machte Staaten wie Fabrikware schnell fertig, aber gebrechlich. Die monarchische Anhänglichkeit alter treuer Unterthanen, die sittliche Tüchtigkeit der Stämme wog nicht in der Schale, sondern nur die Kopfzahl und die Steuerfähigkeit; das Recht und der Besitz der Unabhängigkeit der Völker ward nicht geachtet, wo sie ungelegen war. Die Anziehungs- und Abstoßungskraft des nationalen Gefühls, die mächtigste Kraft in lebensfähigen Völkern, ward nicht angeschlagen. Die Gemeinsamkeit der Sprache war sowenig ein Grund für Staatenbildungen, wie die Verschiedenheit der Religionen oder Rassen ein Hindernis." Der alte Blücher hatte wahrlich recht, wenn er mit grimmem Hohn an seinen Freund Rüchel schrieb: „Der ganze Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen. Wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht." Großes sollte geschehen, und in kleinlichen Machtstreitigkeiten vergeudete man die Zeit, die dem Wohl der Völker hätte gewidmet sein sollen. Wenige Monate nach den furchtbarsten Schlachten der Neuzeit glaubte man allen Ernstes, durch Verträge den — ewigen Frieden sichern zu können . . .

Und doch fehlte nicht viel, so wären aus den guten Freunden von gestern erbitterte Feinde geworden: der Streit um das Schicksal Sachsens, dessen König noch immer Gefangener der Verbündeten war, drohte den Bund der Gegner Napoleons zu sprengen. Preußen erhob Anspruch auf das ganze Land, Metternich und Talleyrand, die im Solde Friedrich Augusts standen, eiferten mit allen Mitteln dagegen; jeder Tag konnte offene Feindseligkeiten bringen. Gerade in dem Augenblick aber, in dem die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hatte, schlug wie eine Bombe die Alarmnachricht mitten unter die Fürsten- und Diplomatenschar: „Napoleon hat Elba verlassen und ist am 1. März an Frankreichs Küste gelandet."

Napoleons Flucht.

Nicht die mangelhafte Bewachung durch die englische Mittelmeerflotte, sondern die Mißwirtschaft der Bourbonen ermöglichte es dem Kaiser, schneller als selbst seine Anhänger es zu hoffen wagten, nach Frankreich zurückzukehren. Das Volk hatte über Napoleons Sturz gejubelt, weil es nach der Wiederkehr der alten Freiheit sich sehnte, weil die Lasten und Beschränkungen unerträglich geworden waren. Das Königtum hatte jedoch die Fesseln nicht gelöst, [illegible] noch fester geschnürt; der Militärdiktatur, die doch immerhin ein moderner Geist [illegible] eine an die schlimmen Tage des fünfzehnten Ludwig erinnernde, aristokratische [illegible] gefolgt, deren bigotte Frömmelei und hochmütige Willkür das Bürgertum rasch [illegible] daß es „vom Regen in die Traufe" geraten war. An Stelle des kränklichen

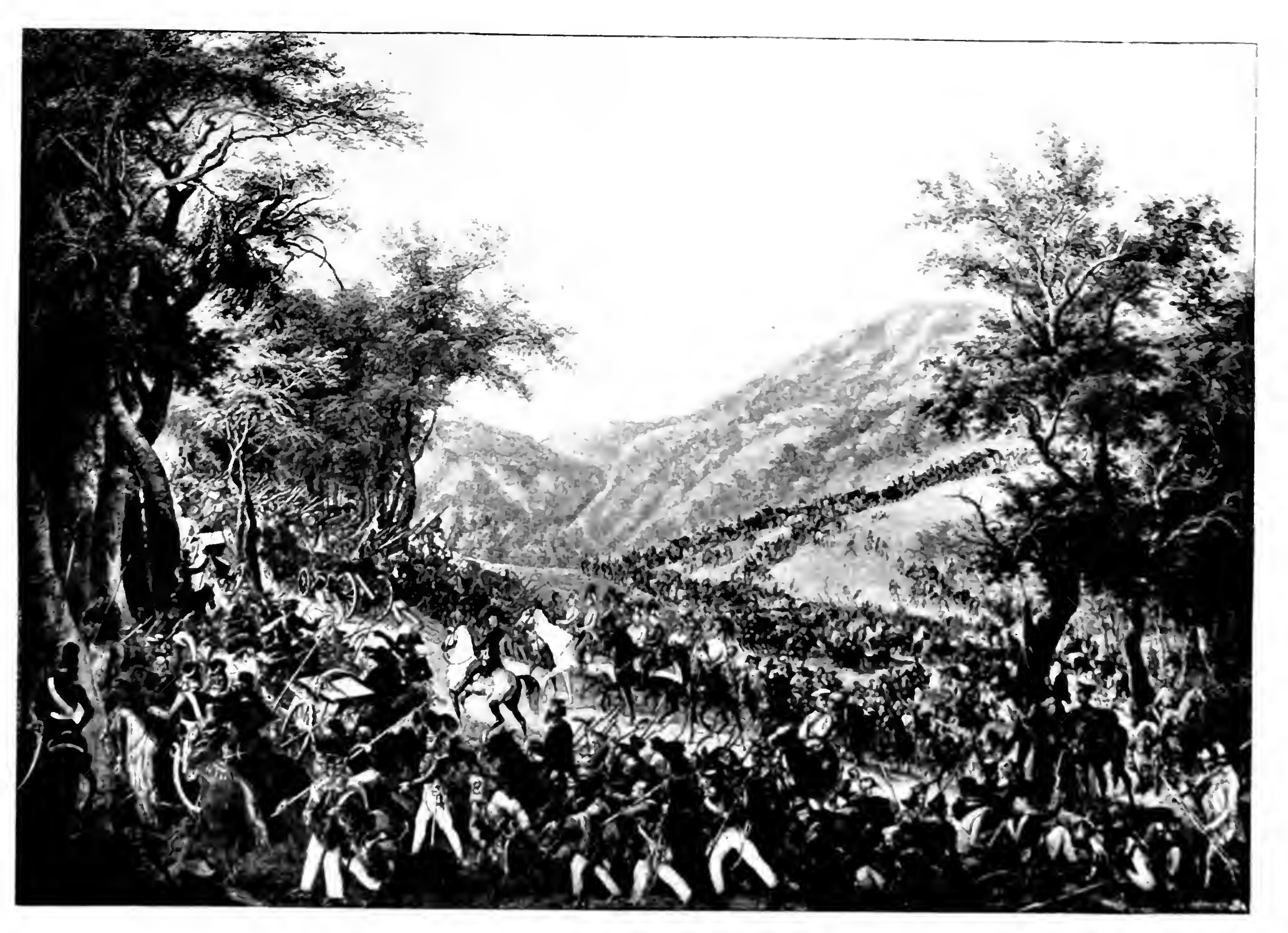


Napoleon verläßt am 26. Februar 1815 die Insel Elba.
Nach dem Gemälde von Beaume in der Galerie zu Versailles.

[illegible] Graf Blacas die Zügel der Regierung, und was er nicht verdarb, [illegible] und Neuen Ludwigs XVIII. zu zerstören; mit thörichteren Mitteln [illegible] ein neuer Regent seine auf schwankendem Grunde aufgebaute Herrschaft zu be- [illegible] Die populäre Kaisergarde verwies man aus der Hauptstadt und umgab [illegible] wieder mit einer Leibwache aus besoldeten Schweizern, die verdienten, kriegs- [illegible] Offiziere mußten ihre Stellen jungen adeligen Laffen abtreten, die nur auf dem glatten Parkett der Salons zu marschieren verstanden. Dazu kam die Knebelung der Presse, die Verfolgung der ehemaligen Mitglieder des Konvents und die Rückgabe vieler Staats- güter an die heimgekehrten Emigranten — kein Wunder also, daß es gärte, ehe ein Jahr vergangen war, daß die Bevölkerung des ganzen Landes sich jubelnd dem Befreier zuwandte, der an der Spitze eines rasch ihm zugeströmten Heeres nach Paris eilte und am 20. März in den Tuilerien wieder einzog, aus denen die Bourbonen kurz vorher geflüchtet waren.

Der Wiener Kongreß faßte zum ersten Male seine Entschlüsse mit einer ihm sonst so fremden Eile: schon am 13. März erließ er eine Achterklärung gegen den Flüchtling, die den Feind und Störer der Ruhe des Erdballs dem öffentlichen Strafgericht preisgab, und am 25. März wurde der Vertrag von Chaumont erneuert, der die Mächte verpflichtete, all ihre Kräfte zur Niederwerfung Napoleons aufzubieten. Nicht weniger als 800000 Mann sollten unter die Waffen gerufen und der Krieg nicht früher beendet werden, bis der Corse, jeder Macht beraubt, besiegt am Boden liege. Die Gefahr, die ihm drohte, erkannte der Kaiser wohl, doch er mühte sich vergeblich, den Ring der Verbündeten durch die kleinen Mittel diplomatischer Geschicklichkeit zu sprengen; nur Frankreich selbst konnte ihm Schutz gewähren. Aber gerade in dem Augenblick, der über sein Schicksal entschied, zeigte es sich besonders deutlich, daß Napoleon ein genialer Feldherr, aber kein großer Staatsmann war. Statt die leicht zu entflammende Nation durch die Verheißung voller Befreiung vom despotischen Zwang für sich zu gewinnen, enttäuschte er die Hoffenden und Harrenden durch die Aufrechterhaltung der alten vielbefehdeten Verfassung und ihrer bedenklichen „Verbesserungen" durch die Bour- bonen; statt als erster Bürger an die Spitze des kriegerischen Volkes zu treten, mühte er sich eifrig, den alten Glanz des Kaisertums wiederherzustellen. Er selbst war es, der die Kräfte Frankreichs lähmte und seinen weit überlegenen Gegnern den Sieg noch erleichterte.

Der gewaltigen Heeresmacht der Verbündeten, die anfangs Juni des Jahres 1815 kampfbereit an der Grenze stand, vermochte Napoleon nur ein kleines Heer entgegenzustellen, das allerdings zum größten Teil aus den sieggewohnten Regimentern bestand, die nach dem Pariser Frieden aus Deutschland zurückgekehrt waren. Während die Hauptarmee unter Schwarzenberg wieder vom Rhein her in Frankreich einbrechen sollte und deshalb ihren Weg durch die Vogesenpässe nahm, hatte sich Blücher, der unter Gneisenaus Beistand seine Preußen noch einmal zum Siege führen durfte, in Belgien mit dem von Wellington befehligten eng- lischen Hilfsheer vereinigt. Ihnen galt der erste Stoß, den Napoleon führte; sie wollte er zunächst vernichten und dann dem Ansturm der Österreicher und Russen begegnen. Am 12. Juni verließ er Paris, schon am 15. eröffnete er an der Sambre den Kampf und drängte die Preußen hinter Charleroi zurück. Sein kühner Plan — ein letztes Aufflackern des wunderbaren Feldherrngeistes — zielte dahin, die französischen Korps zwischen die beiden [illegible] Heere zu schieben und seine getrennten Gegner einzeln zu schlagen. Anfangs gelang [illegible] Wunsch; Blücher ließ sich im Vertrauen auf die von Wellington ihm versprochene [illegible] Ligny in ein Gefecht verwickeln, das nach stundenlangem, mörderischem Kampfe mit



Kaiser Franz I. zieht mit den verbündeten Heeren über die Vogesen.

Nach dem Gemälde von J. N. Hoechle d. J.

[illegible] Der greise Feldmarschall war dabei selbst in ernste [illegible] Nur durch die Unerschrockenheit seines Adjutanten Nostiz gerettet [illegible] Dann kämpfte Ney bei Quatrebras mit ebenso viel Glück gegen die [illegible] Armee, die einen ihrer besten Offiziere, den tapferen Führer der [illegible], Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls, verlor. Wellington allein [illegible], daß der 16. Juni zwei Niederlagen statt eines Sieges sah.

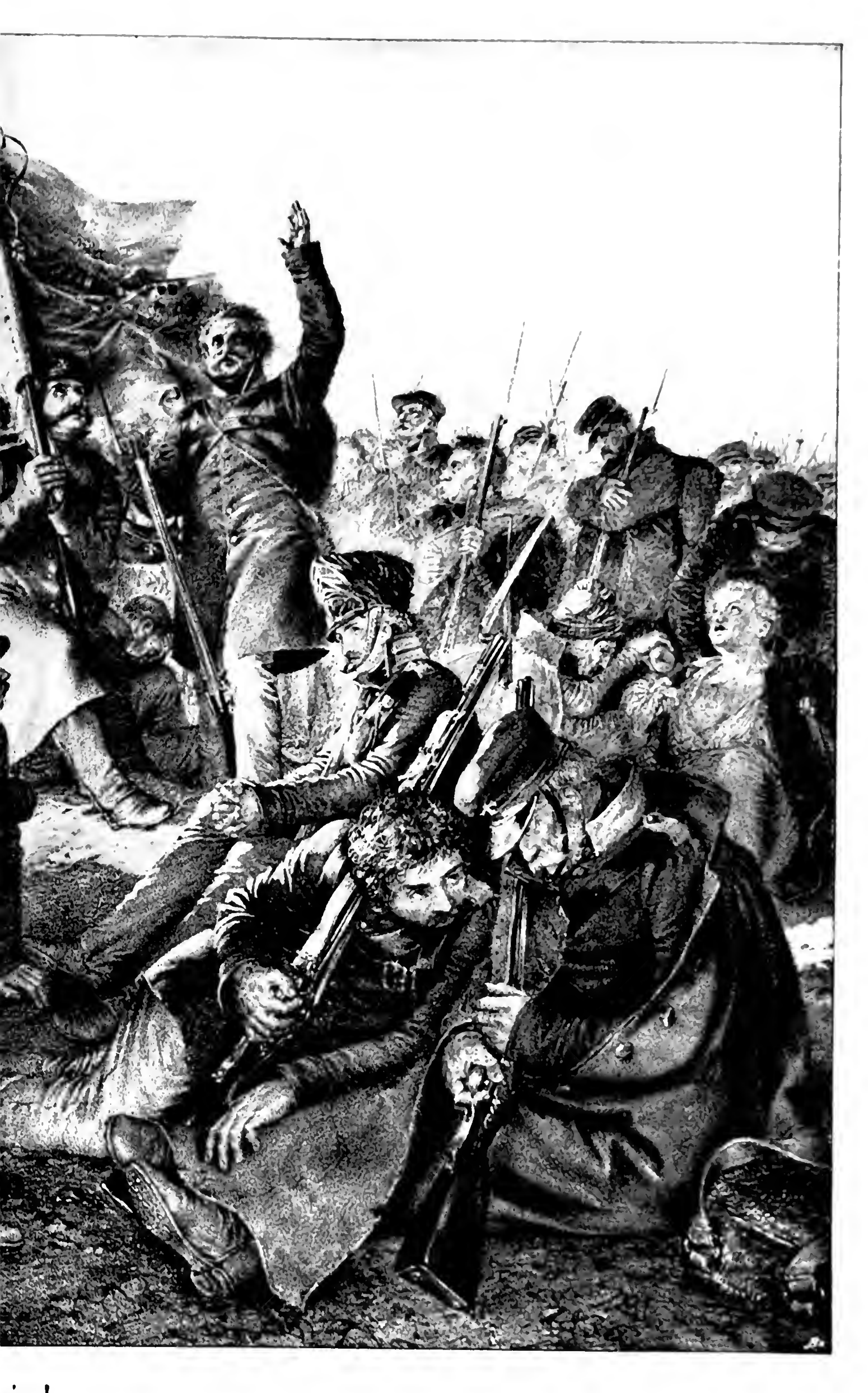
Der Feldzug in Belgien hätte leicht eine den Verbündeten ungünstige Wendung nehmen können, wenn der Kaiser die Spannkraft und Ausdauer seiner Gegner nicht ebenso unterschätzt hätte, wie der englische Feldherr die Tapferkeit der französischen Armee. Hätte Napoleon schon am 17. Juni einen neuen Angriff gewagt, so wäre nicht zugleich mit der Sonne des 18. Juni auch sein Stern in das nächtliche Dunkel hinabgesunken; so aber gönnte er seinen Truppen einen Ruhetag und ließ den Preußen, die er in wilder Flucht auf dem Weg nach der Maas glaubte, Zeit, die geschlagenen Regimenter wieder zu sammeln. Was Gneisenau in jenen Tagen vollbrachte, gehört zu den glänzendsten Ruhmesthaten der deutschen Kriegsgeschichte. Die Führung des ganzen Heeres lag nach Blüchers Unfall bei Ligny allein auf seinen Schultern. „Die ihn sahen in seiner majestätischen Ruhe, wie er schweigend in der Nähe von Brye hielt, ahnten nicht, welche schweren Gedanken ihm Kopf und Herz bestürmten". Nur ein Wunsch erfüllte in jenen ernsten Stunden seine Seele: siegen, so schnell als möglich siegen, ehe die Unglücksbotschaften von Ligny und Quatrebras auf die Entschlüsse und Pläne der verbündeten Monarchen lähmend einwirken konnten. Er wagte das äußerste — eine Schlacht zwei Tage nach einer Niederlage, er wagte den Kampf mit einem siegreichen Gegner, obwohl Engländer und Preußen noch weit getrennt standen. „So unerschüttlich war die sittliche Spannkraft dieses Heeres, daß die Regimenter nach wenigen Stunden der Nachtruhe wieder in guter Ordnung beisammen standen. Keine Spur von jener gedrückten Stimmung, die nach unglücklichen Kämpfen selbst den Tapferen überkommt; gleich lebhaft verlangten die Soldaten wie die Führer nach einer neuen Schlacht, um die Scharte auszuwetzen. Mühsam wateten die Braven, die seit drei Tagen auf dem Marsch oder im Gefecht gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Der frohe Mut blieb unverwüstlich: am Morgen des 18. Juni sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen! Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen, ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „Vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!"

Die Schlacht bei Ligny war verloren worden, weil der englische Feldherr sein Versprechen nicht hielt, die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo endete mit einem glänzenden Siege, weil die Preußen fast genau zu der im voraus bestimmten Stunde auf der Walstatt eintrafen, um Wellingtons ermattende Truppen abzulösen. Napoleon war des Sieges so gewiß, daß er angesichts der feindlichen Aufstellung noch eine große Heerschau, die letzte in seinem Leben, abzuhalten wagte. Die etwa 68000 Mann starke englisch-niederländische Armee bezog inzwischen eine vortrefflich gewählte Verteidigungsstellung rechts und links von der nach Brüssel führenden Landstraße, auf einem niedrigen, langgestreckten Höhenzug. Kaum [illegible]tausend Schritt war die Schlachtordnung lang, so daß die Regimenter dicht gedrängt [illegible]standen, eine feste Mauer, an der die ungestümen Angriffe der Franzosen zer[illegible]ten. Gegenüber, auf einem zweiten Höhenzuge, dessen Mittelpunkt der Pachthof [illegible] bildete, bereitete die kaiserliche Armee sich zum Ansturm vor.



Nach einer Lithog

Beilage zu: [illegible] Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".



cial!

Adolf Menzel (1836).

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.





August Neithardt von Gneisenau.
Nach dem Gemälde von W. Camphausen.

„Napoleons Plan", heißt es in einem ergreifenden Schlachtbericht, „war einfach der, durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten, mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heranzugelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheure Massenschläge den

[illegible] Gegner unterschätzen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden, heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers, zeigte er die ganze Wildheit des Jakobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolkes zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders des Großen mit ihrem Elephantentritt alles zermalmten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurücksinken der Angreifer gleich der Brandung am felsigen Strande, bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Plan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwickelung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden Schicksals. Der letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherrn genau die Rolle zugewiesen hatte, die der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Verteidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche, stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wog, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens."

Kurz vor der Mittagstunde begann Napoleon den Ansturm, und schon lange bevor die Abenddämmerung sich auf die blutgedüngte Walstatt herniedersenkte, war die französische Armee vernichtend geschlagen; selbst die stolze Kaisergarde war völlig aufgerieben und zur eiligen Flucht gezwungen worden. Die Kraft der englischen Armee hatte sich in dem stundenlangen heißen Ringen völlig erschöpft, und nur Trümmer seiner am Morgen noch so stolzen Regimenter waren es, mit denen Wellington, um dem Sieg einen symbolischen Ausdruck zu verleihen, bis zu den vorher von den Franzosen besetzten Stellungen vorrückte. Die trotz der schweren Märsche noch frischeren Preußen dagegen ließ Gneisenau, der in der Schreckensnacht von Jena die Bedeutung einer Verfolgung „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" erkannt hatte, den fliehenden Feinden rastlos die ganze Nacht hindurch folgen. Ohne Hut und Degen mußte der Kaiser vor den deutschen Lanzenreitern flüchten, die wie Rachefurien sich an seine Fersen hefteten; sein Wagen mit schier unschätzbaren Kostbarkeiten fiel dem preußischen Fußvolk in die Hände — heute noch bewahrt das Berliner Zeughaus als bedeutsamste Trophäe des Corsen Hut und Degen. Am Abend der Schlacht waren die Verluste beider Heere nahezu gleich — mehr denn 90 000 Mann lagen in ihrem Blute — aber die nächtliche Verfolgung forderte noch so viele Opfer, lockerte derart die letzten Bande der Ordnung, daß nur ein Bruchteil der kaiserlichen Armee in halbwegs guter Verfassung nach Paris zurückkehrte. „Ein Heer, wie das französische," urteilte der geistvolle Stratege Clausewitz, der Kriegsgefährte Blüchers und Gneisenaus, „durch eine mehr als zwanzigjährige Folge von Siegen veredelt, das in seiner ursprünglichen Ordnung das dichte Gefüge, die Unzerstörbarkeit, man möchte sagen, auch den Glanz eines Edelsteins zeigt; dessen Mut und Ordnung in der zerstörendsten Glut der Schlacht durch die bloße Gefahr sich nicht löst: ein solches Heer flieht, wenn die edlen Kräfte gebrochen sind, die ihm sein Gefüge gegeben haben, das Vertrauen zu seinen Führern, das Vertrauen zu sich selbst und die heilige Ordnung des Dienstes, ein solches Heer flieht in atemlosen Schrecken vor dem Schalle einer Trommel, vor den fast an Scherz streifenden Drohungen seiner Gegner!" Die neuere Kritik hat als [illegible] der schweren Niederlage der kaiserlichen Armee fast übereinstimmend den Mangel an [illegible], den Napoleon in dem ganzen Sommerfeldzug des Jahres 1815 nicht zu



Wellington in der Schlacht bei Belle-Alliance — Waterloo am 18. Juni 1815.
Nach dem Gemälde von A. Cooper

[illegible] und scharfen Tadel erfährt überall die Haltung des größten Heerführers der Neuzeit in den Abendstunden des folgenschweren 18. Juni: „Keine heldenhafte [illegible], kein Todesritt in die Mitte der nachdrängenden Sieger, kein Versuch, unter einem der umflorten Adler seiner Garde einer Kugel zu begegnen. Der kleine Mann mit ungelenkem Leibe, von Schmerzen gepeinigt, die ihm das Reiten fast unmöglich machten, warf sich in seinen Wagen; bei Genappes dann von Gneisenaus verfolgenden Scharen beinahe ereilt, floh er zu Pferd über Feld und Flur, gönnte sich kaum kurze Rast in Charleroi und hielt sich erst hinter den Mauern von Philippeville so weit sicher, um sich den Schlaf zu gönnen, den er seit 36 Stunden entbehrt hatte. So trennte er sich von dem Wrack seiner Armee, so endete die Laufbahn des Kriegers und des Kaisers." Wahrlich, der Heldentod auf dem Schlachtfeld wäre Napoleons würdiger gewesen, als das Exil auf dem Felsenriff St. Helena...

Dieselbe Unentschlossenheit zeigte der Kaiser auch bei seiner Rückkehr nach Paris. Statt die Armee gegen die bourbonisch gesinnten Kammern auszuspielen, statt das ganze Volk zu den Waffen zu rufen und die letzten Mittel, seinem Sohne den wankenden Thron zu retten, zu erschöpfen, wie Lucian Bonaparte geraten hatte, verlor er kostbare und unersetzliche Tage durch unnütze Verhandlungen mit den von Fouché und Lafayette aufgehetzten Deputierten, die seine Abdankung forderten. Während die Truppen Blüchers und Wellingtons der Hauptstadt zustrebten, entsagte der Kaiser zum zweiten Male der Krone, die nach dem Willen der Sieger und der einflußreichsten Pariser Politiker nicht dem Sohne Napoleons, sondern wiederum Ludwig XVIII. zufallen sollte. Über diesen Punkt herrschte bald volle Einigkeit unter den Gegnern des Corsen, viel weniger aber darüber, was mit dem Entthronten geschehen sollte, wenn er den Verbündeten in die Hände fiele; Blücher und Gneisenau verlangten im Namen der ewigen Gerechtigkeit und zur Sühne für das vergossene Blut den Tod des Verhaßten, während sich der englische Feldherr einer solchen „Ermordung" auf das Entschiedenste widersetzte. Inzwischen rückten die preußischen Korps in Eilmärschen gegen die Seine vor, zwangen Paris zur Kapitulation und hielten am 7. Juli zum zweiten Male ihren Einzug in Frankreichs Hauptstadt. Diesmal benutzte Blücher die günstige Gelegenheit, unbehindert durch Diplomatenränke und -tücken all das zurückzufordern, was Napoleons Heere aus den unterjochten Landen geraubt hatten. So kehrte denn, wie Pertz erzählt, alles an seine alte Stelle zurück, der Apoll ins Belvedere, die Venus in das Haus der Medizi, der Löwe nach Venedig, das Viergespann auf die Markuskirche; die Archive des Vatikans, Turins, Spaniens, Hollands, die Tausende kostbarer Handschriften und Drucke der deutschen, niederländischen, italienischen Bibliotheken wanderten in ihre Heimat zurück, und der lebhaften Verwendung der preußischen Staatsmänner, besonders Wilhelm von Humboldts und Eichhorns verdankte es Deutschland, daß ein kostbarer Teil der pfälzischen Bibliothek, die durch Tilly und Maximilian von Bayern nach Rom gekommen war, der Universität Heidelberg zurückgegeben wurde...

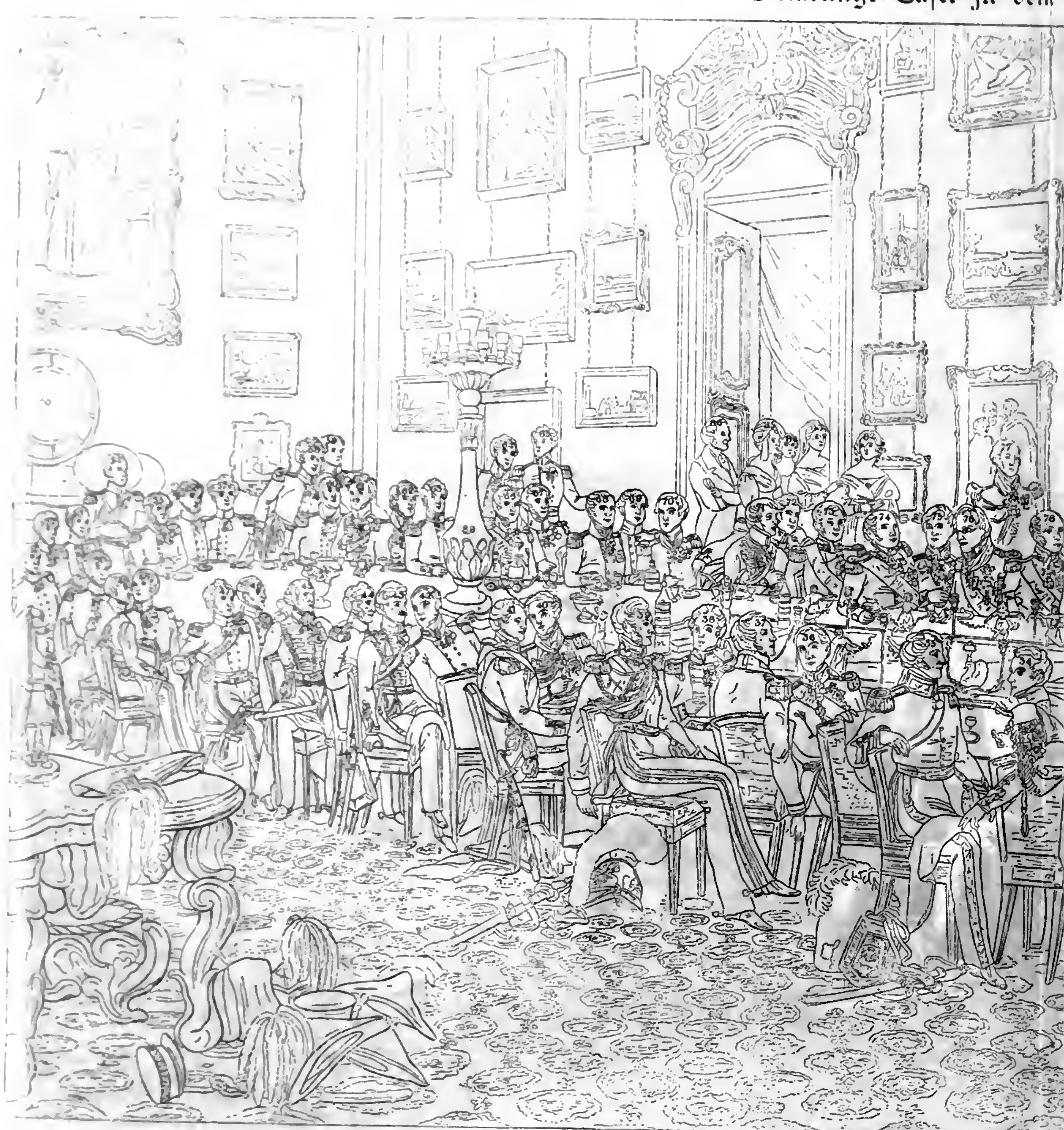
Napoleons Abdankung. 22. Juni.

Napoleon hatte sich unterdessen vor den nahenden Armeen der Verbündeten an die Küste des Atlantischen Oceans geflüchtet, um von dort auf einer im Hafen von Rochefort bereitliegenden Fregatte nach Amerika überzusetzen; als die Wachsamkeit der englischen Flotte diesen Plan durchkreuzte, entschloß sich der gebrochene Mann, die Großmut des Volkes anzurufen, das er so lange mit größter Erbitterung bekämpft hatte: er ging an Bord des britischen Kriegsschiffes „Bellerophon". Von diesem Augenblick an war er Gefangener und blieb es bis zu seinem nahen Ende. Statt nach England, wie er gehofft und gewünscht hatte, wurde er auf Vorschlag der Londoner Regierung, die sich zur Bewachung bereit erklärt

[illegible]

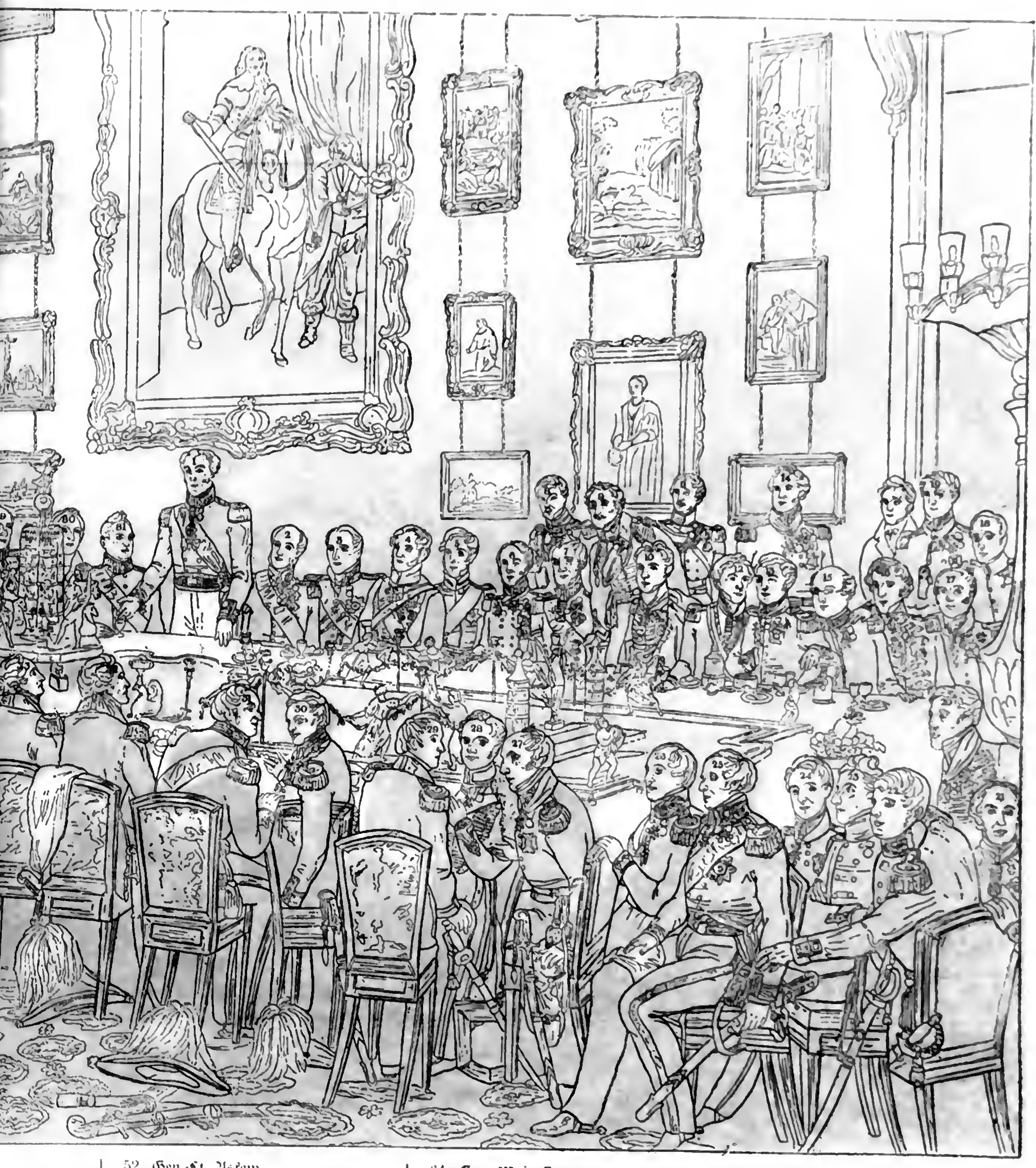


Erklärungs-Tafel zu dem



… v. Wellington.	13. Gen.-Lt. Lord Fitz-Roy Somerset.	26. Gen.-Maj. Clement Hill.	39. Gen.-Maj. Lyg…
	14. Gen.-Maj. Macdonnel.	27. Gen.-Maj. Waters.	40. Gen.-Lt. Adam…
… rai…der	15. Oberst Egerton.	28. Oberst Gurwood.	41. Oberst-Lt. Gar…
	16. Gen.-Maj. Bowater.	29. Gen.-Maj. Broke Vere.	42. Gen.-Maj. Elp…
	17. Gen.-Maj. Scovell.	30. Gen.-Lt. Hardinge.	43. Oberst Taylor.
	18. Oberst Dawkins.	31. Gen.-Lt. Lord Vivian.	44. Oberst Allix.
	19. Oberst Macdonald.	32. Gen.-Lt. Elley.	45. Gen.-Maj. Joh…
	20. Oberst Hugh Roß.	33. Gen.-Lt. Campbell.	46. Oberst Calvert.
	21. Gen.-Lt. Barnes.	34. Gen.-Lt. Barnard.	47. Gen.-Maj. Slei…
	22. Oberst-Lt. Drummond.	35. Oberst-Lt. Lord Sandys.	48. Gen.-Maj. Tou…
	23. Oberst-Lt. Lord John Somerset.	36. Gen.-Lt. Kempt.	49. Oberst Lord M…
	24. Gen.-Lt. Maitland.	37. Gen.-Maj. Lord Harris.	50. Oberst Blai…
… r	[illegible] Gen.-Maj. Lord Saltoun.	38. Oberst-Lt. Rowan.	51. Oberst Parkins…

lde: „Waterloo-Bankett".



...one.

...f.

...Mercer.

...

52. Gen.-Lt. Askew.
53. Oberst Luellyn.
54. Gen.-Maj. James Hay.
55. Oberst Freemantle.
56. Oberst Dance.
57. Oberst Damer.
58. Oberst Hoste.
59. Gen.-Maj. Ady
60. Oberst Townsend.
61. Oberst Grant.
62. Gen.-Maj. Willoughby Hooke.
63. Oberst Reeve.
64. Gen.-Maj. Gomme.
65. Oberst Stretton.
66. Gen.-Lt. Vandeleur.
67. Gen.-Maj. O'Malley.
68. Gen.-Maj. Straton.
69. Oberst Lord Hotham.
70. Gen.-Lt. Reynell.
71. Gen.-Maj. Murray.
72. Gen.-Maj. D'Oly.
73. Gen.-Maj. Kerrison.
74. Gen.-Lt. Lambert.
75. Gen.-Lt. Halkett.
76. Gen.-Maj. Dickson.
77. Prinz Castelcicala, neapolitanischer Gesandter.
78. Gen.-Lt. Lord Strafford.
79. General Lord Hill.
80. Lord Bathurst.
81. König Georg IV.
82. Miß Somerset.
83. Graf von Westmoreland.
84. Miß Charlotte Somerset.
85. Lady Fitz Roy Somerset.
86. Maler Salter.



Bankett in Apsley-House zur Erinnerung an die Schlacht bei W

Nach dem Gemälde

Mit Genehmigung der Verwal



o. Gegeben vom Herzog von Wellington am 18. Juni 1836.

illiam Salter.

s Städtischen Museums zu Leipzig.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung.

Extra-Blatt No. 1. Sonnabend, den 24sten Juni 1815.

Berlin, vom 24. Juni.
Morgens 3 Uhr.

So eben langt, aus dem Hauptquartier Sr. Durchlaucht des Fürsten Blücher von Wahlstadt, durch den als Courier abgesandten Lieutenant Nernst, folgendes Schreiben an mich hier an:

„Ewr. Excellenz benachrichtige ich, daß ich gestern, in Verbindung mit der Englischen Armee unter dem Herzog von Wellington, den vollständigsten Sieg, der nur erfochten werden kann, über Napoleon Bonaparte davon getragen habe. Die Schlacht fiel in der Nähe einiger einzelnen auf der Straße von hier nach Brüssel belegenen Häuser: „la belle alliance" (die schöne Allianz) genannt, vor, und einen besseren Namen dieses wichtigen Tages kann es wohl nicht geben. Die französische Armee ist in einer völligen Auflösung, und eine außerordentliche Menge von Geschütz erobert. Die Zeit erlaubt es mir nicht, Ewr. Excellenz in diesem Augenblick mehreres mitzutheilen. Ich behalte mir die Details vor, und bitte Dieselben nur, den guten Berlinern diese frohe Nachricht mitzutheilen.

Hauptquartier Gemappe, den 19ten Juni 1815 Morgens 5½ Uhr.

Blücher."

Der Lieutenant Nernst fügt noch folgendes mündlich hinzu: Bei seinem Abgange hatte man bereits 192 Stück Kanonen, und mehr als das Doppelte an Munitions- und Proviantwagen gezählt. Die gesammten Equipagen Bonapartes und seiner Generale waren in unsere Hände gefallen. Der General Duhesme, der eine Abtheilung der alten Garde kommandirt, war tödtlich blessirt und mit 2 Adjutanten gefangen. Die ganze Nacht hindurch hatte der General-Lieutenant Graf von Gneisenau mit der ganzen Armee den Feind verfolgt, jedoch nirgends eine Gegenwehr gefunden. Der Fürst Blücher war im Begriff, sein Hauptquartier nach Charleroi zu verlegen. Bonaparte floh auf Avesne, von der Englischen Armee über Nivelles verfolgt. Am 19ten Mittags stand das Corps des General Vandamme noch dem 3ten Armee-Corps unter dem General Freiherrn v. Thielemann, bei Wavre gegenüber: Da die Straßen über Nivelles und Charleroi jenem Corps abgeschnitten, auch das deutsche Armee Corps von Trier aus auf Givet vorgedrungen ist: so ist Vandamme überall abgeschnitten, und ein Schicksal wie bei Culm kann ihn leicht zum zweitenmale ereilen.

Kalckreuth.

Zur Feier dieses glänzenden Sieges wird morgen, den 25sten, in allen Kirchen der Hauptstadt ein Tedeum begangen werden.

[illegible] auf dem Kriegsschiff „Northumberland“ nach dem zwischen Afrika und Südamerika einsam im Ozean liegenden Felseneiland St. Helena gebracht, auf dem er nach langer Überfahrt am 15. Oktober 1815 — just zwei Jahre nach der Völkerschlacht bei Leipzig — landete; vier ihm ergebene Männer, General Bertrand, die Grafen Montholon, Gourgaud und Las Cases teilten freiwillig das Exil mit dem gestürzten Titanen . . .

Während den Entthronten des Weltmeers Wogen langsam dem Verbannungsort entgegentrugen, ward in Paris ein heißer Streit um den Frieden geführt. Wie an der Donau, so spielte auch an der Seine der verschlagene Talleyrand die erste Rolle im Rat der Mächte; seiner Gewandtheit verdankte Frankreich die Milderung aller Bedingungen, die Preußen nach den Siegen der dritten Juniwoche gestellt hatte, seiner Unterwürfigkeit die ungerechtfertigte



Der Hafen von St. Helena zur Zeit des Exils Napoleons I.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

Milde des Zaren Alexander, seiner Heuchelei die Nachgiebigkeit Englands und Österreichs, er allein trug die Schuld daran, daß Preußen wiederum um den verdienten Lohn betrogen wurde:
20. Nov. 1815. Frankreich blieb, trotz einiger kleinen Gebietsabtretungen, nach dem zweiten Pariser Frieden immer noch größer, als es ein Vierteljahrhundert früher, vor den Revolutionskriegen gewesen war. Was Blücher mit banger Sorge vorgeahnt hatte, erfüllte sich, „aus den Kämpfen und Verhandlungen ging die teuer erkaufte Lehre hervor, daß keine der europäischen Mächte aufrichtig Deutschlands Heil, seine Sicherheit und Kraft wünschte; daß deutsche Mächte, die großen wie die kleinen, in der Stunde der Not gesucht und gefeiert und mit den bündigsten Versprechungen zur Hingebung ermuntert wurden, daß aber, sowie deutsche Heere den Sieg errungen hatten und der gemeinschaftliche Feind niedergeworfen war, keine deutsche Macht auf gerechte Entschädigung und auf die notwendigen Bedingungen der Unabhängigkeit rechnen durfte, sondern zusehen mußte, wie die anderen Mächte sich über Deutschlands Verlust die Hände reichten.“

Der Zar mochte fühlen, daß sein bester Freund, der König von Preußen, und sein klügster Berater, der Freiherr vom Stein, Grund genug hatten, Rußland gram zu sein, aber dennoch kam er Preußens berechtigten Forderungen nicht entgegen, sondern begnügte sich damit, unter dem Einfluß der überspannten Frau von Krüdener einen seltsamen Bundesvertrag zu entwerfen, der alle christlichen Herrscher der Erde zu einer „Heiligen Allianz" vereinigen sollte. Anknüpfend an ein frommes Wort Friedrich Wilhelms aus bedrängten Tagen (nach der Schlacht bei Bautzen): „jetzt kann uns nur Gott allein noch retten; siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben!", schrieb er eine Art von Glaubensbekenntnis nieder, das „der Welt zeigen sollte, das neue europäische Dreigestirn verdanke seinen Glanz Heilige Allianz.

Infolge der großen Ereignisse, welche die drei jüngstverflossenen Jahre bezeichnet haben, welche die göttliche Vorsehung denjenigen Staaten gewährt hat, deren Regierungen ihr Vertrauen in sie allein gesetzt hatten, überzeugt von der Notwendigkeit, die Beziehungen der Mächte zu einander auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des Erlösers lehrt, bezeugen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen im Angesicht der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß, die Lehren dieser heiligen Religion, Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die weit entfernt nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten üben und alle ihre Maßnahmen leiten sollen, zur alleinigen Regel ihrer Handlungen machen zu wollen, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten, als in ihren Beziehungen zu allen anderen Regierungen. Sie sind demnach über folgende Bestimmungen übereingekommen:

I. Den Worten der heiligen Schrift gemäß, die allen Menschen gebieten, sich als Brüder zu betrachten, verpflichten sich die drei Monarchen, durch die Bande einer unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden zu bleiben; und da sie sich immer und aller Orten Beistand und Hülfe leisten, da sie sich ferner in Beziehung auf ihre Unterthanen und Armeen als Familienhäupter betrachten, werden sie diese in demselben Geiste der Brüderlichkeit leiten, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen.

II. Der bestimmende Grundsatz, der zwischen diesen Regierungen sowohl als ihren Unterthanen in Kraft bleibt, ist demnach sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen ihre gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, sich als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten, wie denn die drei Fürsten selbst sich nur als die Beauftragten der Vorsehung ansehen, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren: indem sie so bekennen, daß die christliche Nation keinen anderen Souverän hat, als denjenigen, dem allein der Besitz und die Macht gebührt, weil in ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden: das heißt Gott, unseren göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Sie empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Vorsorge als einziges Mittel, seiner reinen Glückseligkeit teilhaftig zu werden, die aus einem reinen Gewissen entspringt und die allein dauernd ist, sich täglich in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Erlöser den Menschen gelehrt hat.

III. Alle diejenigen Mächte, welche diese geheiligten Grundsätze feierlich anerkennen wollen, werden mit eben so großer Bereitwilligkeit als Liebe in den Bund aufgenommen werden.

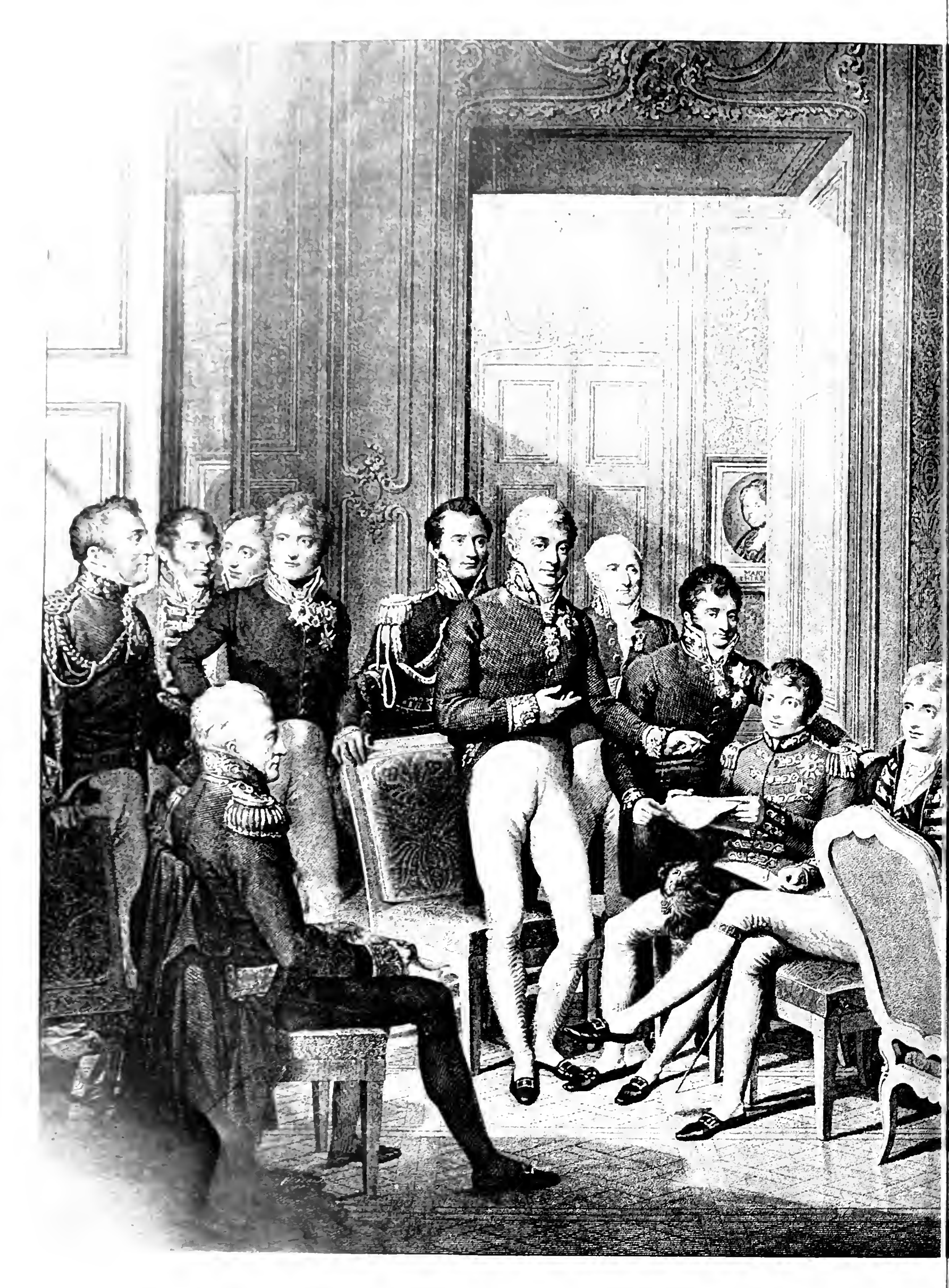
Der Heilige Allianz-Vertrag vom 26. September 1815.

allein der Sonne Christi." Aller Edelsinn und alle Glaubensinbrunst, sagt Treitschke, aber auch die ganze unklare Gefühlsseligkeit und die weltliche Eitelkeit dieses schwammigen Charakters waren in dem wundersamen Aktenstücke niedergelegt; die Erkenntnis, daß die europäische Staatengesellschaft eine lebendige Gemeinschaft bildet, diese alte halbvergessene Wahrheit, die sich nach den Gräueln des napoleonischen Zeitalters der Welt wieder übermächtig aufdrängte, empfing unter den Händen des Gottbegeisterten eine sonderbare, theokratische Umbildung. Die drei Monarchen von Österreich, Preußen und Rußland, so schrieb der Zar, betrachten sich als verbunden durch die Bande einer wahrhaften und unauflöslichen Brüderlichkeit, als Familienväter ihren Unterthanen gegenüber, und erkennen als den einzigen Souverän der einen christlichen Nation allein „Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten." Eine politische Bedeutung hat der wunderliche Bund, dem nach und

[illegible] ein [illegible] Herrscher, mit Ausnahme des Papstes, des Sultans und der englischen [illegible] niemals erlangt — er war und blieb nur eine romantische Episode . . .

[illegible] Tage von der Schlacht bei Belle-Alliance war nach langer, oft genug recht seltsamer und unwürdiger Arbeit, auch das „Länderflickwerk“ des Wiener Kongresses endlich zum Abschluß gelangt, jener „höchste Triumph fürstlichen Eigennutzes und dynastischer Anmaßung“, von dem J. F. Cotta einst an Charlotte von Schiller schrieb: „Nie mochte man noch gesehen haben, wie leichtsinnig hier mit dem Wohl und Wehe von Tausenden gespielt wird.“ Über die ersten Monate des Kongresses, die Teilnehmer und das Wiener Leben und Treiben jener Tage, ist an anderer Stelle (S. 283) schon gesprochen worden; wir können uns darum hier auf den Kern der Verhandlungen und jene Beschlüsse beschränken, die Deutschlands Einigung ein halbes Jahrhundert lang aufgehalten haben. Zwei scharf gesonderte Aufgaben waren es, die der Kongreß zu erfüllen hatte: einmal, weite Gebiete gemäß den Bestimmungen des ersten Pariser Friedens aufzuteilen, dann, die inneren Verhältnisse Deutschlands von Grund auf neuzugestalten. Beide wurden von den zünftigen Diplomaten so erbärmlich ausgeführt, daß ein Geschichtschreiber unserer Tage mit gutem Recht das scharfe Urteil fällen konnte: „Was der Pariser Friede versprochen hatte und was von den Teilnehmern des Kongresses so oft als ihre heilige Aufgabe bezeichnet worden war, den Völkern Europas den Frieden zu sichern und einen gerechten Ausgleich ihrer Interessen durchzuführen, das hat der Kongreß nicht im entferntesten gehalten. Er hat den unlautersten und eigensüchtigsten Länderschacher getrieben und so gut wie alle nationalen Fragen offen gelassen. Das neunzehnte Jahrhundert ist von schweren Kämpfen erfüllt worden, in denen die Völker sich mit großen Opfern erst die Anerkennung ihrer Rechte erringen mußten. Wer könnte behaupten, daß alles Unrecht auch heute schon gut gemacht sei, das der Wiener Kongreß in die Welt gesetzt hat?“

Die häßlichen Einzelheiten der langen Unterhandlungen zwischen den europäischen Staaten haben heute, am Ende des Jahrhunderts, heute, da die Jahre 1866 und 1870 die schlimmsten der Schäden des Jahres 1815 beseitigten, noch weniger als früher Anspruch auf historische Festlegung; darum sollen nur die Ergebnisse hier erwähnt, nur ein Bild der neuen Grenzen der wichtigsten Staaten skizziert werden: Die Zahl der Königreiche hatte um zwei sich vermehrt, um Hannover, dessen Kurfürst sich selbst die höhere Würde übertrug, und um die neugebildete niederländische Monarchie der Oranier. Von der reichen Beute, die zur Verteilung stand, nahm England die wertvollsten Stücke, das vordem holländische Kapland, Teile von Guyana und die herrliche Insel Ceylon, und hob seinen Kolonialbesitz damit auf eine von keinem anderen Staate erreichbare Höhe. Österreich sicherte sich in Italien das Übergewicht, um dort alle nationalen Einigungsbestrebungen erfolgreich niederhalten zu können. Preußen hatte, da niemand seine Forderungen nachdrücklich unterstützte, die Erwerbung des ganzen Königreichs Sachsen nicht durchzusetzen vermocht, es mußte sich mit einem Teil des Landes begnügen und auf Leipzig verzichten, für das der Zar als Entschädigung — Thorn überließ. Viel bedeutsamer war die Vergrößerung des Reiches der Hohenzollern an der Westgrenze, am Rhein; zu seinen früheren Besitzungen erhielt es das Großherzogtum Berg, Teile des Erzbistums Köln, des Herzogtums Westfalen, Dortmund, Corvey, Aachen, Jülich, die Eifel- und Moselgebiete um Trier, das Nahe- und Saargebiet — eine Provinz, die ihrem Werte nach damals von allen verkannt, heute zu den besten und reichsten Landesteilen Preußens zählt: „Auf dem Wiener Kongreß glichen die Rheinlande dem Stein, den die Bauleute verwarfen, bis Preußen sich endlich des Steines annahm Er ist zum Eckstein geworden“, sagt Koser.



Der Wien

Nach einer Kreidezeichnung Jean B

Erklärungs-Tafel zu dem Bilde: „Der Wiener Congreß".

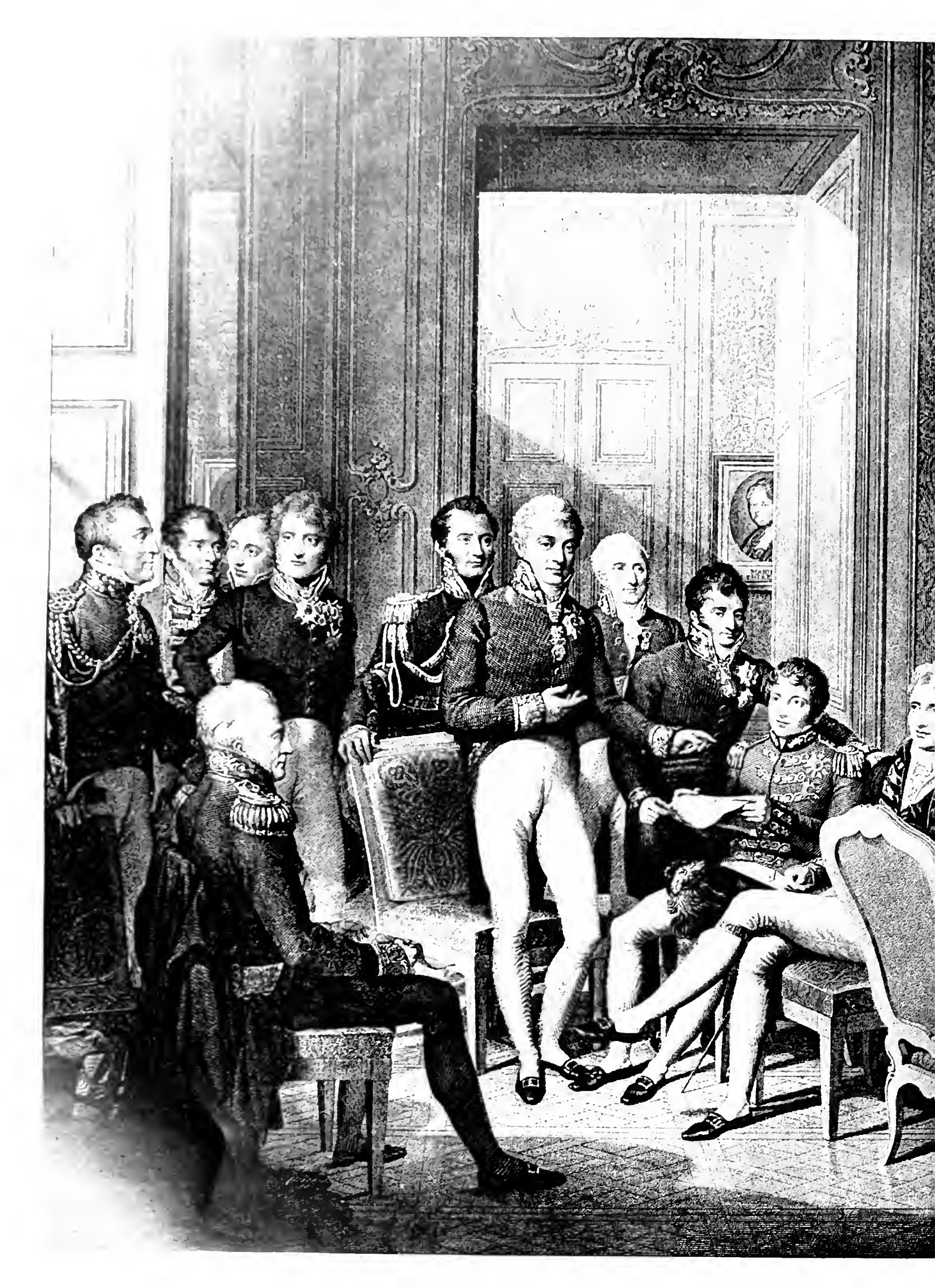


1. Wellington (England).
2. Graf Lobo (Portugal).
3. Saldana (Portugal).
4. Graf Löwenhielm (Schweden).
5. Noailles (Frankreich).
6. Fürst Metternich (Österreich).
7. Dupin (Frankreich).
8. Graf Nesselrode (Rußland).
9. Palmella (Portugal).
10. Castelreagh (England).
11. Dalberg (Frankreich).
12. Wessenberg (Österreich).
13. Fürst Rasumowsky (Rußland).
14. Lord Stewart (England).
15. Labrador (Spanien).
16. Clancarty (England).
17. Wacken.
18. Gentz, Generalsekretär des Kongresses.
19. Wilh. v. Humboldt (Preußen).
20. Cathcart (England).
21. Fürst Hardenberg (Preußen).
22. Talleyrand (Frankreich).
23. Graf Stackelberg (Rußland).

ion...

sabeys gestochen von Godefroy.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Der Wien

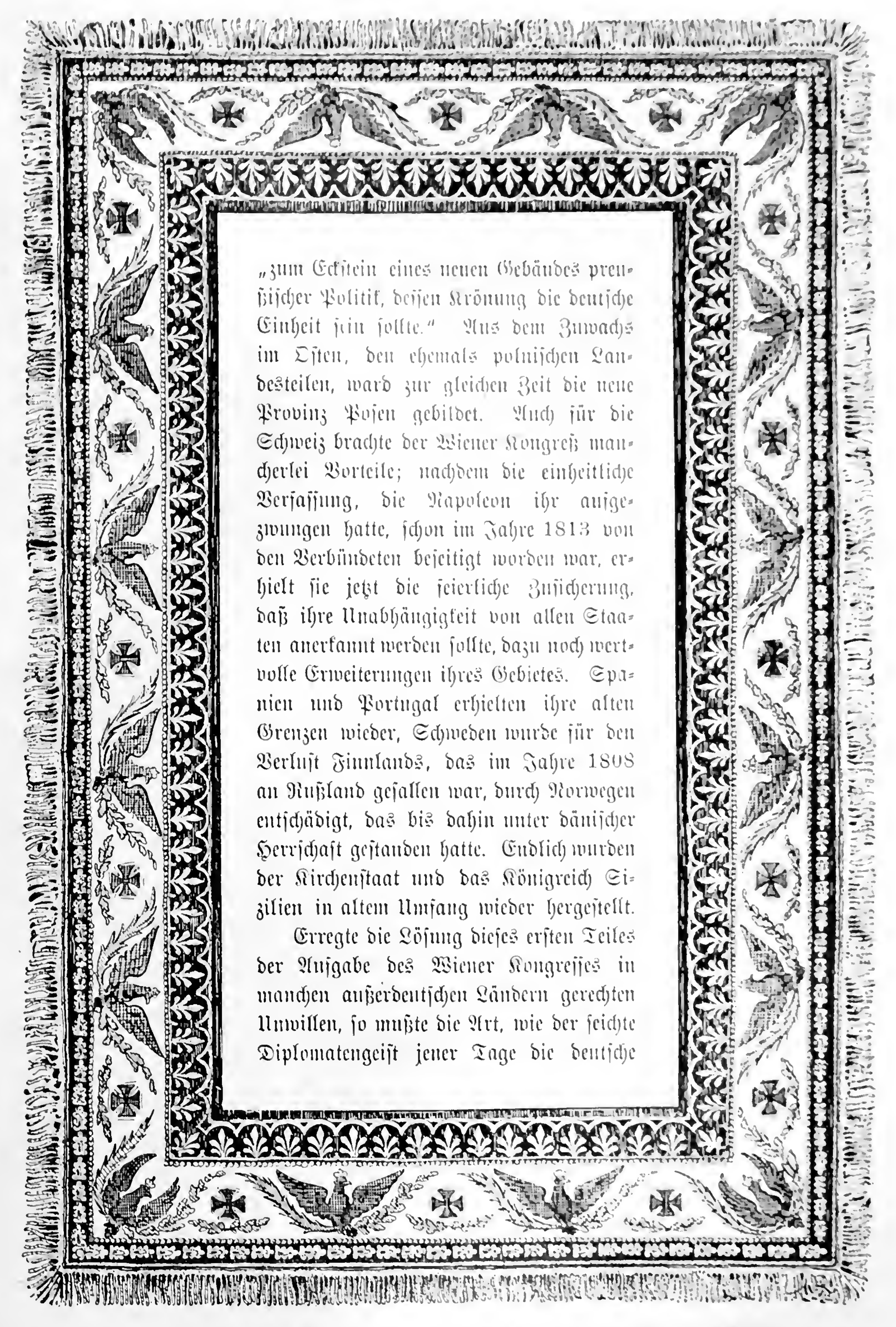
Nach einer Kreidezeichnung Jean



Kongreß.

Isabeys gestochen von Godefroy.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



„zum Eckstein eines neuen Gebäudes preußischer Politik, dessen Krönung die deutsche Einheit sein sollte.“ Aus dem Zuwachs im Osten, den ehemals polnischen Landesteilen, ward zur gleichen Zeit die neue Provinz Posen gebildet. Auch für die Schweiz brachte der Wiener Kongreß mancherlei Vorteile; nachdem die einheitliche Verfassung, die Napoleon ihr aufgezwungen hatte, schon im Jahre 1813 von den Verbündeten beseitigt worden war, erhielt sie jetzt die feierliche Zusicherung, daß ihre Unabhängigkeit von allen Staaten anerkannt werden sollte, dazu noch wertvolle Erweiterungen ihres Gebietes. Spanien und Portugal erhielten ihre alten Grenzen wieder, Schweden wurde für den Verlust Finnlands, das im Jahre 1808 an Rußland gefallen war, durch Norwegen entschädigt, das bis dahin unter dänischer Herrschaft gestanden hatte. Endlich wurden der Kirchenstaat und das Königreich Sizilien in altem Umfang wieder hergestellt.

Erregte die Lösung dieses ersten Teiles der Aufgabe des Wiener Kongresses in manchen außerdeutschen Ländern gerechten Unwillen, so mußte die Art, wie der seichte Diplomatengeist jener Tage die deutsche

Randleiste nach einer Kunststickerei aus dem Jahre 1815 im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

[illegible] behandelt hatte, im Herzen eines jeden, nicht durch den falschen Glanz der [illegible] Politik geblendeten Deutschen Groll und tiefe Verbitterung wecken. Ein neuer [illegible] entstand, der allerdings nur aus 39 Gliedern bestand, statt der weit über 300 [illegible] alten römischen Reiches deutscher Nation, aber kraftlos und ohnmächtig war das neu- [illegible] Staatswesen genau ebenso, wie das von Napoleon einst zerstörte. Die Bundesakte, urteilte Treitschke einst, war die unwürdigste Verfassung, die je einem großen Kulturvolk von [illegible] Herrschern auferlegt ward, ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher, als das Gebäude des alten Reichs in den Jahrhunderten des Niedergangs. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfall umschwebte. Blank und neu stieg dies politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die alle Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Von Kaiser und Reich sang und sagte das Volk, bei dem Namen des Deutschen Bundes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen. Das alte Reichsrecht sprach doch auch von einer deutschen Nation; die Vorstellung mindestens, daß alle Deutschen ihrem Kaiser treu, hold und gewärtig seien, war niemals ganz verschwunden. Die neue Bundesakte wußte gar nichts mehr von einem deutschen Volk; sie kannte nur Bayern, Waldecker, Schwarzburg-Sondershausener, Unterthanen jener deutschen Fürsten, die nach Gefallen zu einem völkerrechtlichen Verein zusammengetreten waren. Die Nation nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der öffentlichen Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte, an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben. Wie sonderbar nahm sich neben den unbestimmten Phrasen über Preßfreiheit, Handelsfreiheit, Landstände, die genaue Aufzählung der Privilegien der Mediatisierten und der Thurn- und Taxisschen Postrechte aus! Und zu alledem das Kläglichste: Die Bundesakte war gar keine Verfassung, sondern enthielt nur die niemals ausgeführten Grundzüge eines kräftigen Bundesrechts. Bevor wir zur Verfassung des Bundes übergehen — sein Schicksal wird uns später noch eingehender beschäftigen — sei auch einer guten That des Kongresses gedacht, der Vereinbarungen über die Abschaffung des Negerhandels und die Freiheit der internationalen Binnenschiffahrt . . .

Die Bundesakte vom 8. Juni 1895 enthielt in der Hauptsache folgende Bestimmungen:

Bundes-Verfassung

Die souveränen Fürsten und freien Städte, mit Einschluß des Kaisers von Österreich für seine deutschen Länder, des Königs von Preußen für sein ganzes Reich, mit Ausnahme der Provinzen Preußen und Posen, des Königs von Dänemark für Holstein und der Niederlande für Luxemburg, treten zu einem beständigen Bunde zusammen, der den Namen „Deutscher Bund" führt und die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit seiner einzelnen Staaten bezweckt. Die einzelnen Bundesglieder haben gleiche Rechte und übernehmen die gleiche Pflicht, die Bundesakte unverbrüchlich zu halten; eine ständige Bundesversammlung — der berüchtigte Bundestag — nimmt ihren Sitz in Frankfurt a. M.; der Bevollmächtigte Österreichs führt den Vorsitz. Im „engeren Rat", [illegible] ihrer gewöhnlichen Form, zählt diese Versammlung 17 Stimmen, von denen 11 auf je einen der größeren Staaten, die übrigen sechs gemeinsam auf die anderen 28 Bundesglieder entfallen; bei allen Abstimmungen entscheidet die absolute Majorität. Bei Verhandlungen über die Abänderung der Bundesgesetze, über Krieg und Frieden, oder die Erweiterung

des Bundes, tritt das aus 69 Delegierten bestehende Plenum zusammen, das seine Beschlüsse mit zwei Drittel Mehrheit, bei organischen Veränderungen der Bundesverfassung einstimmig fassen muß. Die einzelnen Bundesfürsten garantieren sich gegenseitig ihren Besitz; Streitigkeiten dürfen nicht durch Gewalt zum Austrag gebracht, sondern müssen vor das Forum des Bundes gestellt werden — die Errichtung eines obersten Bundesgerichts war an dem Widerstand der ehemaligen Rheinbundfürsten gescheitert. Die wichtige Frage der Landstände, die namentlich Preußen gemeinsam geregelt wissen wollte, war im Artikel 13 mit den nichtssagenden Worten abgethan: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Ver-



Am Sterbelager Napoleons I. auf St. Helena.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

fassung stattfinden." Man hatte auf Österreichs Wunsch diese Form gewählt, die kein Versprechen, sondern nur eine haltlose Prophezeiung enthielt, und doch war gerade die Verfassungsfrage die Hefe, die in den folgenden Jahren so manche stürmische Gärung hervorrief.

Mit dem zweiten Pariser Frieden schloß die napoleonische Epoche ab, wenn auch der geniale Mann, der ihr den Namen gab, erst einige Jahre später, am 5. Mai 1821, seinen schweren Leiden erlag. Jener Vertrag endete eine Ära furchtbarer Kämpfe, eine Periode des Zusammenbruches des Morschen und Mürben im altersgrauen Bau des europäischen Staatensystems. Aber dem großen Sturm, der so viele dürre Äste vom Länderbaum gerissen hatte, folgte kein lachender Sonnenschein, dem Völkerkrieg kein Völkerfrieden. Die Saat, die aus dem Boden emporsproßte, den das Volk, vor allem das deutsche, mit seinem Blute

Napoleons Tod.

[illegible] hatte, durfte es nicht ernten: es hatte den Fürsten Krone und Land gerettet und [illegible] zum Dank dafür geknechtet. Die Jahre 1815—21 und weiter hinaus bis zur [illegible] des Jahrhunderts bilden einen Schandfleck auf den Blättern der deutschen Geschichte: sie waren der Tummelplatz jener von mittelalterlichen Ideen erfüllten Reaktionäre, die jede freie [illegible] jedes offene, von Knechtssinn freie Wort unterdrücken wollten und leider nur allzuoft thatsächlich unterdrückten. An anderer Stelle werden wir noch des Kampfes dieser Dunkelmänner gegen die freiheitsdurstige akademische Jugend, gegen die neubegründete Burschenschaft, gegen die ehrlichen, biederen Patrioten vom Schlage Ernst Moritz Arndts und Jahns, und gegen Litteratur und Presse zu gedenken haben, wie er in den unheilvollen „Karlsbader Beschlüssen“ vom Jahre 1819 und deren Durchführung zum Ausdruck kam. „Kein Teil der Weltgeschichte“, schrieb Weber einst, „bietet in einem Zeitraum von drei Jahrzehnten solche Gegensätze dar, wie die Perioden von 1800—1815 und von 1815—30. Dort ein stetes Werden und Vergehen, und dabei eine gehobene Seelenstimmung; hier Stillstand und äußerliche Ruhe, hier und da durchbrochen durch konspiratorische Umtriebe und revolutionäre Ausschreitungen. Dabei ein gebrochener Lebensmut, ein gedrückter Sinn, ein Gefühl der Krankheit: dort eine Politik der Vergewaltigungen und der offenen That voll großartiger Kämpfe, hier ein Kabinettsregiment mit kleinlichen Mitteln, arglistiger Überwachung, Falschheit und Argwohn, ein Polizeiregiment mit einem System von Späherei und Angeberei, von Heimtücke und Mißtrauen.“ Der nächste Abschnitt wird uns zeigen, wie diese Kurzsichtigkeit der Fürsten und Staatsmänner in Deutschland und Frankreich noch einmal das rote Gespenst der Revolution heraufbeschwor...



Aufbahrung der nach Frankreich zurückgeführten irdischen Reste Napoleons I. im Invaliden-Dom zu Paris.

Chronologi

darstellend die wichtigsten Momente aus d

1769.

15. August NAPOLEON BONAPARTE, geboren zu Ajaccio auf Corsica, zweiter Sohn von Carl Bonaparte, (gestorben 1785 zu Montpellier) und Laetitia Bonaparte, geborne Ramolini, zu Rom noch lebend bei (Ausbildung dieser Tabelle 1834)

1779.

2. März Aufnahme in die Militairschule zu Brienne in der Champagne

1784.

Bonaparte kommt in die Militairschule zu Paris.

1785

wird Artillerie-Lieutenant in dem Regimente la Fere.

1793.

Im August Artillerie-Capitain, im Nov. während der Belagerung von Toulon Bataillons-Chef der Artillerie.

19. Dez. Einnahme von *Toulon*.
21. — wird er Brigade-Chef.

1794.

30. April wird Bonaparte zum Brigade-General ernannt.

1795.

22. Sept. wird er Divisions-General.
5. Okt. zerstreut er die aufrührerischen Sectionen zu Paris.
8. — Oberbefehlshaber der Armee des Innern.

1796.

22. Febr. wird er zum Ober-General der italienischen Armee ernannt.
8. März heirathet er Josephine Beauharnois, geb. de la Payerie.
1. Apr. übernimmt er zu Nizza den Oberbefehl über die ital. Armee.
11. — Schlacht bei *Montenotte* (in Italien).
14. — Schlacht bei *Millesimo* „
15. — Gefecht bei *Dego* „
22. — Schlacht bei *Mondovi* „
10. Mai. Schlacht bei *Lodi* „
4. Aug. Treffen bei *Lonado* „
5. — Schlacht bei *Castiglione* „
4. Sept. Treffen bei *Roveredo* „
8. — Schlacht bei *Bassano* „
15. — Treffen bei *St. Giorgio* vor Mantua „
15 — 17. Nov. dreitägige Schlacht bei *Arcole* „

1797.

14. — 15. Jan. Zweitägige Schlacht bei *Rivoli* in Italien.
16. — Gefecht bei *Favorite* vor Mantua „
2. Febr. Capitulation von *Mantua* „
16. März Uebergang über den *Tagliamento* „
17. April. Friedenspräliminarien zu *Leoben* in Oesterreich.
16. Mai. Besetzung *Venedigs*.
17. Okt. Friede zu *Campo Formido* (in der Lombardei).
5. Dez. Bonapartes Ankunft zu Paris.

1798.

21. Mai segelt Bonaparte mit einer Flotte von Toulon nach Egypten.
12. Juni. Capitulation von *Malta*.
1. Juli landet er in Egypten.
2. — Einnahme von *Alexandrien*.
21. — Schlacht bei den *Pyramiden*.
22. — Besetzung Cairos oder Cahira's.
1. Aug. Seeschlacht bei *Abukir* und Vernichtung der franz. Flotte durch Nelson.
23. Okt. stillt er den Aufruhr zu Cahira.

1799.

21. Febr. Einnahme von *El-Arisch*.
7. März. Erstürmung von *Jaffa* in Syrien.
16. — Ankunft vor St. Jean d'Acre; 61tägige Belagerung derselben.
20. Mai. Die Belagerungsarmee verläßt d'Acre.
25. Juli. Schlacht bei *Abukir* in Egypten.
23. Aug. Bonaparte verläßt Egypten und überträgt den Oberbefehl dem General Kleber.
9. Okt. landet Bonaparte zu Frejus in Frankreich.
9. Nov. stürzt er das Directorium zu Paris.
7. Dez. wird er zum ersten Consul ernannt.

1800.

9. Juni. Schlacht bei *Montebello* in Italien.
14. — Schlacht bei *Marengo*. Kleber wird in Cahira von einem Türken ermordet.
3. Dez. Schlacht bei *Hohenlinden* in Baiern, zwischen dem Erzh. Johann und Moreau.
24. Dez. Explosion der Höllenmaschiene in Paris, die die Vernichtung Bonapartes zum Zwecke hatte.

1801.

9. Febr. Friede bei Luneville zwischen Frankreich und Oesterreich.
15. Juli. Abschluß des Concordats mit dem Pabste.
1. Okt. Friedenspräliminarien zu London zwischen Frankreich und England.
9. Okt. Friedensfest zu Paris.

1802.

26. Jan. Bonaparte übernimmt die Präsidentenstelle der ital. Republik.
26. März. Friede zu Amiens zwischen England und Frankreich.
18. April. Bekanntmachung des Concordats mit dem Pabste.
8. Mai. Bonaparte wird auf 10 Jahre zum 1ten Consul ernannt.
15. Mai. Vorschlag zur Errichtung der Ehren-Legion.
2. Aug. Bonaparte wird auf Lebenszeit zum 1ten Consul ernannt durch einen Senats-Consult.

1803

9. Febr. Vermittler des Schweizerbundes.
18. Mai. Neuer Krieg zwischen England und Frankreich.

1804

15. Feb. Entdeckte Verschwörung von Pichegru, Georges und anderer und Verhaftung Moreau's.
21. März. Erschießung des Herzogs v. Enghien.
18. Mai. Bonaparte wird zum Kaiser der Franzosen ernannt.
19. — Ernennung der Marschälle.
2. Dez. Krönung und Salbung Napoleon's.

1805.

15. März. Wahl Napoleon's zum König von Italien durch einen Consulta.
26. Mai. Krönung zu Mailand als König v. Italien.
29. Aug. Napoleon giebt der Küstenarmee den Namen der großen Armee.
11. Okt. Gefecht bei *Ulm* im Würtembergischen.
14. — Treffen bei *Elchingen* „
17. — Capitulation von *Ulm* „
21. — Schlacht bei *Cap-Trafalgar* und Nelsons Tod.
13. Nov. Besetzung *Wiens* und Napoleon's Ankunft zu Schönbrunn.
2. Dez. Schlacht bei *Austerlitz* in Mähren.
26. — Friede zu Preßburg zwischen Frankreich und Oesterreich, und Erhebung der Fürsten von Baiern, Sachsen und Würtemberg zu Königen, und Baden zum Großherzoge.

1806

10. Mai. Stiftung der kaiserlichen Universität.
15. Juni. Napoleon erklärt seinen Bruder Ludwig zum König von Holland.
12. Juli. Errichtung des Rheinbundes und Napoleon Protecteur desselben.
1. Aug. Auflösung des deutschen Reichsbundes.
7. Okt. Kriegserklärung gegen Preußen.
9. — Gefecht bei *Schleitz*.
10. — Treffen bei *Saalfeld*.
14. — Schlacht bei *Jena* und *Auerstaedt*.
17. — Treffen bei *Halle*.
27. — Napoleon's Einzug in Berlin.
28. — Capitulation der Armee des Fürsten von Hohenlohe zu *Prenzlow* in Preußen.
6. Nov. Erstürmung *Lübecks*.
8. — Capitulation von *Magdeburg*.
21. Nov. Decret zu Berlin, wodurch die brittischen Inseln in Blokadezustand erklärt werden.
11. Dez. Friede mit Sachsen zu *Posen*.
26. — Schlacht bei *Pultusk* in Polen.

8. Febr. Schlacht bei *Eylau* in Preu
24. Mai. Capitulation von *Danzig*
10. Juni. Treffen bei *Heilsberg*
14. — Schlacht bei *Friedland*
21. — Waffenstillstand zu *Tilsit*
27. — Zusammenkunft Napoleon's mit
7. Juli. Friede mit Rußland zu *Tilsi*
9. — Friede mit Preußen zu *Tilsit*
17. — Napoleon's Ankunft zu Dresden
30. Okt. Die ersten Franzosen rücken in
15. Nov. Napoleon ernennt seinen Bruder
10. Nov. Einmarsch Junots in Portugal
30. — Einnahme von *Lissabon*.
17. Dez. Napoleon erklärt zu Mailand
ländern untersuchen lassen.



15. Apr. Napoleon kommt zu Bayonne in
5. Mai. Carl IV. tritt die Krone Spani
6. — Ferdinand entsagt der spanischen K
25. Mai. Berufung der spanischen Notab
Hersteller ihres Vaterlands zu sein.
4. Juni. Napoleon tritt sein Recht der
20. Juli. Der General Dupont ergiebt sich
27. Sept. Zusammenkunft zu Erfurth zwi
sten bis zum 14. Oktober.
10. Nov. Treffen bei *Gamonal* und Ein
am 11. eintrifft.
11. Nov. Schlacht bei *Espinosa* in Sp
23. — Schlacht bei *Tudela* ,
4. Dez. Einnahme von *Madrid* ,

16. Jan. Schlacht bei *Corunna* in Span
17. — Einschiffung der Engländer.
21. — Napoleon kommt unerwartet aus
21. Febr. Einnahme von *Saragossa* durch
losen Vertheidigung.

Herausgegeben von Bengé und Nehren.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert“.

...he Tabelle,

...Leben Napoleons, Kaiser der Franzosen.

...r I. auf dem Niemen.
...ußen.

...sen.
...ein.
...ous zum König von Westphalen.

...se für entnationalisirt, die sich von Eng-



...ich an.
...Napoleon ab.
...Gunsten seines Vaters.
...Bayonne. Napoleon verspricht ihnen der
...Krone an seinen Bruder Joseph ab.
...aniern mit 14,000 Mann.
...oleon, dem russischen Kaiser u. a. Für-
...on *Burgos* in Spanien, wo Napoleon

...in Paris an.
...all Lannes, nach einer 61tägigen beispiel-

19. Apr. Gefecht bei *Pfaffenhofen* (in Baiern)
20. — Schlacht bei *Abensberg* „
21. — Treffen bei *Landshut* „
22. — Schlacht bei *Eckmühl* „
23. — Treffen und Einnahme von *Regensburg*.
12. Mai. Capitulation von *Wien*.
21. u. 22. Mai. Schlacht bei *Aspern* und *Eslingen* (in Oesterreich)
12. Juni. Pius VII macht die Bannbulle gegen Napoleon bekannt
14. — Treffen bei *Raab* in Ungarn.
5. Juli. Schlacht bei *Engersdorf* (in Oesterreich)
6. — Schlacht bei *Wagram* „
12. — Waffenstillstand im Lager vor *Znaym* in Mähren
30. — Landung der Engländer auf der Insel Walchern (Holland).
14. Okt. Friede zu *Wien*.
16. Dezemb. Scheidung Napoleon's von der Kaiserin Josephine.

1810.

16. Febr. Vereinigung Roms mit Frankreich.
11. März. Vermählung Napoleon's mit der Erzherzogin MARIA LOUISE durch Prokuration zu Wien.
1. April. Civiltrauung zu St. Cloud in Frankreich.
2. — Die Trauung durch den Cardinal Fesch zu Paris.
9. Juli. Holland wird mit Frankreich vereinigt.
21. Aug. Bernadotte wird zum Nachfolger des schwed. Throns erwählt.
19. Okt. Beschluß zu Fontainebleau wegen Verbrennung aller englischen Fabrikate.

1811

20. März. Geburt des Königs von Rom, Sohn's Napoleon's, getauft am 9. Juli, in Gegenwart der Könige von Sachsen, Würtemberg, Holland, Neapel, Westphalen, Baiern und Spanien.
16. Mai. Schlacht bei *Albufera* in der Gegend von Badajoz.

1812.

9. Mai. Napoleon reist von St. Cloud nach Dresden ab.
22. Juni. Kriegserklärung gegen Rußland und Eröffnung des Feldzugs.
28. Juni. Napoleon trifft zu Wilna ein.
22. Juli. Schlacht bei *Salamanka* (in Spanien).
16. Aug. Treffen bei *Polozk* (in Rußland).
17. — Schlacht bei *Smolensk* „
7. Sept. Schlacht bei *Borodino* und *Mosaisk*.
14. — Einzug der Franzosen in *Moskau*.
15. — Napoleon's Ankunft in Moskau und Anfang des Brandes, dauert bis den 19.
19. Okt. Napoleon verläßt Moskau, 23. von den Franzosen geräumt.
24. Okt. Treffen bei *Malagaroslawez* (in Rußland).
3. Nov. Gefecht bei *Wiazma* „
7. — Anfang des beispiellosen kalten Winters, (das Thermometer fiel plötzlich auf 17 und 18 Grade unter dem Gefrierpunkte).
17. Nov. Treffen bei *Krasnoi* (in Rußland).
26.—28. Nov. Uebergang über die *Beresina* „
6. Dezemb. Napoleon verläßt die franz. Armee zu Smorgoni in Rußland.
18. Dez. Ankunft zu Paris aus Rußland.

1813.

15. Apr. Napoleon's Ankunft in Erfurt.
1. Mai. Vorpostengefecht bei *Poserna* in Sachsen
2. — Schlacht bei *Lützen* „
8. — Napoleon's Ankunft in Dresden „
20. — Gefecht bei *Bautzen* und Eroberung derselben (in Sachsen)
21. — Schlacht bei *Würschen*.
4. Juni. Waffenstillstand zu *Pläswitz* in Schlesien.
21. — Schlacht bei *Vittoria* in Spanien.
17. Aug. Die Feindseligkeiten nehmen wieder ihren Anfang.
23. Aug. Schlacht bei *Grossbeeren* in Preußen.
26. — Schlacht an der *Katzbach* „
27. — Schlacht bei *Dresden* in Sachsen.
28. — Napoleon kehrt aus der Gegend von Pirna nach Dresden zurück.
30. August. Treffen bei *Culm* und *Nollendorf* in Böhmen, Gefangennehmung Vandommes
16. Sept. Schlacht bei *Dennewitz* in Sachsen.
7. Okt. Napoleon verläßt Dresden
14. — Vorpostengefecht bei *Wachau* und Napoleon's Ankunft in Reudnitz
16. Oktob. Schlacht bei *Wachau*, *Möckern* und Gefecht bei *Lindenau* in Sachsen
18. Okt. Schlacht bei *Leipzig*, vorzüglich bei den Dörfern Probstheyda, Schönfeld, Paunsdorf und Dölitz
19. Okt. Rückzug der franz. Armee und Erstürmung Leipzigs.
19. Okt. Poniatowsky ertrinkt in der Elster.
30.—31. Okt. Schlacht bei *Hanau* in Hessen

1814.

1.—2. Januar. Uebergang der Verbündeten über den Rhein
29. Jan. Gefecht bei *Brienne* (in der Champagne)
1. Febr. Schlacht bei *La Rothiere*, welche die Franzosen die Schlacht von *Brienne* nennen, (in der Champagne).
10. Febr. Treffen bei *Champeaubert* (in der Champ.)
11. — Treffen bei *Montmirail* „
12. — Treffen bei *Chateau Thierry* „
18. — Treffen bei *Montereau* „
9. März. Schlacht bei *Laon*, zwischen Napoleon und Blucher
20. März. Schlacht bei *Arcis* an der Aube.
30. — Schlacht bei *Paris*
31. — Einnahme von *Paris*
10. Apr. Schlacht bei *Toulouse* zwischen Soult und Wellington
11. Apr. Napoleon entsagt zu Fontainebleau dem französischen Throne.
20. Apr. Napoleon reiset von da ab, und schifft sich den 28. zu Frejus nach der Insel Elba ein.
4. Mai. Ankunft auf der Insel Elba.

1815

26. Febr. Napoleon verläßt die Insel Elba und landet den 1. März in Frankreich im Golf von Juan an.
13. März. Erklärung der verbündeten Mächte zu Wien gegen Napoleon.
20. März. Napoleon's Ankunft zu Paris.
16. Juni. Schlacht bei *Ligny*.
18. — Schlacht bei *Waterloo*.
18. — Napoleon entsagt dem Throne zu Gunsten seines Sohnes.
28. Juni. Reiset von Malmaison nach Rochefort, wo er am 3. Juli eintrifft
13. Juli. Napoleon ergiebt sich an die Engländer.
2. August. Die verbündeten Mächte fassen den Entschluß, Napoleon nach St. Helena zu verweisen
4. August. Napoleon segelt aus Plymouth nach St. Helena ab.
10. Okt. Der Northumberland langt mit Napoleon in der Bucht von Jamestown zu St. Helena an
17. Okt. Napoleon steigt Abends gegen 7 Uhr zu St. Helena ans Land.

1821.

5. Mai. Napoleon stirbt 11 Minuten vor 6 Uhr Abends auf St. Helena.
9. Mai. Sein feierliches Begräbniß.
Fünf Jahre und beinahe 7 Monate lebte er als Gefangener auf dieser Insel.

1832.

22. Juli stirbt der Herzog von Reichstadt, (König von Rom) Sohn Napoleon's, zu Schönbrunn.

Nachtrag

Geschwister des Kaiser Napoleon's

I. Joseph Bonaparte, Ex-König von Spanien und Indien, geboren den 7. Januar 1768.
II. Lucian Bonaparte, geb. 1772
III. Elise Bonaparte, Ex-Großherzogin von Toscana, geb. den 3. Jan. 1777.
IV. Ludwig Bonaparte, Ex-König von Holland, geboren den 2. Sept. 1778.
V. Pauline Bonaparte, Ex-Fürstin und Herzogin von Guastala, geb. den 20. Oktober 1780.
VI. Caroline Bonaparte, Ex-Königin von beider Sicilien, geb. den 25. März 1782.
VII. Hieronomus Bonaparte, Ex-König von Westphalen, geb. den 15. Nov. 1784

Trier, gedruckt mit Blattau'schen Schriften

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Die Frauen der napoleonischen Zeit.

Wenn man schon zur erschöpfenden Beurteilung eines einzelnen Menschen wird forschen müssen: wo hat seine Wiege gestanden, wer waren seine Eltern, unter welchen Bedingungen wuchs er heran, um wieviel notwendiger werden diese Fragen, wenn es sich darum handelt, die Entwickelung eines ganzen Geschlechts durch ein volles Säkulum zu begleiten, wenn es gilt, zu zeigen, wie die Frau herangereift ist, die heute am Ende des Jahrhunderts vor uns steht, herangereift unter Stürmen, Ungewittern und kargem Sonnenschein. Bis zur vorrevolutionären Zeit und auf Frankreich werden wir zurückgehen müssen, wo die Frau zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Rolle spielte, wie in keinem anderen europäischen Kulturstaate. Versumpft war der Boden, von Miasmen durchschwängert die Luft, die über ihm wehte, dennoch ging von dieser scheinbaren Stagnation die Bewegung aus, deren Produkt die Frau des neunzehnten Jahrhunderts ist. Zunächst nicht etwa die Frau der Arbeit, die Frau des selbständigen Berufes. Das Frankreich, oder richtiger das Paris des vorigen Jahrhunderts, kannte nur eine Kategorie von Frauen: die vornehme Frau, die Frau der gebildeten Kreise. Die „Gesellschaft" galt dem damaligen Paris alles; Paris. was gefiel, war erlaubt, sofern es sich in den Grenzen einer unanstößigen Form bewegte, aber diese Grenzen waren so außerordentlich weit gezogen, daß man sie zumeist ganz aus dem Gesichtskreis verlor. In diesem frivolen Gesellschaftsleben spielte die Frau die Hauptrolle; sie hielt alle Fäden des Staatslebens in der Hand, in ihren üppigen Boudoirs wurde Frankreichs Politik gemacht, in ihren damals zuerst aufblühenden litterarischen Salons gelangte der junge, aufstrebende Schriftsteller zu Ruf und Ansehen, hier wurde ihm eine Stellung geschaffen, hier wurden Stimmen für ihn geworben, sobald ein Sitz in der Akademie frei geworden war. Zwei Pole waren es, um die sich das Gesellschaftstreiben drehte: der möglichst weit in die Öffentlichkeit hinausgezerrte „Esprit", und die insgeheim liebevoll gepflegte Frivolität. Daß das Familienleben dabei zu Grunde gehen mußte, liegt auf der Hand. Die ehelichen Bande lockerten sich, die Kinder wurden fremder Fürsorge überlassen, immer mehr verloren die Frauen an weiblichem Zauber, immer mehr verflachte ihre Seele, bis sie nur noch „debauchées d'esprit" waren die das ihre dazu beitrugen, den Boden für die Saat der Revolution reif zu machen . . .

Nachdem das Ungewitter ausgetobt, die Wolken sich wieder zerstreut hatten, sah Paris sich zwar von dem größten Teil jener Gesellschaft befreit, welche die Urheberin des ungesunden frivolen Tons gewesen war, aber dennoch konnten die gesellschaftlichen Zustände kaum als gebesserte gelten. Was die hochgehenden Wogen der Revolution an die Oberfläche geschwemmt

konnte im großen und ganzen sich nichts weniger als eines lauteren Charakters rühmen. Eine der wenigen Ausnahmen bildete der Salon der Gattin Rolands. Dort versammelten sich Männer, die einem edlen Idealismus huldigten. Die Hausfrau selbst träumte von einer Republik, deren Verwirklichung unmöglich war, und ließ nicht nach, ihre Umgebung für dieses Ideal zu begeistern. Auch um Frau von Staël, Neckers geistreiche Tochter, begann sich in jener Zeit ein Kreis zu schließen, der zumeist aus Anhängern der späteren Gironde bestand, sich aber bald wieder zerstreute. Der eigentliche Salon blühte erst nach dem Sturze Robespierres wieder auf und zwar zunächst in dem gastlichen Hause der glänzenden Therese Tallien, der Gattin des Präsidenten des Wohlfahrtsausschusses, um die fast alle eifrigen Anhänger der Republick sich sammelten. Aber nicht nur das Gesellschaftsleben ward durch Therese Tallien neu belebt: sie verstand auch eines seiner hervorragendsten Hilfsmittel, die Mode, in neue, die civilisierte Welt lange Zeit beherrschende Bahnen zu lenken. Das so beliebte antike Kostüm, die griechische Frisur, die den Puder verbannte, die Sandalen statt der Schuhe an den zierlichen Füßen — alles dies war Therese Talliens Werk. Auch die „Merveilleuses", jene langen, dicht anschließenden, weiß oder rot mit Palmen bestickten Röcke, darüber im Winter der pelzeingefaßte Mantel, waren eine Schöpfung der eleganten Frau. Um den Preis, den geistvollsten und interessantesten Salon zu haben, rang mit Madame Tallien Julie Récamier, die ihren Zeitgenossen für die schönste Frau von Paris, zugleich auch für eine der ehrbarsten galt. Im Gegensatz zur Tallien verkehrten in Julie Récamiers Haus die Anhänger der gemäßigten Partei. In die gleiche Epoche fällt das erste Auftreten der schönen Josephine, der Witwe des Generals Beauharnais', Napoleons späterer Gattin, die nicht am wenigsten dazu beitrug, eine Zwanglosigkeit in die Gesellschaft einzuführen, die ihresgleichen suchte. Wie ein Rausch war es über die vornehme Welt gekommen. Genießen um jeden Preis war die Parole. Aber der Rückschlag kam, noch ehe das Jahrhundert zu Ende ging. Die besseren Elemente sehnten sich nach Ordnung, nach einem System, das den Irrungen und Wirrungen ein Ende machte. Frau von Remusat, später Josephinens Hofdame, schrieb über die damalige Stimmung in ihren Memoiren: „Wir fürchteten durchaus nicht die Regierung eines Einzigen, wir eilten ihr entgegen". Schwerlich mag die geistreiche Remusat bei diesem Ausblick auf einen „Einzigen" auch an eine Aufbesserung der Sitten, an eine würdigere Stellung der Frau durch diesen kommenden Mann gedacht haben, denn an einer anderen Stelle ihrer Memoiren heißt es von Napoleon, er sei bestimmt gewesen, entweder unter Halbwilden oder auf einem Thron zu leben, auf dem alles gestattet war. Der neue Hof des Konsuls bildete nichts weniger als eine Stätte verfeinerter Sitte, verbesserten Tons. Die gutmütige Josephine ging ganz in Putz und Mode auf; geistige Interessen gab es für sie nicht. Dabei war die schöne Frau, wie wir schon früher sahen, von einem so maßlosen Hang zur Verschwendung besessen, daß sie niemals aus den Schulden herauskam. Napoleon selbst aber bekundete weder Begabung noch Neigung, der Frau an seinem Hof einen würdigeren Platz anzuweisen, wenn er auch ab und zu schien ein gewisses moralisches Prinzip hervorkehren zu wollen. So verbot er die „antike" Tracht der Taillien, jenes geschlitzte Gewand, das eines der mit fleischfarbenen Trikots bekleideten Beine frei ließ.

Allem äußeren Glanz, allen Festen zum Trotz, schlich der Geist der Langenweile durch die Prunksäle des konsularischen Hofes, und er gewann noch an lähmender Macht, als er zum Kaiser geworden war. Auch seine zweite Vermählung trug nichts zur Aufbesserung des Hoflebens bei. Durch die Adels- und Titelverleihungen, die zu Ehren Marie Luisens

auf Napoleons Umgebung sich ergossen, und die verschärften Vorschriften der Hofetikette wurde der Ton immer steifer und geschraubter, **bis er endlich** in eine unerträgliche Flachheit und Langeweile ausartete — **wahrlich** ein seltsamer Kontrast zu dem bis zur Liederlichkeit verlotterten **Gesellschafts**leben des vorrevolutionären und republikanischen Paris.

Berlin.

In ganz anderer Weise hatte sich in Preußen die Umkehr vollzogen. Der Maitressenwirtschaft Friedrich Wilhelms II., dem verderblichen Einfluß einer Reihe von Frauen, auf die Preußen stolz zu sein keine Ursache hatte, einer Lichtenau, einer Dönhoff, einer Voß, war die ernste Regierung Friedrich Wilhelms III. gefolgt, und mit ihm bestieg eine Frau den Thron, auf die das Vaterland mit Stolz und heller Freude zurückblicken wird, solange es ein Preußen, solange es ein Deutschland giebt: Luise von Preußen, Kaiser Wilhelms I. herrliche Mutter, ein hehres Vorbild edler Sitte für die gesamte Frauenwelt. Die milde, zur Schwäche neigende Gemütsart des Königs war zwar nicht imstande, mit einem Schlage der Sittenlosigkeit Einhalt zu gebieten, welche die höfischen Kreise, das Militär, ja selbst den Bürgerstand der Hauptstadt ergriffen hatte. Desto tiefer wirkte das edle Beispiel der Königin. Langsam begann es auf die Frauen Einfluß zu gewinnen, und die bürgerlichen Kreise waren die ersten, die sich von der frivolen Verlotterung befreiten und allmählich reineren, geistigen Interessen sich erschlossen. Innerhalb dieser bürgerlichen Kreise waren es wiederum Frauen, die sich an die Spitze der geistigen Bewegung stellten und ihr zu neuer Blüte verhalfen, Frauen, die gleich einer Staël, gleich einer Tallien und Récamier in ihren Salons alles versammelten, was Ruf und Namen hatte, oder würdig schien, dazu zu gelangen. Mit welch' anderen Mitteln indes und unter welch' anderen Bedingungen! Vornehmlich war es eine Anzahl ungewöhnlich begabter Jüdinnen, die in Berlin das geistige Leben zu beherrschen begannen. Die Freundschaft zwischen Lessing und Moses Mendelssohn hatte befruchtend auf die jüdischen Kreise gewirkt, die nun mit begeistertem Enthusiasmus Goethe und die Romantiker verehrten. Aus der langen Reihe geistig hervorragender Frauen dieser Kreise sind vor allem zwei für die gesamte Kulturepoche bedeutsam geworden, Rahel Levin, später die Gattin Varnhagens von Ense, und Henriette Herz, die Frau eines bekannten Berliner Arztes.



Rahel Levin-Varnhagen.

Rahel Levin gehörte, was ihre absolute Begabung betrifft, zweifellos zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit. Sie verband eine seltene geistige Klarheit mit leidenschaftlich starker Gefühlswärme, aber sie war nicht frei von jenem, bei ungewöhnlich veranlagten Frauen leider so häufig hervortretendem Hang, nach außen hin mit einem nicht immer geschickt ge-

[illegible] zu glänzen, der die entferntesten geistigen Pole verbinden soll, sich [illegible] verliert, auf dem selbst die begabteste Frau nicht Herrin sein kann.

Die reinere und klarere Natur war zweifellos Henriette Herz. Die außergewöhnlich schöne Frau, die wie ihre Zeitgenossin später zum Christentum übertrat, versammelte in ihrem Salon alles, was Berlin zu Beginn des Jahrhunderts an bedeutenden Männern aufzuweisen hatte: die beiden Humboldts, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Gentz und die Prinzen des königlichen Hauses. Der Hertzsche wie der Varnhagensche Salon waren Sammelpunkte der jungen Schriftsteller; dort verkehrten die Dichter und Gelehrten, die ganz unter Goetheschem Einfluß standen und auf den Altmeister gestützt fortarbeiteten. Ihr vornehmstes Bemühen, wie das dieses ganzen Kreises war, nicht nur den Schriften, sondern auch der gesamten Unterhaltung einen „ästhetischen" Anstrich zu geben. Man ließ sich nicht selten verführen, in den damals so beliebten prophetischen Ton zu verfallen, den besonders Rahel gern anzustimmen liebte, oder aber in jene geistreichelnden Wortspielereien, in denen man eine hübsche, fein zugespitzte Redensart, die die Sache nur oberflächlich streifte, bereitwilligst für die Sache selbst nahm. Im übrigen war der Verkehr sehr zwanglos, wenn er sich auch durchaus in den Grenzen der guten Sitte hielt. Die Pausen der Unterhaltung füllten Kartenspiele aus, denen auch die Frauen mit leidenschaftlichem Eifer huldigten.

Wien stand zu jener Zeit in geistiger Beziehung weit hinter Berlin und Paris zurück. „Salons" gab es nicht — die Frauen der österreichischen Kaiserstadt unterhielten sich mit Praterfahrten, Tierhetzen, Redouten und Feuerwerken viel zu gut, um nach irgend welcher geistigen Erhebung Verlangen zu tragen. In Englands Hauptstadt dagegen war es gerade umgekehrt. Schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in London den litterarischen Salon der Elisabeth Montague, der den Sammelplatz für alle adligen Schöngeister bildete, während die Damen Vesey und Thrale die bürgerlichen Elemente um sich versammelten. In Rußland konnte trotz aller Bemühungen Alexanders I., zur Hebung der Bildung beizutragen, von einer geistigen Bewegung überhaupt nicht die Rede sein, und ebenso tief standen die Frauen in Spanien und Italien unter dem Niveau der Durchschnittsbildung.

Wien.

London.

Petersburg.

Ein charakteristisches Bild von dem internationalen Gesellschaftsleben der ganzen Epoche gaben die Kongresse, vor allem der Erfurter und Wiener Kongreß. Der Erfurter Fürstentag brachte für Deutschland zugleich eine hervorragende künstlerische Anregung, bei der die Frau eine bedeutsame Rolle spielte, die Theatervorstellungen des Personals der Pariser Comédie française. Wie unter den Männern Talma, so ragten unter den Frauen die geistvolle Duchesnois und die reizende Georges hervor, die ihrer außergewöhnlichen Schönheit willen von dem „Parterre von Königen" aufs enthusiastischste ausgezeichnet wurde. Dort klangen zum ersten Male die Töne an, die im Laufe des Jahrhunderts zu einem gewaltigen Konzert angewachsen sind, die Töne, welche die Frau auf den weiten, herrlichen Gebieten der verschiedenen Künste angeschlagen hat. Die Würdigung weiblicher Leistungen im Reich der Kunst bleibt späteren Abschnitten vorbehalten. Hand in Hand mit dieser Würdigung soll dann ein Blick gethan werden auf die soziale Stellung der Frau. Tiefe Abgründe und steile Höhen werden sich da vor uns aufthun, heißer ehrlicher Streit, Niederlage und Sieg werden sich einstellen — ein Kulturkampf, wert für alle Zeiten festgehalten zu werden: der Kampf des Weibes um sein soziales Recht . . .



François Gérard, Porträt der Madame Recamier.

Original aus dem Jahre 1805 im Louvre-Museum zu Paris.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

VI VARIATIONEN

Fürs Klavier oder Piano Forte

Dem Herrn Joh: Nepom: Kalcher, berühmten Klavier: Meister und Compositeur in München dem unvergesslich verehrungswürdigsten Freunde, achtungsvoll gewiedmet und componiert

von

Carl Marie von Weber
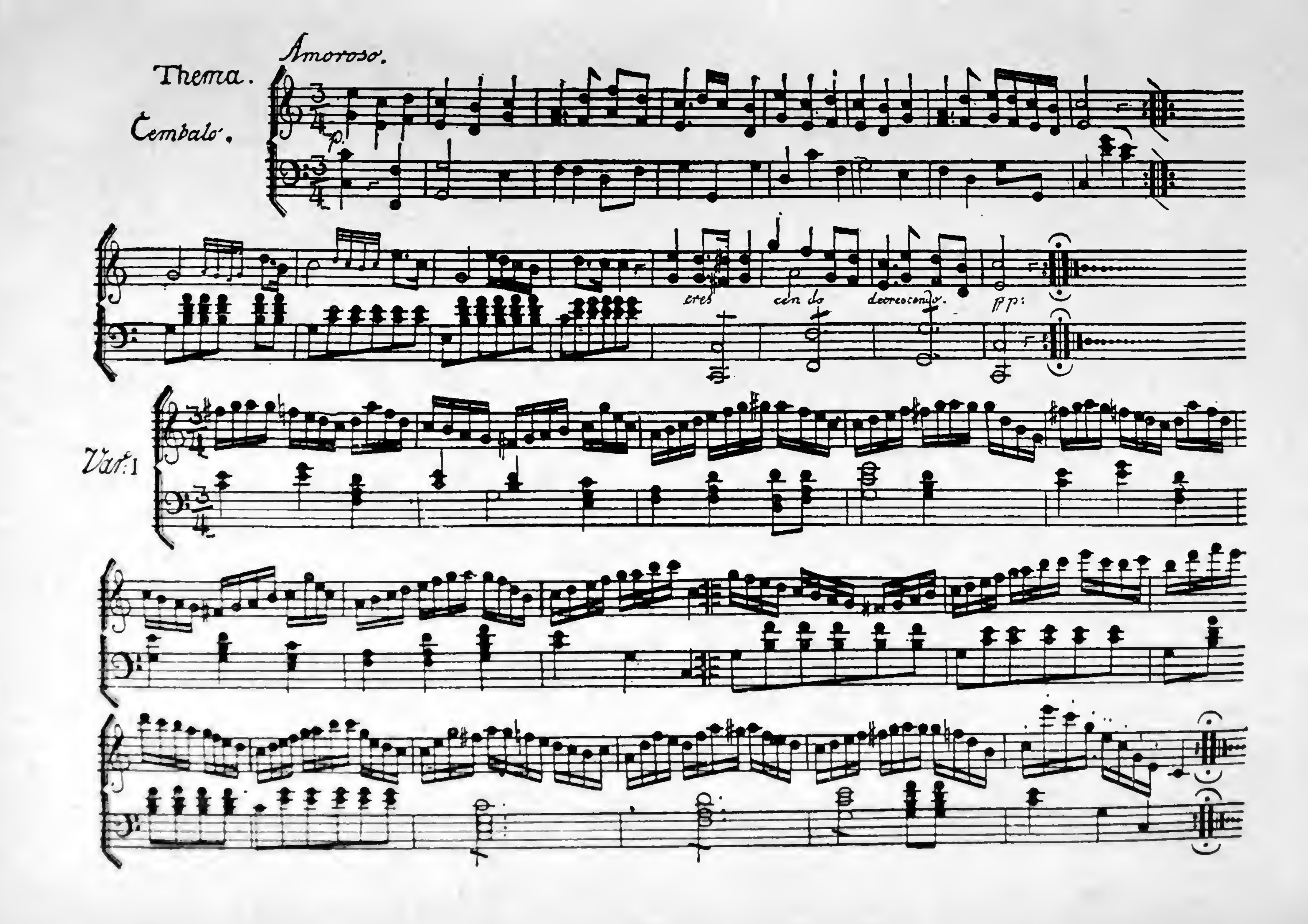
NRO: I.



zu haben in München bey dem Verfasser

graviert von Theob. Senefelder

Lithographie von Theob. Senefelder aus dem Jahre 1800.


Thema.
Amoroso.
Cembalo.
p.
cres cen do decrescendo. pp:
Var: 1



Französische Allegorie auf die Erfindung des Steindrucks.

Stein- und Buchdruck.

Neue Zeiten erfordern neue Mittel — der Verbreitung der gewaltigen Kulturfortschritte unseres Jahrhunderts mußten neue Wege gebahnt werden, auf denen die stille Arbeit der Studierstube der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden konnte. Die Hebung der Volksbildung, die Verbreitung der Meisterwerke unserer großen Dichter, Denker und Künstler, stellten an das Druckgewerbe Anforderungen, denen es bis zum zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts nicht zu genügen vermochte. Daß es seitdem möglich ist, verdanken wir den epochemachenden Erfindungen der Lithographie und der Schnellpresse . . .

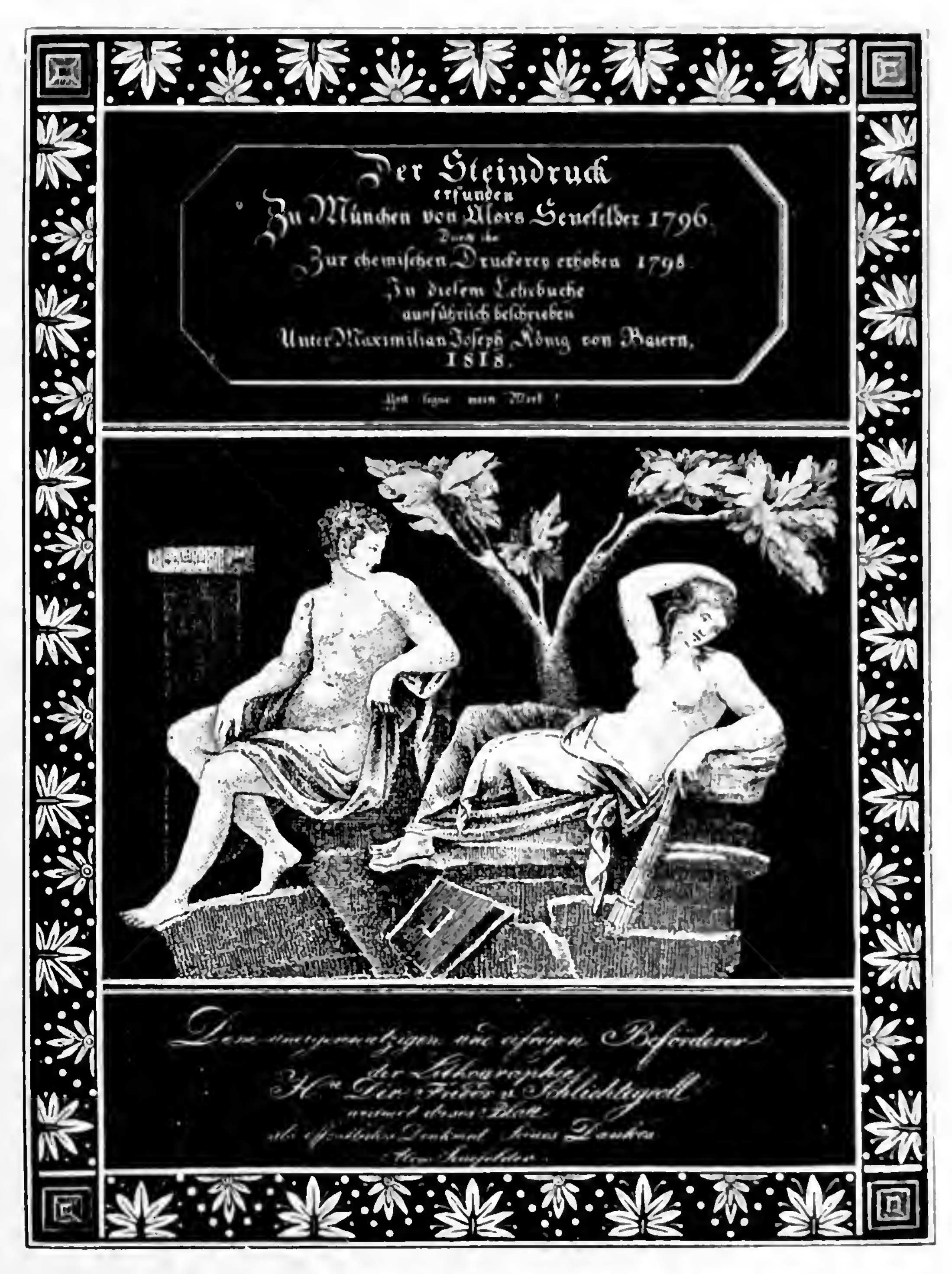
[illegible] Senefelder, geboren am 6. November 1771 zu Prag als Sohn eines Schau- [illegible] soll — [illegible] eine ältere Darstellung von F. Otto, der wir im allgemeinen hier [illegible] — durch den Wunsch, die Druckkosten der Stücke, die er schrieb, zu ersparen, [illegible] worden sein, ein möglichst einfaches und billiges Verfahren zur Vervielfältigung [illegible] Schriftstücken zu ersinnen. Die ersten Versuche erstreckten sich auf die Übung im Verkehrtschreiben und das Einritzen solcher Schriftzeichen in die glatte Oberfläche harter Körper. Holz, Kupfer, Zinn und hundert andere von dem Unverzagten erprobte Stoffe erwiesen sich als untauglich, endlich aber fand er in einer Sorte Kalkstein — der aus Solnhofen in Bayern stammende ist bis auf den heutigen Tag der beste und tauglichste geblieben — das richtige Material. Senefelder erkannte zu seiner namenlosen Freude, daß in diesen Stein sich fast mühelos Schriftzeichen einritzen und davon ziemlich saubere Abdrücke erzielen ließen. Auch die Versuche, den Steinen die erforderliche Glätte zu verleihen, gelangen vollkommen. Zunächst wurde die Platte mit Vitriol und Wasser geebnet und geglättet, die ganze Fläche mit Wachs überzogen und in dieses die Schrift verkehrt eingeritzt; dann wurde durch Übergießen mit Scheidewasser die Schrift eingeätzt und die vom Wachs befreite Platte in der vom Kupferdruck her wohl bekannten Manier abgedruckt. Damit war indessen nur der sogenannte vertiefte Steindruck erfunden, der den praktischen Bedürfnissen nicht genügen konnte. Der Zufall, der Verbündete so vieler großen Erfinder alter und neuer Zeit, half auch Senefelder ein neues Verfahren zu finden, das mit dem Buchdruck erfolgreich in Wettbewerb treten konnte. Eines Tages im Monat Juli des Jahres 1796, so wird erzählt, bat die Mutter ihren Sohn, einen Wäschezettel zu schreiben. Da im Augenblick Papier und Tinte nicht zur Hand waren, schrieb der 25jährige Aloys das Gewünschte einstweilen mit der aus Wachs, Seife und Ruß bereiteten Masse, mit der er seine Platten zu überstreichen pflegte, auf einen polierten Stein. Dabei schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, was wohl entstände, wenn er nun die Platte mit Scheidewasser überzöge. Er that es, und es ergab sich, daß der Stein überall da, wo keine Schrift stand, abgeätzt war, so daß die letztere etwa um die Stärke eines Kartenblattes hervorragte. Nach dem Einschwärzen ließen sich sofort klare und scharfe Drucke herstellen — auch die sogenannte erhöhte Manier des Steindrucks war gefunden.



Aloys Senefelder.

Doch nun fehlten die Mittel zur praktischen Verwertung der Entdeckung, und vergebens mußte Senefelder an viele Thüren klopfen, ehe eine sich ihm aufthat, die des Münchener Hofmusikers Gleißner, der die Bedeutung der Lithographie für den Notendruck erkannte und [illegible] Erfinder das nötige Geld vorstreckte. Senefelder schrieb nun zunächst zwölf Lieder [illegible] Gönners auf Stein und stellte 120 Abzüge her, die einen Reingewinn von 70 Gulden [illegible]. Bald gesellten sich zu diesem ersten noch weitere Erfolge; der Kurfürst Karl [illegible] allezeit ein thatkräftiger Förderer der Künste und Wissenschaften, nahm eine Probe

des neuen Verfahrens entgegen und beschenkte den Meister mit 100 Gulden und dem Versprechen, ihm, nach der Sitte jener Zeit, ein „Privileg“ zu erteilen. Auch die bayerische Akademie belobte den Erfinder des neuen Druckverfahrens und ließ ihm eine „Animmunierung“ von ganzen 12 Gulden überreichen. Einen bitteren Wermutstropfen im Kelch der Freude bildete



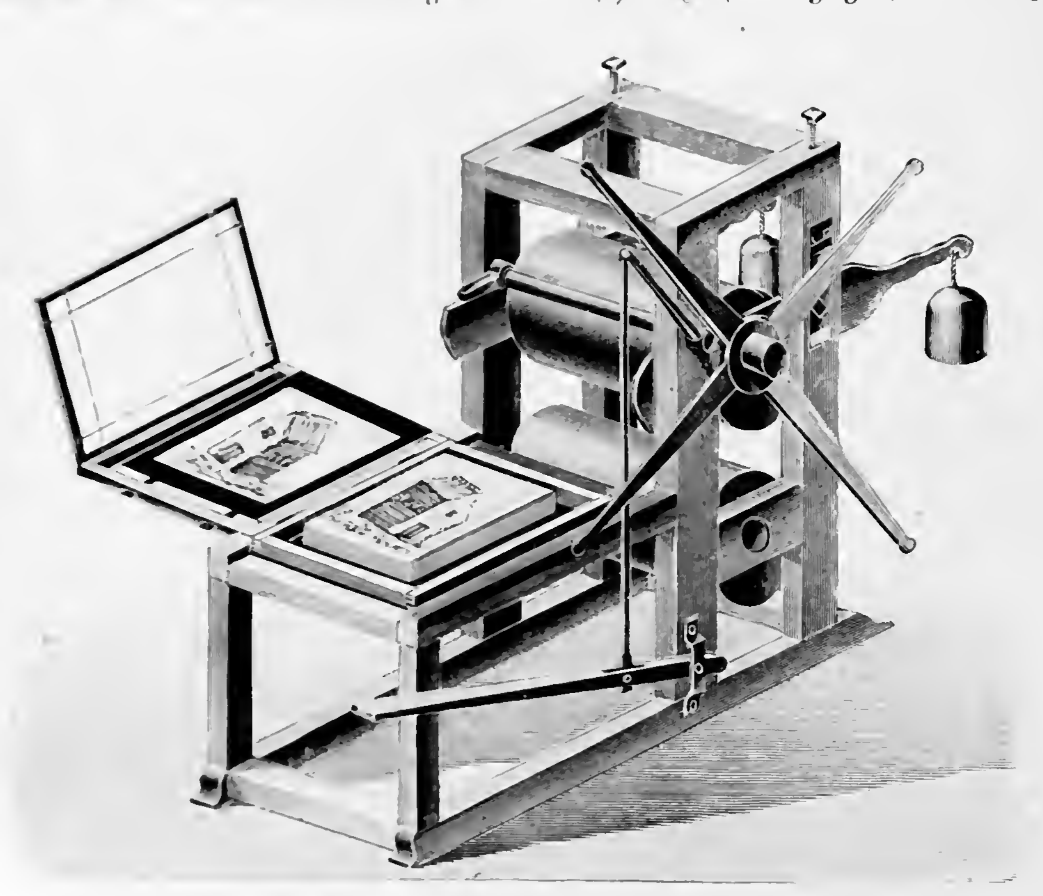
Titelblatt des Senefelderschen Lehrbuches der Lithographie.

jedoch lange Zeit der Mangel einer brauchbaren Druckpresse, bis es endlich Senefelder gelang, auch diesem Übelstand abzuhelfen, ebenso wie der Hauptschwierigkeit, die einer raschen Herstellung der Lithographien entgegenstand, der Notwendigkeit, die Schrift mühsam auf den Stein schreiben zu müssen: Aus Leinöl, Seife und Kienruß stellte er eine Art Tinte her, die sich unmittelbar auf den Stein abdrücken — umdrucken — ließ; erst dieses genial ersonnene Umdruckverfahren, dem sich

[illegible] des Jahrhunderts noch die Möglichkeit der photographischen Übertragung [illegible] statt der Zeichnung ausschloß, bahnte der Lithographie den Weg zu den [illegible] und machte sie zur gefährlichen Nebenbuhlerin der älteren Drucksysteme.

[illegible] Senefelder, der seine Erfahrungen im Jahre 1818 in einem ausgezeichneten [illegible] niederlegte, war vom Glück mehr begünstigt, als viele andere Erfinder seiner Zeit, er erlebte noch den gewaltigen Aufschwung der Steindruck-Industrie, sah noch wie namhafte Zeichner seiner Zeit auch die künstlerische Lithographie auf eine hohe Stufe hoben. Im Jahre 1809 wurde er auf Lebenszeit zum Inspektor der staatlichen Landkartendruckerei ernannt und erhielt zugleich die Erlaubnis, sein eigenes Geschäft fortführen zu dürfen. Dort gelang es ihm noch vor seinem am 20. Februar 1834 erfolgten Tode, auch vollendete farbige Steindrucke auf Papier und Leinwand herzustellen, die in den folgenden Jahrzehnten unter dem Namen „Öldrucke“ in der ganzen Welt Verbreitung fanden . . .

Viel bedeutsamer noch als die Erfindung des Steindrucks, war die der Schnellpresse durch Friedrich König (geboren am 17. April 1775 zu Eisleben, gestorben am 17. Januar 1833). Gut hatte man schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu drucken verstanden, trotz der primitiven hölzernen Handpressen jener Tage, aber erst unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, Maschinen zu ersinnen, mit denen man gut und schnell zugleich drucken konnte. Die Notwendigkeit der raschen Herstellung großer Auflagen hatte sich zuerst im Zeitungswesen fühlbar gemacht. Heute, da die riesenhaften Rotationspressen der großen Druckereien in jeder Stunde 10 bis 20 000 acht- bis zweiunddreißigseitige Zeitungen fertig gefalzt oder gar geklebt liefern, kann man sich kaum noch einen rechten Begriff von den Mühen und Beschwerden, von der Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Journaldrucks vor hundert Jahren machen. Der Mann, dem dieser ungeheure Fortschritt zu [illegible], war ein Deutscher: doch nicht in der Heimat, sondern erst in England, der Wiege [illegible] umwälzender technischer Neuerungen, gelang es ihm, seine segenbringenden Ideen [illegible]. Anno 1805 betrat König den Boden Londons, auf dem er bald



Senefelders lithographische Hand-Druckpresse.

in seinem Landsmann Andreas Friedrich Bauer (1783—1860) einen Gehülfen fand, der seine Arbeiten durch Rat und That in hervorragendem Maße förderte, während der wohlhabende Buchdrucker Bensley die zu den Versuchen erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellte. Bauer

Nach jahrelangen Bemühungen kam endlich die erste, im März 1810 patentierte, Presse zustande, die im April 1811 zum ersten Male auf ihre praktische Verwendbarkeit hin erprobt wurde; der Bogen H des Annual Registers der „Times“ für 1810, in einer Auflage von 3000 Exemplaren — davon 400 pro Stunde —, war der erste Teil eines Werkes, der je mit einer Maschine gedruckt wurde. Dieser erste Erfolg genügte den beiden Freunden jedoch noch lange nicht, aufs neue begannen sie zu sinnen und zu proben, um an die Stelle des Flachdrucks den noch heute gebräuchlichen Cylinderdruck setzen zu können. Auch dieses Wagnis gelang so vollkommen, daß der berühmte Besitzer der „Times“, John Walter, der sofort den hohen Wert der neuen Maschine erkannte, sich bereit erklärte, sein schon damals hochangesehenes Blatt künftig auf Königs Schnellpressen zu drucken. Schon nach zwanzig Monaten standen die Maschinen bereit, aber man wagte noch nicht, sie im Hauptsaale der „Times“ aufzustellen; heimlich wurden sie in einem Nebengebäude, in dem auch die erforderliche Dampfmaschine sich befand, montiert und erprobt, damit nicht unvorhergesehene Zwischenfälle den Erfolg des großen Unternehmens in Frage stellen konnten. Endlich, am Abend des 28. November 1814, ging den Druckern der „Times“ der Befehl zu, bis auf weiteres mit dem Einheben der Zeitungsformen zu warten; das Eintreffen wichtiger Nachrichten vom Kontinent stehe in Aussicht. Inzwischen aber ließ man im Nebenbau den Dampf an, die Räder von Königs Maschine fingen an zu kreisen, die Formen rollten hin und her, sich mit Druckerschwärze bedeckend und diese wieder an die im flüchtigen Laufe sich dem Druckcylinder anschmiegenden Bogen abgebend. Bald schuf das harmonische Spiel des kunst- und sinnreichen Mechanismus Hunderte und Tausende von gedruckten „Times“-Nummern für das lesebegierige Publikum. Wer vermöchte die fieberhafte Erregung Königs, Bauers und Walters zu schildern, wer den rechten Ausdruck für ihre Freude zu finden, als die „Times“ vom 29. November 1814 fertig gedruckt vorlag und in dem schwungvoll geschriebenen Leitartikel der Welt das Gelingen der großen That also verkündete: „Unsere heutige Zeitung führt dem Publikum das praktische Resultat der größten Verbesserung vor, welche die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung erfahren hat. Der Leser dieses Satzes hält jetzt einen der vielen Tausend Abdrücke der „Times“ in der Hand, die in der verflossenen Nacht vermittelst eines mechanischen Apparates hergestellt worden sind. Ein Maschinensystem, von dem man fast glauben könnte, es besitze eigene innere Lebenskraft, ist erfunden und ausgeführt worden, das nicht nur den Menschen von

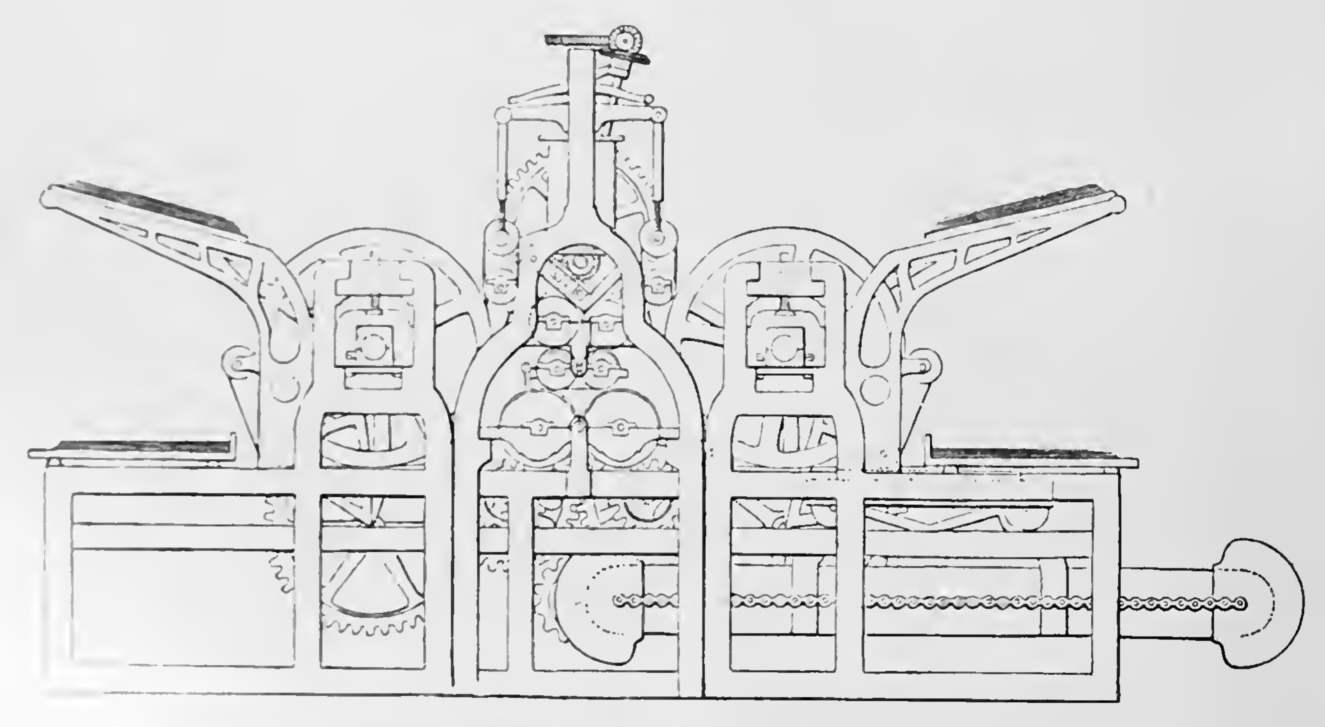


Friedrich August König.
Nach dem im Besitz der Familie befindlichen Gemälde.

[illegible] befreit, sondern auch alle menschlichen Fähigkeiten hinsichtlich [illegible] und zuverlässigen Arbeitsweise weit übertrifft. Um dem Publikum die [illegible] zu gewähren, die Größe der Erfindung an ihren Wirkungen zu beurteilen, führen [illegible] nachdem der Typensatz fertig gestellt und zu einer sogenannten Form geschlossen worden ist, für die an der Maschine beschäftigten Leute wenig mehr zu thun bleibt, als dieselbe zu bedienen und ihren Gang zu überwachen. Man hat sie nur mit Papier zu versorgen, sie selbst treibt die Form hin und her, trägt die Farbe auf, bringt den Bogen auf die eingeschwärzte Form, druckt ihn und liefert ihn dann in die Hände einer zu seinem Empfange bestellten Person. Gleichzeitig geht die Form zurück zum abermaligen Empfange von Farbe für den Druck des nächstfolgenden Bogens, während erstere ununterbrochen verrieben wird; das ganze komplizierte Verfahren aber geschieht mit solcher Schnelligkeit und Gleichzeitigkeit in allen Bewegungen, daß nicht weniger als 1100 Bogen in der Stunde gedruckt werden. Daß die Vollendung einer solchen Erfindung, die nicht das Spiel des Zufalls, sondern das Ergebnis methodischer Forschungen des Künstlers auf dem Gebiete der Mechanik ist, von mancherlei Hindernissen und Verzug begleitet sein mußte, kann gern zugegeben werden. Der Anteil, den wir an ihrer Vollendung haben, beschränkt sich nur auf die Anwendung der Erfindung in unserem eigenen Geschäft, gemäß dem Vertrage mit den Patentinhabern; wenige aber würden es zu fassen vermögen, welche Enttäuschungen und Sorgen wir während längerer Zeit trotz dieses beschränkten Anteils mit durchzumachen gehabt haben."



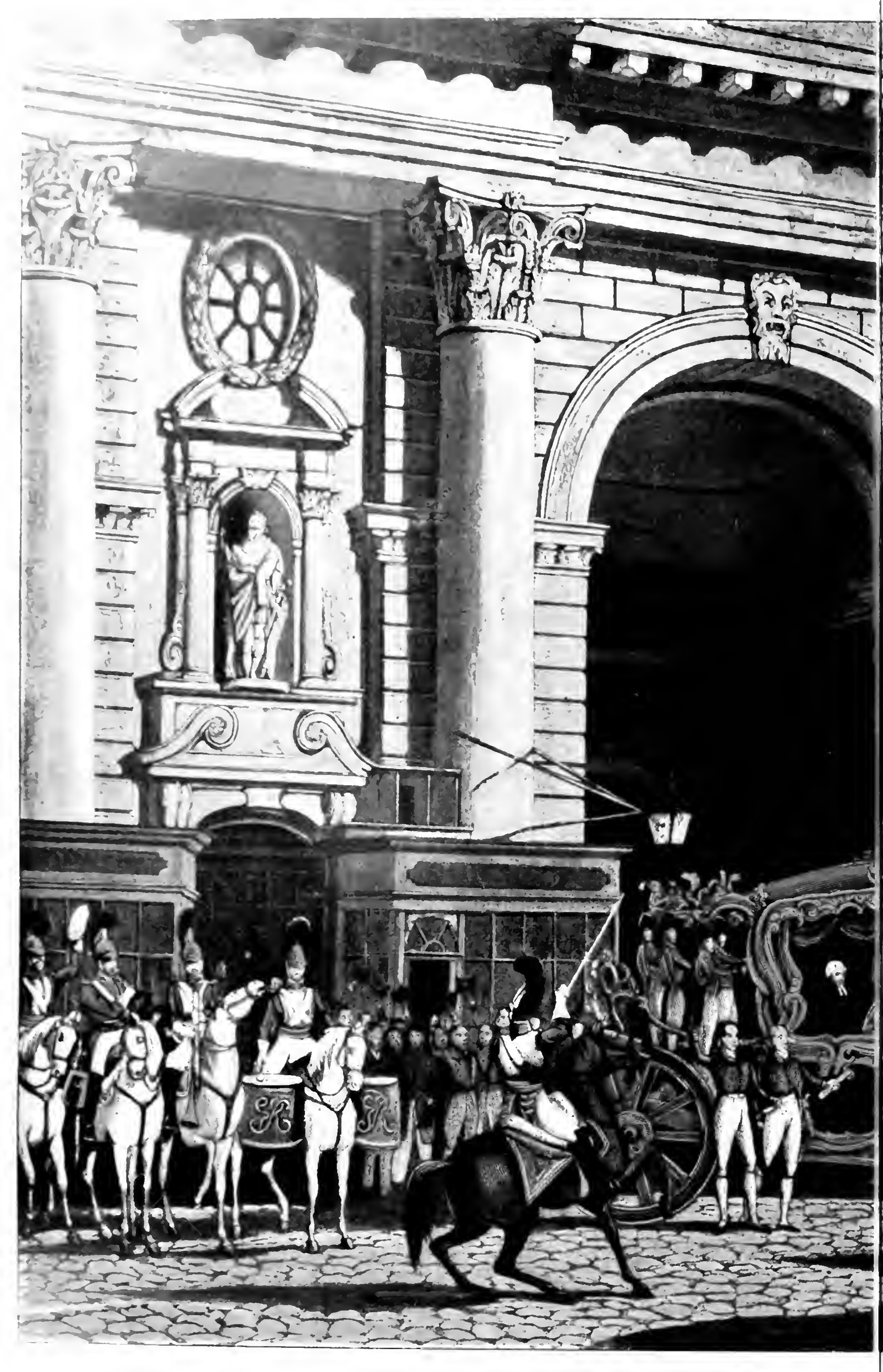
Andreas Bauer.
Nach einer Büste im Besitz der Familie.



Die erste Doppel-Schnellpresse der „Times" (1814).



Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1813—21.



Georg IV. wird am 31. Januar 182

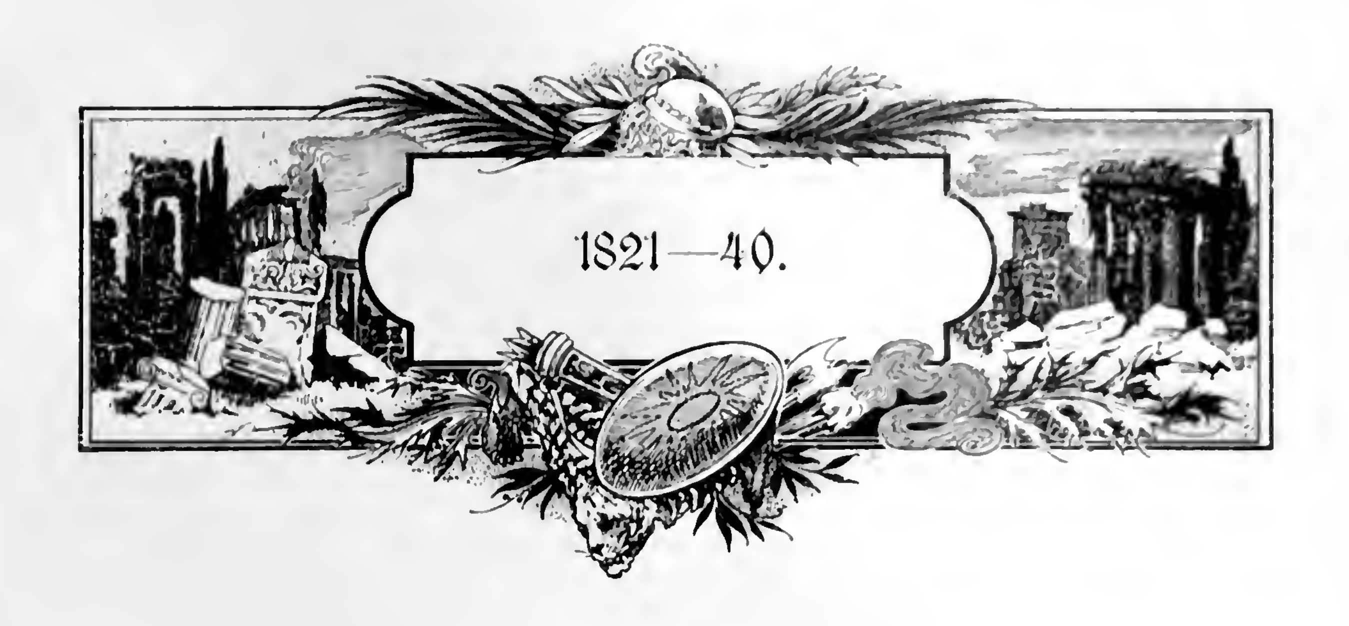
Nach einer gleichzeitigen L



zum König von England ausgerufen.

raphie im Krönungs-Album.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.





rank blieb der deutsche Staatskörper auch nach der schweren Krisis der napoleonischen Zeit — dem Befreiungskrieg mußte noch ein harter Kampf um die Freiheit folgen, der Auflehnung des Volkes gegen Napoleons Despotie ein Jahrzehnte dauerndes, die besten Kräfte lähmendes Ringen gegen den nicht minder gefährlichen inneren Feind, gegen Metternichs reaktionäres System; ein halbes Jahrhundert mußte noch in Not und Pein verstreichen, ehe Germanias Haupt wieder heller Glanz umstrahlte. Schon früher ward darauf hingewiesen, daß die Kurzsichtigkeit vieler deutscher Fürsten und ihrer Minister den Siegern der großen Jahre 1813—15, den Völkern, die Gut und Blut für die Unabhängigkeit des Vaterlandes geopfert hatten, jeden Lohn, ja fast jeden Dank vorenthielt, daß die Fesseln, die so lange eine freie, segensreiche Entwickelung gehindert hatten, nicht beiseite geworfen, sondern dort wieder angelegt wurden, wo die Geister sich kräftiger regen wollten und das Volk Anteil an der Leitung jener Staatswesen begehrte, die es aus Schmach und Elend gerettet hatte . . .

In den Jahren, die dem Sturz des Corsen folgten, seufzte Mitteleuropa unter einer neuen Zwingherrschaft, die schier noch drückender war, als die frühere, weil sie nicht von einem genialen Feldherrn, sondern von einem selbstgefälligen, kurzsichtigen Minister ausging. Metternich und Reaktion! Zwei Worte, die man gern von den Tafeln der deutschen Geschichte tilgen möchte, weil sie an eine der trübsten Perioden der Neuzeit erinnern, an eine Ära der Knebelung des freien Wortes, der Bedrückung der Wissenschaft, des Siechtums des ganzen öffentlichen Lebens, die vom unheilvollen Wiener Kongreß bis zum Sturmjahr 1848, das den verhaßten Staatsmann endlich beseitigte, sich erstreckte . . .

[illegible] schrieb Georg Weber einst — war die Nation gegen die Fremdherrschaft [illegible] und zum Lohn für die Begeisterung und Hingebung, mit der die Edelsten [illegible] Kampf gezogen, sollte sie nun wieder zurück in den alten Jammer der Vaterlandslosigkeit, der Kleinstaaterei, der Bureaukratie, des Polizeidrucks, der Adelsherrschaft, der Volksunmündigkeit und Rechtsungleichheit. In den Völkerfrühling, den Europa einmal angebrochen wähnte, war ein erstarrender eisiger Hauch, ein ‚Reif in der Maiennacht' gefallen. Viele [illegible] Patrioten hatten eine Erneuerung des Kaiserreichs mit zeitgemäßen Reformen, mit Beteiligung des Volkes an der Gesetzgebung gehofft und gewünscht, sie betrachteten daher mit Mißvergnügen das gespaltene und zerstückelte Deutschland . . . Das deutsche Volk, das sich noch vor kurzem willig und hingebungsvoll um seine Fürsten geschart, als es galt, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen, fühlte sich in seinen Erwartungen schwer getäuscht und verlor das Vertrauen in die väterlichen Gesinnungen der Regierungen. In den patriotischen Hoffnungen, Träumen und Bestrebungen jener Zeit mochte viel Unklares, Unerreichbares, Phantastisches und Überspanntes enthalten sein, die Grenze ruhiger Besonnenheit mochte nicht immer eingehalten werden, der demokratische Übereifer bisweilen sich allzu leicht über die bestehenden und historisch gewordenen Zustände hinwegsetzen, aber auch von den Lenkern der Staatsgeschichte geschah nichts, um die edlen und berechtigten Regungen des Volkes vor Irreleitung zu bewahren, um die gesunden und guten Keime zur richtigen Entwickelung zu bringen. Wo, auch in mäßigster Form, Freiheit und Recht in gesetzlichen Bahnen erstrebt wurden, da witterte das Mißtrauen der Regierungen nichts als Verschwörung, Revolution, Demagogie . . .

Die Jugend

Zu denen, die mit Wort und Schrift für liberale Reformen eintraten, stellte die studierende Jugend einen stattlichen Heerbann. In wenigen Jahren hatte das deutsche Studententum eine tiefgreifende Wandlung erlebt, zu den geistigen waren mit einem Male politische Interessen getreten. Fesselnd hat Karl von Raumer in seinem Buche von den deutschen Universitäten diesen Umschwung geschildert: „Die Wirkung der Befreiungskriege auf die Universitäten war unermeßlich. Die Jünglinge, die auf den Ruf des Königs zu Tausenden in das Heer eintraten, in den großen Schlachten ehrenvoll fochten, sie kamen 1815 und 1816 zurück auf die Universitäten, um ihre durch den Krieg unterbrochenen Studien fortzusetzen. In der kurzen Zeit von drei Jahren, in denen Europa Größeres erlebte, als sonst in drei Jahrhunderten, war unsere Jugend wie umgewandelt. Früher wie verzaubert in den Fesseln unedler, ja gemeiner akademischer fixer Ideen, fühlte sie sich durch die großen Erlebnisse entzaubert. So war sie jetzt von der Tyrannei falscher Ehre befreit, sie sah den Komment in seiner wahren Gestalt. Die wahre Ehre, der echte, dem Vaterlande geweihte Mut, war an die Stelle jenes Wechselbalgs getreten, jenes wahnwitzigen point d'honneur, das kränklich reizbar überall sich beleidigt fühlt und Duelle sucht um ein Nichts. In welchem Lichte mußten solche zum Teil von den Franzosen überkommene Erbärmlichkeiten jungen Männern erscheinen, die in den Schlachten von Dennewitz und Leipzig gefochten! Wie in Bezug auf Ehre, so verscheuchten überhaupt reinere sittliche Gedanken und Grundsätze der aus dem Kriege zurückgekehrten Studenten die frühere akademisch stumpfe Sittenlosigkeit. Der Ernst des Lebens und des Todes war ihnen entgegengetreten und hatte sie ergriffen. Viele Freiwillige hatten vor dem Kriege geturnt, mit verdoppeltem Eifer kehrten sie zu den Turnplätzen zurück. Die teils renommistischen und obscönen, teils erbärmlich sentimentalen Studentenlieder wurden durch reine, kräftige, besonders durch vaterländische verdrängt. Die [illegible] und im Kriege erstarkte Vaterlandsliebe jener Freiwilligen sehnte sich nach Einheit

und Einigkeit Deutschlands. Die einander anfeindenden Landsmannschaften erschienen ihnen als Feinde der Einheit und Einigkeit. Mit der Vaterlandsliebe erwachte zugleich die Ehrfurcht gegen das Christentum, ein, wenn auch noch unklares, unentwickeltes Gefühl, daß Deutschland ohne Christentum vernichtet und verloren ist. War doch: ‚Mit Gott für König und Vaterland!‘ der Wahlspruch im Kriege" . . . Und der feurige Rheinländer Joseph von Görres jubelte in seinem „Rheinischen Merkur", dessen Einfluß Napoleon einst dem einer fünften Großmacht gleich erachtet hatte, also: „Es ist eine Freude, unter diese kecke, kräftige Jugend hineinzusehen. Aus ihrer Miene spricht stolzer Mut und Selbstbewußtsein: sie haben etwas in der Welt geduldet und gethan; ihr Leben ist nicht leer geblieben, thatenreich hat es eine Geschichte sich gegründet, und das Gefühl dieser Vergangenheit und ihrer Kraft giebt ihnen die edle und kriegerische Haltung, die so erfreuend an die Stelle der alten sklavischen Gebeugtheit getreten ist. Man fühlt, wie ein belebender Gedanke in diesen Gemütern wohnt, wie sie wissen, daß sie zu einem bestimmten, edlen Zwecke wirken und darum auch gern und willig alle Mühseligkeiten und Gefahren ihres harten Berufes tragen. In der That müssen Jünglinge, deren blühendes Leben in diese thatenreiche Zeit gefallen, die miteinander so schöne Begeisterung geteilt und so viel Ungemach erduldet, die zusammen im Donner so folgenreicher Schlachten standen: sie müssen einander lieb gewinnen und ihr ganzes künftiges Leben wird zehren an der Erinnerung solcher Jugend, und ihre Freundschaft wird nie erkalten. Und so brav sie sind, so gutmütig und rechtlich erscheinen sie in ihrem Thun und Wesen und darin verleugnet sich in ihnen der deutsche Charakter nicht. Aber daß diese gutmütige Ehrlichkeit sich nicht, wie vorher oft geschehen, selbst wegwirft, davor bewahrt sie die Ehre und das Nationalgefühl, das sie gewonnen; womit ihnen alles gegeben ist, was den Menschen veredeln und verherrlichen kann. Ein rechter wahrer Stolz ist an die Stelle des Hochmuts getreten, der auf einen echten, wohl erworbenen Besitz sich gründet und nicht mit den Schaupfennigen, unter dem Stempel verschollener Größe ausgeprägt, die Welt betrügt. Darum sind sie rechte, tüchtige Menschen, der Stolz des Vaterlandes . . ."

Eben diese deutsche Jugend war es, die mit frischer, oftmals freilich auch überschäumender Begeisterung für die „Volksrechte" — ein Wort, das seit dem Jahre 1789 die Aufgeklärten aller Länder im Munde führten — eintrat. Unter ihren Führern ragten drei Männer hervor, deren Einfluß ebenso groß war, wie sie in ihrem Wesen und Wirken sich unterschieden: der kernige, für alles Edle und Gesunde im deutschen Wesen begeisterte Ernst Moritz Arndt, der geistvolle Koblenzer Publizist Görres, der „dem Zorn über den unfreien, schwunglosen kümmerlichen Geist, der sich sobald nach so großen Tagen und Werken der deutschen Regierungen bemächtigte, mit einer flammenden Beredsamkeit Ausdruck gab, wie sie seit den Tagen Luthers und Huttens auf die öffentlichen Dinge nicht mehr angewandt worden war", und endlich der seinen Fähigkeiten nach unbedeutende, aber als Agitator äußerst erfolgreiche „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn. Anno 1813, als des Königs Ruf zu den Waffen erscholl, war auch der „unbändige Polterer" mit einem Teil der Jünglinge, die er bis dahin in kräftigenden Leibesübungen unterwiesen hatte, zu den Sammelplätzen der Freikorps geeilt; jetzt, nach der Rückkehr aus Frankreich, rief er die Jugend wieder zu den Turnplätzen, auf denen sie nicht nur den Körper stählen, sondern auch zu echten Deutschen erzogen und nach dem Jahnschen Wahlspruch „tugendsam und tüchtig, keusch und kühn, rein und ringfertig, wehrhaft und wahrhaft" werden sollte. Soweit verdiente die „ars tornaria" vollen Beifall, doch leider artete ihr Patriotismus in eine übertriebene Deutschtümelei aus, die

Görres

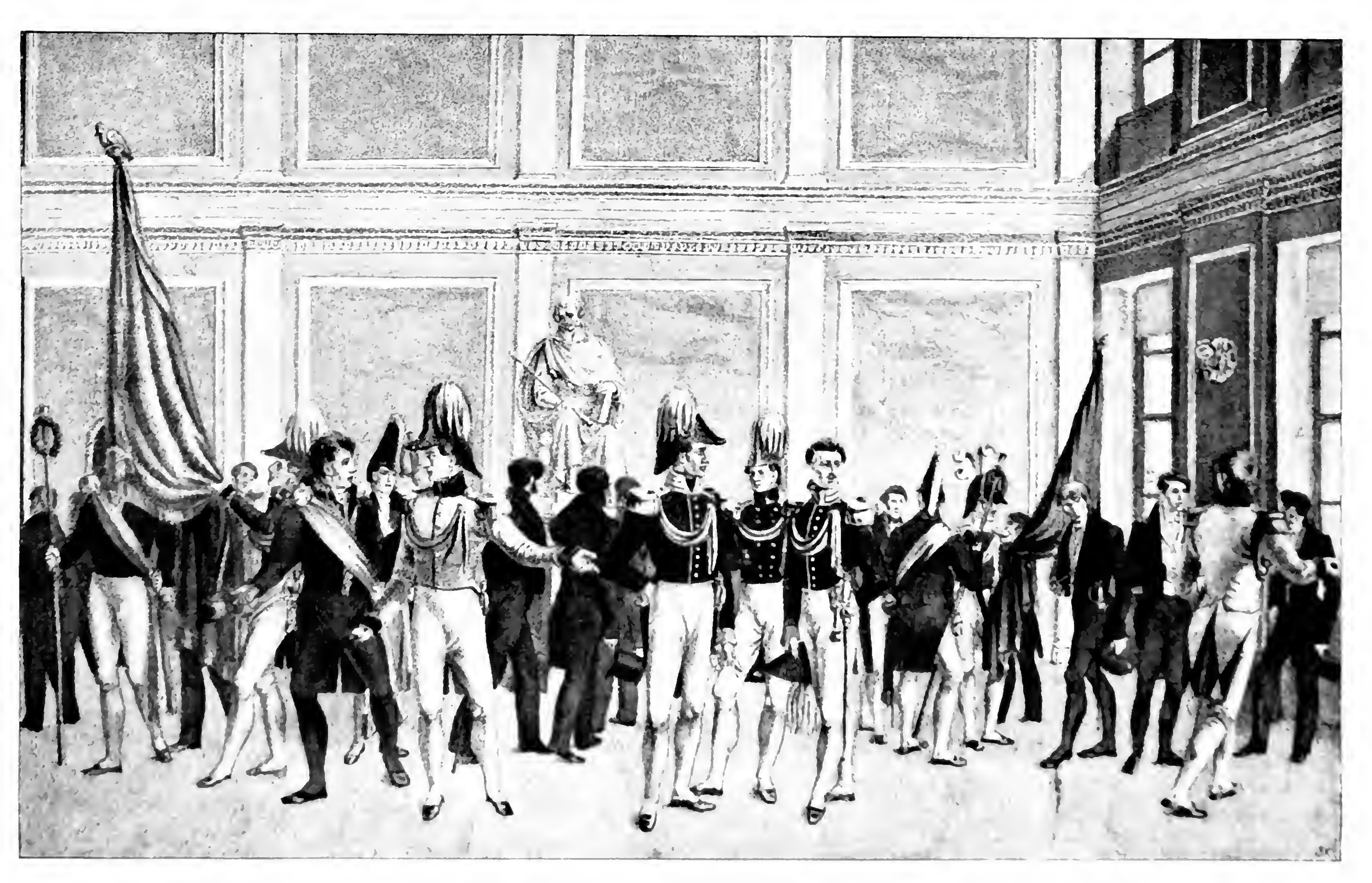
Jahn.

jemals mit der Vernunft in Widerstreit geriet. Alles, was für undeutsch galt, wurde befehdet, die Moden, die Sitten und vor allem die Sprache, die durchgreifender Reinigung dringend bedürftig erschien; eine förmliche Jagd auf Fremdwörter ward veranstaltet: die Universitäten nannte man Vernunftturnplätze und bei den Musikaufführungen sprach man vom Einklang-[illegible] des Klangwerks, von Tiefgeigen und Tiefknüppeln u. s. f. Die Jugend verwilderte unter der Führung eines Banausen, schrieb Treitschke in ehrlichem Zorn, eines Banausen, dem Kunst und Altertum, die ganze Welt des Schönen verschlossen blieben. Mit Mut und Rüstigkeit war das neue Deutschtum überreich gesegnet, aber andere nicht minder deutsche Tugenden, die Bescheidenheit, der wissenschaftliche Sinn, der entsagende Fleiß, die Ehrfurcht vor dem Alter gerieten in Mißachtung. Alle verständigen Lehrer begannen zu klagen, wie patzig und unlenksam ihre Schüler würden. Hinter der gerühmten teutonischen Wahrhaftigkeit verbarg sich viel Selbstbetrug, unter dem Terrorismus deutschtümelnder Kraftworte und Kraftsitten verkümmerte das, was den Kern alles deutschen Wesens bildet, die stolze Freiheit der persönlichen Eigenart.

Es konnte darum nicht ausbleiben, daß besonnene Männer sich gegen die gefährliche Verrohung der Jugend auflehnten und in Wort und Schrift auf die Gefahren hinwiesen, die aus den lärmenden Treibereien notwendig erwachsen mußten, hauptsächlich deshalb, weil in den Turngemeinden eine allzu lebhafte Agitation für die Einführung einer Verfassung betrieben wurde. Jene ruhigeren Köpfe sahen richtig voraus, daß das Übermaß der Begeisterung Jahns und seiner Getreuen den Argwohn der Fürsten und Staatsmänner wecken mußte, daß das dreiste Auftreten der Turner die Lösung der Verfassungsfrage verzögerte oder gar vereitelte, statt sie zu fördern. Leider sollten die Befürchtungen der Warner nur allzu rasch sich erfüllen, die Unvorsichtigkeit der Jugend den Anlaß zu einer Reihe reaktionärer Maßregeln geben, die gerade in dem Augenblick hemmend eingriffen, als das deutsche Geistesleben einen neuen Aufschwung nahm.

Nächst der Turnerei war es eine neugebildete Studentenvereinigung, die Burschenschaft, die sich lebhaft an der innerpolitischen Bewegung jener Tage beteiligte. Die Geburtsstätte der neuen Verbindung war die thüringische Universität Jena; dort hatte sich im Jahre 1814 eine Wehrschaft gebildet, die ihre Mitglieder durch ritterliche Übungen für den vaterländischen Waffendienst vorbereiten wollte. Aus dieser losen Gemeinschaft war dann im Frühsommer des Jahres 1815 die eigentliche Burschenschaft hervorgegangen, deren erste Führer zwei mecklenburgische Theologen, Horn und Riemer, und der Gothaer Scheidler waren. Sie brach sofort mit vielen der Unsitten, die bis dahin die Studentenschaft im Bann gehalten hatten, und wählte auf Jahns Vorschlag zu ihrem Pannier ein Banner in den Farben Schwarz-Rot-Gold — „aus der Knechtschaft Nacht durch blutigen Kampf zum goldenen Tage der Freiheit“ — das späterhin das Feldzeichen all derer wurde, die für die Einführung von Verfassungen und sonstige Volksrechte stritten. Da auch an anderen Universitäten rasch sich Burschenschaften mit gleichen Tendenzen bildeten, tauchte bald der Gedanke auf, eine feierliche Zusammenkunft aller Burschen zu veranstalten. Auf Vorschlag der Jenenser wurde hierzu die Wartburg und der Jahrestag der Völkerschlacht gewählt, und so strömten denn am 17. Oktober 1817 die Abgesandten von zwölf Universitäten, 468 an Zahl, in Eisenach zusammen, um darüber Rats zu pflegen, wie man den Zielen der Burschenschaft näher käme. Auch einige hervorragende Jenenser Professoren, vor allem der Philosoph Fries und der Naturforscher und Publizist Lorenz Oken, fanden sich ein.

Burschenschaft.



Deutsche Studententrachten aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Nach einem Aquarell im Besitz des Vereins für die Geschichte Leipzigs.

[illegible] 18. Oktober stieg der „heilige Zug“ zur Wartburg empor; voran [illegible] die neue Burschenfahne, dann paarweise die frohgemuten Jünglinge [illegible] Samtröcken, die Brust geschmückt mit dem schwarz-rot-goldenen Bande. [illegible] Rittersaal der ehrwürdigen Burg sang man fromme Lieder und hielt pathetische [illegible] über die Jugend im allgemeinen und die Freiheit im besonderen, aber keiner der Redner schlug einen Ton an, der verletzend für die deutschen Fürsten oder ihre Minister gewesen wäre. Am späten Abend jedoch, als man jubelnd zu den Freudenfeuern auf der Höhe des Wartenberges emporzog, ließ Jahn den verhängnisvollen Vorschlag laut werden, man möge den Schriften aller Gegner das gleiche Schicksal bereiten, wie Luther einst der Bannbulle des Papstes — in lodernder Glut sie zu Asche brennen! Wohl lehnten viele der Be[illegible] rundweg ab, das schöne Fest mit einer lächerlichen Farce zu beschließen, aber es fanden sich doch genug wirre Köpfe — an ihrer Spitze der Berliner Phantast Maßmann — bereit, den Gedanken ihres Meisters in die That umzusetzen. Als das letzte allgemeine Lied verklungen war, trat Maßmann plötzlich vor und lud die Burschen ein, Zeugen zu sein, wie in zehrendem Fegefeuer Gericht gehalten würde über deutsche Schandschriften; die heilige Stunde sei gekommen, in der „alle deutsche Welt schaue, was wir wollen, und wisse, was sie dereinst sich von uns zu versehen habe.“ Darauf trugen — so wird berichtet — einige seiner Freunde etliche Ballen alten Druckpapieres herbei, die mit den Titeln der verfehmten Bücher beschrieben waren. Auf eine Mistgabel gespießt flogen die Werke der Vaterlandsverräter unter tobendem Gejohle in das höllische Feuer: eine wunderlich gemischte Gesellschaft von etwa zwei Dutzend guten und schlechten Büchern, alles, was gerade in jener Zeit den Zorn der von Oken geleiteten „Isis“ und ähnlicher Blätter hervorgerufen hatte. Da brannten die „schreibenden, schreienden und schweigenden Feinde der löblichen Turnkunst und alle das Vaterland schändenden und entehrenden Zeitungen“, der Code Napoleon, Kotzebues deutsche Geschichte u. s. f. Zuletzt warf man zum Ergötzen der Zuschauer einen österreichischen Korporalstock, einen preußischen Ulanen-Schnürleib und einen hessischen Zopf „als Flügelmänner des Kamaschendienstes, die Schmach des ernsten heiligen Wehrdienstes“ in die Flammen. Pereat! Pereat! erklang es drohend, dann gingen die neuen Vehmrichter auseinander . . .



Schleiermacher.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

Der ganze Vorgang war, mit unbefangenen Blicken betrachtet, nicht mehr als ein schlechter Studentenulk, und dennoch bot er die Handhabe zu den denkbar schärfsten Maßregeln gegen die jungen Burschen, denen damals gewiß nichts ferner lag, als der Umsturz alles Bestehenden; aus dem bedeutungslosen Studentenkommers wurde ein großes politisches Ereignis. Kaum hatten Metternich und seine Gesinnungsgenossen entdeckt, daß die treibende Kraft der Burschenschafter nichts anderes als der nationale Gedanke, die Sehnsucht nach einem geeinten, starken deutschen Vaterlande war, so begannen sie den Kampf gegen den „Geist des Jakobinismus“ mit allen Mitteln, die zu Gebote [illegible]. Der erste, der sich von ihnen einschüchtern ließ, war König Friedrich Wil[illegible] III. von Preußen, der dem Unterrichtsminister alsbald die strenge Weisung erteilte,

unverzüglich alle Studentenverbindungen bei Strafe der Relegation zu verbieten und das gefährliche Turnwesen auf das schärfste zu überwachen. Der allzeit ängstliche Monarch drohte zugleich, jede Universität, auf der sich der Geist der Zügellosigkeit nicht vertilgen lassen würde, sofort aufzuheben! Staatskanzler Hardenberg billigte diese scharfe Tonart, weil die unbesonnene Jugend seinen Lieblingsplan, die Vollendung der preußischen Verfassung, zu gefährden drohte, ja er regte sogar das Verbot der Vorlesungen Schleiermachers über die Lehre vom Staate an, weil sie, wie der sonst so kluge Mann mit einem Male fand, ohne reellen Nutzen nur dazu dienten, die Gemüter zu entzweien! Allerorten begann ein Kampf gegen angeblich revolutionäre Ideen, die zumeist nur in den Köpfen der Leute bestanden, denen eine Fehde just gelegen kam.



Kotzebue.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

Erst von dem Augenblick an, in dem ihre Verfolgung begann, nahm die Burschenschaftsbewegung einen entschieden demokratischen Charakter an; erst jetzt tauchte in unreifen Köpfen der Gedanke an Fürstenmord und Entthronung auf, an eine Propaganda der That, die gefährlich werden konnte und bald darauf auch wirklich zu schändlichen Bluthaten führte. Nun erst klang aus den Burschenliedern ein wildrevolutionärer Ton und die rohen Reimereien des Gießeners Karl Follen riefen offen zu Mord und Totschlag auf: „Freiheitsmesser gezückt! Hurra! Den Dolch durch die Kehlen gedrückt; Mit Purpurgewändern, mit Kronen und Bändern, zum Racheältar steht das Opfer geschmückt“, oder „Nieder mit Kronen, Thronen, Frohnen, Drohnen und Baronen! Sturm!“ Die Suche nach einem Opfer begann: Da bei den primitiven Verkehrsmitteln jener Tage die Reise nach Wien zu beschwerlich erschien, schenkte man Metternich gnädiglich das Leben; von den deutschen Fürsten schien keiner so hassenswert, um ihm nach dem Leben zu trachten, es blieb also nur — Kotzebue, der unschuldige, in politischen Dingen ziemlich harmlose, flache und etwas frivole Lustspieldichter, den die Burschen mit Unrecht für einen russischen Spion und für den Denunzianten hielten, der den allmächtigen Zaren Alexander bestimmt habe, die deutschen Fürsten zum Kampf gegen die Studentenbewegung aufzurufen: Am 23. Mai 1819 wurde er in Mannheim, in einem Hause dicht bei der Bühne, auf der Schillers „Räuber“ einst ihre Erstaufführung erlebt hatten, von dem Burschenschafter Karl Sand erdolcht. Fünf Wochen später versuchte der Nassauer Löning auf gleiche Weise den Präsidenten Ibell in Wiesbaden zu ermorden.

Kotzebues Ermordung.

Beide Schandthaten erregten nicht nur in ganz Deutschland, sondern in ganz Europa das größte, peinlichste Aufsehen; mit Entsetzen erkannten viele, die bis dahin der Burschenschaft sympathisch gegenüber gestanden, auf welch gefährliche Abwege ein Teil des deutschen Studententums geraten war. Von den Staatsmännern, denen die Sorge um die Ruhe und Sicherheit der Länder oblag, faßte Metternich zuerst seine Entschlüsse. Geschickt benutzte er den Moment der allgemeinen Bestürzung, um vom Bundestag die Zustimmung zu einer Reihe von scharfen Maßregeln zu erreichen, die von den Bevollmächtigten einiger deutscher Fürsten auf einer Konferenz in Karlsbad in Vorschlag gebracht worden waren. Gemäß diesen folgenschweren Karlsbader Beschlüssen wurden alle Universitäten der strengsten Aufsicht besonderer Kommissare unterstellt; allen Professoren und Studierenden, die politischer Umtriebe wegen von einer Hochschule verwiesen wurden, sollten auch die Pforten aller anderen Lehr-

Karlsbader Beschlüsse.

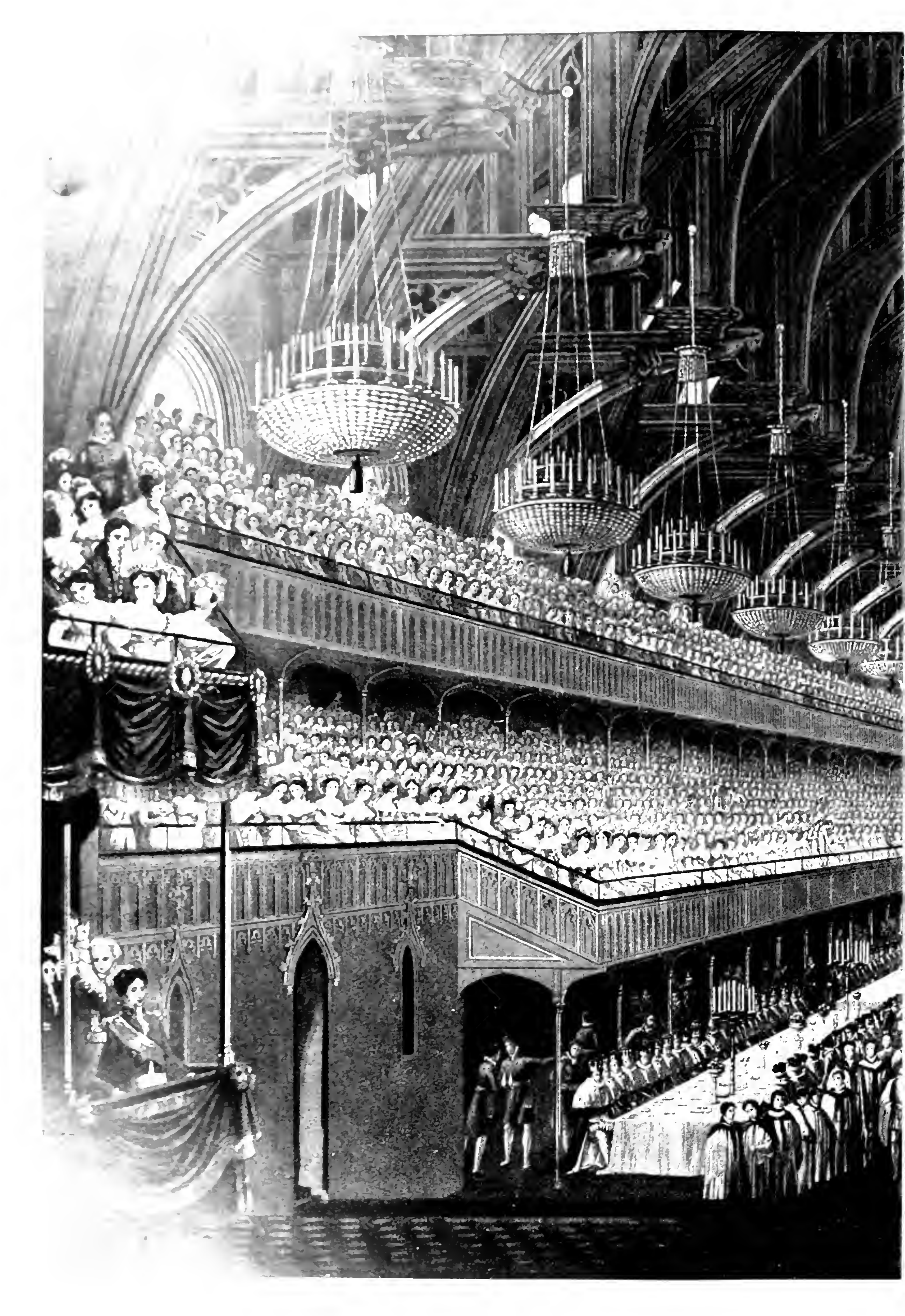
[illegible] Der Presse wurden drückende Fesseln angelegt: kein Angriff auf [illegible] eines Bundesstaates sollte künftig mehr geduldet, dem Bundestag [illegible] zugestanden werden, alle Schriften, die Ruhe, Würde oder Sicherheit zu [illegible] zu unterdrücken; alle Druckschriften unter zwanzig Bogen sollten [illegible] unterliegen. Endlich ward eine Central-Untersuchungs-Kommission eingesetzt, um die Urheber der staatsgefährlichen Umtriebe, die „Demagogen", zur Verantwortung zu ziehen. Ohne Widerspruch wurden die Karlsbader Beschlüsse zum Gesetz erhoben, Metternich hatte einen bedeutsamen Sieg errungen, bedeutsam hauptsächlich darum, weil er bewies, daß Österreich auch fernerhin gewillt und wohl in der Lage war, den entscheidenden Einfluß auf die Führung der inneren deutschen Angelegenheiten auszuüben.

Metternich. Klemens Lothar Fürst von Metternich war kein Staatsmann großen Stils, wie Otto von Bismarck, er war arm an Ideen, arm an Einsicht und Kenntnissen; seine Weisheit bestand in der Geltendmachung des monarchischen Prinzips gegenüber den volkstümlichen Strömungen, in dem Beharren auf dem Grundsatz der Ruhe gegen ein neuerungslustiges, nach Reformen dürstendes Geschlecht. Er war ein gewandter Höfling und — so ward er einmal geschildert — ein Diplomat von gewinnendem Wesen, geschmeidigen Formen und maßvollem Benehmen, der die Eigenschaften und Charakterzüge, die Neigungen und Schwächen der Großen und Mächtigen mit scharfem Blick erkannte und beurteilte, und sie mit solcher Geschicklichkeit und Klugheit zur rechten Zeit zu benutzen wußte, daß sie seinen Zwecken dienten, ohne daß die fremde Einwirkung verspürt wurde. Indem er sich in die Gedanken- und Empfindungswelt anderer einnistete, verstand er es, sie für seine Anschauungsweise in so feiner Art zu bearbeiten, daß die anderen in seinen Reden und Vorschlägen ihre eigenen Ansichten zu erkennen glaubten; und da seine eigene Weltanschauung mit der herrschenden Zeitströmung völlig übereinstimmte, so kam es, daß sein politisches System wie eine Vorsehung, wie der Inbegriff aller Weisheit angesehen wurde. Metternichs rechte Hand war

Gentz. der glänzende Publizist Friedrich Gentz, ein „Mann von klarem Verstand und nüchternem Urteil, aber ohne sittliche Grundsätze, ohne Überzeugungstreue und Charakterfestigkeit, jeder Bestechung zugänglich, sinnlichen Genüssen ergeben und zitternd vor dem Tod, als dem höchsten Übel", ein Mensch von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen, wie der Freiherr vom Stein urteilte. Seine Aufgabe war es, alle Winkelzüge der hinterlistigen Politik seines Gönners „mit oratorischer und stilistischer Sophistik" geschickt zu umkleiden und den Plänen seines Herrn und Meisters in Wort und Schrift vorzuarbeiten.

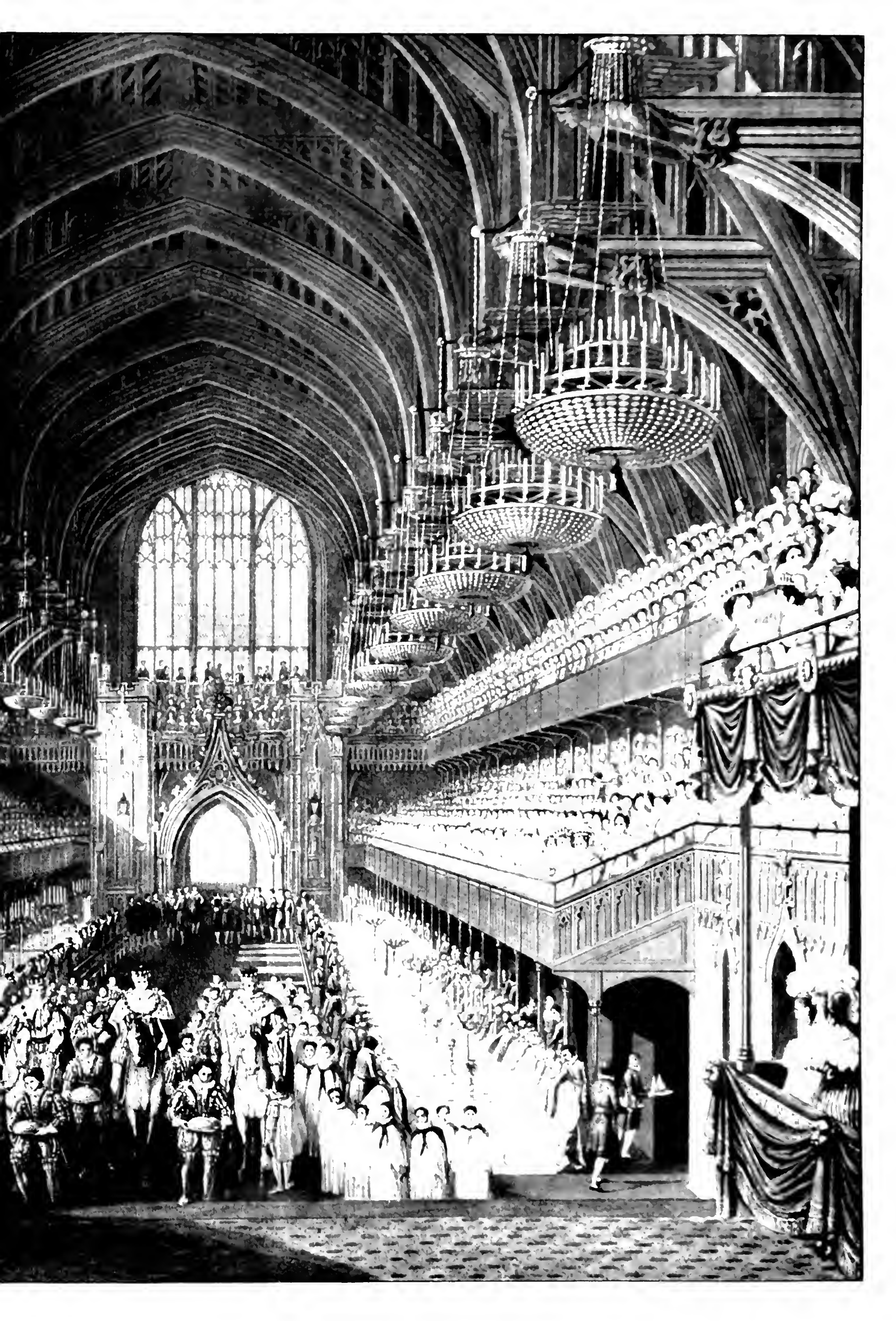
Und solche charakterlose, flache Gesellen durften es wagen, das geistige Deutschland zu bevormunden; sie vermochten Friedrich Wilhelm III. und seine Räte zu bestimmen, bei der

Demagogenhetze. beginnenden Demagogenhetze selbst Männer wie Arndt, Schleiermacher und Görres nicht zu schonen. Seit Metternich in Deutschland das große Wort führte, war die Hoffnung auf eine friedliche Fortbildung der deutschen Dinge auch den Gemäßigten verloren gegangen. „Republikanische Gedanken", sagt Treitschke, „denen in unserer monarchischen Geschichte jeder Boden fehlte, begannen überhand zu nehmen, seit Deutschlands Fürsten als die verschworenen Feinde der Volksfreiheit auftraten. Die Nation ward irre an ihrem Staate, an ihren schönsten [illegible]rischen Erinnerungen, von allen Lippen klang die bittere Klage, das Blut von Leipzig und Belle-Alliance sei umsonst geflossen . . ." Die Burschenschaft löste sich am 26. November 18[illegible] auf, allerdings nur, um sich sofort heimlich und mit einem weit radikaleren Programm [illegible] aufzuthun. Fast um dieselbe Zeit zogen die wenigen einflußreichen Staatsmänner,



Bankett bei der Krönung König Geo

Nach dem Aquarell von C



s IV. von England am 19. Juli 1821.

Bild im Krönungsalbum.



Turnier im Neuen Palais zu Potsdam am 13. Juli 1821.
(Erster Ritter: Prinz Wilhelm von Preußen.)
Nach dem Aquarell von Wisniesski im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

die dem Eindringen der Ideen Metternichs in die preußische Verwaltung bisher noch Widerstand geleistet hatten, Wilhelm v. Humboldt, Boyen und Grolmann, sich in tiefer Verstimmung vom Berliner Hofe zurück, der nun völlig in das österreichische Fahrwasser geriet.

Die Schilderung der deutschen Verfassungskämpfe, die mit ihren Irrungen und Wirrungen Jahrzehnte erfüllten, muß dem zweiten Bande vorbehalten bleiben, weil sie den

[illegible] einer Epoche darstellt. Am Schlusse der Übersicht über die Staaten- und [illegible] des Zeitalters Napoleons I. sei nur noch ein Blick auf die außerdeutschen [illegible] des dritten und vierten Jahrzehntes geworfen . . .

* * *

Das britische Inselreich, der einzige der abendländischen Staaten, den die napoleonische Gewaltherrschaft nur wenig geschädigt hatte, blieb trotz seiner alten freiheitlichen Verfassung dennoch nicht von reaktionären Maßregeln verschont. Die Reformbedürftigkeit des Unterhauses, dessen Zusammensetzung den Willen des Volkes schon längst nicht mehr richtig zum Ausdruck bringen konnte, hatte die Bildung einer demokratischen Partei hervorgerufen, die gegen den ungesetzlichen Einfluß der Reichen auf die Vergebung der Mandate lauten Protest erhob. Der Erlaß brotverteuernder Korngesetze im Notstandsjahre 1816 trieb die Erregung des unzufriedenen, hungernden Volkes auf den Höhepunkt, da und dort brachen Aufstände aus, und der Prinz von Wales, der für den geisteskranken König Georg III. die Regierung führte, wurde in den ersten Wochen des Jahres 1817 auf offener Straße thätlich beleidigt. Die Folge davon waren Ausnahmegesetze, die sogenannten „Knebelbills", die, vom Parlament im Jahre 1819 gebilligt, für die nächsten fünf Jahre das Versammlungsrecht schmälerten und alle „gottlosen und aufrührerischen Flugschriften" mit schweren Strafen belegten. Im Jahre darauf, am 29. Januar 1820, starb der zweiundachtzigjährige, blinde und blödsinnige Georg III., und Georg IV., ein Wüstling von niedrigem Charakter, bestieg den Thron. Schon bald nach dem Regierungsantritt raubte der schändliche Ehescheidungsprozeß, den er gegen seine Gemahlin Karoline anstrengte, ihm den letzten Rest der Volksgunst, seine Unterthanen nahmen offen für die in ihrer Ehre bedrohte Königin Partei, und die Regierung erlitt eine so schwere Niederlage, daß ihr Rücktritt unvermeidlich wurde. Nachdem der neue Herrscher mit dem üblichen, aus dem Mittelalter überkommenen Pomp in der Westminster-Abtei feierlich gekrönt worden war, trat bald die längst erwartete Krisis ein: Lord Castlereagh, das hervorragendste Mitglied des Kabinetts, nahm sich das Leben, mit ihm fiel auch sein dem Volke verhaßtes System. Die Leitung der auswärtigen Politik Englands übernahm nun ein Staatsmann großen Stils, Georg Canning, dessen Ministerzeit einen Wendepunkt in der gesamten



Georg Canning.

Canning. europäischen Politik bedeutete: „Langsam vorwärts, nie rückwärts schreitend, zerstörte er ruhig und fest die reaktionäre Tendenzpolitik der Heiligen Allianz, ohne in den Fehler zu verfallen, Übel mit Übel zu vertreiben, der reaktionären Allerwelts- und Interventionspolitik eine liberale Allerwelts- und Interventionspolitik entgegenzusetzen." Canning war ein Mann des Friedens, und ihm allein war es zu danken, daß nicht alle Großmächte, sondern nur Frankreich allein in die spanischen Wirren jener Tage sich einmischte; er allein brachte auch den phantastischen Plan der Allianzmächte zum Scheitern, die südamerikanischen Kolonien Spaniens, die damals vom Mutterland sich losrissen, mit Waffengewalt wieder zum Gehorsam zu zwingen — er „rief die neue Welt ins Dasein, um das Gleichgewicht der alten herzu-

stellen". Canning war ein wahrhaft liberaler Mann, bei dem das vielbejubelte Schlagwort: „Bürgerliche und religiöse Freiheit in der ganzen Welt!" keine billige Phrase, sondern der Ausdruck seiner Empfindungen und Wünsche war . . .

Fast zu gleicher Zeit wie in England hatte auch im Staate der Bourbonen ein neuer Mann Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Politik gewonnen, Chateaubriand, als Staatsmann viel weniger erfolgreich, wie als Schriftsteller (S. 452), der vor kriegerischen Verwickelungen nicht nur nicht zurückschreckte, sondern sie geradezu förderte. Anlaß zum Einschreiten Frankreichs boten die unhaltbaren Zustände Spaniens, dessen traurige Lage schon früher geschildert ward. Mit der Rückkehr Ferdinands VII. in sein Reich (1814) hatte sofort ein erbitterter Kampf gegen die Verfassung des Jahres 1812 (S. 136) begonnen, durch den der König sich gern bestimmen ließ, die Cortes aufzulösen und die freiheitlichen Errungenschaften wieder zu beseitigen. Das fanatische Volk jubelte dennoch dem Herrscher zu, jenem Feigling ohne Gefühl, ohne Ehre und Scham, den sogar ein gekröntes Haupt den „vollkommensten Schurken" nannte; es jubelte auch noch, als die Verfolgung der besten Männer des Staates begann, als „das schrecklichste Tribunal für Verbrechen, die nur der menschliche Wahn geschaffen", die Inquisition, ihre grauenvolle Thätigkeit wieder aufnahm, als nahezu 50000 Patrioten in den Kerkern schmachteten. Daß des Königs an Wahnsinn grenzende Grausamkeit bald wilden Haß auflodern lassen mußte, erscheint begreiflich: thatsächlich brachen denn auch da und dort Militäraufstände aus, die zwar zum größten Teil mißlangen, aber endlich doch zu einer allgemeinen Erhebung führten, die Ferdinand VII. zwang, die Konstitution des Jahres 1812 aufs neue zum Gesetz zu erheben. Allein der Schritt geschah zu spät, um die erregten Gemüter völlig befriedigen zu können. Die liberale Partei, die geschlossen gegen den Absolutismus gekämpft hatte, spaltete sich zum Schaden des Landes leider sofort nach dem Siege in zwei heftig sich befehdende Gruppen, die Moderados und Exaltatos, deren zweite durch Unbesonnenheit und Grausamkeit alles verdarb, was vordem durch gemeinsame Kämpfe erreicht worden war. Es kam zu neuen Aufständen, zu neuen Greuelthaten, die endlich die europäischen Großmächte zum Einschreiten nötigten. Spanien.



Chateaubriand.
Nach dem Gemälde von Belliard.

Im Oktober 1822 tagte in Verona ein Kongreß der hervorragendsten Mitglieder der Heiligen Allianz, an dem die Kaiser von Österreich und Rußland, sowie der König von Preußen persönlich teilnahmen, während Ludwig XVIII. von Frankreich sich durch Chateaubriand und Montmorency, das englische Kabinett durch den Herzog von Wellington vertreten ließ. Zwei wichtige Fragen standen zur Beratung: der Aufstand der Griechen, die ihre Unabhängigkeit von Kongreß zu Verona.

[illegible] und die spanischen Wirren. Während man dem beginnenden [illegible] nur wenig Bedeutung beimaß, kam man überein, der Absicht Frank[illegible] endlich mit Waffengewalt Ruhe zu stiften, nicht entgegenzutreten. Alle Groß[illegible] Ausnahme Englands, richteten zugleich Noten an die Madrider Regierung, in denen [illegible] zur Intervention in Anspruch nahmen. Spanien verbat sich die Einmischung in [illegible] Angelegenheiten in so brüskem Tone, daß die Gesandten der drei nordischen Mächte im Beginn des Jahres 1823 ihre Pässe verlangten, und Frankreich am Fuß der Pyrenäen ein Heer von 100 000 Mann zusammenzog. Chateaubriand, der inzwischen in das Ministerium eingetreten war, erlangte von den Kammern die zu dem spanischen Feldzug geforderten Kredite



Einnahme des Trocadero von Cadiz am 31. August 1823.
Nach dem Gemälde von Paul Delaroche.

erst nach heftigen Kämpfen, aber dennoch konnten schon Anfang April 1823 fünf französische Korps unter dem Befehl des Herzogs von Angouleme in das Nachbarland einbrechen.

Sechs Wochen später zogen die Franzosen bereits in Madrid ein, am 16. August standen sie vor Cadiz, dessen Seeseite ihre Flotte sperrte, und in der Nacht des 31. gelang es ihnen, den wichtigsten Punkt der spanischen Festungswerke, den Trocadero, der den Zugang zum inneren Hafen sperrte, durch einen verwegenen Überfall zu erobern, bei dem die französischen Grenadiere, bis an die Schultern im Wasser watend, wahre Heldenthaten vollbrachten. Der Sieg der Reaktion war damit entschieden; unter dem Schutz der französischen Bajonette durfte Ferdinand VII. es ruhig wagen, noch einmal alles zu widerrufen, was er kurz [illegible] zugestanden hatte — „die Mächte der Heiligen Allianz hatten damit einen Zustand [illegible] der in nichts besser, in tausend Beziehungen scheußlicher war, als die Orgien der [illegible] Terroristen im schlimmsten Jahre der französischen Revolution . . .“

Griechenland.

Der Kriegslärm, der aus dem Südosten Europas heraufschallte, lenkte die Aufmerksamkeit der Großmächte gerade in jenen Tagen, da mit Frankreichs Hilfe in Spanien die „Ruhe“ wiederhergestellt wurde, auf den griechischen Freiheitskampf. Hier fehlt der Raum, um in breiter Ausführlichkeit die Vorgeschichte des blutigen Aufstandes zu schildern, durch den die geknechteten Nachkommen des edelsten Volkes der vorchristlichen Zeit ihre Unabhängigkeit erstritten. Nur kurz seien, bevor wir zu den einzelnen Stadien des verzweifelten Ringens — dem Aufstand in den Donaufürstentümern, im Peloponnes und in Mittelgriechenland, dem Eingreifen des ägyptischen Hilfsheeres unter der Führung Ibrahim Paschas, der Zerstörung Missolunghis, der Schlacht bei Navarino u. s. w. — übergehen, die wichtigsten der



Ibrahim Pascha vor seinem Lagerzelt.
Nach einer Zeichnung von Jeanron.

Beschwerdepunkte der Griechen so angeführt, wie einer der kühnsten Führer der Bewegung, der Klephtenhäuptling Odysseus, sie aussprach: Die ohne Wissen der Regierung verübten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten der Wesire, Woiwoden, Kadis und Balukbaschis, die das Buch Mohammeds schlossen und ihr eigenes eröffneten, die jedem Weibe Gewalt anthaten, das ihnen gefiel, jeden reichen Kaufherrn enthaupteten, um sein Vermögen einzuziehen, von jedem Landstreicher jeden achtbaren Griechen ungeahndet auf der Straße ermorden ließen. — Die türkischen Gesetze untersagten zwar die Mißhandlung der Ungläubigen, aber die Schandthaten der Beamten und Soldaten auf dem Lande hatten allmählich einen solchen Umfang angenommen, daß jeder Grieche, der es nur irgend konnte, in die großen Städte flüchtete, wo es wenigstens für Geld noch einen Richter gab. Welcher Richter aber war selbst dort imstande, die Verfolgten vor der Religionswut und der Despotenlaune des Straßengesindels zu schützen, die, auf einen bloßen Verdacht hin ausbrechend, immer die grausame Barbaren-

[illegible] Pöbels offenbarten. Verzweifelt verließen viele Landleute ihren [illegible] in die Berge, um als Klephten (Räuber) Gewalt wider Gewalt zu setzen [illegible] Lasttier brach aus und ward zum rächenden Raubtier!“ . . .

Den äußeren Anlaß zur Änderung des unerträglichen Zustandes boten die Kämpfe des Sultans mit einem seiner mächtigsten Vasallen, mit Ali, dem Pascha von Janina; den Mut aber zu der Auflehnung gegen die seit Jahrhunderten dauernde Knechtschaft hatten die Hellenen aus dem großen Volkssturm geschöpft, der seit dem Jahre 1789 über Europa hingebraust war und manchem Bedrückten die Freiheit gebracht hatte. Den Mittelpunkt der türkenfeindlichen Bestrebungen bildeten die „Hetärie der Musenfreunde“ und neben ihr der politische Verein der Philiker, ein seltsamer Geheimbund, dem die hervorragendsten Griechen im In- und Auslande — hier namentlich der intime Freund des Zaren Alexander, der russische Minister Kapodistrias, und Fürst Alexander Ypsilanti — angehörten; beide sahen in dem Beherrscher Rußlands ihren Schirmherrn. Als nun im Frühling des Jahres 1820 der Sultan Mahmud II. ein Heer ausrüstete, um seinen unbotmäßigen Vasallen Ali wieder zum Gehorsam zu zwingen, hielt die Hetärie den rechten Augenblick für gekommen, um im Vertrauen auf Rußlands Hilfe die drückenden Ketten zu brechen. In den Donaufürstentümern loderte die Flamme des Aufruhrs zuerst empor; der Bojar Theodor Wladimiresko erhob die Fahne der Empörung und bemächtigte sich der Hauptstadt Bukarest, während zu gleicher Zeit Ypsilanti gegen Jassy vorrückte und das griechische Volk mit zündenden Worten zur allgemeinen Erhebung aufrief. Aber die Hoffnung betrog ihn, weder die rumänischen Großen, noch der Zar leisteten die ersehnte Hilfe. Ypsilanti mußte vor den andringenden türkischen Streitkräften mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen flüchten und sich auf österreichischen Boden retten. Dort ward er verhaftet und Jahre lang in der Festung Munkacs gefangen gehalten.

Der erste Versuch war gescheitert, aber der Funke hatte inzwischen schon an anderer Stelle gezündet. Im Peloponnes hatte sich das rauhe, verwegene Bergvolk erhoben und unter Führung von Mauromichalis und Kolokotronis den Kampf gegen die Türken eröffnet; Germanos, der streitbare Erzbischof von Patras, war ihrem Beispiel gefolgt. Kurz darauf stand auch Mittelgriechenland auf, Athen und Theben fielen in die Hände der Freiheitskämpfer; am Öta sammelte Odysseus kampfbereite Scharen, Thessalien und Macedonien schlossen der allgemeinen Bewegung sich an. Am Hofe des Sultans und bei dem Pöbel der türkischen Hauptstadt weckte die Kunde von dem griechischen Freiheitskampf die fanatischste Wut: Am Ostertag, nach der heiligen Messe, ward der Patriarch Georgios vom Altar gerissen und in vollem Ornat am Thor der Kirche aufgehängt. Hunderte von Hinrichtungen christlicher Griechen folgten, die Kirchen wurden zerstört, und in den Provinzen hielt der entfesselte Fanatismus gleichen Schritt mit dem der Hauptstadt. Flehentliche Blicke sandte das aus tausend Wunden blutende Volk umher, aber die Großmächte blieben stumm — das System Metternichs ließ kein Einschreiten zu Gunsten eines Volkes zu, das sich gegen seinen „legitimen Herrscher“ empört hatte!

Die Griechen mußten allein den Kampf weiter führen, und sie führten ihn mit dem Mute der Verzweiflung: „Drei Felseneilande (Hydra, Spezzia und Psara) und einige Bergkantone gegen ein Riesenreich; fast keine regulären Kräfte auf seiten der Griechen, sondern Truppen, die heute Räuber und Hirten, morgen Krieger waren, die an einem Tage in Beute schwelgten, um dann wieder monatelang von ein paar Oliven und Maisbrot zu leben. Schien hier der Aufstand unter Blut und Feuer erstickt, so flammte er im nächsten Augenblick an andern Stellen von neuem auf. Ehe der Kampf um Tod und Leben begann, forderte man



Der letzte Kampf um Missolunghi am 22. April 1826.
Nach dem Gemälde von Ch. Langlois.

[illegible] den Gegner mit höhnenden Reden heraus: wilder Haß und ritterliche Großmut, kindische [illegible]mäßigkeit und Treue bis zum Tod, heroische Tapferkeit, unsterblichen Ruhmes wert, wechselten mit schmählicher Feigheit. Einmal genügte der Alarmruf „die Türken kommen!", um Tausende in wilder Flucht zu zerstreuen, ein anderes Mal fochten wenige Dekaden gegen [illegible] Hunderte, und um das Groteske dieses Kampfes zu vollenden, sah man neben der Palikarentracht der Häuptlinge der Gebirgsdörfer die westeuropäischen Revolutionäre und Freiheitsfreunde mit Frack und Brille." Der Beginn des Kampfes war vom Glück begünstigt, die türkische Flotte wurde am 11. Oktober bei Zante geschlagen und die Landtruppen des Sultans in die festen Plätze zurückgedrängt, deren stärkster, Tripolizza, nach langer Belagerung in die Hände der von Demeter Ypsilanti geführten Griechen fiel. Am 1. Januar 1822 verkündete der „Nationalkongreß" von frohen Hoffnungen erfüllt die Unabhängigkeit des Landes. Bald aber kamen bittere Enttäuschungen: Ali Pascha unterlag im Kampfe, so daß der Sultan seine Streitkräfte in Griechenland verstärken konnte, und bald darauf bemächtigte die

Chios. vom Kapudan Pascha Kara Ali geführte türkische Flotte sich der reichen Insel Chios, die der Schauplatz der entsetzlichsten Greuelthaten wurde. Wenige Monate später, am 16. Juli, erlitt ein Teil des griechischen Heeres bei Peta eine schwere Niederlage, während gleichzeitig Mahmud Pascha mit großer Heeresmacht vom Norden her durch die Thermopylen eindrang. Glücklicher verlief der Kampf im letzten Drittel des Jahres. Mahmuds Truppen zwang der Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug, und auch die von den Türken begonnene Belagerung der Festung Missolunghi mußte erfolglos abgebrochen werden.

In jener Zeit der Erfolge strömten aus vielen abendländischen Staaten Freiwillige nach dem Süden, um das hellenische Volk zu unterstützen — der edelste und eifrigste unter

Lord Byron. ihnen war Lord Byron (S. 451). Das persönliche Eintreten des größten englischen Poeten der Neuzeit für die griechische Sache kennzeichnet am besten die tiefe Bewegung, die ganz Europa erfüllte. „Die legitimistische Klügelei des russischen Kaisers, die Gleichgültigkeit Preußens, das planlose Abwarten Frankreichs, die kalte Berechnung Englands und Österreichs hatten", so schrieb Gervinus einst, „die warme Teilnahme nicht zu erkälten vermocht, von der die privaten Kreise aller Länder durchdrungen waren. Die wach gewordene Erinnerung an die gefallene Größe, an die langen Leiden, aus denen dies Volk, entstellt durch die Brandmale der Sklaverei, hervorzugehen rang, hatte die Menschheit zu einer werkthätigen Beihilfe aufgeregt, mit der man glaubte, eine alte Blutschuld von Europa abwaschen zu sollen. Viele waren, die anfangs fest an einen gemeinsamen Kreuzzug Europas glaubten. Die liberalen Parteien, die nach der Unterdrückung Spaniens sich nur noch an die Griechensache zu halten hatten, erhoben ihre Mahnrufe im Namen der Bildung, der Menschlichkeit, der Religion, der humanistischen Wissenschaft und des klassischen Altertums. Nach und nach hatten sich in allen Ländern Hilfsvereine gebildet, um die Kämpfenden und Leidenden zu unterstützen; sie steuerten ihre Hilfe an Geld und Menschen als einen späten Abtrag einer altheiligen Schuld für die Wohlthaten, welche die Welt von dieser Wiege aller Gesittung und Bildung empfangen. Nie hatte sich noch eine so allgemeine Teilnahme an einem so kleinen Erdenwinkel gezeigt, die Wünsche aller Nationen waren für Griechenland, der Widerstand der höheren Kreise wich mit jedem Jahre des Aufstandes weiter zurück. So wenig vermochte dieser allgemeinen Stimmung gegenüber das örtliche nationale Interesse gegen das allgemeine Interesse der Civilisation, die Willkür gegen die Geschichte, die Diplomatie gegen die Humanität, die Regierungen über die Regierten, daß der gemeinsame Ruf Europas langsam vordrang zu dem Gewissen der Fürsten,



Ankündigung der Krönung des Zaren A

Nach einer gleichzeitigen Lithog



olaus I. in Moskau am 19. August 1826.

e von Courtin und Adam.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Seeschlacht bei Navarino am 20. Oktober 1827.
Nach dem Gemälde von Ch. Langlois in der Galerie zu Versailles.

daß er die Regierungen allmählich zu dem Geständnis zwang, ihr System der Neutralität sei nicht mehr aufrecht zu erhalten, daß er sie zuletzt in die Wege dahinriß, auf welche die öffentliche Meinung sie von Anfang an gewiesen hatte."

Während so die Augen der halben Welt auf Hellas gerichtet waren, zersplitterte das Land, dem man Hilfe bringen wollte, seine Kraft in inneren Kämpfen, in Eifersüchteleien und Streitigkeiten der Führer. Aber dennoch gelang es dem Sultan nicht, das geschwächte Volk, dem alles, nur nicht der Türkenhaß fehlte, aufs neue zur Botmäßigkeit zu zwingen. Im Serail verzweifelte man mehr und mehr am guten Ausgang des Feldzugs und entschloß sich deshalb, die Hilfe eines Vasallen, Mehemed Alis von Ägypten anzurufen, der dem Wunsch des Großherrn nur darum rasch entsprach, weil er die Möglichkeit vor Augen sah, seine Macht

[illegible] nicht mehr zu erwarten. Ali sandte 6000 Mann nach Kreta, um dort [illegible] den Frieden wiederherzustellen, zugleich aber seinen zum Pascha von Morea ernannten [illegible] Ibrahim mit einer Flotte von 54 Kriegsschiffen nach Griechenland. Der erste Vorstoß des ägyptischen Feldherrn scheiterte an der Geschicklichkeit der griechischen Navarchen, aber mitten im Winter des Jahres 1825 gelang es Ibrahim, sein [illegible] Mann starkes Landungskorps auszuschiffen und Patras und Navarino zu besetzen. [illegible] Wochen später begann in Mittelgriechenland der zweite Kampf um Missolunghi, dessen Bedeutung der lakonische Befehl kennzeichnete, den der Sultan an den Oberbefehlshaber Mehemed Reschid ergehen ließ: „Entweder fällt Missolunghi oder dein Kopf!" . . .

Während der langen Dauer der Belagerung der wichtigen Veste trat in Rußland ein Ereignis ein, das geeignet war, die Stellung der einflußreichsten Großmacht zur griechischen Unabhängigkeitsbewegung völlig zu ändern: Zar Alexander starb auf einer Reise nach der Krim am 1. Dezember 1825. Da er keinen direkten Erben hinterließ, hätte die Krone an seinen Bruder Konstantin übergeben müssen, wenn dieser nicht bereits im Jahre 1822 zu Gunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus Verzicht geleistet hätte. Dieser Regierungswechsel ward alsbald bedeutsam für den weiteren Verlauf der griechisch-türkischen Kämpfe . . . An der Belagerung von Missolunghi hatten seit dem 25. Dezember 1825 auch Ibrahims Regimenter teilgenommen, aber auch sie vermochten die Standhaftigkeit der Verteidiger nicht zu brechen. Man bot die Kapitulation an, man beschoß und bestürmte die Stadt, man schnitt ihr jede Zufuhr von der See her ab — umsonst: Missolunghi hielt sich, obwohl Not und Elend allmählich ihren Höhepunkt erreicht hatten: „Wie Gespenster schlichen die Gesunden umher die Kranken erlagen dem Mangel jeder Pflege. Das Fleisch unreiner Tiere war schon zum Leckerbissen geworden, Fische erlangte man nur noch mit Lebensgefahr; viele nährten sich von fauligem Seegras. Zu dem Hunger gesellte sich die Kälte; Myriaden von Kugeln und Bomben hatten aus der Stadt einen Schutthaufen gemacht, der kein Obdach mehr bot; das Holz fehlte, den rüstigsten der zerlumpten Verteidiger erstarrten zur Nachtzeit die Glieder." Man beschloß deshalb, nachdem der Kampf schon beinahe ein ganzes Jahr gedauert hatte, sich nach Verbrennung der letzten Habe mit Weib und Kind durch den Feind durchzuschlagen. In der Nacht des 22. April 1826 sammelten sich die Reste der Bewaffneten bei den östlichen Außenbatterien: 2500 Mann, in drei Haufen geteilt, sollten den Troß der waffenlosen Handwerker und die Weiber, die ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen, geleiten. Das verzweifelte Wagnis mißlang vollkommen — nur ein kleiner Teil rettete bei dem verwegenen Ausfall das Leben, die Mehrzahl der Weiber und Kinder ging zu Grunde. Dennoch war ihr Los ein besseres als das der Armen, die in der Stadt geblieben oder wieder zurückgedrängt worden waren. Türken und Ägypter mordeten um die Wette, was sie noch an Lebenden fanden — die Greuel von Saragossa wurden in Missolunghi weit übertroffen . . .

Griechenland mußte sich verbluten, wenn die europäischen Mächte dem ungleichen Kampf nicht bald ein Ziel setzten. Wenige Wochen vor dem Fall Missolunghis trat die folgenschwere Änderung der bisherigen Haltung endlich ein: In einem am 4. April 1826 vom Herzog von Wellington zu Petersburg unterzeichneten Abkommen zwischen England und Rußland war den Griechen, unbeschadet der ferneren Oberhoheit des Sultans, eine eigene Verwaltung des Landes und volle Handels- und Gewissensfreiheit zugestanden und zugleich bestimmt worden, daß man die Türkei, so es notwendig würde, mit Gewalt zur Annahme dieser Bedingungen zwingen müsse. Wenn auch der bald darauf zwischen Rußland und der

Türkei abgeschlossene Vertrag von Akkermann den Ausbruch der Feindseligkeiten noch um eine kurze Frist verzögerte, so zweifelte doch schon im Sommer 1826 niemand mehr an dem nahen Zusammenstoß der beiden Gegner. England blieb nicht bei leeren Worten und Verträgen stehen, erfahrene und kampfbewährte britische Offiziere übernahmen den Oberbefehl über die griechische Kriegsflotte — Lord Cochrane über die Flotte, General Church über die Landtruppen — auch aus Bayern trafen eine Anzahl tapferer Offiziere ein.

So war denn die Lage der Aufständischen zu Beginn des Jahres 1827 eine weitaus bessere, als je zuvor, zumal da endlich auch der innere Zwist der Parteien durch die Ernennung des Grafen Kapodistrias zum „Kybernetes" des gesamten Staatswesens beigelegt



Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabatkansky.
Nach einer Lithographie von G. Weiß.

worden und Frankreich den Petersburger Vereinbarungen beigetreten war. Im Spätsommer des Jahres 1827 wurde der Türkei ein Ultimatum gestellt — sie beachtete es nicht und lehnte stolz jede Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten ab. Bevor jedoch die Mächte sich gezwungen sahen, ihren Wünschen mit bewaffneter Hand die nötige Unterstützung zu gewähren, war das Kriegsfeuer plötzlich jäh emporgelodert und hatte dabei eine der stärksten Stützen der türkischen Macht vernichtet: Am 20. Oktober 1827 wurde die Flotte des Sultans im Hafen von Navarino durch das vereinte russisch-englisch-französische Geschwader fast völlig vernichtet! . . .

Intervention der Mächte.

Die Admirale der drei verbündeten Staaten hatten die Weisung erhalten, gemäß dem Londoner Vertrag den Kampf zwischen Türken und Griechen nach Möglichkeit einzudämmen und nur im Notfall Gewalt anzuwenden, d. h. nur dann, wenn eine der beiden kriegführenden Parteien sich den Anordnungen des englischen Admirals Codrington, der als Ältester den Oberbefehl führte, nicht willig fügen sollte. Da aber diese Anordnungen dem Ermessen

[illegible] aufgestellt waren, so ergab sich ein ziemlich weiter Spielraum für die Thätigkeit der Flotte der drei Großmächte. Zunächst beschränkte man sich auf die Blockade des Hafens von Navarino, in dem die türkisch-ägyptische Flotte seit dem Anfang des Monats September ankerte. Da jeder Versuch Ibrahims, einzelne Schiffe mit Verstärkungen oder Proviant zu entsenden, von den Admiralen vereitelt wurde, begann der Pascha aufs neue sein entsetzliches Werk der Verwüstung in Messenien, dessen barbarische Roheit am besten durch die Thatsache gekennzeichnet wird, daß die Ägypter, um nicht nur ihren augenblicklichen Feinden, sondern auch deren Nachkommen die Lebensmittel zu rauben, 85000 Feigen- und Ölbäume niederhieben. Als Kolokotronis daraufhin zu den Admiralen eilte, um ihre Hilfe zu erbitten, beschlossen die ergrimmten Seeleute, den Gräueln durch eine energische Demonstration ein Ziel zu setzen. Am Mittag des 20. Oktober ließen sie ihre 27 Schiffe in den Hafen von Navarino einlaufen, in dem die 89 Kriegsfahrzeuge ihrer Gegner sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt hatten. Anfangs versuchten beide Teile friedlich zu unterhandeln, bis die — zweifellos ohne jeden Befehl erfolgte — Beschießung eines englischen Bootes das Signal zum Gesamtangriff gab. 3700 Geschütze donnerten in dem engen Raum der Bai gegeneinander, kein Schuß ging in dem grausigen Gewirr verloren. Vier Stunden dauerte das furchtbare Gemetzel; als die Nacht ihm endlich ein Ziel setzte, waren von der stolzen Flotte des Sultans nur 29 zumeist schwer beschädigte Schiffe übrig geblieben.

Schlacht bei Navarino.

Im Lager der Griechen und am Zarenhofe weckte die überraschende Siegeskunde lauten Jubel, an der Themse dagegen berührte das „untoward event“ das Kabinett, aus dem Georg Canning kurz zuvor durch seinen frühen Tod ausgeschieden war, peinlich, weil man voraussah, daß der unerwartete Zwischenfall zum Kriege der Türkei mit den Großmächten führen mußte. Der Sultan raste: alle Verträge mit den übrigen Staaten, auch den von Akkerman, erklärte er für aufgehoben und ließ alle Anfragen der Gesandten Rußlands, Englands und Frankreichs absichtlich so unbestimmt beantworten, daß den Diplomaten nichts übrig blieb, als ihre Pässe zu verlangen. Bald nachdem sie die Hauptstadt verlassen hatten, erließ Mahmud II. einen Ferman, in dem er, mit bitteren Worten gegen die Großmächte, den Fanatismus der Moslemin gegen alle Christen wachrief, und zugleich Rußland, den Erzfeind der Pforte, aufs schärfste angriff. Des Zaren Antwort war die Kriegserklärung und die Mobilmachung des russischen Heeres, die sich indessen fast ebenso langsam vollzog, wie jene der türkischen Streitkräfte. Auf beiden Seiten überstiegen die prahlerischen Worte die vorhandenen Kampfmittel ganz beträchtlich. Viel deutlicher noch, als in den Freiheitskriegen trat es zu Tage, wie sehr man allerorten die Angriffskraft des Zarenreiches überschätzt hatte: Wochen vergingen, ehe seine Heere den Vormarsch antreten konnten, und selbst dann zählte die ganze Armee nur 100000 Mann. Nicht weniger enttäuschten die Feldherrneigenschaften des Zaren Nikolaus, der am Ende des ersten Kriegsjahres den Oberbefehl an den General Diebitsch, einen der zahlreichen unter dem Doppeladler dienenden Preußen, abtreten mußte. Immerhin waren die russischen Truppen den türkischen an Zahl doch noch soweit überlegen, daß die Donaufürstentümer fast ohne Schwertstreich besetzt werden konnten. Ernsten Widerstand fand der Zar erst vor den Wällen der starken Festungen Silistria, Schumla und Varna, von denen die beiden erstgenannten im Jahre 1828 überhaupt nicht, die dritte nur durch den schnöden Verrat eines Teils der Verteidiger unterlag. Erfolgreicher verlief der Feldzug auf dem zweiten Kriegsschauplatz in Kleinasien, auf dem Paskiewitsch die angeblich uneinnehmbare Festung Kars rasch erstürmen konnte.

Russisch-türkischer Krieg.

Das Jahr 1829, in dem, wie schon erwähnt, der Schlesier Diebitsch den Oberbefehl



König Otto I. von Griechenland.
Nach dem Gemälde von D. Monten.

führte, brachte bald entscheidende Schläge: Bei Kulewtschi unweit Schumla erlitt die Hauptmacht der Türken am 11. Juni eine schwere Niederlage, kaum drei Wochen später fiel nach langer Belagerung das wichtige Silistria, und am 28. August konnte der tapfere General, der unbehelligt die steilen Höhen des Balkan überschritten hatte, in Adrianopel einziehen, das die Türken im ersten Schreck über das unvermutete Erscheinen der Russen ohne jeden Widerstand preisgegeben hatten. Fast ebenso leicht waren die Russen wenige Wochen vorher auf dem asiatischen Kriegsschauplatze Herren von Erzerum, der Hauptstadt Großarmeniens, ge-

worden. Dennoch war die Lage der Russen allmählich eine recht bedenkliche geworden, weil Krankheiten und schlechte Verpflegung ihre Reihen stark gelichtet hatten; hätte die Pforte Mut und Kraft zu einem energischen Vorstoß besessen, so wäre dem Zaren eine empfindliche Schlappe nicht erspart geblieben. So aber herrschte im Serail nur Verzagtheit und Kampfesmüdigkeit, niemand prüfte, ob Diebitschs kecke Drohungen mehr waren, als leere Worte, die allein dem Zweck dienten, den Gegner über die eigene Schwäche zu täuschen. Als der tapfere General, der damals sich den Ehrentitel „Sabalkansky" erwarb, mit nur 13000 Mann gegen Konstantinopel vorrückte, gab Mahmud II. dem Drängen der neutralen Diplomaten, vor allem des preußischen Spezialgesandten Müffling nach, und willigte am 14. September in den Frieden von Adrianopel, zu dessen Hauptbedingungen die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands in dem früher bezeichneten Umfange zählte.

14. Sept. 1829.

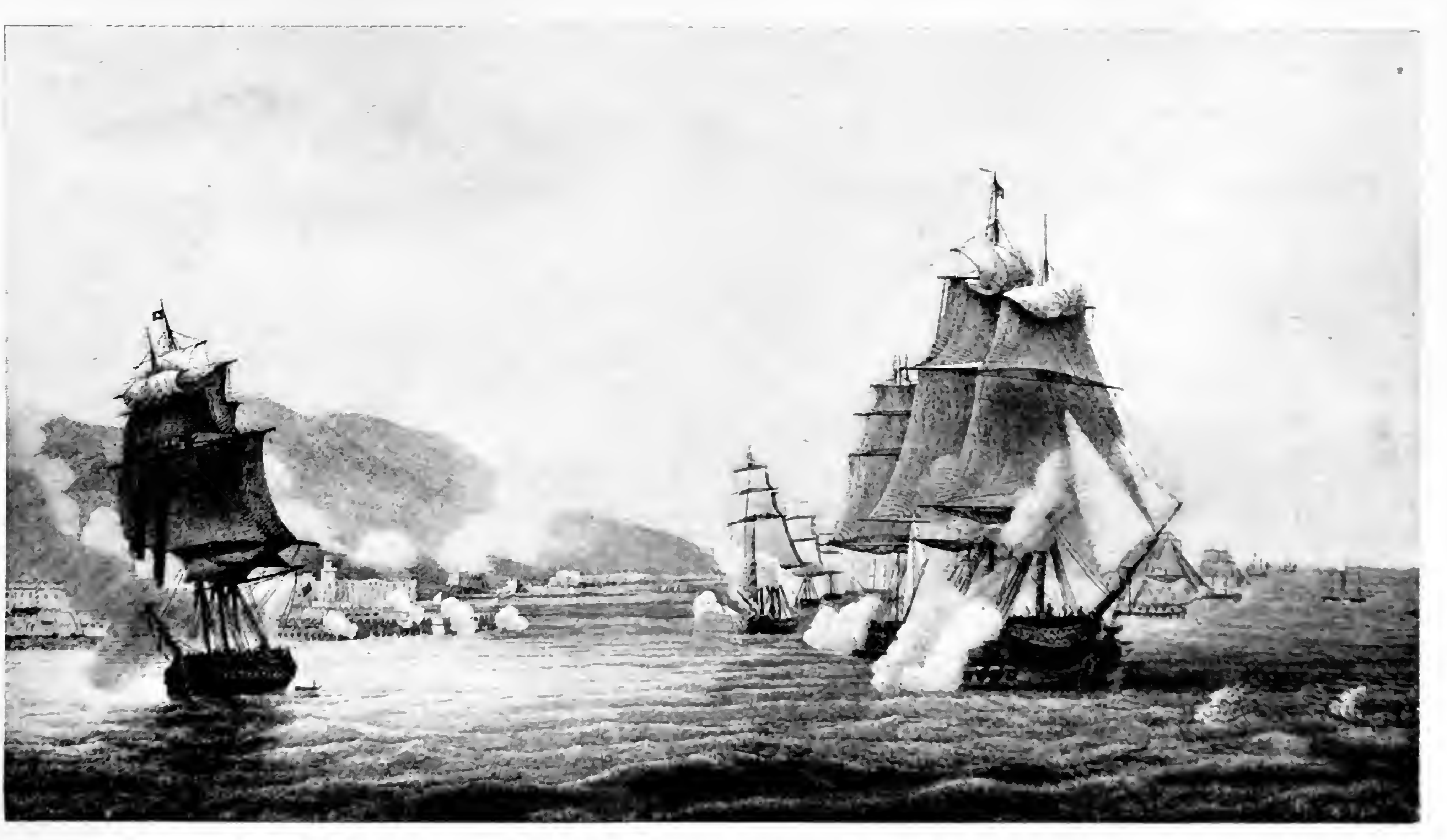
Auf einer zweiten Konferenz zu London ward im Februar 1830 der junge Staat zum Königreich erhoben, dessen Krone ein westeuropäischer Prinz tragen sollte. Zunächst war Leopold von Koburg, der Schwiegersohn Georgs III. von England, dazu ausersehen, den neuen Thron zu besteigen; als der Prinz — der spätere König von Belgien — ablehnte, brach in Griechenland noch einmal ein Bürgerkrieg aus, in dessen Verlauf der bisherige Präsident Kapodistrias zum Lohn für die Dienste, die er seinem Vaterland geleistet hatte, meuchlerisch ermordet wurde. Wiederum griffen die drei Großmächte in die Geschicke des befreiten Volkes ein und bestimmten den jugendlichen Prinzen Otto, den Sohn König Ludwigs I. von Bayern, zum Träger der Krone. Mit seiner Landung in Nauplia am 5. Februar 1833 begann eine neue, aber kaum eine bessere Epoche der griechischen Geschichte: „Das unfruchtbare Königtum schlug in dem unfruchtbaren Lande nicht Wurzel, aber eines war dennoch gewonnen — in einen Zustand, wie unter der Türkenherrschaft, versank dasselbe nicht wieder ..."

König Otto I.

Die letzten Jahre des griechischen Freiheitskampfes hatten in den politischen Kreisen Westeuropas kaum noch Beachtung gefunden; die Teilnahme am Schicksal der Hellenen mußte der gespannten Aufmerksamkeit weichen, mit der die alte Welt die Entwickelung der Dinge in Frankreich verfolgte. Am 16. September 1824 war Ludwig XVIII. aus dem Leben geschieden; an seiner Stelle hatte der jüngere Bruder, Graf von Artois, ein Greis von 67 Jahren, als Karl X. den Thron der Bourbonen bestiegen. In den ersten Wochen seiner Regierung schien auch bei ihm das bekannte Wort von dem liberalen Sinne aller Kronprinzen und neuen Herrscher sich zu erfüllen, aber bald zeigte es sich, daß der Wechsel des Trägers der Krone durchaus keinen Wechsel des Systems bedeutete, daß im Gegenteil die Reaktion in Karl X. einen eifrigen Beschützer und Förderer fand. Schon die erste Thronrede offenbarte den übergroßen Einfluß, den der König und sein gleichgesinnter Minister Villèle dem Klerus einzuräumen gedachten; außer einem notwendigen und längst erwarteten Gesetz über die Entschädigung der Emigranten, das bald die Genehmigung beider Kammern fand, wurden Entwürfe zu unnatürlich strengen Kirchenschutzgesetzen vorgelegt, die deutlich zeigten, daß Frankreich einer gefährlichen Priesterherrschaft entgegenging. Vergeblich mühten sich aufgeklärte Männer, wie der Graf Molé, Chateaubriand und namentlich der Abgeordnete Royer-Collard, die Gefahren auszumalen, die der einseitige Schutz des Katholizismus, der den Priester zum König machte, notwendig herbeiführen mußte — der Entwurf wurde mit großer Mehrheit zum Gesetz erhoben. Das neue Kirchengesetz bildete gewissermaßen das Podium, auf dem wenige Wochen später der feierliche Krönungsakt in der altehrwürdigen Kathedrale zu Reims mit all dem eitlen Prunk, wie zur Zeit der alten Könige, in Scene gesetzt wurde.

Frankreich.

Karl X.



Beschießung der Stadt Algier durch die französische Flotte am 3. Juli 1830
Nach dem Gemälde von Court.

Es ist begreiflich, daß unter der wachsenden Reaktion in erster Linie Litteratur und Presse zu leiden hatten, daß die Regierung und ihr Anhang alsbald nach Mitteln riefen, um die ungeschminkte Kritik, die von den Männern der Feder an den Thaten der Dunkelmänner geübt wurde, zum Schweigen bringen zu können; auch solch ein Gesetz wäre zur Annahme gelangt, wenn der Widerstand der Pairskammer es nicht zu Fall gebracht hätte. Als die Niederlage des Ministeriums bekannt wurde, erstrahlte — ein charakteristisches Zeichen der wachsenden Unzufriedenheit des Volkes — ganz Paris in einem Meer von Licht; dem König aber schallte bei einer Revue der Nationalgarde mitten aus einem Glied heraus der drohende Ruf entgegen: „Nieder mit den Ministern und Jesuiten!“ Es gährte bereits bedenklich, aber dennoch lenkte die Regierung nicht ein, sondern suchte durch Zwangsmittel, wie Kammerauflösung und die Ernennung einer großen Anzahl gefügiger Pairs, die drohende Revolution abzuwenden. Allein alle klugen Berechnungen der Berater des Königs trogen, die Neuwahlen brachten einen glänzenden Sieg der Liberalen, eine vollkommene Niederlage des Ministeriums Villèle, das sofort seinen Abschied nehmen mußte. An seine Stelle trat eine neue Regierung, die sich um den Vicomte
Martignac. de Martignac gruppierte, einen tüchtigen Beamten von tadellosem Charakter, dem nunmehr die schwierige Aufgabe zufiel, die Kluft, die zwischen Fürst und Volk gähnte, zu überbrücken. Daß es ihm nicht gelang, war nicht seine Schuld, sondern die des Königs, der nicht zu ahnen schien, wie weit der Haß gegen sein System bereits um sich gegriffen hatte.

Daß Martignac die Versöhnung der großen liberalen Partei ernstlich erstrebte, bewies ein neues Preßgesetz, das er den Kammern vorlegen und dabei zugleich verkünden ließ: Die Seele jeder konstitutionellen Regierung sei die Öffentlichkeit, und diese könne nur da aufrichtig sein, wo die Presse nicht durch strenge Gesetze beengt, sondern frei sei! — Und doch wurde auch dieser Minister, der Frankreich vielleicht vor dem neuen Bürgerkriege hätte bewahren können, bald darauf durch die Kammern zum Rücktritt gezwungen. Zwei Gesetzentwürfe, die eine Neuregelung der Gemeinde- und Provinzialverwaltung in Aussicht nahmen und zweifellos viele Verbesserungen der bisherigen Zustände gebracht hätten, scheiterten an dem kurzsichtigen Oppositionsgeiste der Liberalen, die nun, da sie im Parlament die Macht besaßen, stets „alles oder gar nichts“ begehrten. Unmittelbar nach dem Schluß der Kammer-
Polignac. session entließ der König Martignac und setzte den Fürsten von Polignac, den bisherigen Vertreter Frankreichs in London, an dessen Stelle. Verkündete schon die Wahl eines Mannes, der den Eid auf die Verfassung einst nur mit Vorbehalt geleistet hatte, die Absicht Karls X., den Kampf mit der Kammermehrheit aufzunehmen, so war die Auswahl der übrigen Mitglieder des Kabinetts gleichbedeutend mit einer offenen Kriegserklärung gegen die liberale Partei: Labourdonnaye, der Führer der äußersten Rechten, der „Ultras“, wurde Minister des Innern, Bourmont, ein General, den das Volk für die Katastrophe von Belle-Alliance verantwortlich zu machen pflegte, Kriegsminister; die übrigen neuen Männer gehörten entweder früher dem Kabinett Villèle an, oder waren mindestens Freunde und Gesinnungsgenossen des Verhaßten. Der Kampf entbrannte denn auch sofort in voller Schärfe, und zwar bis zur Wiedereröffnung der Kammern zunächst in der Presse, die in drohenden Worten auf die ernste Gefahr hinwies, der König und Vaterland entgegengingen . . .

Für eine kurze Spanne Zeit ward indessen die Aufmerksamkeit der Nation von ihren inneren Angelegenheiten abgelenkt, und zwar durch einen Kriegszug gegen Husein-Bei, den Dei von Algier, der eine dreiste Antwort des französischen Konsuls mit einem kräftigen Hieb über das Gesicht des Diplomaten beantwortet und sich dann geweigert hatte, Genugthuung zu



Einzug des Königs Otto I. von Grie

Nach einer Lithog



lland in Nauplia am 6. Februar 1833.

von G. Kraus.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Krönung König Karls X. von [...]

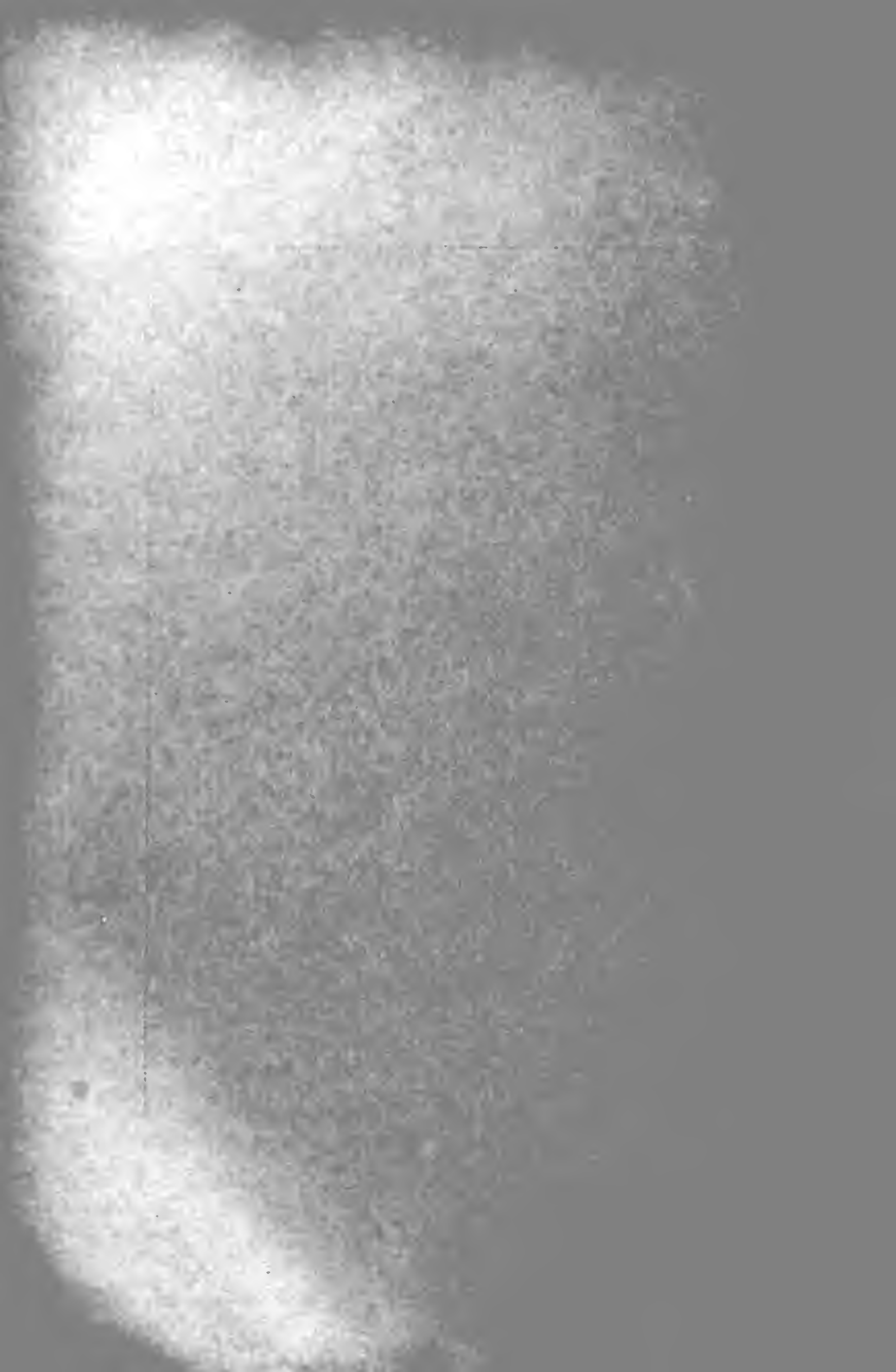
Nach dem Gemälde von F.[...]



reich zu Reims am 20. Mai 1825.

in der Galerie zu Versailles.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



geben. Die Thronrede, mit der am 4. März 1830 die neue Tagung des Parlaments eröffnet wurde, kündete deshalb ziemlich pathetisch einen Rachezug an, der nicht nur die Beleidigung der französischen Flagge rächen, sondern auch der ganzen Christenheit zu gute kommen sollte. Während, wie wir später noch sehen werden, schon die ersten Tage der neuen Kammersession einen scharfen Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung brachten, der zur erneuten Auflösung der letzteren führte, waren die großartigen Rüstungen zu dem Rachezug gegen den Barbareskenstaat an der Nordküste Afrikas zu Ende gelangt. Nicht weniger als 107 Kriegs- und mehr denn 400 Transportschiffe waren bereit gestellt worden, um ein Heer von 42000 Mann nach Algier überzuführen. Ende Mai verließ die unbegreiflich große Flotte





Pariser Kaffeehaus im Jahre 1830.
Nach einer Lithographie von Boilly.

den Kriegshafen von Toulon, am 13. Juni kam Algier in Sicht und schon am 5. Juli war der große Feldzug beendigt, nachdem die Beschießung der Stadt von der Seeseite aus und die Erstürmung der Citadelle den Hochmut des schlagfertigen Deis rasch gebrochen hatten . . .

* * *

Bevor wir zu den Pariser Ereignissen der letzten Juliwoche des Jahres 1830, die Frankreich wiederum einen neuen Herrscher gaben, übergehen, sei ein Blick auf die Anfänge der modernen sozialistischen Bewegung geworfen, deren Ideen gerade im dritten Jahrzehnt zum ersten Male aus dem Halbdunkel der Studierstube in das helle Sonnenlicht des öffentlichen Lebens traten. Schon gegen das Ende der folgenschweren Revolution, die im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die alte französische Staatsform zerstörte, hatte sich eine kommunistische Verschwörung gebildet, an deren Spitze Babeuf stand. Gleichen Lebensgenuß forderte

[illegible] des Staates, und dessen Möglichkeit wollte sie durch Abschaffung des [illegible] des Sondereigentums u. s. f. erreichen; weder Talent noch Kunst, weder Intelligenz [illegible] sollte einem einzelnen Individuum fürder eine gewisse Überlegenheit sichern — [illegible] einer mehr besaß, als der andere, wurde für Raub und Diebstahl erklärt, das [illegible] mit vollem Recht selbst gewaltsam wieder nehmen dürfe.

Auf ganz anderem Boden als Babeuf, dessen Haupt am 27. März 1796 unter dem Beil der Guillotine fiel, stand der erste Vertreter des modernen wissenschaftlichen Sozialismus, der [illegible] Saint-Simon (geb. 1760, gest. 1825). Dieser Edelmann aus altberühmtem Geschlecht ließ im zweiundvierzigsten Lebensjahre die erste seiner zahlreichen Schriften erscheinen, in der er in mystisch phantastischer Weise die neue Gesellschaftsordnung, die er erstrebte, zu begründen versuchte. Die ganze Art seiner sozialistischen Bestrebungen findet ihren charakteristischsten Ausdruck in dem Motto, das er dem zweiten Bande seines „System industriel“ (1821—22) veranstaltete: „J'écris pour les industriels contre les courtisans et contre les nobles, c'est-à-dire pour les abeilles et contres les frelons“ — „ich schreibe für die arbeitende Klasse und gegen die Höflinge und den Adel, also für die Bienen und gegen die Drohnen!“

Die abeilles, die Arbeitsbienen, sind nach St. Simon diejenigen, die wirtschaftliche Güter erzeugen; ihnen gegenüber stehen die Konsumenten, die nicht nur nichts produzieren, sondern den Wespen gleich an den Arbeitsfrüchten der anderen nagen. Bei den letzteren, dem Adel und der Geistlichkeit, den Juristen und den Offizieren sei gegenwärtig die Gewalt, sie haben im Laufe der Jahrhunderte die Leitung des Staates an sich gerissen. Doch nun sei die Zeit gekommen, daß an ihre Stelle andere treten. Die geistige Macht ruhe künftig in den Köpfen der Gelehrten, die weltliche in den Händen der Kaufleute und Fabrikanten, der Handwerker und der Arbeiter; diese beiden Gewalten müßten endlich von Staat und Gesellschaft anerkannt werden. Die Industriellen und die Männer der Wissenschaft seien die Pfeiler des Staates, auf sie müsse sich das Königtum stützen, dann werde die Wohlfahrt aller verbürgt sein. Um diese Idealperiode herbeizuführen, wollte St. Simon zunächst die rechtlichen Bedingungen des Eigentums an Grund und Boden umgestaltet wissen: Durch Eroberung, also durch Gewalt, sei einst Grund und Boden erworben worden. Die Franken, die Besieger der Gallier, erklärten, daß der Grund und Boden ihnen, den Franken, gehöre. Die Nachkommen der Sieger waren die ersten Grundbesitzer, die Besiegten wurden Pächter. Die Pächter, die eigentlichen Landbebauer, mußten arbeiten und hatten Pflichten zu erfüllen, die Grundherrn, die Eigentümer des Bodens, erfreuten sich des Genusses und der Rechte. Diese Ungerechtigkeit, eine Folge der Gewalt, die sie begründete, muß beseitigt werden, die Grundbebauer müssen Anteil an den Rechten erlangen, die bisher den Grundherrn zustanden; die Lage der Grundbebauer muß in sozialer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht gehoben werden. Zweitens muß den Leitern der verschiedenen Gewerbe und den Vertretern der nützlichen Wissenschaften ein größerer Anteil an der parlamentarischen Vertretung gegeben werden, denn sie allein sind imstande, passende Steuern zu erheben und die Staatsangelegenheiten zu leiten. Zu diesem Zwecke empfahl St. Simon die Einführung eines Dreikammersystems. Die erste Kammer, chambre d'invention, und die zweite Kammer, chambre d'examen, sollten je 300 Mitglieder haben, Künstler und Gelehrte, Baumeister und Ingenieure. Die erste Klasse sollte allerlei Vorschläge machen, geeignet, den Reichtum der [illegible] zu fördern und den Interessen der unteren Klassen zu dienen, den Bau neuer Landstraßen und Kanäle, die Errichtung öffentlicher Gärten und Museen, damit z. B. jener Luxus,

der sich bisher nur in den Palästen der Könige und Fürsten fand, sich verallgemeinern könne, und des Volkes Sinn für Kunst und Wissenschaft allseitig gefördert werde.

Die zweite Kammer sollte aus Naturforschern und Mathematikern bestehen, die Vorschläge der ersten Kammer prüfen und gleichzeitig die Volkserziehung leiten. Beiden Kammern war zur Pflicht gemacht, Hoffnungs- und Erinnerungsfeste zu veranstalten. An ihnen sollten die von den Kammern genehmigten Gesetze öffentlich besprochen werden; es sollte an ihnen auch der Schwierigkeiten gedacht werden, die zu überwinden waren, ehe die Industriellen in den Vollbesitz ihrer politischen Rechte gelangten, aber es sollte an ihnen auch den Männern Liebe zu ihren Frauen eingeschärft werden, den Frauen Treue für ihre Männer, den Kindern Pietät gegen die Eltern, den Eltern die Pflege ihrer Kinder, den Fabrikanten die Fürsorge für die Arbeiter und den Arbeitern dauernde Pflichterfüllung. In der dritten Kammer, chambre d'execution, mit unbegrenzter Mitgliederzahl, sollten sich die Vertreter des Handels und der Gewerbe vereinigen. Dieser Kammer sollte das alleinige Recht der Steuerbewilligung und Steuererhebung, sowie das Recht der Kontrolle über die richtige Ausführung der beschlossenen Reformen zustehen.



Saint-Simon.

Endlich gab St. Simon einen vollständigen Plan für die Reform der inneren Verwaltung. Seine Vorschläge bezogen sich auf die Art der Besetzung der hohen Verwaltungsstellen im Staate, auf die Rechtsprechung und den öffentlichen Unterricht. Sollten die früheren Reformvorschläge Frankreichs Glück und Wohlstand begründen, so wandte sich St. Simon in seinem letzten, berühmtesten Werke: „Le nouveau christianisme“ 1825 an die ganze Welt. In diesem Werke wollte er der Menschheit eine neue Religion geben, die Religion der werkthätigen Liebe. Was der Stifter des Christentums gewollt hat, das, sagt St. Simon, haben Katholizismus und Protestantismus, haben die Päpste und Luther nicht erfüllt. Nun sei die Zeit gekommen, den Grundgedanken der christlichen Moral, „Liebet Eure Nächsten, wie Euch selbst“, zu verwirklichen. Wenn diejenigen, welche die größte Anzahl von Menschen in ernährender Arbeit beschäftigen, nämlich die Industriellen, die weltliche Macht besäßen und die Männer der Wissenschaft die geistige Gewalt in Händen hätten, dann könnte der Grundgedanke verwirklicht werden. Dann werden die Werke des Friedens gefördert, dann werde die Lage der Besitzlosen gebessert werden.

St. Simon hatte zu Lebzeiten nur wenige Schüler; es schien als ob seine Lehre bald der Vergessenheit anheim fallen sollte. Allein bald nach seinem Tode fanden sich zwei Männer, die, sehr unähnlich untereinander, in der Verehrung des Meisters übereinstimmten: St. Simonisten. Amand Bazard (geb. 1791, gest. 1832), und Barthélemy Enfantin (geb. 1798, gest. 1864). Unter ihrer Leitung bildete sich zunächst eine Vereinigung, in der die Ideen St. Simons besprochen wurden. Aus diesen Vereinigungen wurden bald öffentliche Versammlungen; es wurden Zeitschriften gegründet, und schon 1829 war die Zahl der Anhänger so groß und die Bewegung selbst so bedeutsam geworden, daß man wagen konnte, an Stelle der ursprünglich privaten Zusammenkünfte eine Art Religionsgenossenschaft mit festen politischen und wirtschaftlichen Zielen zu begründen. Bald wurde ein collège eingerichtet, eine Vereinigung der

[illegible] die Mitglieder der Gemeinde wurden in verschiedene Grade eingeteilt, es gab [illegible] „höchste Väter“, für alle Akten des bürgerlichen Lebens wurden religiöse Formeln [illegible] St. Simonistischer Färbung angewendet. Als die Ordonnanzen Karls X. erschienen [illegible] die Julirevolution hereinbrach (S. 350), traten die Simonisten in die Tagespolitik ein, erließen Manifeste und andere öffentliche Erklärungen, in denen sie die Ziele der St. Simonisten darlegten. Da eines dieser Aktenstücke in klarer und bestimmter Darstellung die Hauptpunkte der Saint-Simonistischen Lehre enthält, möge hier, anstatt sie nach dem Werke Bazards exposition de la doctrine Simonienne, und den Schriften Enfantins eingehend darzustellen, dieses Manifest im Wortlaut wiedergegeben werden, da es hier weniger darauf ankommt, die besonderen Lehren Bazards und Enfantins zu schildern, so interessant und eigenartig auch die Ideen namentlich des ersteren sind, als vielmehr die Ziele des St. Simonismus kurz darzulegen. Die Erklärung, die gegen die Beschuldigung, die St. Simonisten predigten die Gemeinschaft der Güter und Frauen, gerichtet war, hatte folgenden Wortlaut:



Barthélemy Enfantin.

„Allerdings glauben und verkünden die St. Simonisten Ideen über die Zukunft des Eigentums und der Frauen, die ihnen eigentümlich sind, aber diese Ideen sind weit entfernt, die zu sein, die man ihnen zuschreibt. Das System der Gütergemeinschaft will eine gleiche Teilung alles Vermögens unter alle Glieder der Gesellschaft. Die St. Simonisten weisen diese Teilung zurück, die in ihren Augen eine empörendere Ungerechtigkeit wäre, als die ungleiche Teilung, die im Beginne durch die Eroberung herbeigeführt wurde. Denn sie glauben an die Ungleichheit der Menschen, als Basis der Assoziation selbst; die Gemeinschaft der Güter würde offenbare Verletzung des ersten moralischen Gesetzes sein, daß jeder gestellt werden soll nach seiner Fähigkeit und belohnt nach seinen Werken. Aber um dieses Gesetzes willen wollen sie die Aufhebung aller Privilegien der Geburt ohne Ausnahme und mithin die Vernichtung des Erbtums. Es sollen im Gegenteil alle Bedingungen der Arbeit, der Boden selbst und die Kapitalien durch Gesellschaftung hierarchisch bewirtschaftet werden. Die St. Simonisten greifen mithin das Gesetz des Eigentums nur an, insoweit es das Vorrecht des Müßiggangs heiligt. Das Christentum hat die Frauen aus der Sklaverei gezogen, aber es hat sie dennoch zur Unterwerfung verurteilt. Die St. Simonisten wollen ihre vollständige Befreiung, ohne das heilige Recht der Ehe anzugreifen. Es soll Ein Mann der Gemahl Einer Frau sein, aber sie soll ihm gleich sein in der Ausübung der dreifachen Funktion im Tempel, im Staat und in der Familie, so daß das soziale Individuum, das bis jetzt nur der Mann allein gewesen ist, nun der Mann und das Weib werde.“

Das Aufsehen, das diese Veröffentlichung erregte, war groß, die Zahl der Mitglieder mehrte sich, ein verbreitetes Journal „Le globe, Journal de la réligion de Saint-Simon“ machte die neue Heilslehre weit über die Grenzen von Paris und Frankreich hinaus bekannt. [illegible] war der St. Simonismus auf seiner Höhe, die Bewegung zählte viele Tausende von [illegible] Männer wie Michel Chevalier, Emil Pereire, Liszt, Berlioz und der spätere

Unterrichtsminister Carnot waren unter ihnen. Allein das schnell errungene Glück währte nur kurze Zeit, Meinungsverschiedenheiten brachen zwischen den Vätern der Bewegung aus, sie führten zu einem Schisma, Bazard, der Bedeutendere, zog sich zurück, die Zahl der Anhänger verringerte sich immer mehr, die Zeitung ging ein, finanzielle Bedrängnisse und das Einschreiten der Polizei folgten, die Bewegung und die noch treu gebliebenen Führer, an ihrer Spitze Enfantin, verfielen der Lächerlichkeit und dem Spotte, und damit war die Sache zu Ende.

Wir wenden uns nun dem zweiten großen französischen Utopisten des Sozialismus zu, dem Vater der école societaire, François Marie Claude Fourier (geb 1772, gest. 1837) Fourier
Er war der Sohn eines Kaufmanns, wollte in die Militär-Ingenieurschule zu Mezières eintreten, wurde aber wegen seiner bürgerlichen Abkunft zurückgewiesen und wandte sich ohne besondere Neigung dem väterlichen Berufe zu, dem er sein Leben lang treu blieb. In seinem Erstlingswerke „Theorie des quatre mouvements et des destinées générales" (1808) und in dem darauf folgenden Werke „Traité de l'association domestique-agricole" (1822) hat er seine Ansichten und Forderungen dargelegt. Die Darstellung seiner Lehre ist nicht leicht. Fourier schuf eine Anzahl fremdartiger Worte und seine Sucht, Analogien zu finden, erschwert das Verständnis ungemein. Die Grundlagen seines Systems sind gekünstelte psychologische Untersuchungen; er konstruiert sich eine eigenartige Kosmogonie und wirft Philosophie und Phantastik durcheinander.

Nach Fourier währt das Leben der Menschheit 80—81 000 Jahre, von denen 70 000 der glückseligen Zeit der Zukunft, der Harmonie gehören; die letzte Zeit dieser Zukunft freilich ist wieder die Phase der Altersschwäche. Innerhalb der ersten 5000 Jahre, der Zeit der Kindheit, leben wir noch. Von dieser Spanne Zeit haben wir den Edenismus, das Zeitalter des Paradieses und dann die drei Stufen der Wildheit, des Patriarchats und der Barbarei bereits zurückgelegt, in der fünften Epoche, der Civilisation, verweilen wir gegenwärtig. Die nächsten Stufen sollen weiterführen durch den Garantismus und den Soziantismus zu der achten Periode des eintretenden Harmonismus. Fourier hält es für unnötig, die sechste und siebente Periode, den Mittelzustand zwischen Civilisation, in der wir jetzt leben, und Harmonie, in die er uns führen will, zu konstruieren, weil der Sprung aus der Civilisation in die Harmonie direkt erfolgen kann. Die Harmonie, das harmonische Gleichgewicht, in dem die Menschen leben sollen, kann nach Fourier erst hergestellt werden nach Beseitigung aller Hemmnisse, die der jetzige Zustand der Gesellschaft aller freien Bewegung der Leidenschaften der Menschen, der Befriedigung der individuellen Neigungen und Triebe entgegensetzt. Die Triebe sind dem Menschen von Gott gegeben. Das Gesetz, das Fourier in ihnen entdeckt hat, ist das Gesetz der Anziehung. Dieses Gesetz entspricht der Kraft der Attraktion, durch die Gott das Universum leitet. Wie in den Körpern die Moleküle und Atome



F. M. C. Fourier.

[illegible] und in gegenseitiger Berührung sich festzuhalten streben, so sind die [illegible] und Charaktere der Menschen derartig gebildet, daß sie sich ergänzen und durch [illegible] Berührung und geschickte Verschlingung das Glück jedes einzelnen und aller fördern.

Die individuellen Triebe des Menschen sind bisher nicht richtig erkannt worden. Zu dieser Erkenntnis glaubt Fourier gelangt zu sein. Jeder Mensch wird nach Fourier von drei allgemeinen Trieben geleitet: 1. dem Luxustrieb, 2. dem Gruppen- und Serientrieb, 3. dem Triebe nach gleichzeitiger Befriedigung der Sinne und der Seele. Der Luxustrieb tritt hervor in den fünf sinnlichen Leidenschaften, in den fünf Sinnen, welche das Einzelwesen angehen. Zu dem Gruppen- und Serientriebe, d. h. dem Triebe, sich mit anderen zu vereinigen, sind vier Triebe enthalten, der Trieb der Freundschaft, der Auszeichnungstrieb, die Liebe und der Familiensinn. Diese neun Triebe sind die bekannten; dagegen waren bisher unbekannt oder verkannt die drei höchsten Triebe, die der gleichzeitigen Befriedigung der Sinne und der Seele dienen. Und doch wird die ungestörte Entwickelung, das Heil der bürgerlichen Gesellschaft, bedingt durch diese Triebe. Es sind dies die Triebe, die Fourier die cabaliste, die composite und die papillone nennt. Cabaliste ist der Trieb des Wetteifers, der zum Wettbewerb und zur Berechnung führt, die composite ist der Trieb der Eintracht und Begeisterung, le papillone ist der Schmetterlingstrieb, der dem Bedürfnis des Menschen nach Abwechselung und Veränderung in Arbeit und Genuß entspringt.

Der Mensch hat also insgesamt zwölf allgemeine Triebe, die bisher bei den einzelnen zu wenig oder falsch ausgebildet wurden. Insbesondere ist der Gruppen- und Serientrieb vernachlässigt worden. Wie alle Erscheinungen des Tier-, Pflanzen- und Erdreichs in Gruppen und Serien auftreten, so müssen auch die Menschen sich in Gruppen und Serien vereinigen und scheiden, um ihre Triebe auszunutzen und zu befriedigen. Diese Neigung zur Association muß auf alle wirtschaftlichen Beziehungen übertragen werden; jeder hat diejenige Gruppe aufzusuchen, in der er seinen Arbeitstrieb am besten befriedigen kann; dann ist jede Arbeit reizvoll und anziehend. Die Befriedigung der individuellen Triebe, die Organisation des Arbeitstriebes soll nun in einer Einzelgemeinde erfolgen, die Fourier „phalange“ nennt. In dieser Wirtschaftsgemeinschaft soll einer Zahl von 3—400 Familien, also 16—1800 Personen, eine Gruppierung gegeben werden, durch die auf den verschiedenen Gebieten der Landwirtschaft und gewerblichen Arbeit, doch auch der Erziehung und Bildung, sowie des Unterhalts für die Arbeitsunfähigen ein selbständiges Leben und eine harmonische Bethätigung der mannigfaltigen Triebe ermöglicht wird. Die Gemeinwirtschaft in einer solchen Phalanx zerfällt in verschiedene Klassen, welche die Oberabteilungen großer Serien vorstellen, z. B. a) Landwirtschaft, b) Haushalt, c) Erziehung. Diese Klassen zerfallen in Ordnungen, die ihrerseits wieder Serienbildungen hervorrufen, z. B. aus der Klasse Landwirtschaft a) Obstbau, b) Wiesenkultur, c) Blumenzucht. Durch diese ins kleinste gehende Arbeitsteilung in allen Zweigen der Gemeinde- und Gemeinwirtschaft soll die größte Vollkommenheit der Leistungen hervorgebracht werden. Jede Beschäftigung der einzelnen Abteilung soll nur kurze Zeit dauern, damit die Arbeit anziehend und reizvoll bleibt.

Fourier zweifelte nicht, daß die Einführung dieser Reihen, die einheitliche Erziehung, der gesicherte Unterhalt der dürftigen Klasse, der die Bethätigung des Sonderinteresses ausschließt, die ganze Phalanx zu einer Gruppe von Freunden machen würde, in der sowohl [illegible] als die Dienerschaft aufhören würden, die Lasten für die anderen zu tragen.

In Fouriers phantastischen Zukunftsbildern findet sich mancher beachtenswerte Ge-

danke. Es liegt viel Wahres in den psychologischen Darlegungen, in der Zergliederung der menschlichen Triebe und Leidenschaften; der Erzieher findet in seinen Schriften Anregung, Belehrung und richtige Beobachtungen über die Natur des Kindes; das Wesen der Arbeitsteilung und der Vorteil der Abwechselung in der Arbeit werden richtig erkannt und gewürdigt, und der Nutzen der Associierung wird nachdrücklich und mit Recht hervorgehoben. Wie an St. Simon der St. Simonismus sich knüpfte, so schloß sich an Fourier die école sociétaire, die schriftstellerisch insbesondere durch Considerant vertreten wurde. Seine Wirksamkeit jedoch wie die praktischen Versuche, die von den Jüngern Fouriers mit der Gründung von Phalangen gemacht wurden, gehören einer späteren Epoche an.

Während in Frankreich, dem Heimatland des utopistischen Sozialismus, verschiedene bedeutende, voneinander abweichende Systeme ausgebildet wurden, hat England nur einen Mann hervorgebracht, den man einen Utopisten nennen kann: Robert Owen.

Robert Owen (geb. 1771, gest. 1858) ward frühzeitig zu einem Krämer seines Heimatstädtchens in die Lehre gegeben, wo er wie Fourier aus eigener Anschauung den Unterschied von Geschäft und Moral kennen lernte. Durch Redlichkeit und Fleiß brachte er es dahin, daß er schon mit 20 Jahren in London Geschäftsführer in einer großen Fabrik war. In jener Zeit bewirkten in England die Erfindungen der Dampfmaschine, der Spinnmaschine und des mechanischen Webestuhls (S. 171) eine völlige Umwälzung der alten Produktionsweise. Owen erkannte, welche Forderungen das Aufblühen der Großindustrie an den Fabrikanten stellte; im Jahre 1800 übernahm er die Leitung sämtlicher unter dem Namen New Lanark mills begriffenen Fabriketablissements. Damit wurde die Verbindung der Namen New Lanark und Owen begründet, die in der Geschichte der sozialen Reformbestrebungen für alle Zeit vereinigt bleiben werden. Lanark ward Owens gesellschaftliches Versuchsfeld; nicht nur eine Musterfabrik, sondern eine Mustergesellschaft im kleinen wollte er errichten. Durch diese Gesellschaft im kleinen wollte er der Gesellschaft im großen den Beweis für die Richtigkeit und Durchführbarkeit seiner sozialen Reformideen liefern. Owen ließ kleine Wohnhäuser bauen, um den Arbeitern ein ordentliches Familienleben zu ermöglichen, er gründete einen Konsumverein, der Nahrungsmittel bester Sorte im großen einkaufte und zu geringem Preise an die Teilnehmer abgab, er schaffte den Arbeitern gesunde Nahrung, um sie von dem künstlichen Reizmittel der geistigen Getränke abzuhalten. Doch nicht nur für das leibliche Wohl der Arbeiter sorgte er, er war auch um ihre geistige Hebung bemüht. Er schuf Einrichtungen, um die Erwachsenen zu bessern und die Kinder heranzubilden. Spielplätze und Gärten, Schulen und Lesezimmer wurden für die Arbeiter und ihre Familien hergestellt, sie sollten sich erholen können und weiterbilden nach der Arbeit, die er ihnen nicht abnehmen, sondern nur erleichtern wollte. 30 Jahre behielt Owen die Leitung der Anstalt und führte während dieser Zeit den Versuch, menschliches Glück zu begründen, zur Zufriedenheit der Arbeiter und der Arbeitgeber ununterbrochen und erfolgreich durch. Während dieser 30 Jahre machte er Reisen nach dem Kontinent und nach Amerika. In den Vereinigten Staaten gründete er 1825 die Kolonie New Harmony, allein die dort hergestellte Musteranstalt hatte keinen langen Bestand. Nachdem er die Stellung in Lanark aufgegeben hatte, widmete er sich ganz der Agitation und Propaganda für seine Ideen. Er gründete Produktivvereinigungen, wirkte für die Verkürzung der Arbeitszeit, machte den mißlungenen Versuch, eine Tauschbank für Arbeiter zu begründen, und war in Rede und Schrift unermüdlich thätig, seine Ansichten zu verbreiten.

Owen.

Das Hauptwerk Owens ist die in den dreißiger Jahren erschienene „The new moral

[illegible] und einer Reihe von Aufsätzen, Zeitungsartikeln und insbesondere [illegible] Reden hat er die Grundsätze seiner Lehre niedergelegt. Anfänglich [illegible] der die Erziehung der Jugend und die Besserung des [illegible] unter Mitwirkung des Staates und der Religion erstrebte, ist er im [illegible] Entwickelung zum religionslosen Sozialismus und Kommunismus gelangt. [illegible] Owen ging davon aus, daß der Mensch ein Produkt der Umstände sei, Elend und [illegible] die Folgen der bestehenden unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Mit der Einführung natürlicher, der Menschennatur entsprechender Gesellschaftsverhältnisse werden Elend und Verbrechen verschwinden. Solche Verhältnisse müssen deshalb im Interesse aller Menschen angestrebt werden, weil alle ohne Ausnahme unter den herrschenden unnatürlichen Verhältnissen leiden. Ein jeder Mensch hat gleichen Anspruch auf Wohlergehen und auf die höchst mögliche Entwickelung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Darum ist es eine gesellschaftliche Notwendigkeit, daß alle Kinder eine möglichst vollkommene Erziehung erhalten, daß die heutige Klassenabteilung und Klassenherrschaft einer Organisation Platz mache, die jedes Glied in gleichem Maße für die Gesellschaft arbeiten läßt und es in den Stand setzt, menschenwürdig zu leben. Zu diesem Zwecke muß Grund und Boden gemeinschaftliches Eigentum der Gesellschaft sein und an die Stelle der Lohnarbeit und kapitalistischen Ausbeutung die genossenschaftliche Produktion treten. Die Gesellschaft zerfällt in eine Anzahl von sogenannten Heimstätten (home colonies), bestehend aus Associationen von 500—2000 Mitgliedern, die, unter Aufhebung des so verderblichen Gegensatzes von Stadt und Land, Ackerbau und Industrie nach genossenschaftlichen Prinzipien betreiben, sich selbst regieren und durch Delegierte eine Centralregierung bilden, welche die Produktion und Konsumtion der verbündeten Heimkolonien zu regeln und den Verkehr mit dem nach gleichen Grundsätzen zu organisierenden Auslande zu vermitteln hat. — Wenn man die utopistisch-kommunistischen Elemente in Owens Leben und Lehren beiseite läßt, so bleibt an ihm genug zu rühmen. Er war der erste moderne Großindustrielle, der thatkräftig für das Wohl der Arbeiter eintrat, und ist der geistige Urheber der Genossenschaftsbewegung in England geworden.

Während in England der Sozialismus und die sozialen Bestrebungen einen wesentlich praktischen Charakter zeigen, finden wir in Deutschland mit sozialistischen und kommunistischen Ideen zunächst nur einen der größten Denker seiner Zeit beschäftigt. Der erste, der hier die Lösung der sozialen Frage energisch in Angriff nahm und in gewissem Sinne der Begründer des deutschen wissenschaftlichen Sozialismus genannt werden darf, war Johann Gottlieb Fichte, geboren 1762 zu Rammenau, gestorben 1814 zu Berlin. Seine Jugend fiel in die Zeit Rousseaus und der französischen Revolution. Die Ideen der letzteren verherrlichte er in seiner Erstlingsschrift; die naturrechtlichen und philosophischen Anschauungen des Verfassers des contrat social beeinflußten die Schriften seiner Jugendepoche. Für uns kommt hier nicht der Begründer der Wissenschaftslehre und der Verfasser der berühmten Reden an die deutsche Nation in Betracht, wir haben es lediglich mit dem Sozialschriftsteller zu thun, dem Verfasser der „Grundlage des Naturrechts" (1796) und des „geschlossenen Handelsstaates" (1800). In diesen beiden Werken ist Fichtes sozialistisches System niedergelegt. Er geht von dem Grundgedanken aus, daß es das feste unveräußerliche Eigentum eines jeden Menschen sei, leben zu können: Es muß Grundsatz jeder vernünftigen Staatsordnung sein, daß jeder von seiner Arbeit soll leben, angenehm leben können. [illegible] Eigentumsrecht beruht auf einem Vertrage aller mit allen, der jedem das Recht giebt,

Fichte.



Die Leipziger Messe um das Jahr 1830.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie im Besitz des Vereins für die Geschichte Leipzigs.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



Die Freiheit führt das Volk zum Ka

Nach dem Gemälde von Eugen Del



…f. (Der 28. Juli 1830 in Paris.)

…x im Louvre-Museum zu Paris.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

das Notwendige zu besitzen. Sobald jemand von seiner Arbeit nicht leben kann, ist ihm das, was ihm vertragsmäßig zukommt, nicht gewährt, und von diesem Augenblicke soll er nicht mehr rechtlich verbunden sein, irgend eines Menschen Eigentum anzuerkennen. Damit nun durch den Eigentumslosen, der das Eigentumsrecht des andern nicht anerkennt, dasselbe nicht vernichtet



Johann Gottlieb Fichte.
Nach dem Kupferstich von A. Schultheiß.

werde und Unsicherheit des Eigentums eintrete, müssen alle von Rechts wegen und zufolge des Bürgervertrags von dem ihrigen soviel abgeben, bis der Eigentumslose leben kann. Dafür zu sorgen, daß diese Repartition ordnungsgemäß erfolge, ist Sache der Staatsgewalt. Dem Staate, der von dem Vorzüglichsten, dem Regenten, geleitet wird, liegt die Verteilung der Rechte und der Güter ob. Zunächst müssen die Einzelkräfte im Staate verteilt werden, es muß eine Arbeitsteilung stattfinden. Es muß einen Stand der Landbauer, der Handwerker und Kaufleute geben. Doch es müssen auch Lehrer, Krieger und Beamte vorhanden sein. Der Regent hat dann nach Maßgabe des Landes und seiner Bedürfnisse die Zahl der

[illegible] der [illegible] wirkenden Kräfte jeweilig zu bestimmen. Bald ist die Pflege des [illegible] vor allem nötig, damit ein Überschuß von Naturgütern aufgespeichert werde, [illegible] eine größere Zahl von Kaufleuten zugelassen werden. Nach der Sonderung der [illegible] Stände und innerhalb dieser selbst die bestimmten Arbeitsgebiete abzugrenzen, das [illegible] der dem Staate gehörigen Äcker ist auf die bestimmte Anzahl Landbauer [illegible] zu verteilen, auch durch Grenzsteine zu bezeichnen, damit gewisses Recht sei. Jeder muß vom Ertrage des ihm zugeteilten Stückes leben können; kann er das trotz fleißiger Arbeit nicht, so muß ihm von Staats wegen soviel zugelegt werden, daß er leben kann. Die von dem Landbebauer dargebotenen Produkte müssen weiter bearbeitet werden, das ist dann ein ausschließendes Recht der damit vom Staat Beauftragten. Der Staat verpflichtet sie, tüchtige Arbeit zu liefern, garantiert ihnen aber auch, daß sie von ihrer Arbeit leben können. Die Arbeiter sollen Arbeit haben, die Handwerker sicheren Absatz ihrer Waren. Damit der Tausch zwischen Produzenten und Konsumenten stattfinde, reguliert der Staat die Verhältnisse des Kaufmannsstandes. Die Anzahl der Kaufleute wird festgesetzt nach der Menge der Waren. Der Handelsstand muß den anderen Ständen die von ihnen erzeugten Waren jederzeit abnehmen, diese dürfen nur an ihn die für den öffentlichen Tausch bestimmten Waren verkaufen, der Produzent ist verbunden, seine Produkte zu verkaufen. Die Staatsbehörde setzt die höchsten Preise der Lebensmittel und der gangbarsten Rohprodukte für die Fabrikation fest. Die Lehrer, Krieger, Beamten, die bei der Produktion, der Fabrikation, dem Handel nicht beteiligt sind, werden von den anderen Ständen erhalten, die sie belehren und erziehen, für deren Sicherheit und Ruhe sie zu sorgen haben. Die Ordnung auch dieses Verhältnisses übernimmt der Staat. Wieviel solcher Nicht-Eigentümer notwendig sind, wie viel jeder erhalten muß, um seinem Geschäfte nach bei einem bestimmten Grade des Wohlseins in der Nation leben zu können, dies alles wird vom Staat festgesetzt.

Soviel von dem Inhalt der ersten vier Abschnitte des „Geschlossenen Handelsstaats“; auch die übrigen siebzehn Kapitel enthalten eine Fülle von ökonomischen und handelspolitischen Ausführungen, solche über Geld und Münzrecht, über den Handelsverkehr der damaligen Staatswesen, über den ersehnten einigen großen Handelsstaat u. s. f. Schon aus dem, was oben im Auszug mitgeteilt ward, geht hervor, daß Fichtes Schrift ein bis in das Kleinste ausgearbeitetes sozialistisches System enthält. All diese Gedanken und Vorschläge, die der große Philosoph am 31. Oktober 1800 dem preußischen Staatsminister von Struensee unterbreitete, sind utopische, wie zahllose andere früher und später, aber Fichtes Entwurf eines Zukunftsstaates zeichnet sich vor ähnlichen Phantasiegebilden doch dadurch aus, daß er den Empfindungen einer für das Edle und Hohe glühenden Seele, die Wünsche eines patriotisch fühlenden, hochgebildeten Mannes von glänzenden Geistesgaben Ausdruck giebt.

Spätere Abschnitte dieses Werkes werden zeigen, wie im Laufe des Jahrhunderts der Sozialismus mehr und mehr in den Vordergrund tritt, bis endlich die soziale Frage beinahe zum Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens wird . . .

* * *

Der leichte Sieg über den Barbareskenhäuptling und die Eroberung des alten Piratennestes Algier vermochte auf die erregte Pariser Bevölkerung die beruhigende Wirkung, die Karl X. und seine schlimmen Berater erwartet hatten, nicht auszuüben. Die Menge, die [illegible] jeder noch so kleinen Mehrung der „Gloire“ laut aufgejubelt und in der Begeisterung [illegible] ihre eigenen Sorgen und Beschwerden vergessen hatte, blieb diesmal stumm.

Für alle, die den oberflächlichen, leicht zu entflammenden Charakter der eitlen französischen Nation kannten, war dieses Schweigen ein noch deutlicheres Symptom der nahenden Katastrophe, als der Ausfall der Wahlen, die, wie wir oben sahen, die Opposition zum Siege geführt hatten. Gleich mit der Eröffnung der neuen Session der Kammer (4. März 1830) begann der Kampf zwischen der Regierung und den erwählten Vertretern des Volkes. Die Thronrede enthielt eine offene Drohung, die den Unmut verstärkte, statt ihn zu mildern: „Die Verfassung hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der geheiligten Rechte meiner Krone gestellt; es ist meine Pflicht gegen mein Volk, sie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern. Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen sollten, so werde ich die Kraft, sie zu überwinden, in meinem Entschlusse finden, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, in dem gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie stets ihrem König gezeigt haben.“ In der Erregung, mit der er den letzten Satz verlas, entglitt dem König der Hut und fiel zu Boden; einer der Prinzen, die neben dem Throne standen, hob ihn auf, und dieser Prinz, der jetzt noch ehrerbietig das Knie vor Karl X. beugte, war kein anderer als der Herzog von Orleans, den das französische Volk bald darauf zum Oberhaupt wählte. Noch einmal wagte es die liberale Opposition, durch friedliche Vorstellungen den Sinn des Königs zu beeinflussen; in der Adresse, mit der sie die Thronrede beantwortete, legte sie dem Herrscher nahe, den drohenden Sturm durch die Entlassung der verhaßten Minister zu beschwichtigen, deren ungerechtes Mißtrauen das notwendige Zusammenwirken von Regierung und Volksvertretung unmöglich machte.

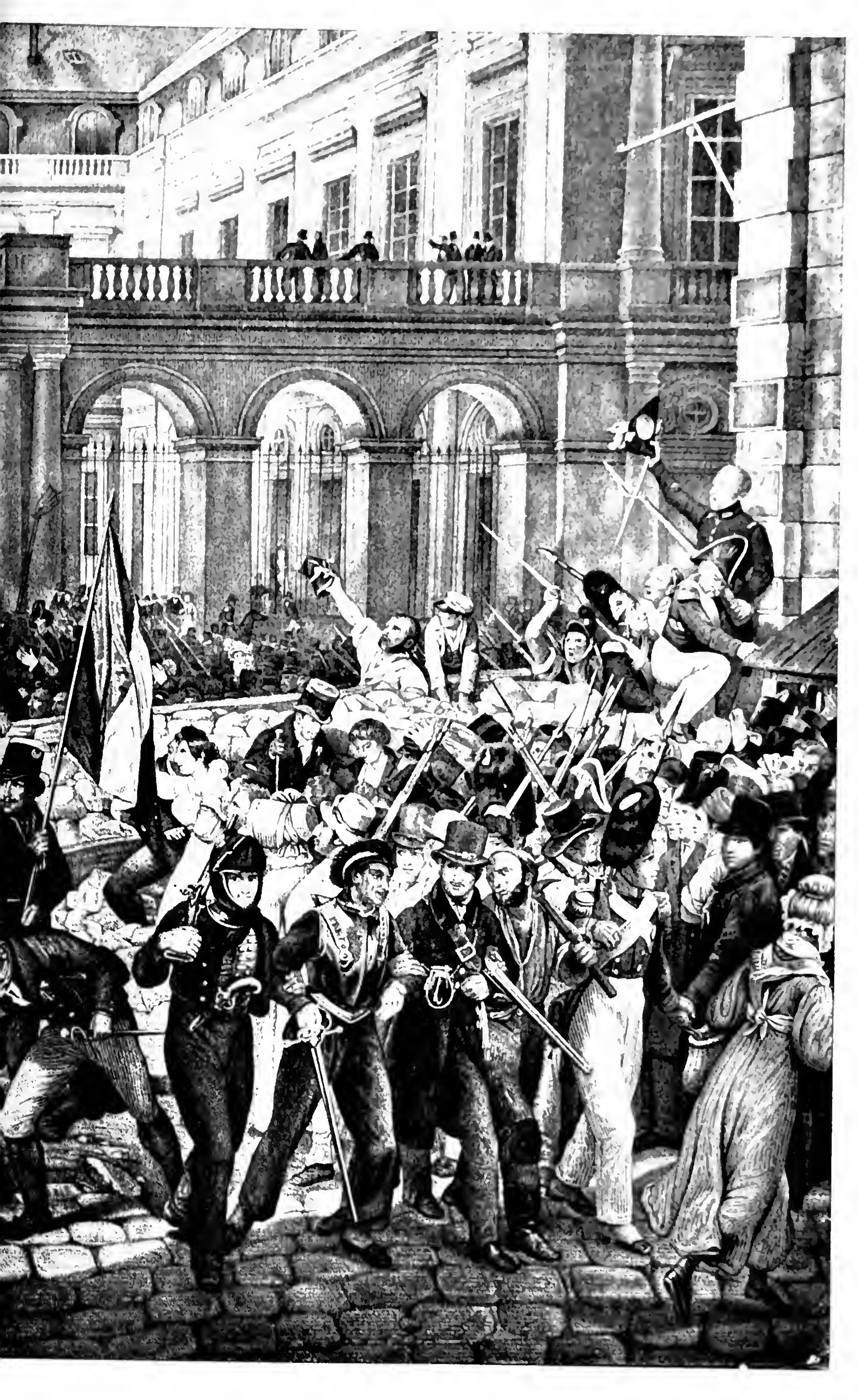


Louis Adolphe Thiers.
Nach dem Gemälde von d'Auvergne.

Karl X. war und blieb taub für alle guten Ratschläge, er sah in den Führern der Opposition nur Rebellen, denen man schroff und hart entgegentreten mußte. Am Tage nach der Überreichung der Adresse wurden deshalb die Kammern auf mehrere Monate vertagt und bald darauf (16. Mai) aufgelöst, während zugleich im Kabinett das extreme Element durch weitere Gesinnungsgenossen Villèles noch verstärkt wurde. Die Neuwahlen brachten, trotz des starken Druckes, den das Heer der Beamten und Geistlichen auf die ländlichen Wähler ausübte, der Regierung wiederum eine schwere Niederlage, ihre Anhänger verloren nochmals 82 Sitze. Jetzt reifte der lange insgeheim gehegte Plan eines Staatsstreiches zur That:



Der Herzog von Orleans reitet am Nachmittag des
Lithographie von Wegener nach dem Gemäl



li 1830 vom Palais Royal nach dem Stadthause.

race Vernet in der Galerie zu Versailles.

gestützt auf den Artikel 14 der Verfassung, der den König zum Erlaß von „Ordonnanzen zur Sicherung des Staates“ ermächtigte, wagte man es, die neue Kammer, die sich noch gar nicht [illegible] hatte aufzulösen, und durch ein die Rechte des Volkes verkürzendes Wahlgesetz die Zusammensetzung des Parlaments willkürlich zu beeinflussen. Und da man fast mehr noch als die Reden der Liberalen die scharfen Artikel der oppositionellen Journale fürchtete, wurde zu gleicher Zeit die Freiheit der Presse aufgehoben und eine Censur eingeführt, die jedem Präfekten das Recht gab, mißliebige Blätter auf beliebige Zeit zu unterdrücken.

Die Ordonnanzen. Als der amtliche Moniteur am Morgen des 26. Juli die Ordonnanzen veröffentlichte, die eine offene Verletzung der beschworenen Verfassung darstellten, war die Pariser Bevölkerung zunächst wie durch einen schweren Schlag betäubt; alle Welt fürchtete, daß die Regierung alle Vorkehrungen getroffen habe, um jeden Versuch einer Auflehnung im Keim zu ersticken. Nur jene Männer, denen die größte Gefahr drohte, die Leiter der liberalen Blätter, nahmen sofort den Fehdehandschuh auf; an ihrer Spitze stand ein Mitarbeiter des „National“, der sich durch seine Geschichte der Revolution schon damals bekannt gemacht hatte, Adolphe Thiers. Noch am selben Tage schlossen sich 44 Redakteure dem von Thiers entworfenen Protest gegen die ungeheuerliche Vergewaltigung an und erklärten zugleich, daß sie den Weisungen einer Regierung, die sich selbst außerhalb der Gesetze gestellt habe, nicht länger Folge leisten könnten. Minder entschlossen zeigten sich die in Paris anwesenden Mitglieder der aufgelösten Kammer; sie versammelten sich zwar und hielten leidenschaftliche Reden, aber vor dem offenen Widerstand gegen die Krone scheute die Mehrzahl, darunter einer der hervorragendsten Führer der Liberalen, Casimir Périer, doch zurück. Auch die Straßen blieben ruhig, bis auf kleine Exzesse vor dem Palaste des Ministers Polignac.



Casimir Périer.
Nach dem Gemälde von Hersent.

Völlig verändert war die Lage dagegen am folgenden Morgen (27. Juli), an dem die liberalen Blätter den Protest gegen die königlichen Ordonnanzen veröffentlichten. Auf allen Straßen und Plätzen, vor den Cafés und namentlich vor den Druckereien der großen Journale sammelten sich Volksmengen in Erwartung des Einschreitens der Polizei gegen die Zeitungen, die es gewagt hatten, der Regierung Trotz zu bieten. Bald kam es denn auch vor dem Gebäude des „Temps“ und anderer liberaler Organe zu lärmenden Auftritten, das erregte Volk murrte laut über die Versiegelung der Pressen und nahm Partei für die brotlos gewordenen Arbeiter; dichte Scharen umdrängten die königlichen Palais, die Militär-

27. Juli. abteilungen mit aufgepflanztem Bajonett bewachten. Blutige Zusammenstöße konnten nicht ausbleiben: die drohende Haltung der Menge zwang die Truppen zu wiederholten Angriffen, dennoch fiel lange kein Schuß, bis endlich ein Hagel von Pflastersteinen die Offiziere zwang, den Befehl zum Feuern zu geben. Mit wildem Rachegeschrei zerstoben nun die erregten Scharen, gellend hallte durch die belebten Straßen der Alarmruf: „Zu den Waffen!“ und [illegible] wuchsen Barrikaden empor, die nicht nur Schutz gewähren, sondern auch den An-

marsch neuer Regimenter verhindern sollten. Ohne Vorbereitung, ohne Aufrufe, ohne Führung loderten die Flammen der Revolution empor ... Die berufenen Vertreter des Volkes hielten sich noch immer zurück, noch immer scheuten Périer und seine Freunde vor der gewaltsamen Auflehnung gegen die höchste Staatsgewalt zurück, die mit verschränkten Armen, mit spöttischer Miene in die Brandung blickte, die immer lauter gegen die Felsen der bourbonischen Monarchie toste. Die Erklärung des Belagerungszustandes hielt der thörichte Polignac für genügend, um die lärmenden Haufen zur Vernunft zurückzuführen, an eine Verstärkung der dem Marschall Marmont unterstellten kleinen Truppenmacht dachte keiner der Minister; so wenig erkannte man den Ernst der Lage, daß der König zur selben Stunde, da die Fundamente seines Thrones zu wanken begannen, ruhig und heiter nach Rambouillet zur Jagd fuhr.


Lafayette.
Nach dem Gemälde von Ary Scheffer.

Am nächsten Tage (28. Juli) erschallten zum ersten Male, zunächst nur vereinzelt, die drohenden Rufe: „Fort mit den Bourbonen!" Der Entrüstungssturm gegen das ruchlose Ministerium hatte sich über Nacht in eine offene Meuterei gegen die Krone verwandelt; um die Mittagsstunde des zweiten Kampftages forderte man nicht mehr die Aufhebung der verhängnisvollen Ordonnanzen, nicht nur die Absetzung Polignacs und seiner Helfershelfer, sondern auch die Entthronung Karls X. 28. Juli.
Noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, durch kluge Nachgiebigkeit das bourbonische Königtum zu retten, aber in der Umgebung des verblendeten Herrschers erkannte niemand die Größe der Gefahr, fand keiner den Mut, zur Umkehr zu mahnen; verächtlich sahen die Höflinge auf das Volk herab, das sich erdreistete, mit Knütteln den Kampf gegen die wohlbewehrten Schweizer und Garden aufzunehmen. Der Ausgang schien nicht zweifelhaft — hatte sich doch der Pariser Polizeipräfekt mit seinem Kopf für die Ruhe der Hauptstadt verbürgt.

Der erste große Erfolg der Aufständischen war die Besetzung des Stadthauses, von dessen Zinne seit der Mittagsstunde des 28. Juli stolz die Trikolore, die rasch das Lilienbanner verdrängt hatte, wehte. In das Freudengeschrei des Volkes mischte sich das Dröhnen der großen Glocken der Pariser Hauptkirchen, die alle Waffenfähigen zum Freiheitskampf auf die Barrikaden riefen. Die Bemühungen der Truppen, das verlorene Terrain wieder zu erobern, scheiterten, sie ermatteten in dem ungewohnten Straßenkampf, der sie wehrlos der Tücke der Bewohner der hohen, verschlossenen Häuser preisgab; gegen den Hagel von Steinen und Möbeln, der aus den Fenstern niederprasselte, vermochten selbst gut gezielte Kugeln nichts auszurichten. Die Kampfeslust der Linienregimenter schwand rasch, bald regte sich da und dort der Wunsch, den Brüdern aus dem Volke die Hand zu reichen, statt auf Kinder desselben Stammes zu schießen; ganze Regimenter gingen zu den Aufständischen über. Viel Blut war bereits geflossen, als die Abgeordneten, denen sich inzwischen auch der Liebling des Volkes, Lafayette, der alte Führer der Nationalgarde, angeschlossen hatte, endlich darüber einig wurden, daß es ihre Pflicht sei, mit den Tapferen, die für das allgemeine Wohl ihr Leben einsetzten, zu siegen oder zu sterben. Arago, der große Physiker (S. 383), Lafitte,

[illegible] hatten sich vergeblich bemüht, Marmont oder Polignac zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen: das letzte Band war zerrissen, die Entscheidung nahte. In der Nacht zum 29. Juli wurden Dutzende neuer Barrikaden gebaut und sofort mit [illegible] besetzt, kaum graute der Tag, so begann das blutige Ringen aufs neue. Gegen Mittag war das Louvrepalais in der Gewalt der Aufständigen, bald darauf auch die übrigen Paläste der königlichen Familie. In St. Cloud schien man den Ereignissen, die in der Hauptstadt sich abspielten, immer noch keine Bedeutung beizumessen, erst am Nachmittag gelang es, den König von dem Ernst der Lage zu überzeugen. Das Ministerium Polignac trat endlich zurück — zu spät. Aus den Kreisen der Abgeordneten war bereits eine provisorische Regierung gebildet worden, deren Mittelpunkt Lafayette, der Held von 1789 war, und der Bote des Königs, der mit der Nachricht von der Zurücknahme der Ordonnanzen und der Entlassung des verfehmten Kabinetts nach Paris kam, wurde nicht mit Jubel, sondern mit Hohngelächter begrüßt. Die Menge wollte den Sturz der Bourbonen, sie verlangte als Preis für das Blut, das auf den Barrikaden geflossen war, „nicht gerade etwas Besseres, aber wenigstens“, wie Louis Blanc, der glänzende Schilderer jener Zeit, schrieb, „etwas Neues“. Der Sieg des Volkes stimmte auch jene Politiker um, die sich bisher gegen die Entthronung der Bourbonen gesträubt hatten; Lafitte hatte Recht, als er ausrief: „In vierundzwanzig Stunden ist ein Jahrhundert verflossen!“



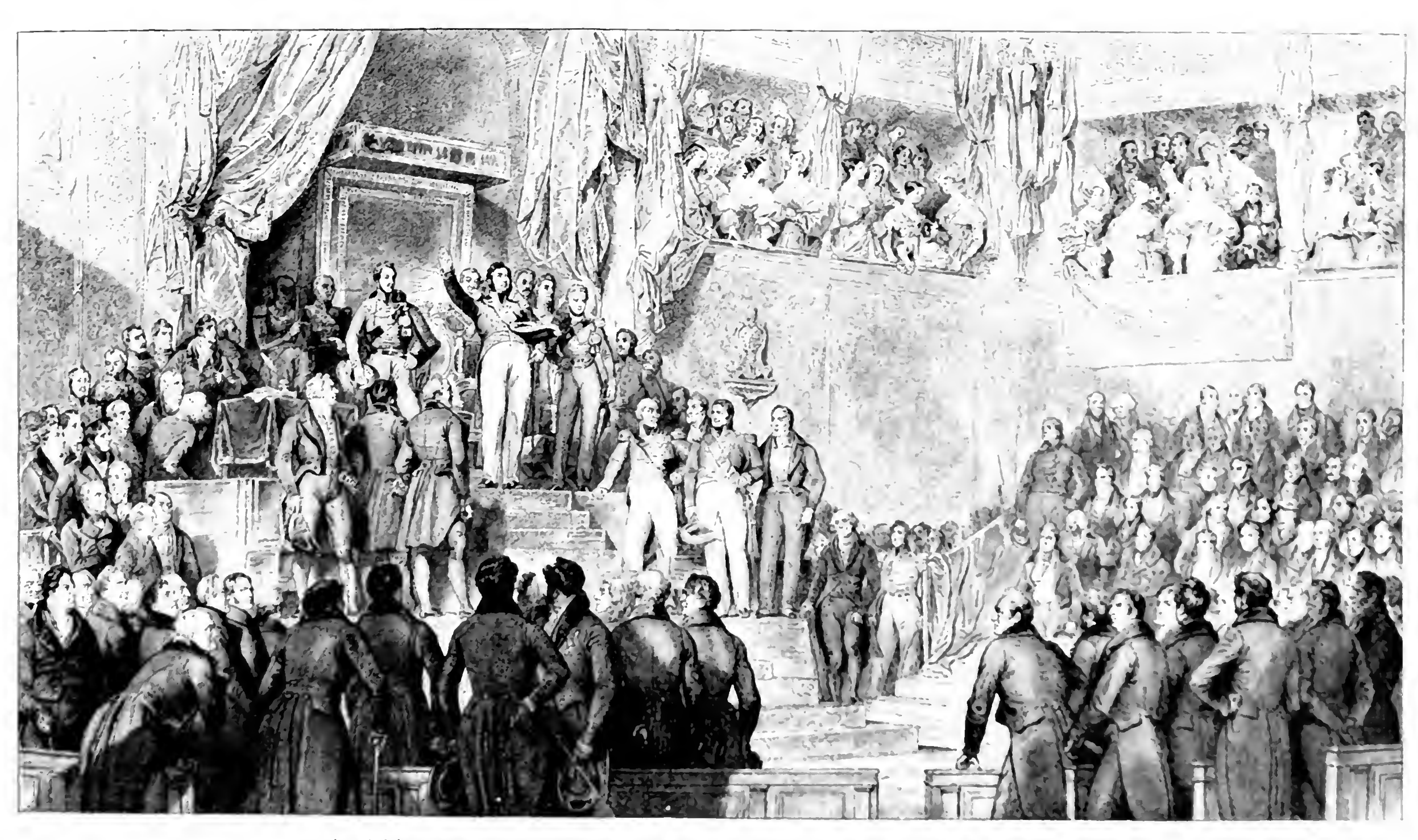
Louis Philipp, Herzog von Orleans.
Nach dem Gemälde von Winterhalter.

Am Morgen des 30. Juli verkündete eine von Thiers verfaßte Proklamation den
30. Juli. Parisern, daß sie sich mit dem Gedanken vertraut machen müßten, an Stelle Karls X., der nimmer zurückkehren dürfe, den Herzog von Orleans auf dem Thron zu sehen; die Errichtung einer Republik verboten ebenso innerpolitische Gründe, wie die Furcht vor einer neuen Einmischung der übrigen europäischen Mächte. Louis Philipp, das Haupt einer Seitenlinie der Bourbonen, war durch die harte Schule der großen Revolution gegangen, als schlichter Bürger, nicht als Prinz, war er zum Mann gereift, hatte sich dauernd von dem lärmenden Getriebe der großen Politik ferngehalten und dennoch die Augen der liberalen Führer auf sich zu lenken verstanden. Er hatte nie begehrlich nach der Krone geschielt, er [illegible] es auch jetzt, die Hand nach dem Kleinod auszustrecken, mit dem so viel



Pariser Ball-Kostüme aus dem Jahre 1830.

Nach einer gleichzeitigen Lithographie.



Louis Philipp, König der Franzosen, leistet am 9. August 1830 den Eid auf die Verfassung.

Nach dem Gemälde von E. Devéria.

[illegible] Zeugen verbunden waren; er ließ sich den güldenen Reif [illegible] des Volkes anbieten, ja beinahe aufdrängen. Am Nachmittag [illegible] Juli erging an Louis Philipp die Aufforderung, unverzüglich nach Paris [illegible] um die Befugnisse eines Generalstatthalters des Königreiches zu übernehmen. Der Herzog traf noch am Abend desselben Tages in der Hauptstadt ein, beriet sich alsbald mit seinem Vertrauten Lafitte und anderen Führern und erklärte sich dann, nach einigem Zögern, bereit, die dem Wunsch der Abgeordneten entsprechende Würde anzunehmen, ohne dabei der Entthronung Karls X. irgendwie Erwähnung zu thun.

Mit der Übernahme der Generalstatthalterschaft war die Krisis indessen noch keineswegs gelöst. Die älteren und besonneneren Bürger, namentlich aber diejenigen, die in ihrer Jugend noch Zeugen der Greuel der Revolution des Jahres 1789 und der ihr folgenden Schreckenszeit gewesen waren, mochten nichts von Republik und Volksherrschaft hören; aber in jenen Stadtvierteln, in denen die Studenten und Polytechniker das große Wort führten, lehnte man sich trutzig gegen den Vorschlag auf, daß nur die Person, und nicht zugleich das System wechseln sollte. Aller Augen richteten sich auf Lafayette, sein Mund sollte das entscheidende Wort sprechen; der Alte war den Grundsätzen, für die er im Sturmjahre 1789 gekämpft hatte, treu geblieben, war Republikaner nach wie vor, aber die herben Erfahrungen seines langen Lebens hatten ihn gelehrt, daß eine von demokratischen Einrichtungen umgebene Monarchie immer noch eine bessere Staatsform sei, als die unumschränkte Herrschaft des Volkes. Lafayette förderte die Wahl des Herzogs von Orleans, doch diesem selbst kam es nun zu, auch die Massen für sich einzunehmen. Ein unerwartetes Ereignis mußte das Volk überraschen — Louis Philipp säumte nicht, es herbeizuführen: „Es war ein Schritt von
31 Juli. welthistorischer Bedeutung und zeugte von hohem Mut, als der Herzog am 31. Juli in der zweiten Nachmittagstunde an der Spitze eines bürgerlichen Zuges, ohne allen militärischen Prunk, sich durch die überfüllten, noch von den Überresten der Barrikaden bedeckten Straßen nach dem Stadthaus in Bewegung setzte; voran ein einziger Trommler, der Prinz selbst, in Generalsuniform mit der dreifarbigen Kokarde, zu Pferd, Lafitte hinter ihm, seines verrenkten Fußes wegen in einem Tragsessel. Den Hut in der Hand ritt Louis Philipp heiteren Antlitzes durch die Menge, da und dort in kurzen Anreden sich an die Barrikadenmänner wendend, links und rechts die Hände schüttelnd. Je mehr sich der Zug vom Palais Royal entfernte, desto dichter wurde die Menschenmasse, desto drohender und feindseliger die Haltung der Menge, desto häufiger die revolutionären Zurufe. Aus der bleichen Farbe des Gesichts und den ernsten Mienen konnte man die tiefe Gemütsbewegung des Herzogs erraten. Wie leicht konnte aus jedem Fenster, aus jeder Thür die Todeskugel herausfliegen. Mühsam stieg er dann durch die von ‚Patrioten‘ besetzten Treppen und Vorplätze zu dem Sitzungssaal empor, an dessen Schwelle ihn Lafayette an der Spitze der Munizipalkommission empfing. Kurz darauf entfaltete der Alte die Trikolore und trat Arm in Arm mit dem Herzog auf den Balkon hinaus. Da brach plötzlich die auf dem Stadthausplatz versammelte Volksmenge, die noch kurz vorher eine feindselige Stimmung zur Schau getragen hatte, durch den Anblick überwältigt, in unbeschreiblichen Jubel und in betäubende Hochrufe aus." Louis Philipp hatte gesiegt, schon nach wenigen Tagen durfte er sich „König der Franzosen" nennen . . .

Die letzten Tage der „großen Woche", wie das unersättliche Ruhmesbedürfnis der [illegible] Zeit der Julirevolution nannte, brachten keine Überraschung mehr. Karl X. [illegible] letzten Versuch, seinem Hause die Krone dadurch zu retten, daß er ihr zu

Gunsten seines Enkels, des Sohnes der Herzogin von Berry (Graf von Chambord) entsagen wollte. Aber so wenig der Herzog von Reichstadt — der einzige Sohn Napoleons I. und der Erzherzogin Marie Luise, der nach achtzehnjährigem Aufenthalt am Hofe seines Großvaters am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn der Schwindsucht erlag — wieder zur Macht gelangte, bestieg Heinrich V. je den französischen Thron.

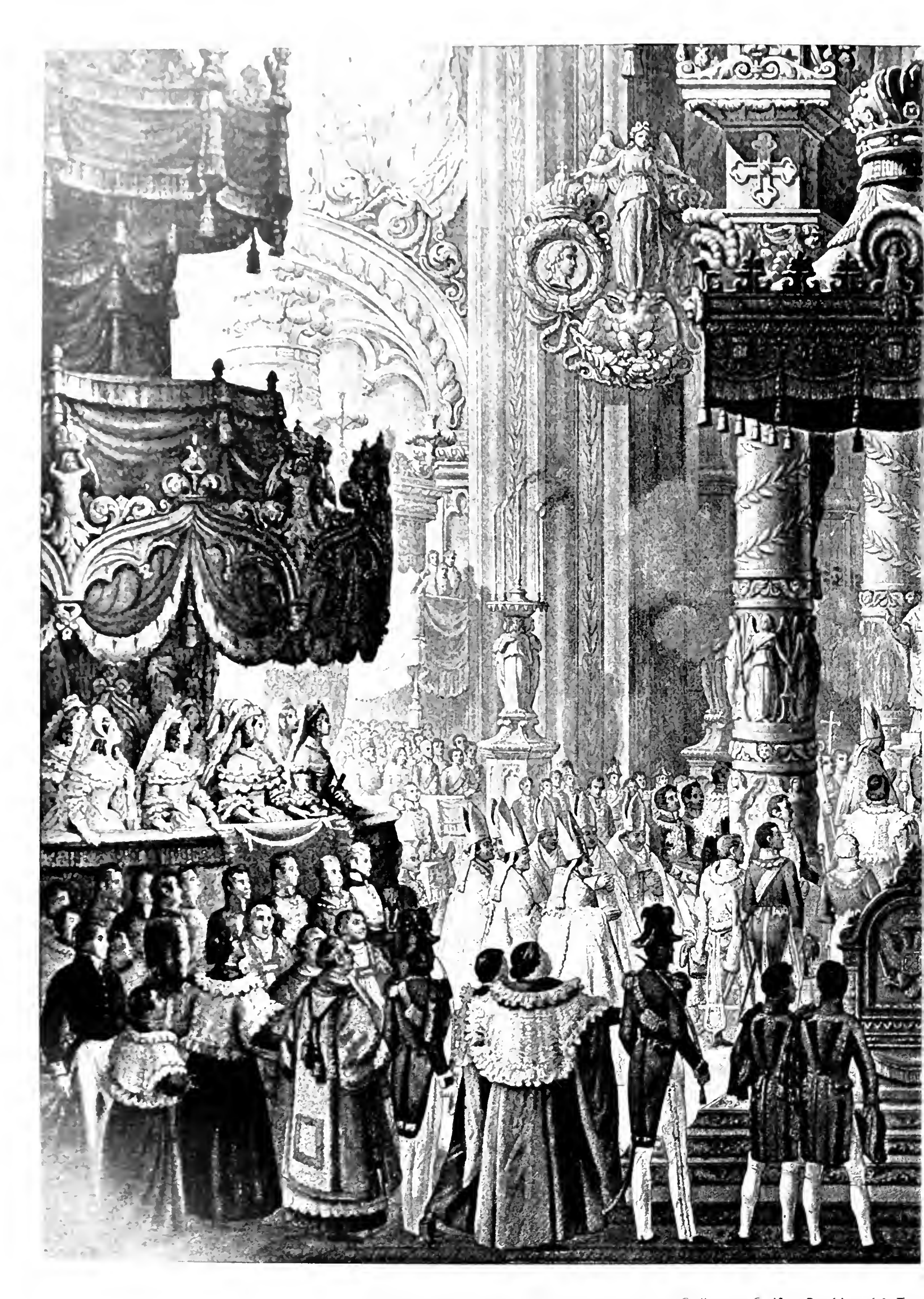
Am Abend des 3. August verließ die königliche Familie Schloß Rambouillet und flüchtete sich nach der Küste, um von Cherbourg aus auf bereitliegenden Schiffen nach England überzusetzen. Am gleichen Tage eröffnete Louis Philipp die neue Tagung der Kammern, deren Beschlüsse ihm den Weg zum französischen Thron ebnen sollten. Alles verlief nach den Wünschen der Führer; schon am 9. August konnte der neugewählte König den Eid auf die, um vieles demokratischer gewordene, abgeänderte Verfassung ablegen — die Revolution hatte ihr Ende gefunden. „Noch nie", urteilt Weber, „ist eine Staatsumwälzung mit soviel Mut und mit so wenig Ausschreitungen durchgeführt worden, wie die Julirevolution. Dieser siegreiche Volkskampf, einzig in seiner Art, wurde nicht durch Unthaten entehrt; die Mäßigung des siegenden Volkes, wenige Ausnahmen abgerechnet, war ebenso wunderbar, wie seine Tapferkeit: eine Viertelmillion des Pöbels der Hauptstadt war losgelassen, und die Bahn des Sieges wurde durch nicht ein einziges Opfer der Grausamkeit und Plünderung befleckt."


Herzog von Reichstadt (Napoleon II.).

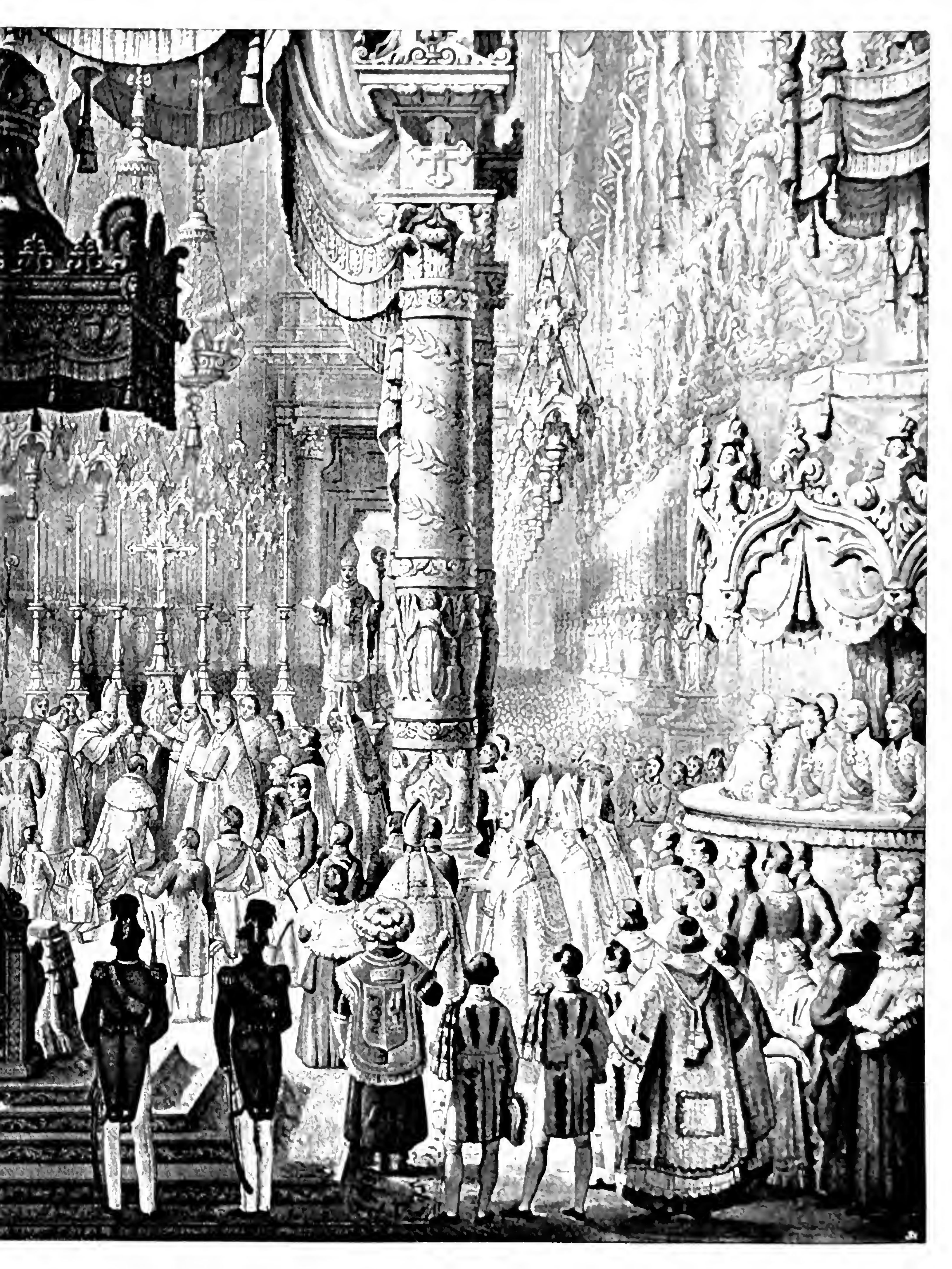
Die Zeit des Julikönigtums bis zu dessen Sturz im Jahre 1848 wird im zweiten Bande im Zusammenhang noch eingehend geschildert werden; an dieser Stelle sei dagegen noch der Vorgänge in Belgien gedacht, die, mittelbar durch die Staatsumwälzung im Nachbarlande beeinflußt, im Herbst des Jahres 1830 zur Losreißung von der holländischen Krone führten.

Belgien.

Zu den Schöpfungen des Wiener Kongresses gehörte, wie früher (S. 296) schon erwähnt ward, auch die niederländisch-oranische Monarchie, die aus der Vereinigung Hollands mit dem ehemaligen burgundischen Besitz des Hauses Habsburg gebildet worden war, und zwar gegen Wunsch und Willen der belgischen Notabeln. Dieser Widerstand war durch die tiefe Kluft, die beide Volksstämme auf konfessionellem und sprachlichem Gebiet trennte, genügend begründet, und es hätte der Mißgriffe König Wilhelms I. gar nicht bedurft, um die Gärung dauernd zu erhalten; die belgische Geistlichkeit sorgte ohne Unterlaß dafür, daß der Groll gegen die gewaltsame Angliederung stetig wuchs, statt zu erlöschen. Auch in den Niederlanden fand sich ein Polignac, der seinen Fürsten zu unzeitiger Strenge verleitete, der Justizminister van Maanen. Die Nachricht vom Siege des französischen Volkes ließ die lange schon schwelende Glut in hellen Flammen auflodern; am 24. August 1830, nach der Aufführung der Oper „Die Stumme von Portici", deren Libretto bekanntlich den neapolitanischen Aufstand des Jahres 1647 behandelt, brach in Brüssel eine Revolte aus, die zwar rasch unterdrückt wurde, aber doch das Signal für die Erhebung des ganzen Landes gab. Der Thronfolger suchte vergeblich zu vermitteln; als sein Bruder mit einem starken Truppenaufgebot herbeieilte, kam es vor den Thoren Brüssels zu heftigen Kämpfen, die mit dem Rückzug der Königlichen endeten. Eine provisorische Regierung trat alsbald mit dem Plan



Krönung Kaiser Ferdinands I.
Nach einer gleichzeitige



Österreich im Dom zu Mailand (1835).
stellung von A. Sanquirico.

die Unabhängigkeitserklärung hervor, der Bruch war vollzogen. Holland besaß allein nicht die Macht, die abgefallenen Lande wieder zum Gehorsam zu zwingen, und von den Mächten, die wenige Jahre zuvor den neuen Staat geschaffen hatten, fand sich keine bereit, mit bewaffneter Hand die Rechte des Oraniers zu verteidigen. Die Konferenz, die gerade zur Schlichtung der griechisch-türkischen Wirren in London tagte (S. 334), wurde mit der Aufgabe betraut, auch die belgisch-holländische Frage zu lösen. Am 20. Dezember 1830 erkannte denn auch die Londoner Konferenz die vom belgischen Nationalkongreß ausgesprochene dauernde Trennung und die Einsetzung einer eigenen Monarchie an und wählte den Prinzen Leopold von Koburg, der kurz zuvor die griechische Krone ausgeschlagen hatte, zum König von Belgien. Noch einmal wagte Holland es, die Unbotmäßigen zu bestrafen, doch als England und Frankreich ihm in den Arm fielen, als ein britisches Geschwader in der Scheldemündung und ein französisches Heer von 50000 Mann in Belgien erschien, mußte das Haus Oranien für immer auf den nördlichen Teil seiner bisherigen Herrschaft Verzicht leisten . . .

König Leopold I.

Wie in Belgien, so gab auch in Polen die Julirevolution das Zeichen zum Beginn eines Aufstandes gegen die russische Herrschaft. Seit dem Wiener Kongreß, der Polen zu einem durch Personalunion mit Rußland verbundenen Königreich erhoben hatte, war für das vielgeprüfte Land eine bessere Zeit angebrochen, die freilich ebensowenig imstande war, die Sehnsucht des stolzen Volkes nach der Wiederaufrichtung des alten großpolnischen Staates zu stillen, wie der Vicekönig Konstantin es verstand, den Adel für sich zu gewinnen. Am Abend des 29. November 1830 drangen zwanzig Kadetten, Glieder einer ausgebreiteten Militärverschwörung in das dicht bei Warschau gelegene Landhaus des Großfürsten ein, um den verhaßten Stellvertreter des Zaren zu ermorden. Konstantin entging dem Anschlag wider sein Leben, aber der Schreck raubte ihm die ruhige Überlegung: statt mit eiserner Hand den im Entstehen begriffenen Aufstand niederzuzwingen, zog er sich mit allen Truppen und den russischen Beamten sofort zurück. Nach dem Beispiel Belgiens trat nunmehr eine provisorische Regierung auf, der hervorragende Männer wie Fürst Czartoryski und General Chlopicki angehörten, und die sich mit der eitlen Hoffnung trug, die Mächte würden auch Polen die Unabhängigkeit und die Errichtung eines neuen Königsthrones zugestehen. Der im Januar 1831 zusammengetretene Reichstag sprach die Absetzung des Hauses Romanow aus, und niemand zweifelte selbst dann an einem glücklichen Ausgang, als die Kunde einlief, daß Feldmarschall Diebitsch an der Spitze eines Heeres von 100000 Mann herannahe, um die russische Herrschaft wiederherzustellen. Die Polen kämpften mit der Tapferkeit, die sie von alters her auszeichnete, doch sie mußten unterliegen, weil der große Führer, dessen der ungleiche Kampf bedurfte, ihnen fehlte; bei Ostrolenka erlitten sie am 26. Mai 1831 eine empfindliche Niederlage. Auch im Lager der Russen fehlte es nicht an schweren Verlusten — Diebitsch erlag gleich dem Großfürsten Konstantin der zum ersten Mal Europa überflutenden Cholera, der auch Gneisenau zum Opfer fiel — aber es gelang dem neuen Oberfeldherrn Paskewitsch, die von Dembinski geführten Polen am 6. September vor den Thoren Warschaus bei dem Dorfe Wola so zu schlagen, daß bald darauf ein Teil ihrer Streitkräfte über die österreichische, der andere über die preußische Grenze flüchten mußte, wo sie sofort entwaffnet wurden. Die Folgen des Aufstandes waren die sofortige Aufhebung der Verfassung, die Alexander I. dem Lande einst gegeben hatte, und die Einführung einer Verwaltung in streng russischem Sinne, an deren Spitze der siegreiche Paskewitsch trat. Des letzten Aufflackerns der auf die Wiederherstellung Polens gerichteten Bestrebungen wird später noch zu gedenken sein . . .

Polen.

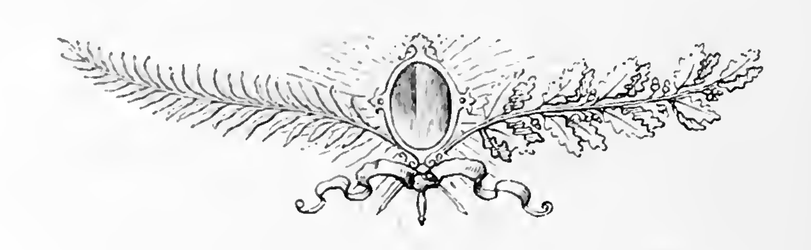


Feierliche Auffahrt der Königin Viktoria von England am Lord-Mayors-Tag (9. November 1837)

[illegible] Jahren der Gärung hatte auch die britische Monarchie mit Unruhen im [illegible] zu kämpfen. Kurz vor der Julirevolution hatte Wilhelm IV., an Stelle [illegible] langer Regierungszeit verstorbenen Bruders, den Thron bestiegen, ein schlichter [illegible] geradem Sinn, unter dessen Herrschaft die Partei der Whigs, an ihrer Spitze Lord Russel, Brougham und Palmerston, endlich die seit langem schon dringend notwendige Reform des Unterhauses (1831) und bald darauf auch die Aufhebung der Sklaverei (1833) durchzusetzen vermochten. Waren damit alte Forderungen endlich erfüllt worden, so drängte andererseits die irische Frage ebenfalls einer Entscheidung zu. Irland, bis zur Gegenwart das „wunde Glied“ am englischen Staatskörper, hatte sich durch die Härte der englischen Grundherren gegen das arme Landvolk und die Lasten, die der anglikanische Klerus der katholischen Bevölkerung auferlegte, immer mehr dem nachbarlichen England entfremdet, kleinere Aufstandsversuche hatten sich oft wiederholt. An der Spitze der eine Besserung der schlimmen Zustände erstrebenden irischen Politiker, stand ein Mann von großer Begabung, Daniel O'Connell, dessen glänzender Beredsamkeit es leicht gelang, das ganze Land zum Widerstand gegen die englischen Bedrücker aufzureizen — „sein Wort gebot über Irland“. Als die Anträge, die eine Besserung der Lage des „Landes der Leidenschaften und des Elends“ forderten, vom Parlament abgelehnt wurden, kam es auf O'Connells Rat in ganz Irland zum offenen Widerstand gegen die englischen Behörden, bewaffnete Banden durchzogen die Insel, ihren Weg durch Mord und Brandstiftung bezeichnend. Zwar versuchte die Regierung durch die strenge irische Zwangsbill die Unbotmäßigkeit gewaltsam niederzuzwingen, sie sah sich endlich doch genötigt, dem irischen Volke durch die sogenannte Zehntenbill, die vom Parlament erst nach jahrelangen Kämpfen im Jahre 1836 angenommen wurde, einen Teil der geforderten Erleichterungen zu gewähren. Bald darauf trat ein neuer Thronwechsel ein: an Stelle des kinderlosen Königs Wilhelm IV., der am 20. Juni 1837 aus dem Leben schied, gelangte dessen jugendliche Nichte Viktoria, die Tochter des früh verstorbenen Herzogs von Kent und der Prinzessin Viktoria von Sachsen-Saalfeld-Koburg, zur Regierung.

Irische Frage. O'Connell.

Von den drei Verbündeten, die einst Napoleons Macht gebrochen hatten, war Alexander I. schon im Dezember 1825 abberufen worden; am 2. März 1835 folgte ihm Kaiser Franz I. von Österreich, an dessen Stelle sein unbedeutender, zur Leitung eines großen Reiches völlig unfähiger Sohn Ferdinand I. den Thron der Habsburger bestieg. Wenige Jahre später, am 7. Juni 1840, entschlief im hohen Alter von siebzig Jahren auch der dritte Monarch aus dem Bunde von 1813, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen . . .





Antonio Canova. Amor und Psyche.

Original im Louvre-Museum zu Paris.



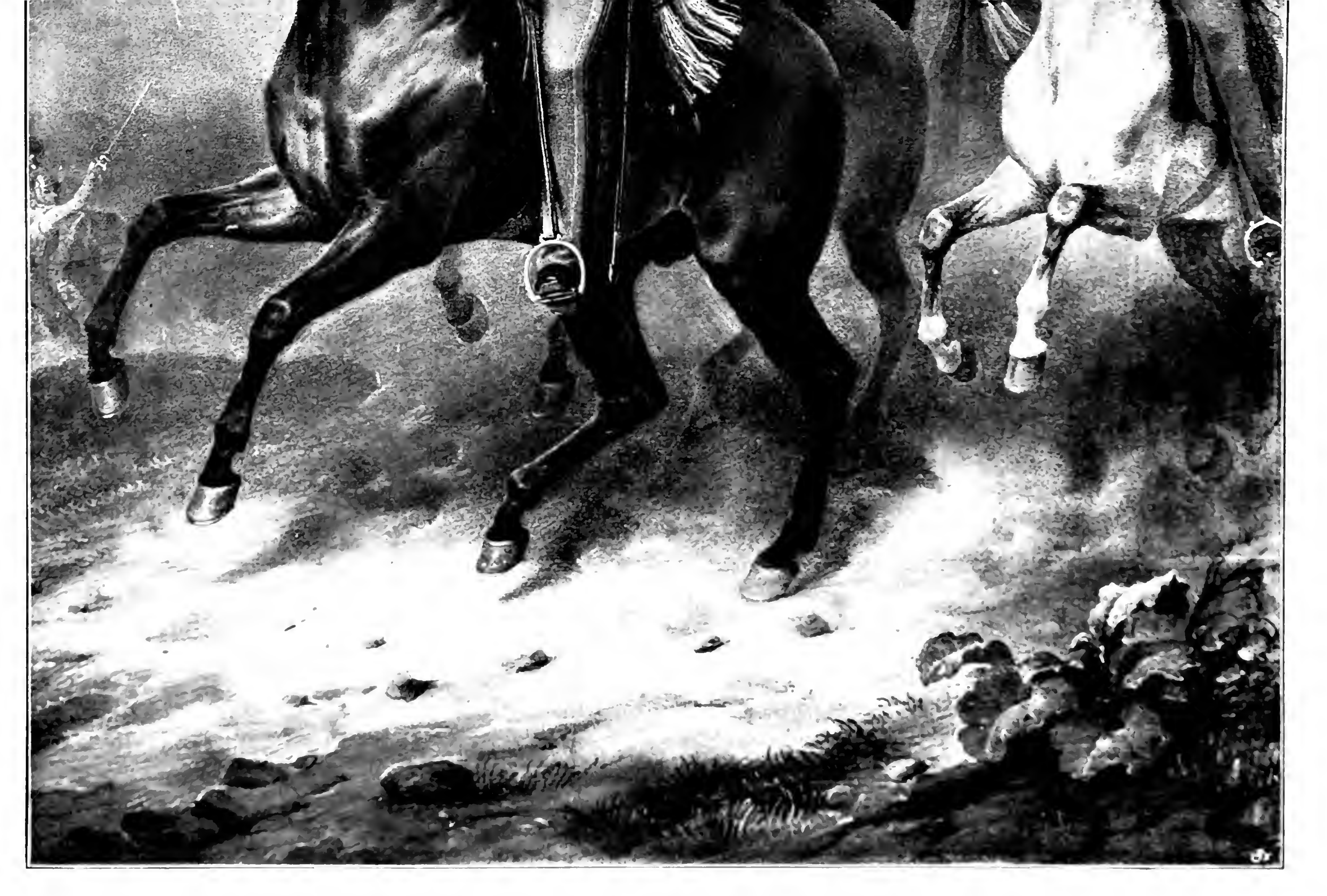
Königin Viktoria von England.

Nach dem Gemälde von Winterhalter in der Galerie zu Versailles.

Beilage zu: Hans Kraemer „Das XIX. Jahrhundert“.

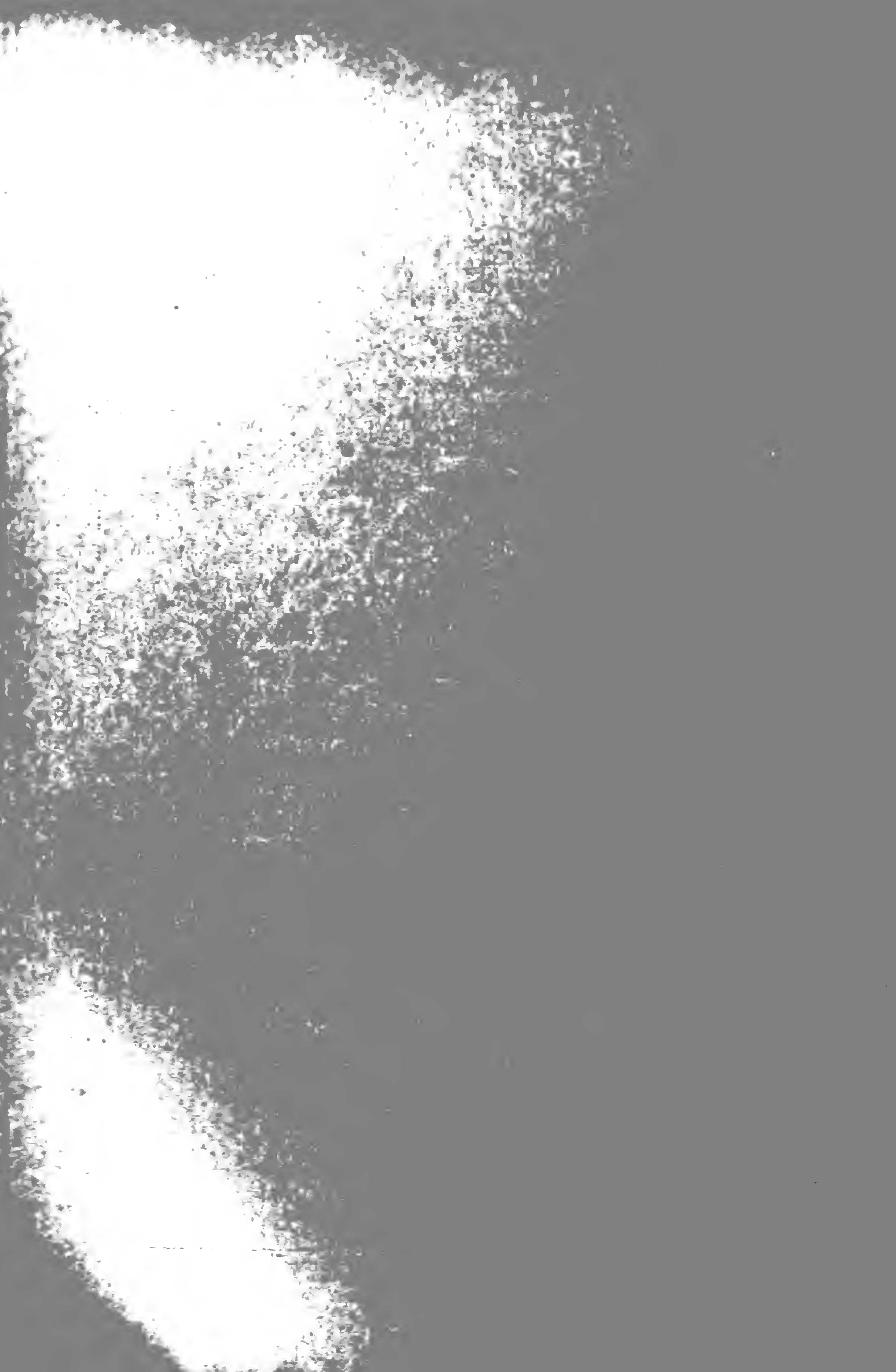
Deutsches Verlagshaus Bong & C[illegible]

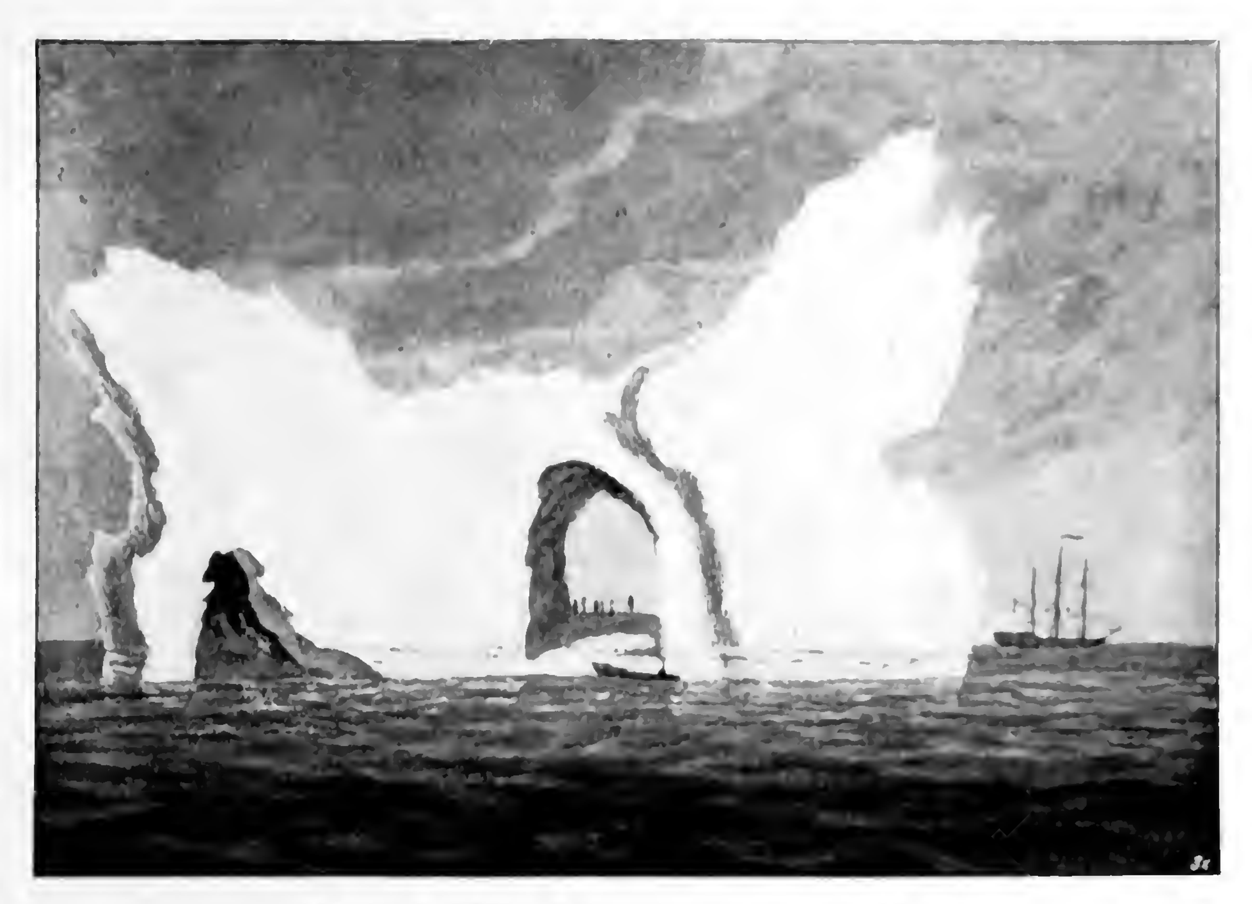




König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und seine Söhne.

Nach dem Gemälde von Franz Krüger in der Nationalgalerie zu Berlin.





Gigantischer Eisberg. Gesehen und gezeichnet von John Roß.

Forschungsreisen.

Mit großen entdeckerischen Thaten war das achtzehnte Jahrhundert zur Rüste gegangen, und glänzend hatte, wie wir früher sahen (S. 41), das neue angehoben. Die räumliche Kenntnis der Erdoberfläche war beträchtlich erweitert worden: im alten Pharaonenlande hatte man den Schleier, der längst vergangene Jahrtausende bedeckte, gelüftet, hauptsächlich aber hatte des großen Alexander von Humboldt glänzende Reise den Naturwissenschaften Perspektiven eröffnet, die man vordem nicht einmal zu ahnen gewagt hatte. Auch von der nächsten Folgezeit schien man deshalb das Höchste erwarten zu dürfen. Allein wie wenig entsprach die Wirklichkeit diesen Träumen! Mit dem Jahr 1806 war die geographische Forschung geradezu abgeschnitten; kaum daß hie und da ein einzelner Forscher einsam seine Pfade zog, von großen nationalen Unternehmungen gar nicht zu reden. Selbst Napoleon, dem stets für die Wissenschaft Begeisterten, war es nicht vergönnt, der Durchforschung des unteren Nilthales ein zweites, ebenso bedeutsames Unternehmen geographischer Natur an die Seite zu stellen; um wieviel weniger konnte man ähnliches von denjenigen Nationen erwarten, die ihre gesamte Kraft in den Kampf gegen den Eroberer einsetzen mußten. Deshalb trugen denn, neben vereinzelten Deutschen, wie Leopold von Buch, Klaproth und Seetzen, im wesentlichen auch nur England und Rußland, die unter der Eroberungspolitik des Corsen am wenigsten zu leiden hatten, in jener Zeit zur Förderung der Erdkunde bei.

[illegible] erste Reise fiel in das Jahr 1806, in Preußens trübste Zeit. [illegible] den Reisenden durch Norwegen, Schweden und Lappland, und wenn ihre Resultate, [illegible] und der Vorbildung Buchs entsprechend, vorwiegend mineralogisch-geologischer [illegible], so blieb sie doch auch für Geographie, Völkerkunde und Statistik nicht ohne

[illegible] Bedeutung. Das Gleiche gilt für die Thätigkeit Julius von Klaproths, der, von seiner [illegible] zu erwähnenden centralasiatischen Reise zurückgekehrt, sich unverweilt in die Gegenden um den Kaukasus begab und über seinen vielseitigen Sprachstudien die Bereicherung der Geographie keineswegs vernachlässigte. Tragisch war das Geschick des dritten deutschen

Seetzen. Reisenden dieser Zeit, des Ostfriesen Ulrich Jaspar Seetzen. Vom Herzog August von Gotha unterstützt, war er im Jahr 1802 hinausgezogen in den Orient, hatte Syrien und Palästina, Arabien und einen großen Teil von Ägypten durchwandert, hatte, zum Islam übergetreten, 1809 Mekka und Medina besucht und sich dann nach Arabien gewandt, wo er, am Ende einer durch die Fülle an geographischen, ethnographischen, astronomischen und archäologischen Beobachtungen außerordentlich wertvollen Reise, im Oktober 1811 plötzlich starb.

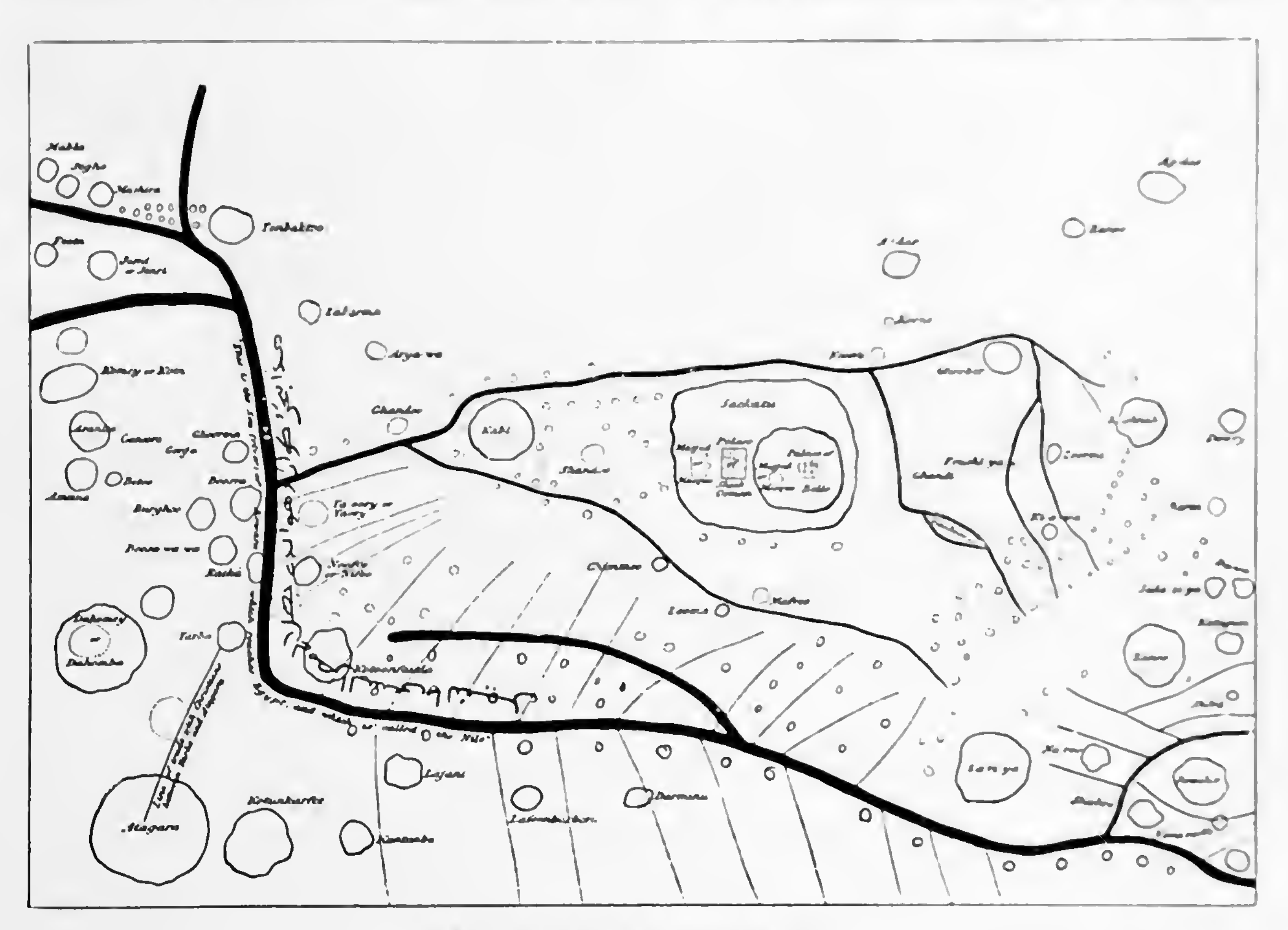
In Rußland war es der alle edlen Bestrebungen fördernde Reichskanzler Graf Romanzoff, der mit nimmer ermüdendem Interesse das räumliche Wissen zu erweitern sich mühte. Schon als Handelsminister hatte er 1803 die Anregung zu der Krusensternschen Erdumsegelung gegeben, 1805 den Grafen Golowkin mit einem ganzen Stabe von Gelehrten, zu denen neben dem Grafen Potocki auch Klaproth gehörte, nach China geschickt und 1807 eine große Expedition nach dem eisigen Nowaja Semlja gesandt. Die Golowkinsche Gesandtschaft — seit achtzig Jahren die erste, die von Petersburg nach Peking ging — hatte neben ihren wissenschaftlichen Aufgaben auch den politischen Auftrag, die Handelsbeziehungen mit dem östlichen Nachbar zu regeln. Nur die ersteren vermochte sie zu lösen, und auch dies nur, soweit das russische Asien in Frage kam; denn das Reich der Mitte hat die Expedition überhaupt nicht betreten, weil Schwierigkeiten des Ceremoniells die Teilnehmer schon an der Grenze zur Umkehr nötigten.

Auch in England wurde die geographische Forschung schließlich Staatssache, allerdings

Niger-erforschung. erst, nachdem private Unternehmungen, wie sie die African Association ins Werk gesetzt hatte, völlig fehlgeschlagen waren. Mit mehr Beharrlichkeit als Glück hatte die Gesellschaft nach Mungo Parks jähem Untergange der Lösung des Nigerproblems nachgestrebt; sie sandte den Engländer Nicholls von Calabar, den Deutschen Röntgen von Marokko und den Schweizer Burckhardt von Ägypten aus, das sagenumwobene Timbuktu zu erreichen und den großen Strom in seiner ganzen Erstreckung festzulegen. Nicholls und Röntgen starben schon am Anfang ihrer Reise, Burckhardt aber harrte, nachdem er drei Jahre lang Syrien bereist hatte, nicht weniger als volle fünf Jahre vergeblich auf eine Gelegenheit, den Spuren Hornemanns zu folgen und vom Nil aus über Fessan zum Niger vorzudringen. Genau in dem Augenblicke, wo die heißersehnte Fessan-Karawane in Kairo anlangte, ereilte den jungen Forscher am 17. Oktober 1817 ein plötzlicher Tod. Jetzt endlich nahm die Regierung die Sache in die Hand. Sie rüstete mit einem Kostenaufwand, der, nicht nur für die damalige Zeit, geradezu fabelhaft genannt werden muß — spricht man doch von fünfzehn Millionen Mark — 1816 zwei Expeditionen aus, von denen die eine, unter dem Kapitän Tuckey stehende, den Fluß von der Mündung aus verfolgte, während die andere unter Peddie der Route Mungo Parks folgen sollte, um den Niger abwärts zu segeln und sich im Innern des Erdteils mit dem Schwesterunternehmen zu vereinigen. Weder die eine, noch die andere Expedition [illegible] großen, auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt; Tuckeys Unternehmen, bei dem der

untere Kongo, in dem man damals den Unterlauf des Niger zu sehen glaubte, mehrere hundert Kilometer befahren wurde, scheiterte vollständig, und der zweite Forscher, Peddie, vermochte nicht einmal die Wasserscheide zwischen Senegal und Niger zu erreichen.

Somit war auch diesmal des großen Rätsels Lösung nicht gelungen. Es hat noch vieler Anstrengungen bedurft, bis sie endlich, vierzig Jahre nach dem ersten Versuch, im Jahr 1830 gefunden wurde. Die Lösung des Problems knüpft sich an die Namen Clapperton und Lander. In den Jahren 1822—24 machten Clapperton, Denham und Oudney ihre epochemachende Reise nach dem Sudan, wie ihre Vorgänger Ritchie und Lyon von Tripolis ausgehend. Damals wurde zum ersten Male die große Wüste durchquert, zum ersten Male



Alte Karte von Central-Afrika.
Nach Denham und Clappertons Reisewerk.

sah man den großen See, von dem schon die alten arabischen Geographen gesprochen hatten, den Tsad; zum ersten Male konnten Europäer als Augenzeugen von den mohammedanischen Reichen des centralen Sudan, den Clapperton bis Sokoto und Denham bis nahezu zum 10° nördl. Breite durchwanderte, erzählen; zum ersten Male gaben astronomische Beobachtungen der Karte des mittleren Nordafrika festen Halt. Zur Lösung des hydrographischen Problems wurde gleichwohl, trotz aller sonstigen Erfolge, nur wenig beigetragen, denn noch hielt Denham an dem Einfluß des Niger in den Tsadsee fest, indem er ihn unter 10° nördl. Breite nach Osten umbiegen und als Schari in den See fließen ließ, noch ließ Clapperton den Fluß von Jauri an direkt nach Süden zum Ogun sich wenden, und noch setzte Major Laing den Niger mit dem Volta in Verbindung. Erst Clappertons zweite Reise brachte das Problem der Lösung wesentlich näher. Der Sultan von Sokoto hatte

[illegible] das [illegible] gemacht, mit dem Inselreich in Handelsverbindungen zu treten. [illegible] brach Clapperton, begleitet von seinem treuen Diener Lander, 1825 von neuem [illegible] Herrn aus diesmal nicht von der Nordküste, sondern vom Meerbusen von Benin [illegible] Zum ersten Male wurden jetzt Niger und Sudan vom Süden her erreicht und der Lauf des letzteren eine beträchtliche Strecke verfolgt; zum ersten Male schlossen sich bei Kano Forschungswege, die von ganz entgegengesetzten Küsten ausgingen, aneinander, und mitten durch den unbekannten Kern Afrikas war ein Weg gebahnt. Zwar sah sich Clapperton durch den Sultan Bello von Sokoto am weiteren Vordringen behindert und zur Umkehr genötigt — er starb am 13. April 1827 zu Tschangary bei Sokoto — aber seine Arbeit

Lander. war nicht vergeblich, denn Richard Lander, der Clappertons Papiere glücklich nach Europa gebracht hatte, vollendete das Werk seines Herrn, indem er 1830 den Niger, den er ebenfalls von Yoruba aus erreicht hatte, stromabwärts bis zu seiner Mündung befuhr. Damit war die langgesuchte Lösung eines Problems gefunden, das seit dem frühen Altertum so zahlreichen spekulativen Köpfen zu den wundersamsten Kombinationen und Vermutungen Gelegenheit gegeben hatte.

Dennoch hörte der Niger auch jetzt noch nicht auf, in der Entdeckungsgeschichte des nordwestlichen Afrika eine große Rolle zu spielen. Man glaubte in dem Strom eine bequeme Wasserstraße in das Innere gefunden zu haben und vernahm sehr bald die merkwürdige Kunde, daß es möglich sei, aus dem Niger in den Tsadsee zu Wasser einzulaufen. So ging denn zur Festlegung dieser Wasserstraßen anderthalb Jahrzehnte hindurch Expedition auf Expedition hinaus. Die Mehrzahl hatte gar keinen Erfolg; diejenigen aber, die ins Innere gelangten, erreichten noch nicht einmal Landers Einschiffungspunkt.

Die wahre Eingangspforte in den westlichen Sudan, der Weg nach Timbuktu, schien

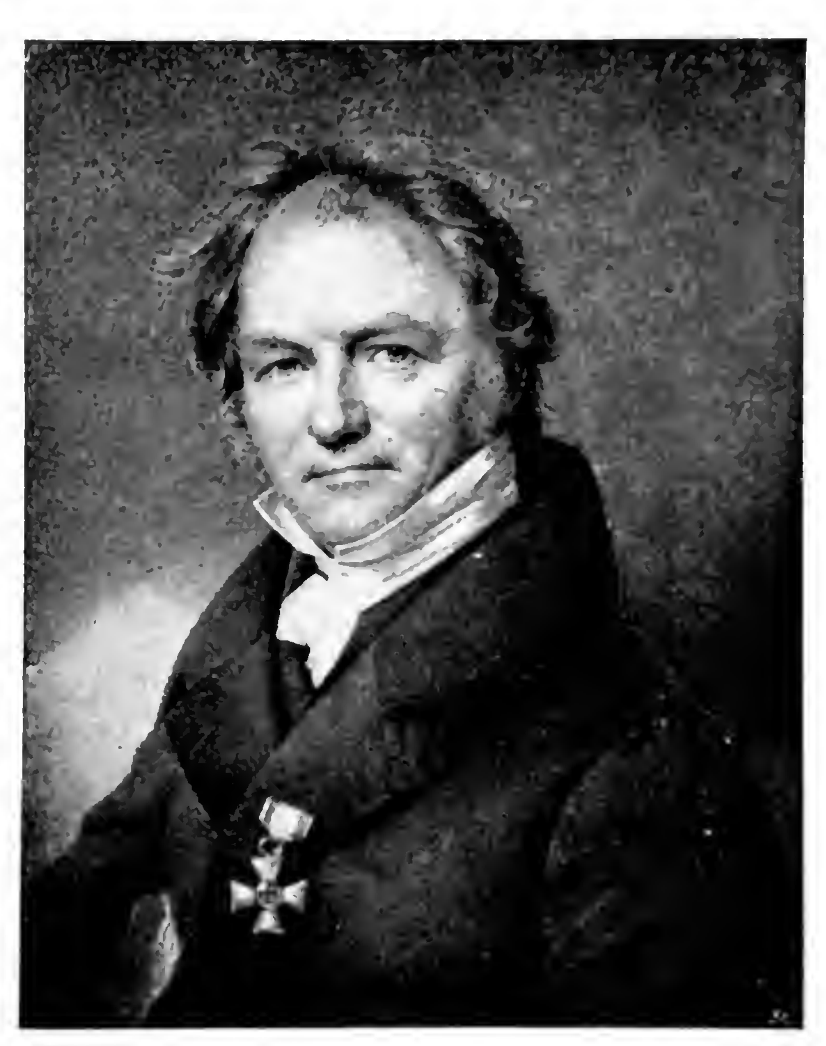
Timbuktu. also im Westen, in dem von den Franzosen besetzten Senegambien zu liegen, und dort hat der Wettkampf zwischen England und Frankreich sich zu des letzteren Gunsten entschieden. Ein Franzose, René Caillié, hat als Augenzeuge die erste zuverlässige Kunde von Timbuktu gebracht, und Franzosen haben, im Januar 1894, die Trikolore als Zeichen dauernder Besitznahme auf der Citadelle des alten Handelsemporiums aufgepflanzt. Zwar hatte auch ein Engländer, der Major Laing, im Jahre 1826 mit der Tripoliskarawane Timbuktu erreicht, er war aber bald darauf von den Eingeborenen ermordet worden. Da-

Caillié. gegen gleicht Cailliés Reise nach dem gleichen Ziel, trotz der unglaublichen Mühseligkeiten, einem wahren Triumphzuge. Sie führte ihn von Meer zu Meer, von Kakondy in Sierra Leone über Bambarra an den oberen Niger, dann diesen hinab nach Timbuktu, das er am 20. April 1828 erreichte. Von da durchzog er mit der Marokkokarawane die ganze Wüste, überstieg den Hohen Atlas und kam bei Tanger wieder an die Küste.

Mit dem ersten Drittel des Jahrhunderts schließt eine in mehrfacher Hinsicht wichtige Periode afrikanischer Entdeckungsgeschichte ab. Das heiß erstrebte Timbuktu war erreicht, der Lauf des Niger festgelegt, und damit waren zwei Rätsel gelöst, die so sehr lange Zeit im Vordergrund des Interesses gestanden und, nach vielen planlosen Versuchen, endlich zu einer systematischen und zielbewußten Forschungsarbeit überhaupt geführt hatten. Gegen die Mitte des Jahrhunderts, als die Engländer durch die Erfolge der Franzosen in Algier von neuem auf den Norden des Erdteils aufmerksam geworden waren, begann dann eine zweite Forschungsperiode, die zu jenen, wissenschaftlich so unendlich fruchtbaren Unternehmungen [illegible] in denen der deutsche Name, verkörpert durch Männer wie Heinrich Barth, Adolf [illegible] Eduard Vogel und Karl Moritz von Beurmann, zu höchstem Glanze emporstieg . . .

Auch für die Erdkunde als Wissenschaft war der gleiche Zeitabschnitt hochbedeutsam. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an hatte es eine Zeit gegeben, die durch die sogenannten Kosmographien oder Weltbeschreibungen, ungemein ausführlichen Darstellungen aller „Merkwürdigkeiten" von Ländern, Städten und Völkern, charakterisiert wurde. Dann war, etwa ein Jahrhundert später und nach Büschings Vorgang, eine Zeit gekommen, wo die gesamte Erdkunde nichts weiter als eine bloße Staatenkunde war, wo jede noch so wandelbare Staatsgrenze ein „Land" umschloß, das zu beschreiben war. Erst die Zeit der napoleonischen Kriege, in denen die europäischen Staatsgrenzen von einem Tage zum andern schwankten, legte ernsteren Forschern die Unmöglichkeit nahe, eine wissenschaftliche Länderkunde auf die rasch vergänglichen Staatengebilde zu gründen. Gleichzeitig wirkte die große Zahl wissenschaftlicher Entdeckungsreisen auf eine richtige Erkenntnis der physischen Verhältnisse der Erdräume. Hier haben die beiden Schweizer Scheuchzer und de Saussure und dann Alexander von Humboldt (S. 44) uns die richtigen Wege gezeigt. Der Deutsche Karl Ritter aber war es, der in bewußter Weise die physikalische Beschreibung des Landes als bleibende Grundlage der Länderkunde hinstellte und die Bedeutung der Plastik des Erdbodens dabei in das richtige Licht setzte. Von noch größerer Bedeutung ist Ritter aber dadurch geworden, daß er die verschiedenen Richtungen der Geographie unter einem einzigen Gesichtspunkt zu vereinigen strebte, indem er die Ergründung des Zusammenhangs zwischen Natur und Geschichte, Erde und Mensch, als die Aufgabe der Erdkunde hinstellte, kurz, die sogenannte historische Geographie auf neuer Grundlage aufzubauen suchte. Diese neuartige, von ihm „vergleichende Erdkunde" genannte Disziplin sah in den Befähigungen, Leistungen und Schicksalen der Bewohner eines Landes das Spiegelbild seiner Natur; sie bewunderte im Europäer das begünstigte Geschöpf der am meisten gegliederten Stelle unseres Planeten und beklagte im Neger das Opfer eines verschlossenen, schwer zugänglichen Festlandes. In Ritters Augen vertrat jedes Ländergebiet eine sittliche Kraft, es übernahm gleichsam die Erziehung seiner Bewohner. Mit den Umrissen des festen Landes und seiner senkrechten Gliederung war die Gesittung eng verknüpft, und in diesem Sinne mußte die Kultur als etwas vom Willen des Menschen Unabhängiges, Unabänderliches erscheinen.

Karl Ritter.



Karl Ritter.
Nach einer Zeichnung von Franz Krüger.

Diese wissenschaftliche Richtung hat der Erdkunde für einen großen Teil des Jahrhunderts ihren Stempel aufgedrückt; erst neuerdings hat man angefangen, in der historischen Geographie nicht mehr die eigentliche Erdkunde zu erblicken, sondern ihr nur den Rang einer der [illegible] Richtungen zuzuerkennen, indem man, wieder mehr an Humboldt anknüpfend, von neuem am Aufbau der physischen Geographie arbeitet, bei der die verschiedenen Erscheinungsformen der Erde in ihrer Wechselwirkung gleichmäßiger zur Geltung kommen sollen. [illegible] Humboldt selbst, der seit 1808 mit königlicher Erlaubnis in Paris gelebt hatte, um die Herausgabe seiner Werke zu besorgen, kehrte 1827 für immer nach Berlin zurück. Es war dies kein Zufall, denn Paris hatte aufgehört, der Sitz der fortschreitenden Erdkunde zu sein. Ein Ereignis aber wurde es für die Wissenschaft, als der außerordentliche Mann, der als Reisender am frühesten die chronometrischen Ortsbestimmungen angewandt, der die Landesprofile zu zeichnen, die mittlere Höhe der Kontinente zu berechnen gelehrt, der die vulkanischen Spalten erspäht, die örtliche Verschiedenheit der magnetischen Gesamtkraft entdeckt, die Isothermen ersonnen und mit Wahlenberg die Pflanzenklimatologie geschaffen hatte, vom 3. November 1827 bis zum 26. April 1828 in Berlin seine berühmten einundsechzig Vorlesungen über physische Weltbeschreibung hielt. Diese Vorträge waren nur eines von den Symptomen, die das damals in die weitesten Kreise gedrungene Interesse für die Geographie bekunden, das seinen beredtesten und vornehmsten Ausdruck in der Gründung von geographischen Gesellschaften in den verschiedensten Städten und Ländern fand. Paris hatte 1821 den Anfang gemacht, 1828 folgte Berlin, 1830 endlich London. Sind diese Privatgesellschaften natürlich auch nicht die alleinigen Träger der ferneren Erdforschung geworden, so verdanken wir ihnen doch einen nicht unwesentlichen Teil der räumlichen Erweiterung und besonders der Vertiefung des geographischen Wissens.

Geograph. Gesellschaften.

Noch an ein anderes, neues Problem knüpft sich der Name der African Association, an eine Aufgabe, die eine neue Ära der Afrikaforschung bezeichnete und diese für die nächsten dreißig Jahre beherrschte — das Nilproblem. Die Vorstellungen, die man seit den Zeiten des Ptolemäus von den Quellen dieses merkwürdigen Stromes hatte, sind allgemein bekannt; der große Geograph des Altertums ließ ihn zwei Seen entströmen, deren Zuflüsse vom Mondgebirge kommen sollten. An dieser Ansicht hielt das ganze Mittelalter und auch die Neuzeit fest; zugleich sah man den eigentlichen Nil im Blauen Strom. Daß daraus eine Menge geographischer Irrtümer entstehen mußten, ist klar, zumal man häufig genug den Nil mit dem Niger in Verbindung brachte. Das achtzehnte Jahrhundert hatte nur wenig an der Karte des Ptolemäus zu ändern gewußt; auch die ersten beiden Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts hatten wenig Neues gebracht. Der Schleier wurde erst eingangs der zwanziger Jahre ein wenig gelüftet, als mit der Armee Ismaels, des Feldherrn Mehemet Alis und siegreichen Eroberers von Nubien, die beiden schon durch ihre großartige Reise entlang der ganzen libyschen Oasenkette ruhmbedeckten Forscher Cailliaud und Letorzek gen Süden zum Sennaar zogen; damals, 1821, wurde der nubische Nil seiner ganzen Länge nach bekannt. Zum ersten Male seit Kaiser Neros Zeit stand ein Europäer am Zusammenfluß der beiden großen Nilarme. Zwar war nun der Vorrang des Weißen Nil durch Augenzeugen unzweideutig bekundet, aber dennoch begann die eigentlich moderne Nilforschung erst mit dem Jahre 1827, als der von der African Association abgeschickte Linant de Bellefonds den Weißen Nil ein beträchtliches Stück flußaufwärts verfolgte. Mit diesem ersten und einzigen Erfolge hatte es aber vorläufig sein Bewenden; über 13° nördl. Br. kam in den nächsten dreizehn Jahren

Nilquellen.

niemand hinaus. Der energische Versuch, das Rätsel zu lösen, und damit ein zweites Stadium, beginnt erst mit dem Jahr 1840, mit dem Eingreifen Mehemet Alis selbst.

Die Erweiterung unserer Kenntnis von den übrigen Teilen Afrikas, bis etwa zum Jahr 1840, läßt sich mit wenigen Worten erledigen. Der äquatoriale Teil war bis auf die Küstenzone ganz unbekannt und blieb es zunächst; nach Tuckeys verhängnisvoller Kongofahrt im Jahre 1816 wagte niemand mehr, weder von der West-, noch von der Ostküste ins Innere einzudringen. Zwar sprach man häufig von meridionalen Durchkreuzungen und ostwestlichen Durchquerungen, ja, im Jahre 1825 hatte sich in London sogar eine Gesellschaft gebildet, welche die Gefahren und Mühseligkeiten einer Landreise mit Hilfe des Luftballons umgehen wollte — man sieht, auch hier gilt, mit Bezug auf Andree und zahlreiche ähn-



Fetisch-Felsen an den Ufern des Kongo.
Nach Kapitän Tuckeys Reisewerk.

liche Projekte, das Wort des alten Ben Akiba — aber es blieb bei den Plänen. Dagegen war der Norden des Erdteils, besonders die Länder um den unteren Nil, und der außertropische Süden das Feld reger Forschungsthätigkeit. Die Zahl der Reisenden in Ägypten, Nubien und Abessynien war schon zu jener Zeit Legion, und wenn auch eine große Zahl von ihnen archäologische Zwecke verfolgte, so haben doch andere die Erdkunde in hohem Maße gefördert, wie der schon erwähnte Burckhardt, der 1816 die Wüsten am mittleren Nil bis Abessynien hin bereiste, Minutoli, Hemprich und Ehrenberg, die 1820—25 in der Oase Siwah, der Libyschen Wüste und in Oberägypten forschten, Rüppell, der 1824 als erster Europäer das eben erst von Mehemet Ali eroberte, fast sagenhafte Kordofan besuchte, die beiden Brüder d'Abbadie, die von 1837 an nicht weniger als zwölf Jahre der Erforschung Abessyniens widmeten, Russegger, der 1837—39 nach Kordofan und Takale ging, und viele andere.

[illegible] und in ihren Resultaten auch nicht sehr erfolgreich, waren die [illegible] des Erdteils. Erst vom Jahre 1807 an, als die seit 1737 im Lande [illegible] weiter ins Innere verlegt wurden, drang auch die Forschung mehr und [illegible] nach Norden vor, so daß wenigstens der Westen und das Centrum Südafrikas allmählich erschlossen wurden. Für die schwer zugänglichen Länder des Südostens beginnt dagegen die Zeit der Erschließung erst mit den dreißiger Jahren, gefördert einerseits durch die 1834 erfolgte Gründung der „Kap-Gesellschaft zur Erforschung von Central-Afrika", die unter anderen den Reisenden Smith zum oberen Limpopo entsandte, andererseits durch den mit dem Jahre 1835 beginnenden Auszug der Buren aus dem Kapland. Die Besiedelung der ausgedehnten Länderstrecken zwischen den Drakenbergen und der Wüste mit diesem kräftigen Stamm ward nicht nur für die Gestaltung der politischen Verhältnisse Südafrikas höchst bedeutungsvoll, sondern hat auch den Gang der geographischen Erschließung in hohem Grade beeinflußt.

*

Die Fortschritte der geographischen Forschung waren in dem auf die napoleonischen Kriege folgenden Vierteljahrhundert für die übrigen Teile der Erdoberfläche naturgemäß nicht überall gleich; sie mußten andere im alten, bis in die entlegensten Gebiete bekannten Europa, als in dem erst neu entdeckten Australien sein, andere im alten, aber in seinem Kern doch noch unzugänglichen Asien, als in dem zwar vor wenig Jahrhunderten erst gefundenen, aber vermöge seiner topographischen und hydrographischen Eigenschaften doch schon sehr weit aufgeschlossenen Amerika; andere endlich in der altbefahrenen nördlichen Polarregion, als in der erst durch Cook der Forschung erschlossenen Antarktis, der Umgebung des südlichen Pols der Erde.

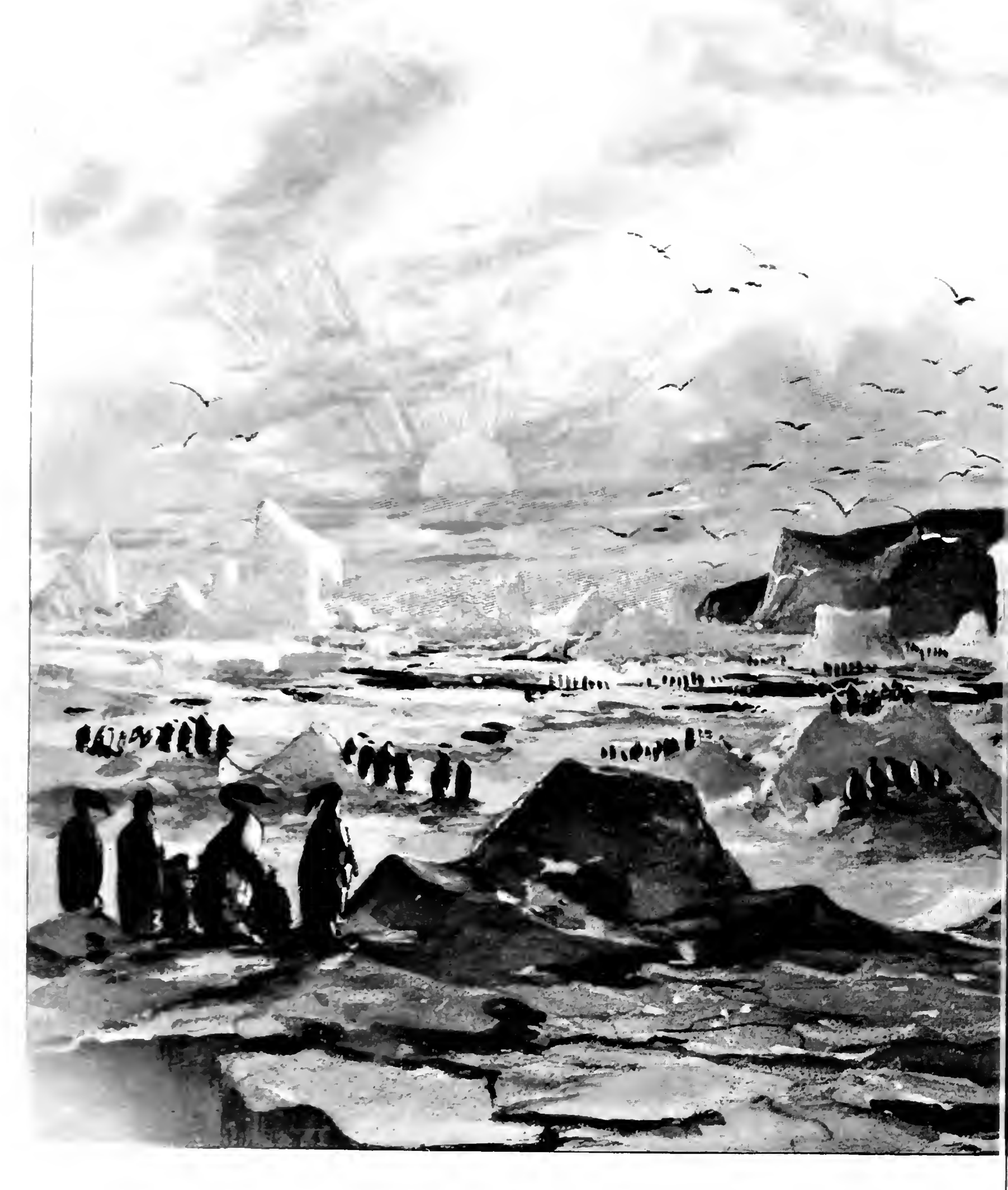
Australien.

Durch Flinders glänzende Leistungen war im Jahr 1802 die Form des australischen Festlandes festgelegt worden; nur an der Nordwestküste fehlten noch geringe Einzelheiten, die von 1817—21 Parker King und später die Kapitäne Wickham und Stokes (1837—43) ergänzten. So standen die Umrisse fest, vom Innern aber war nicht das Mindeste bekannt. Erst fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung von Sidney, 1813, wurde der erste bedeutsame Schritt vorwärts gethan mit der Übersteigung der Blauen Berge durch Wentworth und Lawson und der Entdeckung der beiden Flüsse Lachlan und Macquerie. Dabei hatte man unerwartet schöne und fruchtbare Gebiete gesehen, sich andererseits aber auch von der abschreckenden Natur des australischen Tieflandes überzeugt, und beschränkte sich darum jahrzehntelang auf die Erforschung der Küstenlandschaften.

Asien.

In Asien war die Forscherthätigkeit, der riesigen Ausdehnung des Landes und den vielseitigen Interessen der europäischen Kulturvölker entsprechend, natürlich viel umfangreicher als im kleinen Australien; ein großer Teil der zahlreichen Unternehmungen diente indessen mehr der Vertiefung als der Erweiterung des räumlichen Wissens. Dies gilt vor allem von dem vorderen Asien, das in unserem Jahrhundert, ganz im Gegensatz zu dem vorigen, das Ziel sehr vieler Reisenden wurde: Außer von Seetzen und Burckhardt (S. 362), wurden die Landschaften Kleinasiens, Syrien, Armenien, Palästina u. s. w., in den ersten vierzig Jahren des 19. Jahrhunderts noch von Prokesch-Osten, Parter, Parthey, Michaud, v. Schubert und Roth, Robinson und vielen anderen bereist, denen sich gegen den Schluß der Periode der treffliche Schilderer von Land und Leuten in Kurdistan, Hellmuth von Moltke, anschloß.

Auch für Vorderindien ging die Zeit der mehr oder weniger zusammenhanglosen Entdeckungsreisen allmählich zu Ende; an ihre Stelle trat die ruhige, planmäßige Durchforschung, [illegible] Aufnahme, das Studium der Völkerverhältnisse. Im Jahre 1784 war die

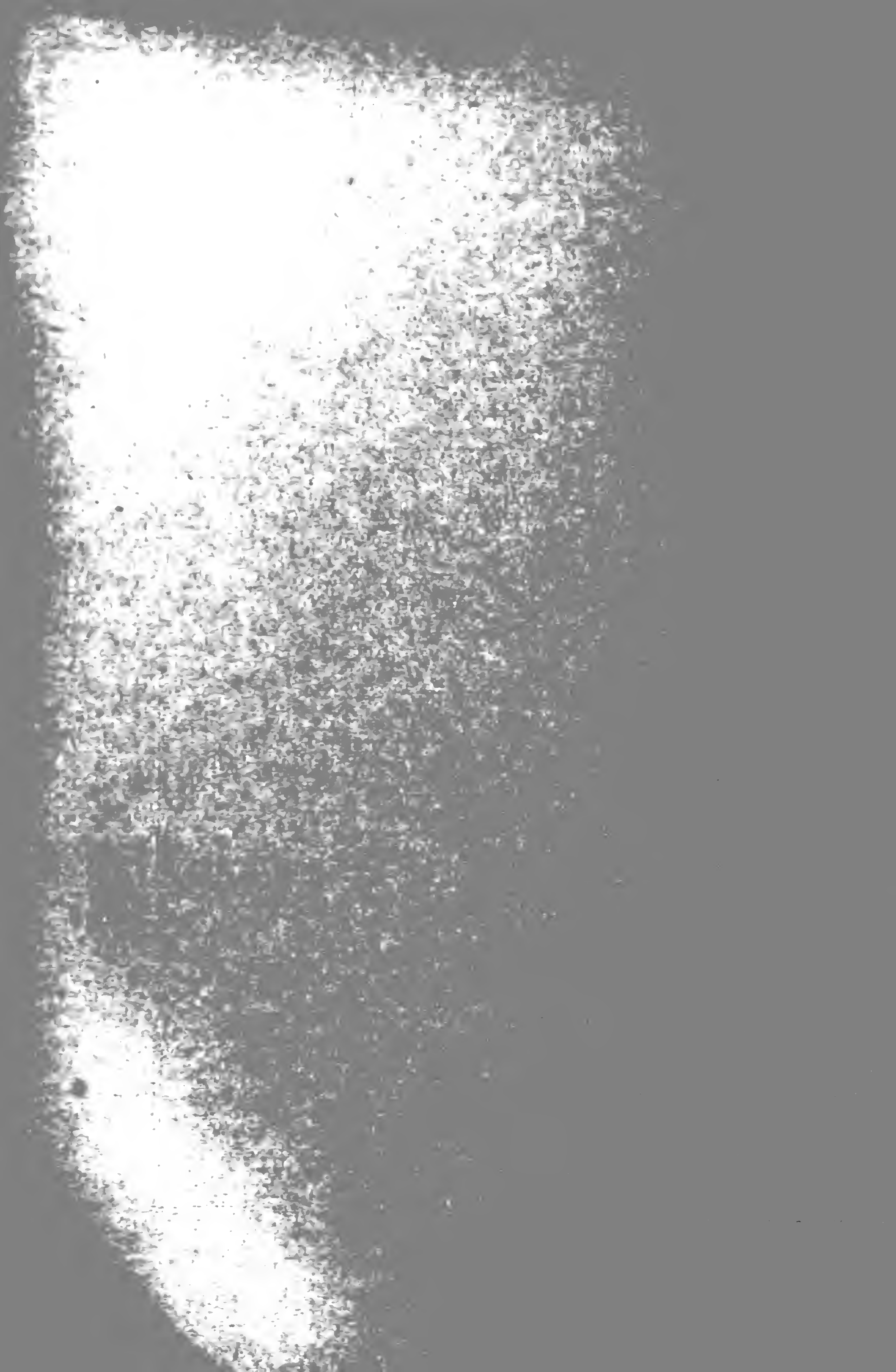


Entdeckung des Victorialandes durch



homas Simpson im September 1838.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.



„Asiatische Gesellschaft von Bengalen“ gegründet worden, die mit ihren zahlreichen Zweiggesellschaften die Erforschung des Landes so rasch gefördert hatte, daß schon am Anfang des Jahrhunderts die trigonometrische Aufnahme Vorderindiens in Angriff genommen werden konnte.



Ein frisches Leben herrschte dagegen im russischen Asien. Zwar hatten schon im siebzehnten Jahrhundert die Kosaken das Meiste für die Erforschung der nördlichen Gebiete gethan, und auch das achtzehnte hatte den Norden als Hauptforschungsgebiet betrachtet; dennoch aber blieb es erst unserer Zeit vorbehalten, die Untersuchung des Landes in einem Umfang und einer Gründlichkeit aufzunehmen, die den gesteigerten wissenschaftlichen Ansprüchen der Gegenwart genügen können. Die erste russische Erdumsegelung unter Krusenstern (1803—6) hatte außer Sachalin und den Kurilen auch die Küsten des östlichen Sibirien aufgenommen; nun bereiste



Georgstraße in Sidney im Jahre 1830.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Noël und Adam.

in den Jahren 1820—25 der ausgezeichnete Wrangell die Nordküsten Asiens und Kamtschatkas, Anjou 1821—23 das nordwestliche Sibirien und den Unterlauf der Lena; der Deutsche Erman machte 1828—29 seine große Reise um die Erde, auf der ihn hauptsächlich Sibirien und Kamtschatka festhielten, und Murawiew entdeckte 1819 bei der Expedition gegen Chiwa das alte Bett des Oxus. Das Jahr 1829 sah dann Alexander von Humboldts berühmte Reise nach Centralasien. Schon seit seiner Rückkehr aus Amerika hatte er das asiatische Festland als Reiseziel ins Auge gefaßt, aber erst eine Aufforderung des russischen Ministers Cancrin, mit der Zusicherung, daß die Reise nicht materiellen Zwecken, sondern nur der Wissenschaft dienen sollte, brachte seine alten Pläne in Erfüllung. Mit Ehrenberg und Rose brach er am 20. Mai von Petersburg aus auf, eilte über Moskau und Jekaterinenburg nach dem Ural, durchflog von Tobolsk aus die barabinskische Steppe nach Barnaul, besichtigte die berühmten

Centralasien.

[illegible] des [illegible]berges, ging dann nach der Dsungarei an den Altai und gelangte bis [illegible] Gebiet. Auf dem Rückweg gingen die Forscher den Irtysch hinab und [illegible] die Steppen, Omsk und Orenburg zum Kaspischen Meer; am 13. November trafen sie wieder in Petersburg ein. Humboldt hat in Asien keinerlei geographische Entdeckungen gemacht, aber dennoch steht auch diese Reise in den Annalen der Erdforschung ehrenvoll verzeichnet: führte sie doch zum Entwurf eines Kartenbildes vom innersten Asien, das lange Zeit die geographische Anschauung vom größten der fünf Erdteile beherrschte.

Japan. In jenen Jahren wurde auch endlich das Inselreich Japan durch den in holländischen Diensten stehenden Deutschen v. Siebold, der sich sechs Jahre lang dort aufhielt, wissenschaftlich durchforscht; China dagegen blieb noch immer verschlossen und unbekannt wie zuvor, obwohl in den zwanziger Jahren etliche russische Reisende über Land nach Peking gelangt waren.

Wie in Amerika, so waren auch im Gebiet der pacifischen Inseln dem neunzehnten Südsee. Jahrhundert keine epochemachenden Entdeckungen mehr vorbehalten; die rege Thätigkeit, die besonders Engländer, Franzosen und Deutsche in russischen Diensten entfalten, galt nur dem Ausbau des Bekannten. So untersuchten Kotzebue, Chamisso und Eschscholz auf ihrer berühmten Weltumsegelung 1816 die Ratakgruppe der Marshall-Inseln, der Franzose Freycinet besuchte 1818 Neu-Guinea, die Ladronen und Hawaii, der durch seine Südpolarfahrt bekannte Deutschrusse v. Bellingshausen machte die erste genaue Aufnahme vom Paumotu-Archipel und Dumont d'Urville untersuchte 1825 Neu-Seeland, Neu-Britannien, Neu-Guinea und die Ladronen; endlich durchforschte eine russische Expedition unter Lütke in wahrhaft mustergültiger Weise die Karolinen. Das Ende dieser Forschungsperiode bildete die denkwürdige Erdumsegelung des Kapitän Fitzroy (1831—36), die durch die Teilnahme Charles Darwins zu einem für die gesamten Naturwissenschaften so folgenreichen Unternehmen sich gestaltet hat.

Von seiner Nordküste abgesehen, gehörte Amerika schon zu Anfang unseres Jahrhunderts Nord-Amerika. zu den in den Hauptzügen besser bekannten Teilen der Erde. Die große Einfachheit seiner Umrisse, seine Zugänglichkeit durch tief ins Innere reichende Ströme, ein ungemein einfacher und leicht verständlicher Gebirgsbau und seine schnelle Kolonisation haben es ermöglicht, in den wenigen Jahrhunderten, die seit der Entdeckung verflossen sind, die geographischen Verhältnisse dieses Erdteils in ihren allgemeinen Grundzügen ziemlich richtig zu erkennen. Entdeckerische Großthaten waren unter diesen Umständen von vornherein ausgeschlossen, und ebenso wurden mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts auch die eigentlichen geographischen Reisen immer seltener, während die späteren Forschungen vorwiegend in naturwissenschaftlichem, ethnologischem, archäologischem oder merkantilem Interesse unternommen wurden. Der erste wissenschaftlich gebildete Reisende von Bedeutung auf dem Boden Amerikas im neunzehnten Jahrhundert war, wie wir schon gesehen haben, Alexander von Humboldt. Im nördlichen Kontinent folgten ihm dann der treffliche Ornitholog Audubon, der von 1810 an seine vieljährigen Kreuz- und Querzüge durch die Wälder des Innern begann, ferner Long, Schoolcraft, Beltrami, der Indianermaler Catlin und andere. Alle diese Männer bewegten sich auf dem Boden der Vereinigten Staaten; die arktischen Ebenen hingegen wurden, meist auf der Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt, von Männern wie Franklin, Richardson, Back und King durchzogen.

Südamerika war schon damals der Tummelplatz deutscher Forscher, ja, man kann ohne [illegible] sagen, sie beherrschten in der ersten Hälfte des Jahrhunderts jenes große [illegible] fast ausschließlich. Denn was wollen die Leistungen eines d'Orbigny, Pentland,

Fitzroy und Descalzi, so vortrefflich sie auch sind, gegenüber den Arbeiten der langen Reihe deutscher Reisender bedeuten, die damals auf dem von unseren Landsleuten stets bevorzugten Gebiet thätig waren! Den Reigen eröffnete auch hier Alexander von Humboldt, dem in den nächsten Jahrzehnten Männer folgten, die stets als Zierden deutscher Thatkraft und deutscher Wissenschaft gelten werden. Von 1810 an durchstreifte Wilhelm von Eschwege einen großen Teil Brasiliens; in den Jahren 1815—17 folgt ihm der treffliche Prinz Max von Neuwied, der sich zwar meist nur auf die Küstenlandschaften beschränkte, dessen Reise aber interessant geworden ist durch die eingehenden Beobachtungen eines der merkwürdigsten Naturvölker der Erde, der Botokuden. Reich an Resultaten waren ferner die Reisen von Spix, Martius und Natterer, die, vom König Max Joseph I. von Bayern 1817 ausgesandt, drei Jahre hindurch ausgedehnte Reisen im Gebiet des Amazonas und des Rio Negro machten. Genau ein Jahrzehnt später betrat Eduard Friedrich Pöppig den Boden Südamerikas, nachdem er sich schon seit 1822 in Westindien als Forscher bewährt hatte. Pöppig hat im Lauf der sechs Jahre seines südamerikanischen Reiselebens einen großen Teil des Landes gesehen; er hat die mittleren und südlichen Teile von Chile bereist und hat jahrelang unter Indianern gehaust; er hat als erster den Huallaga und fernerhin auch den Amazonas befahren. Mit einem großen Schatz an Beobachtungen kehrte er 1832 heim; was ihn aber unter den Reisenden unseres Jahrhunderts besonders hoch stellt, das ist seine Gabe für künstlerische Naturschilderung, die ihn unmittelbar an Humboldt und Chamisso anreiht. Seine Schilderung der Gebirgseinsamkeit auf den chilenischen Andenpässen und sein Gemälde der ostperuanischen Cordillerenlandschaft sind Juwelen unserer Reiselitteratur . . . Pöppig.

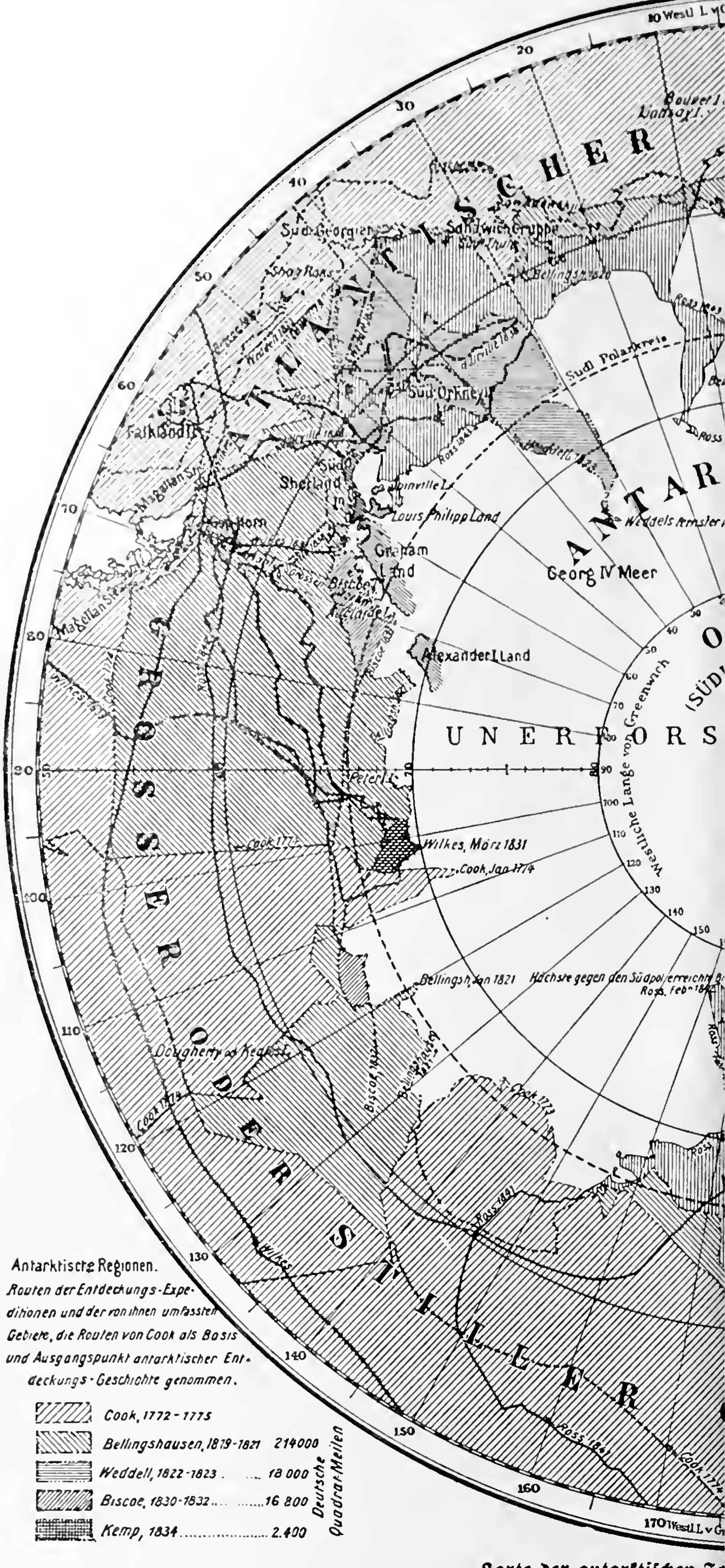
Seit dem Zeitalter der großen Entdeckungen hatte man in den sogenannten Weltumsegelungen eines der Hauptforschungsmittel zu sehen sich gewöhnt, und zwar mit Recht, denn von Ferdinand Magalhães' großartiger Reise am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an bis auf die Jetztzeit sind nur sehr wenige derartig groß angelegte Unternehmen ins Werk gesetzt worden, die nicht mit oft sehr bedeutsamen Resultaten in den Ausgangshafen zurückgekehrt wären. Den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt, haben sich die Aufgaben dieser Erdumsegelungen naturgemäß von Jahrhundert zu Jahrhundert verschoben: die Ziele werden, in dem Maß wie die Erdoberfläche bekannter wird, immer bestimmter umgrenzt. Erst unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, wieder nationale Unternehmen mit allgemein wissenschaftlichen Aufgaben in die Meere hinauszusenden. Der Anstoß, den James Cook mit seinen drei glorreichen Fahrten gegeben hatte, hielt auch in unserem Jahrhundert noch an, und besonders waren es Russen und Franzosen, die in den ersten vier Jahrzehnten in großer Zahl das Weltmeer befuhren. Schon am Anfang des Jahrhunderts hatte Rußland mit der Krusensternschen Expedition seinen ersten Triumph auf dem Gebiet der Weltfahrten gefeiert. Am 30. Juli 1815 lief dann unter dem Kommando Ottos von Kotzebue das Kriegsschiff „Rurik" aus dem Hafen von Kronstadt zu der zweiten russischen Erdumsegelung aus. Mit der Aufgabe betraut, einerseits die von den Holländern im 17. und 18. Jahrhundert im Stillen Ocean gemachten Entdeckungen näher zu erforschen, andererseits aber die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in der Nähe der Beringstraße zu untersuchen, hat sie auf beiden Gebieten Vortreffliches geleistet. Was sie indessen unserem Herzen besonders nahe bringt, ist der Umstand, daß als wissenschaftlicher Begleiter Adalbert von Chamisso an ihr teilnahm, dessen Reisewerke so hochinteressant und fesselnd wie kaum irgend ein anderes Buch aus dem weiten Gebiete der geographischen Litteratur geschrieben sind.

Weltumsegelungen.

Kotzebue.

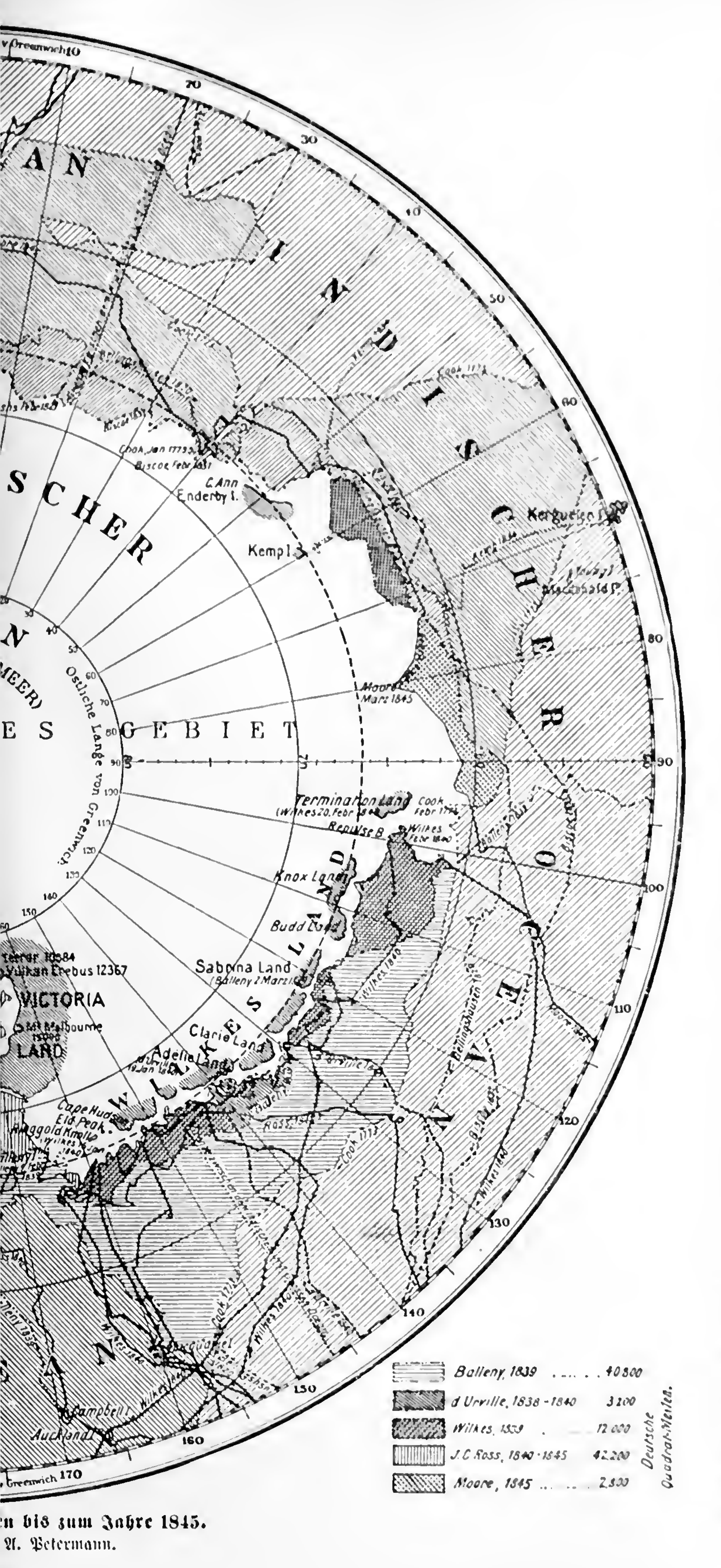
[illegible] [illegible] noch einmal, 1823 [illegible] eine Reise um die Erde gemacht. [illegible] Ergebnisse weit zurück [illegible] der Lütkeschen Erdumsege- [illegible] der zweiten russischen, die von 1826–28 die russischen Küsten Asiens [illegible] Amerikas erforschte, die Karolinen untersuchte und im Großen Ocean verschiedene Inseln entdeckte. In ihren Resultaten wie auch in der Art ihrer Thätigkeit fällt sie, ganz abgesehen von der Gleichzeitigkeit, zusammen mit der ersten Weltreise des Franzosen Dumont d'Urville, die zahlreiche Inselgruppen untersuchte, aber nur der Vorläufer der zweiten großen Reise von 1838 war, die auch das südliche Polargebiet in den Kreis ihrer Forschungen zog.

Für gewisse Abschnitte des neunzehnten Jahrhunderts ist nichts charakteristischer als das allgemeine Interesse für die Erforschung der beiden Polarregionen der Erde. Auf beiden Gebieten hatte seit langer, langer Zeit Ruhe geherrscht, und besonders war die Antarktis in ihrer grandiosen Einsamkeit ungestört geblieben, nachdem in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts James Cook mit kräftiger Hand den geheimnisvollen Schleier gelüftet hatte, der sie seit dem grauen Altertum umhüllte. Seit den Tagen des alten Hipparch war man gewohnt gewesen, um den Südpol herum eine riesige Ländermasse gelagert zu sehen, ein Phantom, das unter dem Namen der Terra australis in der Erdkunde der nächsten zwei Jahrtausende eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Hipparch hatte die Nordspitze dieses großen Südkontinentes in der Insel Ceylon zu sehen vermeint; [illegible] hatte ihm zu Liebe den Indischen Ocean sogar zu einem Binnen[illegible] [illegible], indem er Südostasien



Karte der antarktischen Fo

Nach einer Zusamm



n bis zum Jahre 1845.
A. Petermann.

durch eine imaginäre Küstenlinie mit der Ostküste Afrikas verband; die darstellenden Kartographen der Renaissance endlich hatten den Nordrand des antarktischen Festlandes sogar im neuentdeckten Neu-Guinea wiederzuerkennen geglaubt. Dann waren das 16. und 17. Jahrhundert Zeuge einer wilden Jagd gewesen, die auf den weiten Flächen des Pacifischen und des Indischen Oceans nach den mystischen Gestaden des australischen Festlandes sich abspielte, einer emsigen Suche, die in jedem auftauchenden Inselgestade den Nordrand des Phantoms zu sehen vermessen, oder besser gesagt, naiv genug war. In diesen Wall übertriebener Vorstellungen von der Ausdehnung der Terra australis die erste Bresche gelegt zu haben, war dann, gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts, Abel Tasman vergönnt gewesen, dessen glänzende Fahrt einerseits nachwies, daß der Teil des antarktischen Festlandes, den man nunmehr mit dem Namen Neu-Holland bezeichnete, keinesfalls über den 44° südl. Br. hinausreichte, andererseits aber der Vermutung Raum gab, daß die Ländermasse um den Südpol gar nicht in der angenommenen Ausdehnung existierte. Diesen Nachweis wirklich zu führen, war James Cook vorbehalten geblieben. Seine zweite Reise (1772), eine der hervorragendsten nautischen und geographischen Leistungen aller Zeiten, hatte ihn jenseits der Südspitze aller bekannten Kontinente rings um den Südpol geführt. Damit war bewiesen worden, daß diesseits des 55° südl. Br. ein Festland nicht existiert; daß es selbst den 60° nicht erreichte, hatte für mehr als 150 Längengrade nachgewiesen werden können. Damit hatte Cook den Beweis für die Nichtexistenz eines Australkontinentes im alten Sinne erbracht,

[illegible] Eismassen des Meeres auf der Südhalbkugel überzeugt, ebenso wie von den [illegible] Hemmnissen und Gefahren, die den Eindringling in jene eisigen Gefilde bedrohen.

[illegible] dem Jahre 1819 beginnt dann ein neuer Zeitraum der Südpolarforschung, jene [illegible], die man als die Große bezeichnet und die ununterbrochen bis zum Jahr 1843 andauert, wo sie ebenso plötzlich und unvermutet abbricht, wie sie begann. Für eine ausführliche Schilderung der zahlreichen Reisen in die Antarktis fehlt hier der Raum. In welchem Maße man in den genannten fünfundzwanzig Jahren dem Pol näher rückte, zeigt unser Kartenblatt, ebenso auch den Anteil und die Wege der einzelnen Forscher. Wir begnügen uns daher mit der Hervorhebung der Hauptmomente aus jener Forschungsperiode. Durch Zufall hatte im Februar 1819 der englische Handelskapitän William Smith weit im Süden von Kap Hoorn die Süd-Shetland-Inseln gefunden. Auf die Mitteilung von dieser Entdeckung hin stellten sich bald zahlreiche Walfischfänger und Robbenschläger in jenen Gewässern ein, die sich in der Folgezeit vielfach höchst verdient um die Entschleierung jener Gebiete machten; vor allen der treffliche englische Seemann James Weddell, der außer den schon genannten Inseln die Süd-Orkneys und Neu-Georgien untersuchte, 1823 aber gar bis 74° 15′ südl. Br. vordrang. Damit war Cooks fernster Punkt um drei Breitengrade überholt. Schon vor Weddells Südfahrt war in den antarktischen Gewässern eine Expedition erschienen, die, vom russischen Kaiser Alexander I. ausgesandt, unter dem Befehl des Kapitäns Fabian Gottlieb von Bellingshausen im Jahre 1819 den Hafen von Kronstadt verlassen hatte, um zum ersten Male seit Cook den Pol in höheren südlichen Breiten zu umfahren. Auf dieser Fahrt hat Bellingshausen zwar keine so hohen Breiten erreicht wie Cook, dafür aber den Polarkreis sechsmal überschritten und an mehreren Stellen Land gesehen und entdeckt. In dieser letzteren Beziehung noch erfolgreicher waren mehrere Robbenschlägerschiffe, die im Verlauf des dritten Jahrzehntes zumeist von der um die Südpolarforschung hochverdienten Londoner Firma Enderby ausgesandt worden waren.

Die schon erwähnte Expedition Dumont d'Urvilles und die unmittelbar folgende des
J. C. Roß. Engländers James Clark Roß waren auf die damals im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stehende Lehre vom Erdmagnetismus zurückzuführen, auf dessen große theoretische und praktische Bedeutung Alexander von Humboldt unermüdlich hinwies. Durch seinen weitreichenden Einfluß bestimmt, hatte Rußland eine lange Reihe magnetischer Observatorien von der Ostsee bis nach Peking hin errichtet, und seine Anregung bewog auch die Engländer, ein Gleiches für ihre Kolonieen in Aussicht zu stellen. Gleichzeitig entsandte die britische Regierung unter dem Befehl von James Clark Roß, dem erfahrensten Polarfahrer seiner Zeit, dem ausgezeichneten Hydrographen und Geophysiker ersten Ranges, eine Expedition in die südlichen Polarregionen zur Untersuchung der erdmagnetischen Elemente in den höheren südlichen Breiten, sowie zur Entdeckung des magnetischen Südpols der Erde. Roß lief am 16. November 1839 mit den beiden Schiffen Erebus und Terror aus. Kaum in Tasmanien angekommen, erfuhr er, daß zwei andere große Expeditionen ihm zuvorgekommen waren und gerade den Raum der Südsee durchsucht hatten, wo der große Göttinger Mathematiker Gauß nach theoretischen Berechnungen den südlichen Magnetpol vermutete. Diese beiden Expeditionen waren die des Franzosen Dumont d'Urville und jene des Amerikaners Wilkes. Der erstere, mit seinen beiden Schiffen Astrolabe und Zélée auf seiner letzten großen Reise um die Welt [illegible], hatte schon im Jahre 1838 einen Vorstoß gen Süden gemacht, der aber resultatlos [illegible] war. Die nächsten beiden Jahre hatte er dann mit wichtigen Forschungen im

Stillen Ocean verbracht, bei denen wir ihm schon begegnet sind. Jetzt hörte er von der Aufgabe James Roß' und, gedrängt von nationaler Eifersucht, versuchte er dem großen Briten in der Erreichung des Magnetpols zuvorzukommen. d'Urville hat das Ziel ebensowenig erreicht wie Wilkes, der am 31. Dezember 1839 von Sidney aus ebenfalls zur Aufsuchung des magnetischen Pols gen Süden gesegelt war. Dafür aber hat sowohl der Franzose, wie der Amerikaner an verschiedenen Stellen Land entdeckt, d'Urville Clarie- und Adélieland, Wilkes das nach ihm benannte Wilkesland, in dem der Entdecker den großen antarktischen Kontinent sah.

Auf der Suche nach dem magnetischen Pol ist J. C. Roß nicht glücklicher gewesen als seine beiden Nebenbuhler. Er ist zweimal hinausgefahren, ihn zu suchen, aber auch er hat ihn nicht erreicht, sondern ist der berechneten Stelle nur auf etwa 250 Kilometer nahe gekommen. Dennoch aber bezeichnen seine drei Reisen — Roß drang 1843 auf Weddells Pfaden noch einmal nach Süden vor — unbestritten den Höhepunkt der antarktischen Forschung, wie sie überhaupt zu den ruhmvollsten und glänzendsten Entdeckerthaten aller Zeiten gehören. Roß hat auf seiner ersten und zweiten Reise mit 78° 4′ und 78° 10′ Breiten erreicht, wie sie im Süden vor und nach ihm kein anderer gesehen; er hat außerdem Victorialand mit den beiden Vulkanen Erebus und Terror und damit wahrscheinlich einen großen antarktischen Kontinent entdeckt. Was aber seinen Reisen eine so unvergleichlich hohe Stellung sichert, das ist der wissenschaftliche Wert seiner Beobachtungen. Roß hat kaum einen Zweig der physischen Erdkunde vernachlässigt; und wie seine erdmagnetischen Untersuchungen einerseits die Berechnung der Lage des Poles mit großer Sicherheit ermöglichten, so haben sie auch andererseits ein Material ergeben, das noch heute den Grundstock unserer Kenntnis der magnetischen Verhältnisse höherer südlicher Breiten darstellt. Auch seine meteorologischen Beobachtungen haben heute noch den größten Wert, ebenso wie seine Tiefenmessungen noch in der Gegenwart das einzige Material bilden, aus denen Schlüsse auf die Gestaltung des dortigen Meeresbodens gezogen werden können. Er hat die biologischen Wissenschaften wesentlich erweitert, hat namentlich durch seine Schleppnetzfischerei zum erstenmal den ganz überraschenden, damals fast unglaublichen Beweis erbracht, daß im höchsten Süden, in den Tiefen des Eismeeres, lebende Korallen existieren, und er hat schließlich mit seinen Beobachtungen über die Eisverhältnisse sich Verdienste erworben, die heute noch für die Erdkunde unschätzbar sind . . .



Dumont d'Urville.
Nach einer Lithographie von Lemercier.

Was der Neffe im Süden vollendete, hat der Oheim im Norden begonnen. Die Geschichte der Forschungen im nördlichen Polarmeer ist bis in die Neuzeit hinein eine Geschichte der Suche nach Durchfahrten gewesen. Diese greift weit zurück, bis auf jenen großen historischen Augenblick, wo die Natur Amerikas als selbständiger Erdteil erkannt worden war, also bis an den Anfang des 16. Jahrhunderts. Von diesem Moment an gab es für die Handelsinteressen Europas kein höheres Ziel als die Auffindung eines möglichst kurzen Seeweges nach China und Indien, einerlei ob er der Nordküste Europas und Asiens entlang, ob er um Nordamerika, oder gar direkt über den Pol hinweg ginge. Dergestalt unterscheiden wir denn die Suche nach der nordöstlichen, der nordwestlichen und der nördlichen Durchfahrt. Der Anfang des 19. Jahrhunderts bezeichnet das Ende eines langen Zeitraums, in dem zur Lösung der alten Probleme wenig oder nichts gethan war; auf dem Gebiet der Nordwestpassage herrschte schon seit 1632 Ruhe, und auch im europäisch-grönländischen Eismeer hatte seit 1776 niemand mehr den Weg nach Osten gesucht. Erst 1818 kam die Bewegung wieder in Fluß. Es waren damals außerordentlich günstige Berichte über die Eisverhältnisse des Nordwestens eingelaufen, und so gelang es dem Geographen John Barrow noch einmal, die alte Leidenschaft des britischen Volkes für die Nordwestfahrten zu wecken. Schon am 18. April 1818 lief John Roß, der große Oheim seines größeren Neffen James Clark Roß,



Kapitän John Roß.
Nach dem Gemälde von B. R. Faulkner.

Nordwestl. Durchfahrt.

mit William Edward Parry aus, um von der Davisstraße aus am Nordrande Amerikas entlang einen westlichen Weg zu suchen. Ohne besonderen Erfolg — sie hatte im wesentlichen nur die Fahrt Baffins und Bylots von 1616 wiederholt — kehrte die Expedition sehr bald zurück. Dennoch bezeichnet sie den Beginn einer neuen, großartigen Forschungsepoche auf arktischem Gebiet. Das englische Parlament, das schon 1743 einen Preis von 20000 Pfund Sterling auf die Entdeckung der Nordwestpassage ausgesetzt, ihn aber, nach Cooks und Clerkes verunglückten Versuchen von 1778 und 1779, von der Beringstraße nach Osten vorzudringen, zurückgezogen hatte, erneuerte den Preis und gab damit das Zeichen für den Beginn eines Wettkampfes, wie er heftiger und bewegter, aber auch idealer kaum je erschaut worden ist.

Schon im nächsten Jahre wurde, da man Grund hatte, mit John Roß unzufrieden zu sein, E. W. Parry mit der Führung einer neuen Expedition betraut, die aus den Schiffen Hecla und Griper bestand und epochemachende Resultate erzielte. Sie erschloß den Lancastersund und den südwärts sich öffnende Prince Regent Inlet, durchfuhr die Barrowstraße und



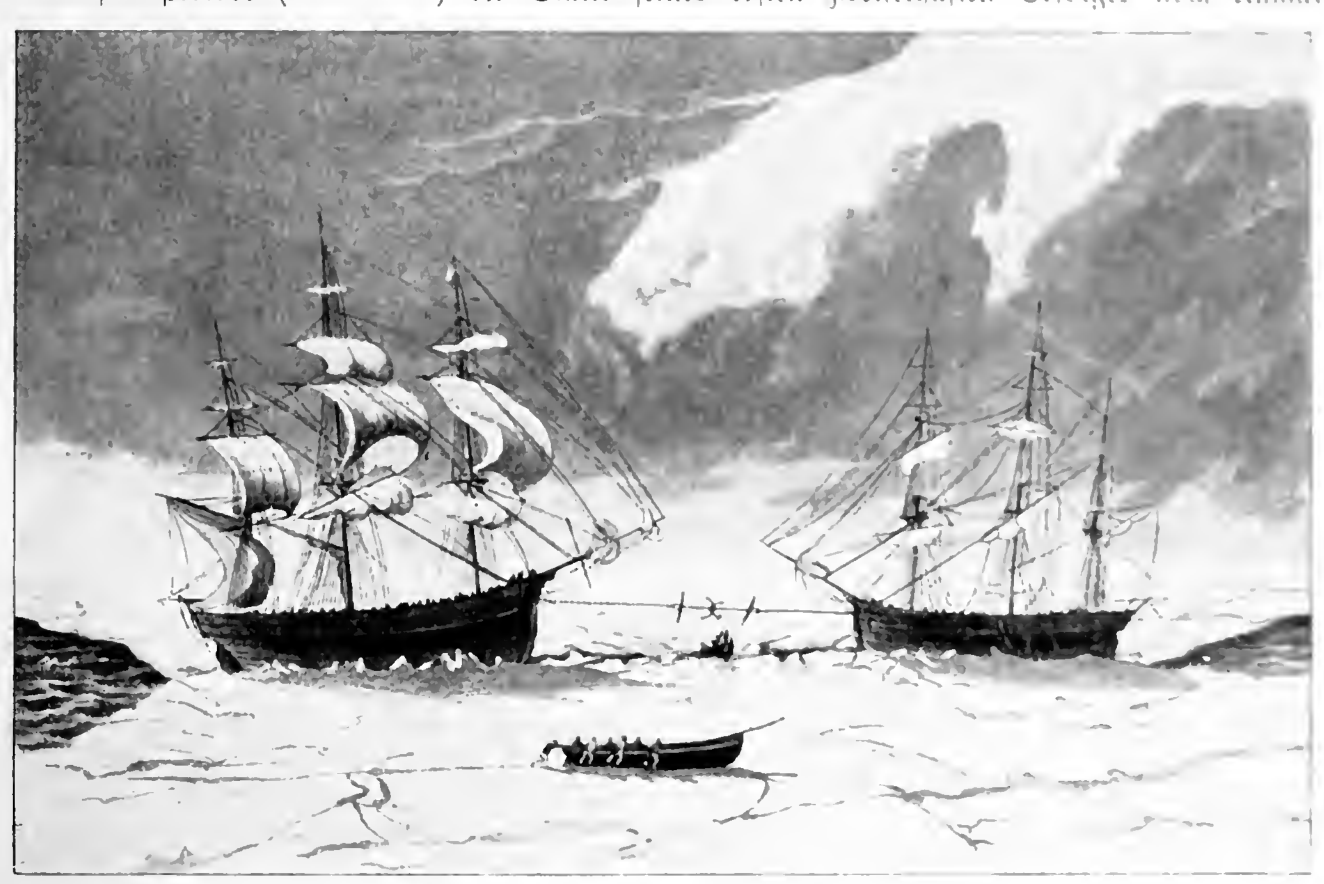
Die von Dumont D'Urville geführte Corvette „Astrolabe" zwischen den Eisbergen der Antarktis im Februar 1838.

Nach einer Lithographie von A. Mayer.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

den Wellingtonkanal und ging bis zur Melville-Insel vor; auch Banksland sah sie schon fern im Westen. Damit war jener mächtige Archipel erschlossen, der nach Parry seinen Namen erhalten hat. Nach einer glücklichen Überwinterung kehrte die Expedition 1820 zurück. Noch zweimal war Parry auf diesem Forschungsgebiete thätig, von 1821—23 und 1824—25; in den Jahren 1818—25 hat er nicht weniger als vier Winter jenseits des Polarkreises verbracht, und wenn er auch auf der dritten und vierten Reise nicht so vom Glück begünstigt worden ist wie auf der zweiten, so hat er die Lösung des Problems doch erheblich gefördert.

Die Zahl der Forscher dieser Zeit in den eisumstarrten Gebieten nördlich von Amerika ist zu groß, als daß wir allen hier zu folgen, ihre Verdienste nach Gebühr zu würdigen vermöchten. Auch der ältere Roß hat zur Wiederherstellung seines Rufes als Polarfahrer in dieser Periode (1829—33) die Stätte seines ersten zweifelhaften Erfolges noch einmal



Die Schiffe des Kapitän Roß vom Eise bedroht.
Nach einer Zeichnung von John Roß.

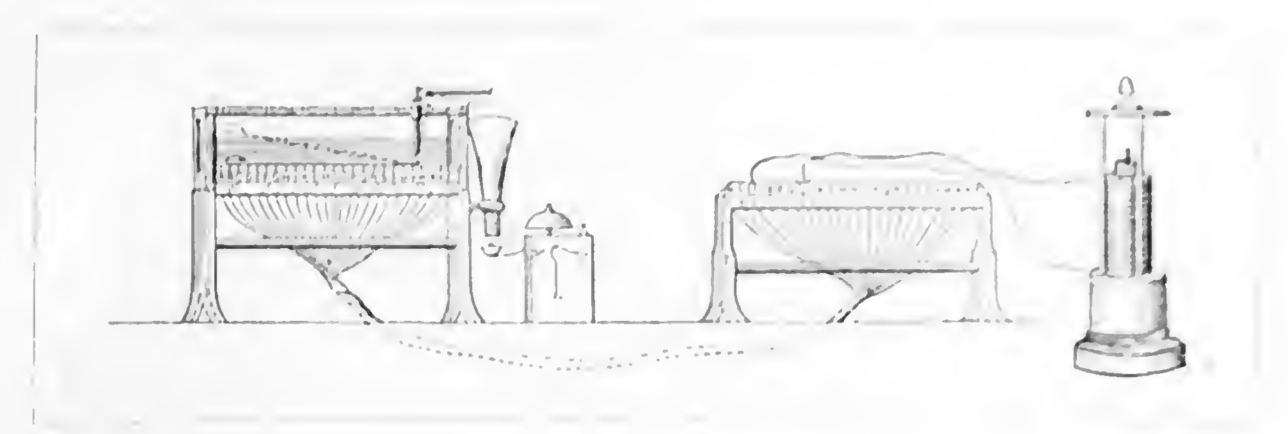
betreten und nicht weniger als vier Winter im arktischen Eise zugebracht. Auf seiner Expedition tritt zum erstenmal der Dampf in den Dienst der Polarforschung; außerdem entdeckte James Clark Roß, der schon dreimal mit Parry im Norden gewesen war und jetzt den Oheim begleitete, am 2. Juni 1831 den damaligen nördlichen Magnetpol. Auch damals gab, wie so oft in der Geschichte der Entdeckungen, das lange Ausbleiben der Expedition den Anlaß zu neuen Unternehmungen. Um Roß zu suchen, über dessen Schicksal man sich in England sehr beunruhigte, zog 1833 George Back aus; er fand indessen den Gesuchten nicht, der inzwischen, wie durch ein Wunder gerettet, wohlbehalten wieder in England angekommen war; dafür entdeckte er den Großen Fischfluß und entschleierte durch dessen Befahrung dasjenige Gebiet der amerikanischen Arktis, das in früheren Jahrhunderten der Auffindung der Nordwestpassage den größten Widerstand entgegengesetzt hatte.

Das Hauptverdienst an der Entschleierung der Festlandküste Nordamerikas gebührt einer Reihe von Männern, die es allesamt vorzogen, den Norden auf dem Landwege zu erreichen. 1771 hatte Samuel Hearne den Kupferminenfluß, 1789 Alexander Mackenzie den nach ihm benannten Strom entdeckt. Jetzt, nach der Wiederaufnahme der Polarforschung, benutzte man mit großer Vorliebe diese natürlichen Wasserstraßen zur Erreichung des unwirtlichen Nordens. 1820 fuhren Franklin, Richardson, Back und Hood, 1838 Dease und Simpson den Kupferminenfluß hinab, während 1826 bezw. 1837 ebendieselben kühnen Forscher den Mackenzie bis zum Delta befuhren. Von den Mündungen dieser Ströme aus haben sie dann, ihre Forschungen in sehr glücklicher Weise gegenseitig ergänzend, die Nordküste von der Mündung des großen Fischflusses bis zur Barrowspitze, dem von der Beringstraße aus erreichten östlichsten Punkt, festgelegt, Dease und Simpson außerdem noch 1838 das Victorialand entdeckt.

Mit dem Jahr 1838 schließt die erste Epoche der britischen Nordwestfahrten des neunzehnten Jahrhunderts ab. Es waren zwanzig Jahre gewaltigster Anstrengung und höchster Aufopferung gewesen; beides hatte indessen nicht hingereicht, des Rätsels Lösung gänzlich zu erzwingen. Diese erfolgte erst im nächsten Zeitraum, der im Jahre 1845 mit der dritten Fahrt John Franklins beginnt, jenes unglücklichen Mannes, dessen Schicksal der gesamten Kulturwelt länger als ein Jahrzehnt hindurch eine Teilnahme eingeflößt hat, wie sie, Emin Pascha vielleicht ausgenommen, wohl niemals einem Forscher wieder zu teil geworden ist.

Gegenüber den Leistungen auf dem Gebiet der Nordwestpassage tritt die Forschung auf den anderen arktischen Gefilden in den ersten vier Jahrzehnten sehr in den Hintergrund. Die nordöstliche Durchfahrt, das heißt der Weg durch das europäisch-asiatische Eismeer nach der Beringstraße, hatte seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts niemand mehr gesucht, und auch von dem neuen Jahrhundert mußten erst mehr als drei Viertel vergehen, bevor man der Lösung des Problems ernsthaft näher trat. Dagegen sind jene ersten Jahrzehnte ziemlich eifrig bestrebt, von der norwegisch-grönländischen See aus eine Aufgabe zu lösen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allen anderen Problemen der wissenschaftlichen Nordpol. Erdforschung den Rang abläuft, nämlich den Nordpol zu erreichen. Schon 1806 hatte der berühmte Walfischfänger Scoresby nördlich von Spitzbergen eine Breite von 81° 30′ erreicht; er wurde zwölf Jahre später von Buchan und Franklin nur um weniges überholt. Dagegen gelangte der unermüdliche Parry 1827 sogar bis 82° 45′, einer Breite, die bis dahin noch niemand erreicht hatte und die auch nachher nur in zwei Fällen übertroffen worden ist, 1875 von Markham, der bis 83° 20′ gelangt ist, und in unseren Tagen von Frithjof Nansen, der bekanntlich diese Breite noch um volle drei Grade hinter sich gelassen hat . . .

Der Rückblick auf die geographische Forschung des ersten halben Jahrhunderts zeigt uns eine Thätigkeit, deren Regsamkeit und Energie vollste Bewunderung verdient. Noch steht die räumliche Erweiterung des Wissens unter den Zielen der Forschung in erster Reihe, sie macht auch auf den alten Forschungsfeldern, den Kontinenten und der Nordpolarregion, anerkennenswerte Fortschritte; der Glanzpunkt ihrer Erfolge jedoch liegt am Südpol, einem sozusagen neu erschlossenen Gebiet. Hier bildet jener Zeitabschnitt eine in sich völlig abgeschlossene Forschungsperiode, deren Erfolge, obgleich jederzeit bedeutend, am Schluß des Zeitraumes eine Krönung erfahren, wie sie prächtiger und schöner nicht gedacht werden kann. Wenn irgend jemand den Namen eines Heros der Polarforschung verdient, so ist es James Clark Roß...



Sömmerings elektrischer Telegraph.

Physik und Chemie.

Im Frühjahre des Jahres 1820 machte Hans Christian Örsted (1777—1851), damals Professor der Physik zu Kopenhagen, eine eigenartige Entdeckung. Bis dahin hatte man allgemein geglaubt, daß der Magnetismus eine Eigenschaft sei, die nur dem Eisen anhafte und nur in diesem entstehe; diese Ansicht hatte zwar durch Van Marum, Ritter, Prechtel und einige andere Forscher bereits eine Erschütterung erfahren, aber man ahnte doch nur, daß zwischen Elektricität und Magnetismus ein engerer Zusammenhang bestehen müsse. Örsted beobachtete nun um die oben erwähnte Zeit die merkwürdige Thatsache, daß die Magnetnadel durch den Platindraht, der die beiden Pole einer Voltaschen Säule verband, aus ihrer Süd-Nord-Richtung abgelenkt wurde und zwar in folgender Art: Floß der elektrische Strom im Platindraht von Norden nach Süden über die Magnetnadel hinweg, so zeigte diese nach Westen, floß er dagegen unter derselben dahin, so zeigte sie nach Osten. Da der elektrische Strom bekanntlich dünne Drähte zum Glühen bringt, so geriet, wahrscheinlich weil die Voltasche Säule einen sehr starken Strom lieferte, der Platindraht, mit dem Örsted arbeitete, ebenfalls ins Glühen; aus dieser ganz zufälligen und nebensächlichen Thatsache zog der Forscher den falschen Schluß, daß der elektrische Strom nur beim Glühen der Leitungsdrähte magnetische Wirkungen ausübe. Später fand er selbst, daß das Glühen unnötig sei, aber dennoch blieb es einem anderen vorbehalten, das durch Örsted der Wissenschaft erschlossene Gebiet des Elektromagnetismus mit Erfolg zu bearbeiten und durch seine Forschungen nicht nur sich selbst mit unsterblichem Ruhme zu bedecken, sondern auch der angewandten Elektricitätslehre, der Wunder vollbringenden Elektrotechnik, die Grundlagen ihrer Entwickelung zu

Örsted.



Hans Christian Örsted.

[illegible] Dieser Mann, der einen so entscheidenden Einfluß auszuüben berufen war, hieß André Marie Ampère, geboren am 22. Januar 1775 zu Lyon. Die während der Revolution erfolgte Hinrichtung seines Vaters hatte des Sohnes Geist zu völliger Apathie geführt — einer der größten Denker seiner Zeit irrte in den Jünglingsjahren stundenlang planlos umher, bald den Himmel anstarrend, bald nach Kinderart im Sande spielend. Als die Lektüre von Rousseaus „Botanischen Briefen“ den Geisteszustand allmählich besserte, begann er sich mit solchem Eifer naturwissenschaftlichen Studien hinzugeben, daß er im Jahre 1809 Professor der Mathematik an der ersten Schule Frankreichs, der „Ecole polytechnique“ wurde.

Am 11. September des Jahres 1820 führte der Physiker Arago im „Institut“ zu Paris die Versuche Oersteds über den Elektromagnetismus vor und bereits nach sieben Tagen, am 18. September, konnte Ampère mit seinen für die elektrodynamische Theorie grundlegenden Versuchen hervortreten. Er wies nach, daß nicht nur die Magnetnadel durch den elektrischen Strom beeinflußt wurde, sondern daß alle gleichgerichteten galvanischen Ströme sich anzogen, alle entgegengesetzt gerichteten einander abstießen. In seiner Wohnung in der Rue Fossés Saint-Victor hatte Ampère einen Platindraht aufgehängt, der von einem elektrischen Strome durchflossen wurde und sich unter der Einwirkung des Erdmagnetismus genau in die Richtung des Meridians einstellte; damit war der enge Zusammenhang zwischen elektrischen und magnetischen Erscheinungen bewiesen und die Gelehrten strömten aus allen Richtungen herbei, um in der Wohnung des Forschers das Phänomen anzustaunen. Die Entdeckung Ampères hatte, wie schon erwähnt wurde, für die Entwickelung der Elektrotechnik wichtige Folgen. Auf ihr beruht eine Menge von vielfach angewendeten Apparaten, ihre Kenntnis ist von Wichtigkeit bei der Konstruktion von Dynamomaschinen, bei der Herstellung elektrischer Anlagen und Vorrichtungen u. s. w. Die Erfindung des Galvanometers — eines der am häufigsten gebrauchten elektrischen Meßinstrumente — durch den Hallenser Professor Johann Christoph Schweigger (1779—1857) war eine der ersten Folgen der Ampèreschen Entdeckung. Bei Gelegenheit elektromagnetischer Versuche im Jahre 1820 stellte er das erste derartige Instrument her und demonstrierte es im gleichen Jahre der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Schweigger hatte wahrgenommen, daß die Wirkung des elektrischen Stromes auf den Magneten bedeutend verstärkt wird, wenn man den Leitungsdraht mehrmals über und unter dem Magneten hin- und herwindet. Diese Vorrichtung — von Schweigger Multiplikator genannt — bildet die Grundlage unserer heutigen, „Galvanometer“ genannten, Meßinstrumente für den elektrischen Strom, die allerdings seitdem vielfache Verbesserungen, insbesondere durch Nobili erfahren haben.

Seebecks Versuch.

Eine weitere Entdeckung, die durch Ampères Forschungen unmittelbar veranlaßt wurde, war die der Thermo-Elektricität durch Thomas Johann Seebeck (1770—1831) im Jahre 1822. Dieser Forscher fand, daß die in einem aus zwei Metallen — Wismut und Kupfer — zusammengelöteten Bügel befindliche Magnetnadel nicht nur dann abgelenkt wurde, wenn ein elektrischer Strom durch den Bügel floß, sondern auch stets dann, wenn die Lötstellen erwärmt wurden. Schweigger zog daraus den richtigen Schluß, daß durch das Erwärmen dieser Lötstelle ein elektrischer Strom entstanden sein müsse, der die Ablenkung der

Magnetnadel anzeigte. Damit war neben der Reibungselektricität, der tierischen Elektricität und der Berührungselektricität noch eine vierte Elektricitätsquelle entdeckt. Man konstruiert heute durch Zusammenlöten verschiedener Metalle sogenannte „Thermo“-Elemente, die beim Erwärmen einen elektrischen Strom abgeben. Da diese Apparate so fein hergestellt werden können, daß sie bei einer unendlich kleinen Temperaturschwankung schon einen mehr oder minder schwachen Strom liefern, und da man andererseits Galvanometer anzufertigen vermag, welche auch die geringsten elektrischen Ströme noch anzeigen, so wird durch die Kombination von Thermosäule und Galvanometer ein Instrument geschaffen, das die minimalsten Temperaturschwankungen wahrzunehmen gestattet, oder mit anderen Worten, das empfindlichste Thermometer, das wir besitzen. Mit ihm können Temperaturschwankungen von $^1/_{5000}$ Grad noch mit Sicherheit festgestellt werden — wahrlich ein Triumph der Präzisionsmeßkunst! Außer zu diesen Thermometern, die nur in wissenschaftlichen Laboratorien Anwendung finden, benutzt man die Thermoelemente noch überall da, wo es sich darum handelt, einen sehr gleichmäßigen elektrischen Strom zu haben, so hauptsächlich in der Galvanoplastik. Zweifellos wird uns aber die Zukunft noch viel ausgedehntere Anwendungsgebiete für die Thermoelektricität erschließen — Wie Ampères Untersuchungen auf seine beiden Zeitgenossen Schweigger und Seebeck anregend wirkten, so haben sie in der Folgezeit, wie wir noch sehen werden, häufig Anstoß zu Forschungen mannigfacher Art und zur Ausführung zahlreicher Versuche auf allen Gebieten der Elektricitätslehre, der theoretischen sowohl, wie der angewandten, gegeben. Zur dauernden Erinnerung an den „Newton der Elektricität“ nannte der „Internationale Kongreß der Elektriker“ im Jahre 1881 die Einheit für die Messung der Stromstärke ein „Ampère“. Thermo-Elemente.



André Marie Ampère.
Nach einer Zeichnung von Ambroise Tardieu.

Von einer Bedeutung für die Elektrotechnik, die derjenigen Ampères nicht nachsteht, war das Leben und Wirken seines Zeitgenossen, des deutschen Physikers Georg Simon Ohm (geb. 16. März 1789 zu Erlangen). Während Ampère durch seine elektrodynamischen Gesetze besonders auf die Entwickelung der konstruktiven Elektrotechnik befruchtend einwirkte, stellte Ohm das Grundgesetz auf, das ein unzählige Erscheinungen umfassendes Gebiet der Elektricität der vergleichenden und messenden Untersuchung erschloß. Die erste Anregung zu wissenschaftlicher Thätigkeit erhielt Ohm durch seinen Vater, einen Schlossermeister, der in seinen Mußestunden Mathematik und Philosophie trieb und seinen Sohn gründlich darin unterrichtete. Mit stetem Geldmangel kämpfend und dadurch in seinen Arbeiten vielfach behindert, hat Ohm mit eiserner Beharrlichkeit seinen Weg verfolgt und endlich im Jahre 1827 seine berühmte Schrift: „Die galvanische Kette mathematisch bearbeitet“, veröffentlicht, in der er zuerst das Ohm.

[illegible] Werk, das ihn unsterblich machen sollte, aussprach. Der von den [illegible] Säulen, von deren späterer Modifikation, den „galvanischen Elementen“, gelieferte [illegible] Strom schwankt in seiner Stärke sehr; es war darum wichtig festzustellen, wovon [illegible] Schwankungen abhängen, d. h. welche Einflüsse verstärkend oder schwächend auf den Strom wirken, kurz wie die Gesetze lauten, die dem Begriff der „Stromstärke“ zu Grunde liegen.

Ohm stellte durch zahlreiche Versuche und mathematische Berechnungen fest, daß diese Stromstärke von der Kraft der Elektricitätsquelle (der „elektromotorischen Kraft“) und dem Widerstande, den die Leiter dem über sie fließenden Strome entgegensetzen, abhängt. Bezeichnet man die Stromstärke mit I, die elektromotorische Kraft einer Elektricitätsquelle mit E, den Widerstand im Kreislaufe des Stromes mit W, so lautet der sehr einfache mathematische Ausdruck für das Ohmsche Gesetz: $I = E : W$, oder mit Worten: „Die Stromstärke ist der elektromotorischen Kraft der Quelle direkt, dem Leitungswiderstand umgekehrt proportional“. Diese so unendlich einfache mathematische Formel drückt aber ein Fundamentalgesetz in des Wortes vollster Bedeutung aus. Jede einzelne elektrische Anlage von der einfachsten Leitung bis zu den einen Triumph der Elektrotechnik darstellenden Riesenwerken an den Niagarafällen, jede Straßenbahn, jede Beleuchtungsanlage, jede Kraftübertragung, jede elektrische Vorrichtung, kann nur unter steter Zugrundelegung des Ohmschen Gesetzes hergestellt werden.

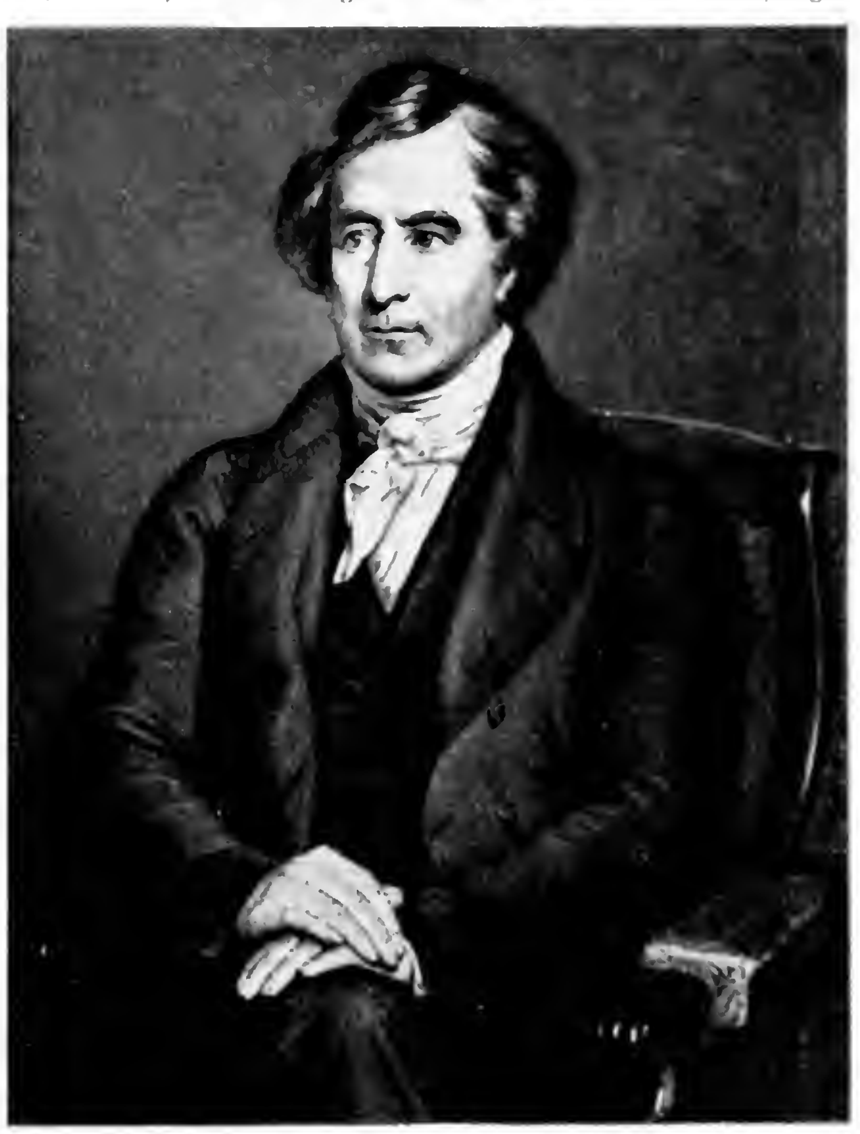


Georg Simon Ohm.
Nach dem Standbild von Wilhelm von Rümann.

Aber welch merkwürdiges Schicksal hatte, trotz dieser Bedeutung, die Ohmsche Arbeit! Unbeachtet von der Mitwelt wurde fast die ganze erste Auflage zu Makulatur, und wie Ohm seinem Schüler und Biographen F. Mann später erzählte, war er selbst es, der Freunde und Bekannte zum Ankauf von Exemplaren veranlaßte, „um vor seinen Verleger nicht allzutraurig dazustehen“. Noch ärger spielte das Schicksal Ohm selbst mit: Als er sich auf Grund seiner Schrift um die Habilitation an der Universität bemühte, wurde er — zurückgewiesen, weil die damals im geistigen Deutschland herrschende Hegelsche Schule auf die Versuche des armen Gymnasiallehrers Ohm mit Verachtung herabblickte. Spät erst erkannte man in Deutschland Ohms Bedeutung: im Auslande dagegen, insbesondere in Frankreich, wo der Physiker Pouillet mit Ohm in einen Prioritätsstreit geriet, lernte man bald Ohms Entdeckung schätzen. Die „Royal Society“ in London verlieh ihm ihre größte Auszeichnung, die goldene Medaille. Im Jahre 1849 wurde dann endlich Ohm als Professor an die Universität zu München berufen.

Ohm hat sich auch auf einem anderen Gebiete der Physik, nämlich dem der Akustik unsterbliche Verdienste erworben, und zwar war es ein sehr schwieriges Thema, das er sich hier auserwählte. Es ist bekannt, daß Töne von gleicher Höhe und Stärke je nach dem Instrument, mit dem sie hervorgebracht werden, eine verschiedene „Klangfarbe“ haben. Diese

Erscheinung hat Ohm zuerst erklärt, indem er nachwies, daß jeder Ton in sogenannte „Partialtöne“ zerfällt, deren tiefster Grundton genannt wird, im Gegensatz zu den anderen, den Obertönen. Die Töne der musikalischen Instrumente sind derartig zusammengesetzt und ihre Klangfarbe hängt von ihren Obertönen ab. Den „Klang“ selbst definierte Ohm zum erstenmal exakt als ein „Zusammenklingen einfacher harmonischer Töne“. Diese Untersuchungen, deren Schwierigkeit nur der Physiker zu beurteilen vermag, sind um so bewundernswerter, als Ohm gar kein musikalisches Gehör besaß und seine Schüler als Versuchsobjekte benutzen mußte. Gleich der Arbeit über den elektrischen Strom blieb auch diese Arbeit Ohms zunächst unbeachtet; erst allmählich wurde man sich über ihre Bedeutung klar. Gerade diese Untersuchungen gaben später, im Jahre 1862, Helmholtz die Anregung zu seinen berühmten Arbeiten über Akustik, die er in dem Werke: „Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“ zusammengefaßt veröffentlichte.



François Jean Arago.
Nach einer Heliogravüre von Dujardin.

Erst nach seinem Tode (6. Juli 1854) erwies man dem großen Gelehrten die Ehren, die seiner Bedeutung zukamen, von der es in der Gedenkrede des Physikers Lommel in der bayrischen Akademie der Wissenschaften hieß: „Die ganze enorme Entwickelung der Elektricität ist nur auf Grund des Ohmschen Gesetzes möglich, denn allein derjenige, der von den Naturgesetzen Rechenschaft geben kann, vermag dieselben zu meistern. Die berufensten Vertreter der angewandten Elektricitätslehre, die Teilnehmer des zu Paris im Jahre 1881 versammelten internationalen Kongresses der hervorragendsten Elektriker nannten die Einheit, nach welcher der elektrische Leitungswiderstand zu messen ist, ein „Ohm“.

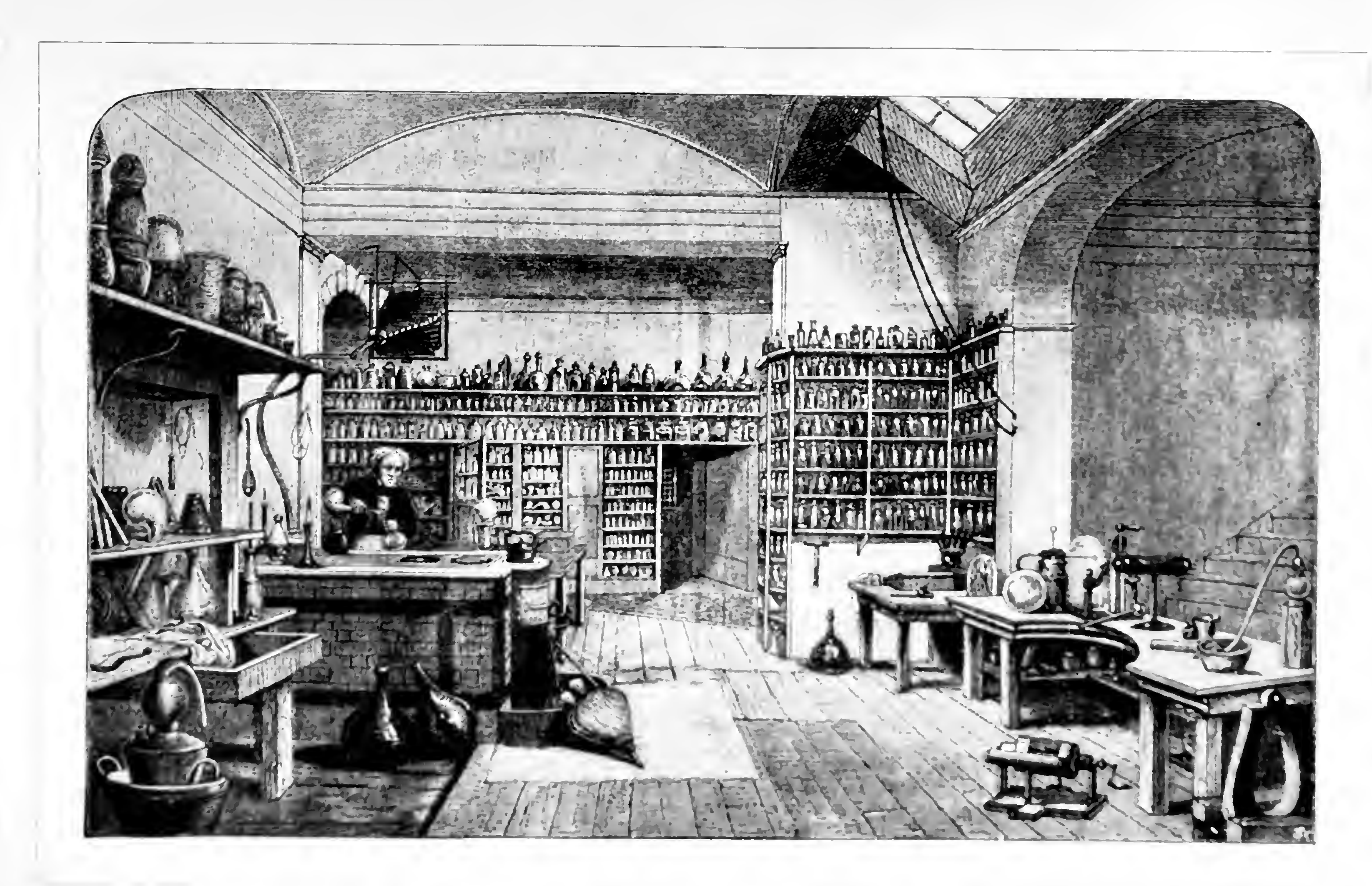
Bereits bei Besprechung der Aufstellung des elektrodynamischen Prinzipes durch Ampère haben wir gesehen, daß dieser durch Arago auf die Versuche Örsteds aufmerksam gemacht wurde; wir müssen uns darum zunächst mit dem Einflusse Aragos auf die Entwickelung der Elektricitätslehre beschäftigen: Dominique François Jean Arago (1786—1853) war eigentlich Astronom und Mathematiker, doch hat er noch auf verschiedenen anderen Gebieten der Naturwissenschaften gearbeitet und besonders auf dem Gebiete der Elektricität Hervorragendes ge- Arago.

[illegible] So erkannte er, daß ein vom elektrischen Strome durchflossener Leiter der Elektricität nicht nur die Magnetnadel abzulenken imstande war, sondern auch Eisenfeilspäne anzog. [illegible] setzte Ampère die Versuche fort und fand, daß man Eisenstücke u. s. w. auf elektrischem Wege künstlich in bleibende Magnete verwandeln könne. Durch weitere Versuche wurde Arago darauf aufmerksam (1824), daß eine frei schwingende Magnetnadel zur Ruhe kommt, wenn man unter dieselbe Platten, Scheiben oder Ringe von Metallen bringt. In weiterer Verfolgung dieser neuen Thatsache fand er im folgenden Jahre, daß man den Versuch dadurch umkehren konnte, daß man die Metallscheibe in Rotation versetzte. Die ruhende Magnetnadel geriet dann ebenfalls in Rotation, eine Erscheinung, die Arago mit dem Namen Rotationsmagnetismus belegte, weil die magnetische Wirkung nur beim Rotieren der Scheibe auftrat. Gleichwie Arago durch die Wiederholung der Versuche Örsteds Ampère zu seinen epochemachenden Forschungen über die Elektrodynamik veranlaßt hatte, so sollte seine Entdeckung des Rotationsmagnetismus die Ursache zu einer weiteren Erkenntnis von höchster Bedeutung werden, nämlich zur Entdeckung der Induktionswirkungen der Magnete durch den Engländer Michael Faraday.


Michael Faraday.

Dieser, einer der ausgezeichnetsten Chemiker und Physiker unseres Jahrhunderts, hat auf beiden Gebieten gleich Hervorragendes geleistet und die Grundgesetze für die verbindende Wissenschaft, die Elektrochemie, aufgestellt. Wir werden auf seine Leistungen, welche die Chemie und Elektrochemie betreffen, bei Betrachtung der Entwickelung dieser beiden Disziplinen ausführlich zurückkommen; hier an dieser Stelle interessiert uns zunächst das neue Gebiet der Induktionswirkungen, das er der Elektricität erschloß. Michael Faraday, am 22. September 1791 zu Newington Butts bei London als Sohn eines armen Hufschmiedes geboren, lernte zunächst das Buchbinderhandwerk und

Faraday. benutzte während dieser Zeit seine Mußestunden zum Studium der Naturwissenschaften und zur Anfertigung einer Elektrisiermaschine. Dieser Eifer verschaffte ihm die Protektion eines gewissen Magrath, der veranlaßte, daß Faraday die Vorlesungen Davys besuchen konnte, die er so eifrig und mit solchem Verständnis ausarbeitete, daß Davy selbst ihn zur Aufgabe seines Handwerks veranlaßte und als Assistenten aufnahm. Damit begann seine wissenschaftliche Ruhmeslaufbahn, während deren er auf drei Gebieten der Naturwissenschaft (Chemie, Physik und Elektrochemie) gleichzeitig arbeitend, jedes derselben durch Untersuchungen von höchster Bedeutung bereichert hat. Er war einer der vielseitigsten Forscher, welche die Geschichte der Wissenschaft kennt. Faradays Entdeckung der Induktionswirkungen der Magnete fiel in das Jahr 1831 und war die erste der „Experimental researches in electricity", die im Jahre 1855 abgeschlossen wurden und in deren über 3000 Paragraphen er eine Fülle von Beobachtungen niederlegte. In Verfolgung der Versuche Aragos fand er, daß immer, wenn in einem Draht ein elektrischer Strom erzeugt wurde, in einem benachbarten Draht ebenfalls ein Strom entstand. Diesen zweiten Strom, der durch den ersten herbeigeführt, induziert wird, nannte er



Faraday in seinem Laboratorium im Royal Institution zu London.
Nach: Jones „The life of Faraday“.

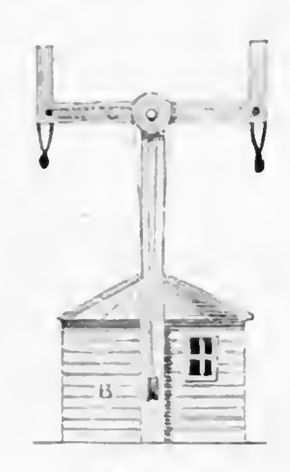
[illegible] Dieser ist stets von unendlich kurzer Dauer, entsteht aber auch schon, wenn [illegible]. Strome durchflossenen ersten Draht ein zweiter genähert oder von ihm entfernt [illegible] letzterem, ebenso wird ein Induktionsstrom erregt, wenn man in eine Drahtspirale einen Magneten hineinsteckt, oder aus derselben herauszieht (magneto-elektrischer Induktionsstrom). Über die Stärke und Richtung, sowie über das Entstehen und Verschwinden dieser Induktionsströme giebt es genau festgestellte Gesetze. Auf den Induktionsströmen und ihrer richtigen Anwendung beruhen fast alle elektrischen Apparate und Maschinen, von den kleinen medizinischen Faradisations- und Röntgenapparaten an, bis zu den mächtigen Transformatoren, die Ströme von ungeheurer Spannung verarbeiten und den imposanten Dynamomaschinen, die imstande sind, ganze Städte mit Licht und elektrischer Kraft zu versorgen.

Das dritte Decennium unseres Jahrhunderts ist demnach für die Elektricitätslehre hochbedeutsam gewesen. Gegenüber dem eifrigen Schaffen und den glänzenden Resultaten, die auf diesem Gebiete zu verzeichnen sind, treten die Erfolge in den anderen Disziplinen der Physik weit zurück. Die Grundgesetze der Elektricität und die Kenntnis neuer elektrischer Erscheinungen waren es, um welche innerhalb des kurzen Zeitraumes von einem Dutzend Jahren unser Wissen durch die Arbeiten Ampères, Ohms, Aragos und Faradays bereichert wurde; auf Grund dieser theoretischen Erkenntnis sollte sich bald ein neuer Zweig menschlicher Thätigkeit entfalten, nämlich derjenige der angewandten Elektricitätslehre oder der Elektrotechnik, ein Zweig, dem eine rasche und unaufhaltsame Entwickelung beschieden war, dessen Einfluß auf den Kulturfortschritt der weitgehendste sein sollte und dem zweifellos die Zukunft gehört.

Schon bald, nachdem die obengenannten Forscher das Feld für die Entwickelung vorbereitet hatten, sollte die erste wichtigere technische Anwendung der Elektricität, die sich direkt auf die nicht lange vorher gefundenen theoretischen Thatsachen stützte, in Betrieb gesetzt werden, nämlich der erste elektromagnetische Telegraph in Göttingen im Jahre 1833.

Telegraph.

Mit der Einführung des elektromagnetischen Telegraphen begann eine neue Phase im Weltverkehr; erst durch ihn konnten die Ansprüche an eine gesteigerte Beschleunigung des Gedankenaustausches, wie sie die Eisenbahn und die Dampfschiffahrt hervorriefen, befriedigt werden. Für Staatszwecke gab es allerdings bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts Telegraphen, durch die ein rascher Depeschenwechsel ermöglicht wurde. Am verbreitetsten war der Chappesche Zeiger-Telegraph. Auf mechanischem Wege wurden bewegliche Arme eines Holzgestelles je nach den verschiedenen zu telegraphierenden Buchstaben in verschiedene Stellungen gebracht, wie es das beigedruckte Alphabet anzeigt. Indem man in passenden Entfernungen derartige Signalmaste, ähnlich wie noch heute an den Eisenbahnlinien, aufstellte, war man in die Lage gesetzt — notabene, nur bei Tage und bei nebelfreiem Wetter — auf beliebige Entfernungen hin Nachrichten mit ziemlicher Schnelligkeit zu übermitteln. So konnte man beispielsweise von Straßburg nach Paris in ungefähr sechs Stunden telegraphieren. [illegible] das Verfahren war doch zu umständlich und zu unzuverlässig, als daß nicht auf eine Verbesserung des recht



Chappes Zeiger-Telegraph.

Alphabet des Zeiger-Telegraphen.

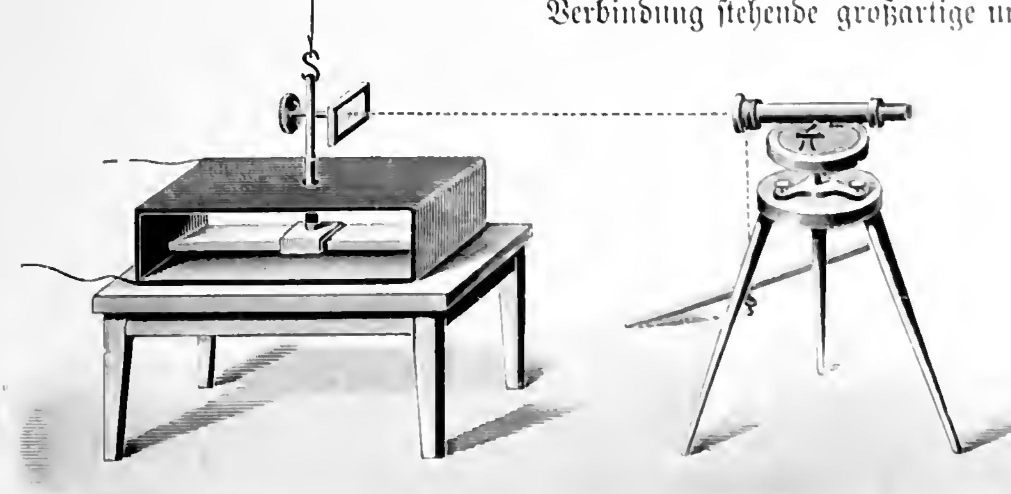
primitiven optischen Telegraphen hingearbeitet werden sollte. Hier bot sich nun der elektrische Strom dar, von dem es seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bekannt war, daß sich mit seiner Hilfe ein Zeichen in denkbar kürzester Zeit in weite Ferne tragen ließ.

Bereits im Jahre 1809 hatte Samuel Thomas von Sömmering (1755—1830) den 1800 entdeckten galvanischen Strom zum Telegraphieren benutzt und es war ihm gelungen, bis auf eine Entfernung von 2000 Fuß Zeichen zu geben. Der Apparat beruhte auf der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Strom, indem 27 Drähte, von denen 25 je einen Buchstaben, je einer den Punkt und das Wiederholungszeichen bedeuteten, in einem mit Wasser gefüllten Kasten endigten. An demjenigen Draht, den man mit der Voltaschen Säule verband, fand nun eine Wasserzersetzung unter Gasentwickelung statt und aus der Folge dieser Gasentwickelung an den einzelnen Drähten ergaben sich die Worte. An der Seite des Glaskastens befand sich ein Winkelhebel, auf den eine Bleikugel aufgesteckt war. Die Gase hoben diesen Hebel so, daß die Kugel herab und durch einen Glastrichter auf ein Metalltellerchen fiel, wodurch ein Wecker in Bewegung gesetzt wurde, dessen Läuten den Telegraphisten aufmerksam machte, daß eine Depesche abzunehmen sei.



Samuel Thomas von Sömmering.

Trotzdem man 1812 mit dieser Vorrichtung bereits auf 10000 Fuß Entfernung telegraphieren konnte, erlangte sie ebensowenig Bedeutung, wie die Vorschläge Ampères (1820) und Fechners (1829) und Schillings von Canstadt in St. Petersburg. Den Elektromagnetismus selbst haben Carl Friedrich Gauß (1777—1855) und Wilhelm Eduard Weber (1804—1891) in Göttingen zum ersten Male im oben genannten Jahre angewendet, und zwar mit einer 3000 Fuß langen Leitung. Über diese Anlage brachten die „Göttingischen gelehrten Anzeigen" (1834) die erste, also lautende Mitteilung: „Wir können eine mit den beschriebenen Einrichtungen des Observatoriums in genauer Verbindung stehende großartige und in ihrer Art einzige Anlage nicht unerwähnt lassen, die wir unserem Professor Weber verdanken. Dieser hatte bereits im vorigen Jahre von dem physikalischen Cabinet aus über die Häuser der Stadt hin bis zur Sternwarte eine Gauß und Weber.



Aufnahme-Apparat des Gauß-Weberschen Telegraphen.

[illegible] Drahtverbindung geführt, welche gegenwärtig von der Sternwarte bis zum magnetischen Observatorium fortgesetzt ist. Dadurch bildet sich eine große galvanische Kette, wenn der Strom, die an beiden Endpunkten befindlichen Multiplikatoren mitgerechnet, eine Drahtlänge von fast 9000 Fuß zu durchlaufen hat. (Auf die Multiplikatoren treffen ca. 6000 Fuß Draht.) . . . Es leidet keinen Zweifel, daß es möglich sein würde, auf ähnliche Weise eine unmittelbare telegraphische Verbindung zwischen zwei, eine beträchtliche Anzahl von Meilen voneinander entfernten Orten einzurichten; allein es kann natürlich hier nicht der Ort sein, Ideen über diesen Gegenstand weiter zu entwickeln."



Wilhelm Weber.
Nach einer Photographie.

Der Telegraph von Gauß und Weber bestand aus einem Stromerzeuger, einem Apparat zur Wahrnehmung der gegebenen Signale und einem Stromwender. Der Stromerzeuger war im wesentlichen ein starker Magnet, über den eine Rolle isolierten Drahtes gestülpt war. Indem man diese Rolle bald in der einen, bald in der anderen Richtung auf den Magneten aufstülpte, konnte man in der Drahtleitung, die den Stromerzeuger mit dem Stromempfänger verband, rasch aufeinanderfolgend Ströme wechselnder Richtung induzieren, die in dem Stromempfänger den innerhalb einer Spule von isoliertem Drahte frei beweglich aufgehängten Magnetstab bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung hin ablenkten. Indem man mit einem Fernrohr auf den an dem Magneten befestigten Spiegel visierte, konnte man leicht die Ausschläge des Magneten nach rechts oder links registrieren und durch Kombination von wechselnden Ausschlägen genau differenzierte Zeichen geben. Diese Idee und diejenige Schillings von Canstadt wurde nachmals bei dem Zeigertelegraphen von Wheatstone und Cooke fruchtbar verwertet, auf den wir an anderer Stelle noch näher eingehen werden. Auch für den Steinheilschen Telegraphen, der das Anfangsglied einer zweiten Reihe von elektromagnetischen Telegraphen bildete, ist die Idee der beiden Göttinger Gelehrten unmittelbar anregend gewesen.

Steinheils Nadeltelegraph war der erste Drucktelegraph, der auf dem elektromagnetischen Prinzip beruhte. Der treffliche Physiker hatte von dem König von Bayern den Auftrag erhalten, zwischen der Kgl. Akademie zu München und Bogenhausen einen dem Göttinger ähnlichen Telegraphen herzustellen, der im Jahre 1837 zustande kam. Der wesentlichste Fortschritt des Steinheilschen Telegraphen bestand in der Fixierung der telegraphischen Zeichen durch eine Art von

Schrift. Der Zeichenempfänger bestand aus zwei Magneten, die vor Multiplikatorrollen leicht drehbar aufgehängt waren und an ihren Enden kleine, mit einem Farbstoffe gefüllte Gefäße trugen. Die Gefäße endigten in Kapillarröhren, an denen ein Papierstreifen vorbeibewegt wurde. Sobald ein Induktionsstrom den Multiplikator durchlief, wurde einer der Magnete abgelenkt und mit seinem Schreibgefäß gegen das Papier gedrückt, der auf solche Weise gesetzte Punkt aber sogleich nach seinem Entstehen durch die Bewegung des Papieres vom Schreibgefäße fortgerückt, um einem folgenden Punkte Platz zu machen. Durch die verschiedenartige Kombination der Punkte in zwei Reihen, entsprechend den beiden Schreibgefäßen, war man so in der Lage, alle Buchstaben des Alphabets, sowie andere Zeichen leicht auszudrücken und für die Dauer festzulegen.

Weit glänzender als diese Erfindung Steinheils war jedoch sein gelungener Versuch, die Erde als einen Teil der Leitung zu benutzen. Die Entdeckung wurde sofort bei den eben beschriebenen Apparaten angewandt, und bald konnte man zwischen der Kgl. Akademie und der Sternwarte ebensogut, wie mit hin- und zurückführendem Drahte telegraphieren, nachdem derjenige Draht, in dem Stromerzeuger und Zeichenempfänger eingeschaltet waren, an den beiden Stationsenden mit in das Erdreich eingegrabenen Kupferblechen versehen worden war. Hier bestand die eine Hälfte der Schließungskette aus Eisendraht von 939 Meter Länge, die andere Hälfte war durch die Erde ersetzt. Diese Entdeckung Steinheils, die Erde als Leitung für den elektrischen Strom anzuwenden, gehört zu den epochemachendsten und wertvollsten Erfindungen auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie und bedeutet einen Fortschritt, der, neben der ebenfalls im Jahre 1837 erfolgten Erfindung des Morseschen Schreibtelegraphen, zur Anlegung großer elektrischer Telegraphenlinien am meisten beigetragen hat.



Karl August Steinheil.

Das Jahr 1833 leitete ein neues Zeitalter, das Zeitalter der Elektrotechnik ein, mit der wir uns an anderer Stelle noch eingehender beschäftigen werden. Gleich als ob der Beginn dieser neuen Epoche der Wissenschaft und Technik durch eine symbolische Handlung angedeutet werden sollte, fiel gerade in das Jahr 1832 noch eine bedeutsame That, die bei der Höhe, auf der die Wissenschaft damals bereits stand, eigenartig berührt: Am 23. Juni 1633 hatte Galileo Galilei im Dominikanerkloster Alla Minerva zu Rom vor der Inquisition seine Lehren abgeschworen und sein berühmtes „Und sie bewegt sich doch“ geknirscht; gleichzeitig waren seine unsterblichen Schriften vom Papste Urban VIII. verboten worden. Genau nach 200 Jahren schien man endlich zu der Erkenntnis gekommen zu sein, daß die Wissenschaft sich nicht in Fesseln schlagen lasse, und so wurden denn im Jahre 1832 die Werke Galileis in Rom vom Index gestrichen und damit freigegeben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Zur selben Zeit, da die Elektrotechnik, die mit so vielen alten Traditionen brechen sollte, ihren ersten Triumph feierte, ging auch für die freie Forschung ein neuer Stern auf; das „fiat lux“ wurde zur Wahrheit! . . .

* * *

Im Jahre 1818 entdeckten vier Chemiker, nämlich Stromeyer in Göttingen, Hermann in Schönebeck, Meißner in Halle und Karsten in Berlin, vollkommen unabhängig voneinander, ein neues Metall, das Kadmium, das zur Herstellung von leicht schmelzbaren Legierungen vielfache Anwendung findet: das Gemisch z. B., das in den Buchdruckereien zur Herstellung der Stereotypplatten verwendet wird, enthält einen beträchtlichen Prozentsatz dieses Metalles. Seine Sauerstoffverbindung dient wegen ihrer großen Härte zur Herstellung von Zahnplomben, die gelbe Schwefelverbindung als Malerfarbe; andere Verbindungen desselben finden in der Medizin Anwendung. Im gleichen Jahre stellte Fuchs eine technisch Wasserglas. sehr wichtige Verbindung, das Wasserglas, zuerst dar. Seiner Zusammensetzung nach ist es kieselsaures Kalium oder Natrium und findet in der Praxis eine ausgedehnte Verwendung, in erster Linie, um Stoffe, Theaterdekorationen u. s. w. unverbrennbar zu machen; durch Mischen mit Sand, Schlackenpulver oder Cement werden künstliche Steine hergestellt. In der Freskomalerei ist das Wasserglas ein wichtiges Fixierungsmittel für die Farben; es dient ferner zum Füllen der Seife, zum Konservieren der Eier, als Klebemittel u. s. f. Ein Lithium. medizinisch wichtiger Fund war die Entdeckung des seltenen Metalles Lithium durch den schwedischen Chemiker Arfvedson (1817), jenes wirksamen Bestandteils der Karlsbader, Marienbader, Franzensbader, Salzbrunner und Vichyer Mineralwässer, die sich alle dadurch auszeichnen, daß sie die schädliche Harnsäure, die Ursache der Gicht und Blasensteine, auflösen. Die Zahl der wirksamen Arzneimittel erfuhr durch die im Jahre 1820 durch Caventou und Chinin. Pelletier erfolgte Isolierung des Chinins eine weitere Bereicherung von größter Tragweite.

In die gleiche Zeitperiode fällt eine Reihe wichtiger theoretischer Untersuchungen, die zur Aufstellung sehr bedeutsamer Gesetze führten. Erwähnt sei hier das von Avogadro aufgestellte Gesetz, daß gleiche Gasvolumina bei gleichem Drucke und gleicher Temperatur die gleiche Anzahl Moleküle enthalten; ferner die im Jahre 1819 von Berzelius aufgestellte elektrochemische Theorie, sowie die 1820 von Mitscherlich gefundenen Gesetze des Isomorphismus. Da die hauptsächliche Thätigkeit der hier angeführten Forscher in eine spätere Zeitperiode fällt, so begnügen wir uns für jetzt, diese Gesetze der Vollständigkeit halber hier angeführt zu haben, um ihnen später eine desto eingehendere Betrachtung zu widmen. Neue Gebiete eröffnen sich der chemischen Forschung, in erster Linie das große Gebiet der organischen Chemie; die besten Namen, die unsere Wissenschaft aufzuweisen hat — wir nennen nur Wöhler, Berzelius, Liebig, Bunsen, Fresenius, Graham, Kekule, Mitscherlich u. s. w. — sind in dieser Periode vertreten und bilden gewichtige Marksteine nicht nur in der Entwickelung der Chemie, sondern im Kulturfortschritt der Menschheit überhaupt.

Doch bevor wir zur ausführlichen Betrachtung dieser Glanzperiode übergehen, müssen wir der bereits erwähnten technischen Entwickelung in den zwanziger Jahren gedenken. Im Jahre 1821 entdeckte der Chemiker Döbereiner, daß aus dem Alkohol durch Entziehung von Wasserstoff ein neuer Körper entstehe, den Liebig später näher untersuchte und „entwasser-Aldehyd. stoffeten Alkohol" = Al(kohol)dehyd(rogenatus) oder kurzweg Aldehyd nannte. Man hat im Laufe der Zeit eine Fülle solcher Aldehyde hergestellt, die zum Teil eine recht ausgedehnte Anwendung finden. Die feinen Gerüche der Seifen und Parfümerien sind zumeist weiter nichts als Aldehyde; der Formaldehyd, d. i. ein aus Ameisensäure gewonnenes Produkt, ist ein wichtiges Desinfektionsmittel und seine Dämpfe werden zur Desinfektion von Krankenzimmern häufig benutzt, ebenso wie seine Lösung in Wasser zur Desinfektion chirurgischer Instrumente. Ein aus der Essigsäure hergeleiteter Aldehyd wird zur Versilberung von Glas,

besonders aber zur Herstellung von Silberspiegeln verwendet, da er die Eigenschaft hat, aus Silberlösungen das Silber in sehr feinen und gleichmäßigen Schichten abzuscheiden.

Eine ungleich wichtigere Erfindung machte im Jahre 1823 Schützenbach, nämlich ein Verfahren zur Schnellessigfabrikation. Essig war schon seit uralten Zeiten bekannt und wird bereits im alten Testamente erwähnt. Auch die römischen Geschichtsschreiber erwähnen denselben mehrfach, es sei nur an die Erzählung von der Königin Kleopatra, die eine Perle in Essig aufgelöst trank, erinnert. Dieser Essig war aus Wein gewonnen und ziemlich unrein. Rein stellten ihn erst die Alchimisten dar, in deren Schriften er eine ziemlich bedeutende Rolle spielte und unter allen möglichen Namen herumspukte. Eine Lösung von Blei in Essig wurde im Jahre 1760 von Goulard als Heilmittel empfohlen und führt heute noch den Namen Goulardsches Wasser. Bis zum Jahre 1823 war die Essigfabrikation ein etwas umständliches und langwieriges Verfahren, das ca. 14 Tage in Anspruch nahm; die in diesem Jahre erfundene Schnellessigfabrikation ist heute fast ausschließlich eingeführt und vereinfacht den Prozeß wesentlich. Die Schnellessigfabrikation beruht im wesentlichen darauf, daß man alkoholhaltige Flüssigkeiten (Bier, Wein, Sprit) in ziemlich feiner Zerteilung der Luft aussetzt. Durch den Sauerstoff der Luft wird hierbei der Alkohol unter Mithilfe eines Pilzes (Mycoderma aceti) in Essig übergeführt. Man verwendet zu diesem Zwecke Fässer aus Holz, die mit Rotbuchenspänen gefüllt sind. Das zur Essigfabrikation dienende Material, das sogenannte Essiggut, fließt aus einem Behälter in das Faß und langsam über die Rotbuchenspäne weg. Durch am unteren Rande des Fasses angebrachte Luftlöcher strömt demselben ein Luftstrom entgegen und es vollzieht sich hierbei von selbst und ohne weiteres Zuthun die Bildung von Essig, der unten aus dem Fasse durch einen Hahn abgelassen werden kann. Schnell-essig-fabrikation.


Bottich zur Schnellessigfabrikation.

Eine für die Technik nicht minder bedeutsamere Entdeckung machte im Jahre 1826 der heute fast vergessene Chemiker Unverdorben zu Dahme in der Provinz Sachsen. Als er den Indigo destillierte, erhielt er ein ölartiges Produkt, das er Krystallin nannte. Wenig beachtet, fristete dieses Krystallin jahrzehntelang ein bescheidenes Dasein; nur wenige bekamen es zu Gesicht; selten wurde es in den Vorlesungen erwähnt, in den meisten Sammlungen der Laboratorien fand es sich überhaupt nicht vor. Und doch war es der Ausgangspunkt einer der größten modernen Industrien! Wenn irgend jemand der deutschen Technik neue Bahnen eröffnet hat, so ist es eben jener kaum noch bekannte Chemiker Unverdorben. Erst im Jahre 1843 untersuchte A. W. Hofmann das Krystallin näher und fand, daß dasselbe identisch sei mit einem anderen Körper, den man aus dem Steinkohlenteer gewinnen konnte, dem Anilin. Wer hätte nicht schon den herrlichen Glanz, die wunderbare Farbenpracht der Anilinfarben bewundert! Wem wären die unzähligen neuen Arzneimittel unbekannt, die jetzt in ununterbrochener Reihenfolge auf den Markt kommen und meist das gemein haben, daß sie auf „in“ oder „ol“ endigen und mit wenigen Ausnahmen nichts nützen? Sie alle werden zumeist aus dem Anilin dargestellt. So ist das Anilin das Ausgangsprodukt einer großen Anzahl von Körpern und die Grundlage vieler Industriezweige geworden. Der Wert der Ausfuhr Deutschlands Anilin.

[illegible] im Jahre 1896 belief sich allein auf 64 932 000 Mark; in dieser [illegible] der Berufsgenossenschaft in Deutschland im Jahre 1895 13 664 versicherungspflichtige Arbeiter. Ganze Städte, wie Ludwigshafen a. Rh., Höchst a. M. u. s. f. verdanken ihre [illegible] zum größten Teil der Anilinfarbenfabrikation. Dabei ist stets zu bedenken, daß die Farben [illegible] nur einen Teil aller derjenigen Produkte bilden, die, wie wir später bei Betrachtung der Entwickelung der organischen Chemie noch sehen werden, heute aus Anilin gewonnen werden.

Die Herstellung von Farben aus Anilin ist überhaupt erst seit dem Jahre 1856 bekannt. Bis dahin verwandte man hauptsächlich Farben, deren Darstellung erst zwei Jahre später bekannt geworden war, als die des Anilins, das berufen sein sollte, den Rückgang jener im Jahre 1828 aufgekommenen Industrie nach kurzer und rascher Blütezeit herbeizuführen.

In dem zuletzt genannten Jahre stellte Christian Gottlieb Gmelin, Professor der Chemie

Ultramarin. zu Tübingen, das Ultramarin zuerst künstlich dar. Bis dahin wurde der in der Natur in Form eines blauen Minerals, des Lasursteines, Lapis lazuli, ziemlich selten vorkommende Farbstoff gepulvert und geschlämmt; sein Preis stieg oft bis zu 300 Thaler pro Kilogramm. Im Jahre 1824 setzte deshalb die Société d'encouragement zu Paris einen Preis von 20 000 Franks für ein Verfahren zur Herstellung künstlichen Ultramarins aus, den im Jahre 1828 Guimet in Toulouse erhielt. Gleichzeitig veröffentlichte Gmelin sein Verfahren, dem vor demjenigen Guimets die Priorität zukommt. Das Verfahren Gmelins bestand darin, daß er ein Gemenge von kieselsaurem Natrium mit Thonerde bis zur Trockenheit eindampfte und die Rückstände mit Soda und Schwefel glühte. Die erste Fabrikation wurde bereits im Jahre 1829 in der Meißener Porzellanfabrik eingerichtet, im Jahre 1834 folgte ein weiterer Betrieb in Wermelskirchen bei Köln. Hauptsitz der Ultramarinproduktion wurde jedoch Nürnberg, wo im Jahre 1838 die — später Zeltnerschen — Farbenfabriken errichtet wurden. Zuerst stellte man nur blaues Ultramarin dar, gelangte aber allmählich zu Verfahren, die es ermöglichten, auch andere Farbennuancen zu erzielen, und zwar sieben Hauptsorten: Tiefblaues, hellblaues, blaues, grünes, weißes, violettes und endlich rotes Ultramarin. Infolge der Pracht der Farben entwickelte sich die neue Industrie sehr rasch. 1872 betrug die Produktion Deutschlands in 23 Fabriken 6579 Tonnen, die der ganzen Welt 10 Millionen Kilogramm. Das Ultramarin findet heute noch auf manchen Gebieten fast ausschließliche Anwendung; auf anderen wurde es durch die Anilinfarben verdrängt. In der Praxis dient es besonders dazu, um gelbliche Farbentöne in weiße zu verwandeln, so als „Waschblau" in der Wäscherei, ferner in der Papier-, Stärke- und Zuckerfabrikation. Endlich findet es Verwendung beim Tapeten-, Kattun-, Buntpapier- und Buchdruck, in der Lithographie und als Malerfarbe.

Auch für die Chemie der Baumaterialien brachte jene Zeit eine sehr wichtige Neuerung.

Cement. J. Aspdin in Leeds stellte im Jahre 1824 zum ersten Male den Portland-Cement her, nachdem man schon vorher eifrig nach künstlichem Mörtel gesucht hatte, der unter dem Wasser erhärtet, und nachdem bereits im Jahre 1818 Vicat mit der Herstellung von künstlichem Cement überhaupt Erfolg gehabt hatte. Auch die Namen dieser beiden hier erwähnten Chemiker sind heute fast vergessen und doch — von welch eminenter Bedeutung war ihre Erfindung für den Fortschritt der Technik, und in welchen Mengen gelangen die von ihnen erfundenen Produkte heute zur Anwendung!

Im Jahre 1826 entdeckte Balard im Meerwasser ein neues Element, das Brom, das

Brom. [illegible] in der Folgezeit weitgehende Verwendung fand und zwar zunächst als Desinfektionsmittel, weil es sich dadurch vorzüglich eignet, daß es außer großer Desinfektionskraft noch

die wertvolle Eigenschaft besitzt, sehr leicht an der Luft zu verdampfen. Man stellt im Handel Stangen aus Infusorienerde her, die mit Brom getränkt sind und an der Decke der zu desinfizierenden Räume aufgehängt werden. Die sich entwickelnden und zu Boden sinkenden Bromdämpfe dringen in alle Ritzen und Spalten ein und üben eine kräftig desinfizierende Wirkung aus. Außerdem wird das Brom in der Farbentechnik in ausgedehntem Maße angewendet, ebenso in der Medizin, wo das Bromwasser und das Bromkalium als nervenberuhigende Mittel vielfach gebraucht werden. Auch die Photographen bedienen sich bei ihren Operationen vielfach des Broms in seinen Verbindungen mit Silber und Kalium. Die Entdeckung eines zweiten Elementes fällt ebenfalls in jene Zeit, die des Thoriums, das im Jahre 1828 von Berzelius aufgefunden wurde. Lange Zeit wurde es wenig beachtet; erst in den letzten Jahren ward es zu einem sehr wertvollen Produkt, da es den hauptsächlichsten Bestandteil der zur Herstellung des Gasglühlichtes verwendeten Mischung bildet. Thorium.


Friedrich Wöhler.

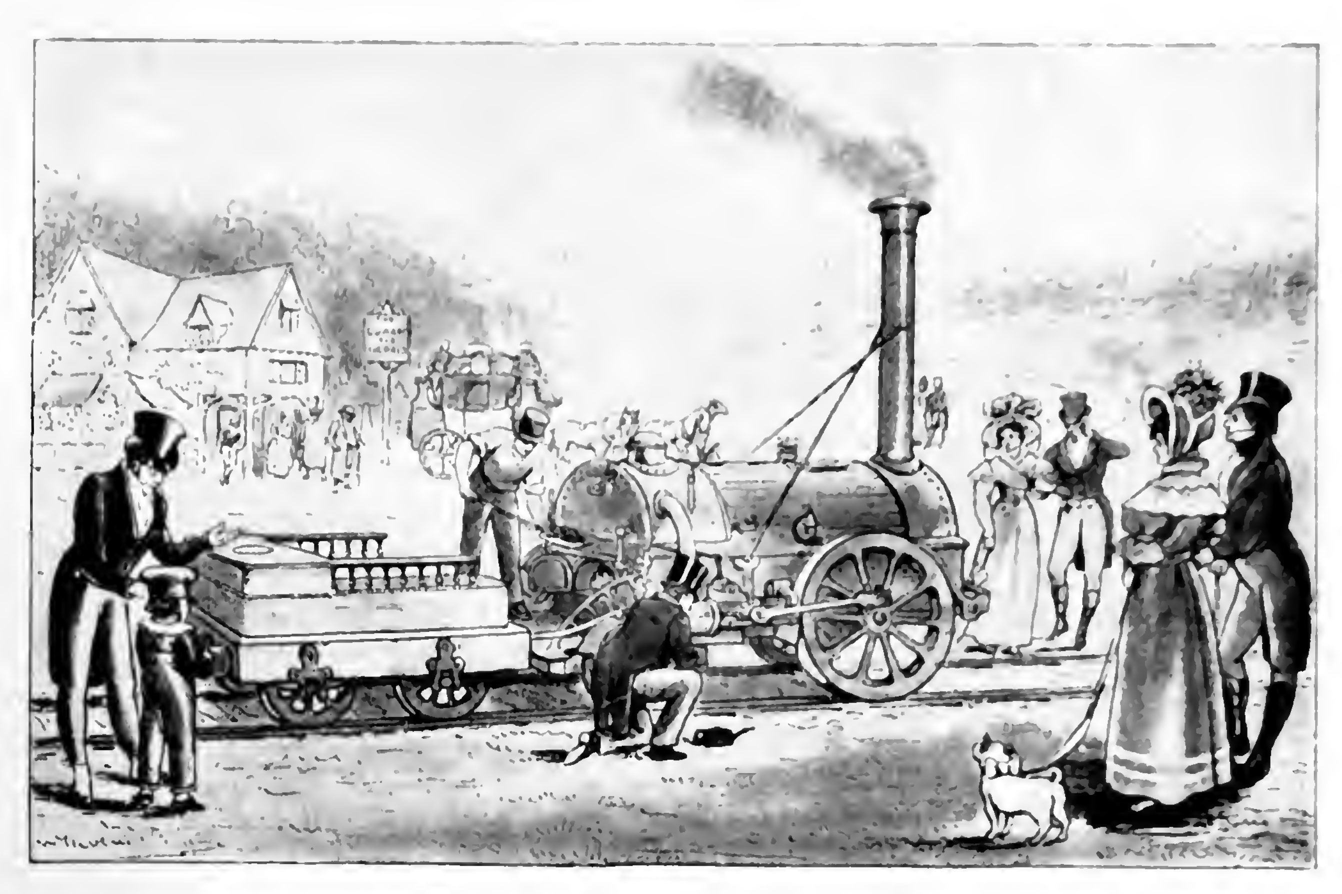
Das Jahr 1826 bildet indessen auch einen wichtigen Markstein für die gesamte Öl- und Fettindustrie. Damals veröffentlichte der französische Forscher Chevreul seine Untersuchungen über die Konstitution der Fette und über die Seifenbildung — eine Reihe von Arbeiten, an denen er seit dem Jahre 1811 thätig gewesen war. Diese Forschungen gaben zum erstenmal richtige Aufschlüsse über die Chemie der genannten Körper und hatten deshalb durchgreifende Änderungen in den Fabrikationsmethoden zur Folge. Chevreul war der erste, der das Margarin, das Stearin und das Olein herstellte. Es giebt keine Fettart, die er während seines langen Lebens (1786 bis 1889) nicht untersucht hätte; aus vielen hat er neue, zumeist wertvolle Substanzen isoliert. Fette.

Die Jahre 1827 und 1828 brachten dann die Entdeckung zweier neuer Elemente durch Wöhler: des Aluminiums und des Berylliums. Wöhler stand, als er diese Entdeckungen machte, erst im siebenundzwanzigsten Lebensjahre und wir werden bei der Schilderung seines Lebensganges noch ausführlicher auf diese Entdeckungen zurückkommen. Schon an dieser Stelle müssen wir jedoch einer anderen Arbeit Wöhlers gedenken, die, als bedeutsamstes unter allen Resultaten chemischer Forschung in den ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts, die erste Periode in der Entwickelung der Chemie würdig abschloß und zugleich eine neue Glanzzeit eröffnete. Diese epochemachende That, die den damals neunundzwanzigjährigen Wöhler mit unsterblichem Ruhm bedeckte, war die Darstellung des Harnstoffes aus seinen Aluminium. Beryllium. Wöhler.

[illegible] durch seine Forschungen die Phlogistontheorie endgültig zum [illegible] Wöhler durch seine Darstellung des Harnstoffes das Ende einer anderen Theorie [illegible], die sich seit langer Zeit lähmend und behindernd dem Fortschritte ent[illegible] hatte, und damit ein ganz neues Gebiet erschlossen, das der „Organischen Chemie“.

Jene Theorie war die Theorie von der Lebenskraft. Schon seit alten Zeiten unterschied man in der Natur zwischen unbelebten und belebten Wesen. Zu den ersteren zählten die Gesteine, das Wasser, die Luft u. s. w., zu den letzteren Tiere und Pflanzen. Da die letztgenannten Wesen alle Organe besaßen, mittels deren sie die verschiedensten Lebensfunktionen verrichteten, so faßte man alle Substanzen, aus denen diese Organe bestanden, ebenso wie die Ausscheidungsprodukte und Säfte der letzteren unter dem Sammelnamen „organische Körper“ zusammen. Schon früher hatte man, wie wir sahen, das Wasser, die Salzsäure u. s. w., also nicht organische oder anorganische Körper aus ihren Bestandteilen auf chemischem Wege zusammengesetzt, niemals aber war es gelungen, irgend einen organischen Körper, ein Fett, einen Pflanzensaft, Horn oder sonst etwas durch chemische Operationen aus seinen Bestandteilen künstlich herzustellen. Dieser Umstand hatte zur Aufstellung der Theorie von der Lebenskraft Veranlassung gegeben, nach der sich nur die anorganischen Körper auf künstlichem Wege darstellen lassen sollten; die organischen sollten nur allein durch die Natur selbst geschaffen werden können, und zwar durch eine geheimnisvolle, der letzteren innewohnende Kraft, die man Lebenskraft, vis vivendi, benannte, und die sich je nach der Natur des zu schaffenden Körpers als vegetabilische oder als animalische Lebenskraft äußern sollte. Fast alle Gelehrten jener Zeit waren fest von dieser Theorie überzeugt. Da teilte plötzlich im Jahre 1829 Wöhler der erstaunten Mitwelt mit, daß er bereits im Jahre 1828 eine organische Substanz, ein Produkt des tierischen Organismus, nämlich den Harnstoff, aus dessen Bestandteilen, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff künstlich dargestellt habe, und daß sich dieses Kunstprodukt durch nichts von dem aus den tierischen Organen ausgeschiedenen Harnstoffe unterschiede. Damit sich jedermann von dieser unglaublich erscheinenden Thatsache überzeugen könne, beschrieb Wöhler seine Darstellungsmethode ganz genau. Wie eine Bombe platzte diese Veröffentlichung unter die Anhänger der Lebenskrafttheorie — und das waren damals fast alle Chemiker — und sie zündete wie eine solche. Jeder wollte nun, gleich Wöhler, auch organische Körper künstlich herstellen. Während man bisher hauptsächlich die anorganische Chemie gepflegt und auf deren Gebiete gearbeitet hatte, wandte man sich von nun an dem Ausbau der organischen Chemie zu — war doch der Bann gebrochen, der die Jünger der Chemie stets abgehalten hatte, sich mit dem Studium der organischen Chemie zu beschäftigen. Da stete Erfolge die Forschungen auf dem neuen Gebiete krönten, so entstand auf demselben eine eifrige Thätigkeit, wie man sie vordem nie gekannt hatte. An die Entdeckung Wöhlers schloß sich eine ungeahnte Entwickelung auf allen Gebieten dieses neuen Zweiges der chemischen Wissenschaft an. Nicht mit Unrecht ward deshalb das Jahr 1828 ein Markstein in der Geschichte der Chemie genannt. Das mit ihm anbrechende Zeitalter, das Zeitalter der organischen Chemie — eine Glanzperiode sondergleichen, namentlich für die deutsche Wissenschaft — wird uns, da sein Höhepunkt in spätere Decennien fällt, erst im zweiten Bande beschäftigen . . .

Synthese des Harnstoffs.



Stephensons Lokomotive „The Rocket“ von 1830.

Industrie und Verkehrswesen.

Die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts neu entstehende Groß-Industrie hatte dem neunzehnten als Erbe eine solche Fülle von Aufgaben hinterlassen, daß sich bald in allen Industriezweigen eine wahre Revolution vollziehen mußte. Die alten handwerksmäßigen Methoden hatten sich überlebt, sie vermochten den neuen Ansprüchen an Schnelligkeit und Genauigkeit der Ausführung nicht mehr gerecht zu werden. In erster Linie war es die Metall- und Eisenindustrie, in der sich neue Arbeitsmethoden fast gewaltsam aufdrängten, weil die neuen Maschinen der Textilindustrie und vor allem die Dampfmaschine eine Präzision der Ausführung und eine Gleichmäßigkeit des Materials erforderten, wie sie das alte Handwerk weder kannte, noch für seine bescheideneren Aufgaben brauchte, und wie sie mit den überlieferten mittelalterlichen Werkzeugen auch gar nicht zu erlangen gewesen wären. Die Hauptschwierigkeit bestand in der Mangelhaftigkeit der Eisenherstellung bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts hinein. Die Eisenverhüttung und mehr noch die Herstellung von Schmiedeeisen, vom Stahl ganz zu schweigen, befand sich noch völlig im Banne handwerksmäßiger Erfahrung. Man verstand weder ein gleichmäßig ausfallendes Stück Gußeisen zu erzeugen, noch Schmiedeeisen billig und in zuverlässiger Qualität herzustellen. Die hergebrachte Stahlerzeugung war so sehr ein Werk des Zufalles, daß man jeden gewonnenen

[illegible] erst darauf hin untersuchen mußte, ob er sich besser zu Stahl oder Schmiedeeisen eigne! Wo nur es irgend anging, vermied man deshalb die Verwendung von Eisen und Stahl, und setzte an ihre Stelle das leichter zu bearbeitende und in gleichmäßigerer Qualität zu erhaltende Holz. Kein Wunder also, daß die Dampfmaschinen der ersten Zeit, von denen einige im Londoner South Kensington Museum aufbewahrt werden, einen fast grotesken Anblick gewähren. Auch die berühmte Lokomotive Stephensons „The Rocket" besaß noch hölzerne Triebräder mit Eisenreifen und hölzerne Pleuelstangen. Den schmiedeeisernen Platten, aus denen der Kessel gebaut ist, sieht man es an, daß sie von Handwerkern durch mühsames Hämmern erzeugt worden waren. Die Schwierigkeit, geeignetes Kesselblech zu erhalten, war noch im Jahre 1804 so groß, daß es Trevethik vorzog, den Kessel seiner Lokomotive aus dem ungleich schwereren Gußeisen anstatt aus Schmiedeeisen herzustellen.

Aber die gesteigerten Ansprüche, die an die neuen Maschinen gestellt wurden, zwangen zu einer umfassenderen Verwendung des Eisens, es mußten neue Verfahren ausfindig gemacht werden, das Metall billig und gleichmäßig herzustellen. Noch im Jahre 1816 kannte man in den englischen Maschinenfabriken weder Hobel-, noch Frais-, noch Bohrmaschinen; die Drechselbank und der Drillbohrer waren in der Hauptsache alles, was dem damaligen Mechaniker zu Gebote stand. Nähmaschinen, die heute eine so große Rolle spielen, hätte man damals, selbst wenn Plan und Zeichnung vollständig vorgelegen hätten, gar nicht herstellen können. Alle Erfinder jener Zeit mußten die Maschinen, die sie erdachten, eigenhändig ohne maschinelle Hilfe anfertigen, wobei sie gewöhnlich zuvor erst die erforderlichen Werkzeuge erfinden und herstellen mußten. James Watt konnte seine erste Maschine nicht recht in Gang bringen, weil es an genauen Vorrichtungen zur Bearbeitung ihrer Hauptteile fehlte.

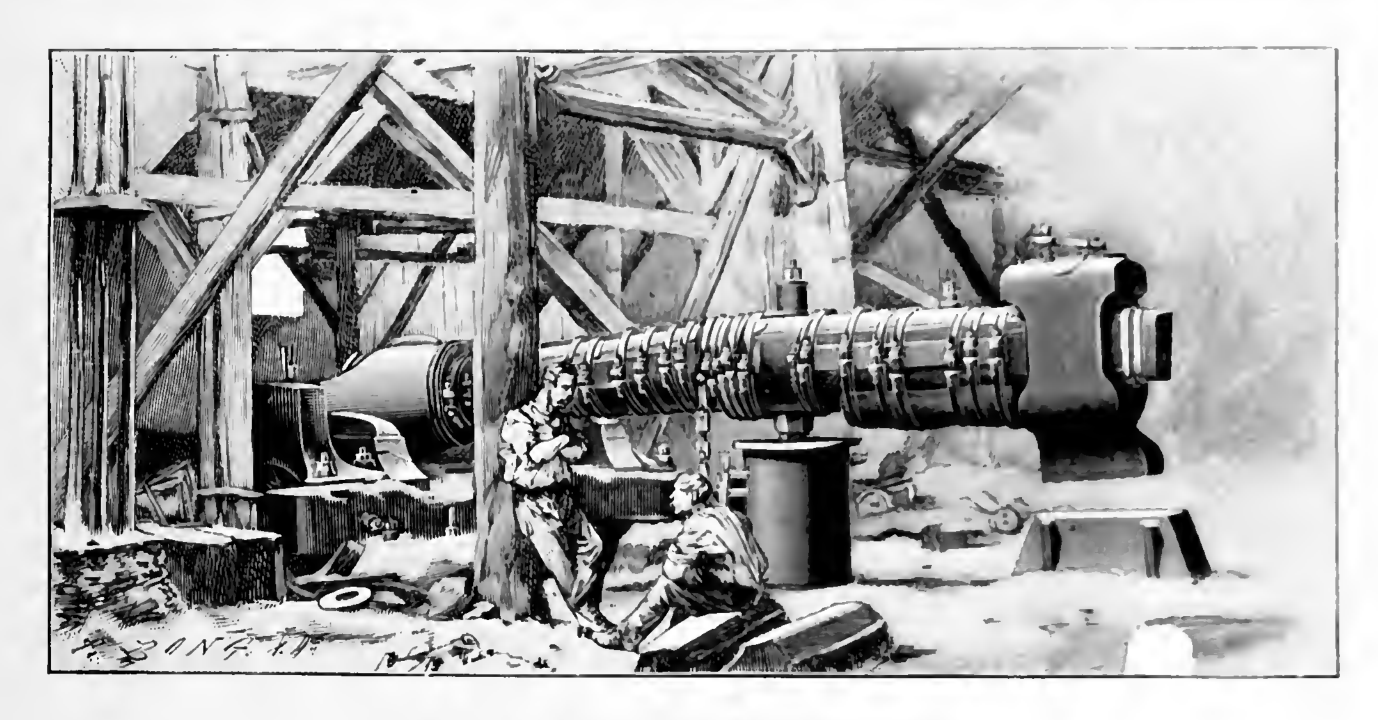
Eisengewinnung.

Das Problem der rationellen Eisengewinnung und Eisenverarbeitung hatte sich schon den ersten Erfindern aufgedrängt, aber der große Aufschwung in der Eisenindustrie beginnt doch erst mit der Einführung des Dampfwagens und der Eisenbahnen für den Personen- und allgemeinen Güterverkehr. Die in den früher (S. 176) gegebenen Zahlen dargestellte Entwickelung der Eisenindustrie hätte nicht vor sich gehen können, wenn nicht an die Stelle der Verhüttung des Eisens mit Holzkohle die Verwendung der Steinkohle und der Koke getreten wäre. Kohle und Eisen wurden nunmehr für das 19. Jahrhundert die charakteristischen Elemente, und an der weiteren industriellen Entwickelung nahmen darum zunächst nur diejenigen Länder teil, die über genügend Kohle und Eisen im Schoße ihrer Berge verfügten. Die einzige Ausnahme hiervon machte die Schweiz, wo billige und reichliche Wasserkräfte diesen Mangel zum Teil wieder ausglichen.

Noch war freilich, trotz der Verbilligung des Roheisens in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, trotz des fabelhaften Aufschwunges in der Eisenproduktion die Verwendung des für die Maschinenfabrikation wichtigsten Materials, des Schmiedeeisens, nicht populär geworden, die Verwendung von Gußeisen vielmehr eine allgemeine. Denn wenn man auch schon im Altertum das heute noch in Südafrika und zum Teil auch in Schweden geübte „Rennverfahren" zur direkten Erzeugung von Schmiedeeisen und selbst Stahl aus den Erzen kannte, und wenn dieses Verfahren auch ein vorzügliches, zähes Eisen lieferte, so hatte man es dabei doch durchaus nicht in der Gewalt, ein Eisen von bestimmter Qualität zu erzeugen, und das erzielbare Quantum war zu gering, als daß es in ausgedehntem Maße für [illegible] Zwecke hätte Verwendung finden können. Die Produktion genügte kaum, um den Bedarf an Werkzeugen, Waffen, Messern u. s. w. zu decken, und die Schwierigkeit der

Herstellung steigerte den Preis weit über den wahren Wert hinaus. Allerdings war bereits im Jahre 1783—84 der Puddlings-Prozeß von Cort und Parnell erfunden worden, der eine rasche und der erzeugbaren Qualität nach sehr sichere Verwandlung des Roheisens in Schmiedeeisen und Stahl dadurch gestattet, daß man das in einem Flammenofen eingeschmolzene Roheisen unter Luftzutritt mit eisernen Krücken umrührt und dadurch den Kohlenstoffgehalt des Roheisens in einem gewünschten Grade zur Verbrennung bringt, aber das Puddeln des Roheisens — besonders zur Stahlerzeugung — führte sich erst seit etwa 1845 allgemein ein, nachdem die unzweckmäßige Kohlenfeuerung der Puddelöfen im Jahre 1840 durch die Regenerator-Gasfeuerung ersetzt worden war.

Das weitaus meiste Schmiedeeisen, und ebenso das Hauptquantum an Stahl wurde bis über das erste Drittel dieses Jahrhunderts hinaus durch den sogenannten „Frischprozeß“ erzeugt, bei dem man Tropfen des niederschmelzenden Roheisens durch einen Windstrom auf



Alter Stielhammer der Kruppschen Werke.

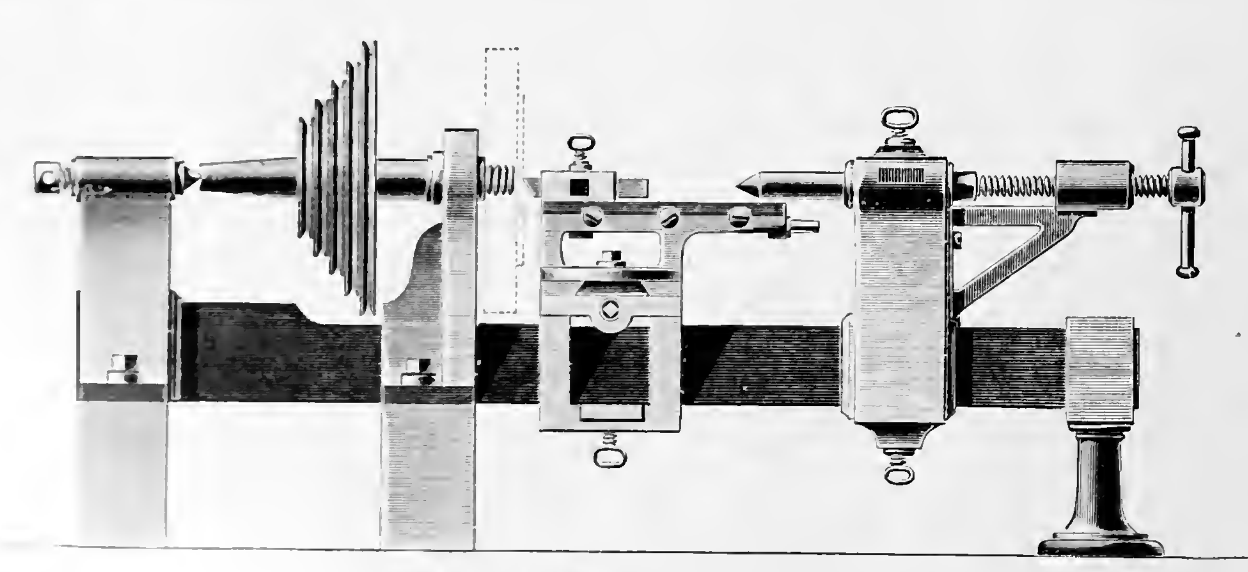
einen mit Holzkohle beschickten Herd niederfallen läßt. (Das moderne Bessemerverfahren ist im Prinzip nichts anderes als ein mit den heutigen Mitteln der Wissenschaft kontrollierter Frischprozeß.) Der beim Frischen entstandene Klumpen, „Luppe“ genannt, enthielt noch Schlacke und Luftblasen in sich und mußte erst wieder vermittelst der Luppenmühle oder durch Quetschwerke zerschlagen und mit schweren Hämmern, die meist mit Wasserkraft getrieben wurden, wiederholt ausgeschmiedet werden, ehe man ein brauchbares Schmiedeeisen erhielt. Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ giebt ein anschauliches Bild von der Mühseligkeit des damals geübten Verfahrens der Eisenherstellung. Die am Anfange dieses Jahrhunderts verfügbaren Mittel waren trotz ihrer Mannigfaltigkeit bei weitem noch nicht ausreichend, um Schmiedeeisen in solchen Quantitäten und in einer solchen Gleichmäßigkeit zu erzeugen, als daß es einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Maschinenindustrie hätte ausüben können. Insbesondere wurde die Möglichkeit, beliebig große Luppen auszuschmieden und damit die Produktion von Schmiedeeisen erheblich zu steigern, erst durch die Erfindung des Dampfhammers erzeugt, für den die erste Idee bereits James Watt (1784) und später William Deverell

(1806) erfunden hatte, die aber erst durch Nasmuth (1838) zur Vollendung gebracht wurde. Die Erfindung des Dampfhammers ist ein Beispiel dafür, wie ein großer technischer Fortschritt auf die mannigfachsten Gebiete befruchtend einzuwirken vermag. Der Dampfhammer kam in erster Linie dem Bedürfnis der Herstellung besonders großer Schmiedeeisenstücke, wie sie die in den dreißiger Jahren zur hohen Entwickelung gelangende Dampfschiffahrt mit ihrem Bedarf an Kurbelwellen, Kolbenstangen u. s. w. erforderlich machte, entgegenkommen. Indem der Dampfhammer in glänzender Weise diesem Bedürfnis entgegenkam, erleichterte er gleichzeitig die Herstellung des Schmiedeeisens selbst, und wirkte befruchtend auf die gesamte Maschinenindustrie. Der Vorzug des Dampfhammers vor den älteren Schwanzhämmern besteht darin, daß der Hammerblock senkrecht auffällt, während er bei dem Schwanzhammer sich in einem Kreisbogen bewegt, und daß sich bei dem Dampfhammer die Wirkung des Schlages nach Belieben verändern läßt. Man ist mit einem Dampfhammer, dessen Hammerblock viele hundert Centner schwer ist, ebenso imstande, Nüsse aufzuknacken, ohne den Kern zu verletzen, wie die mächtigsten Stahlblöcke mit einem Schlage zu zertrümmern.

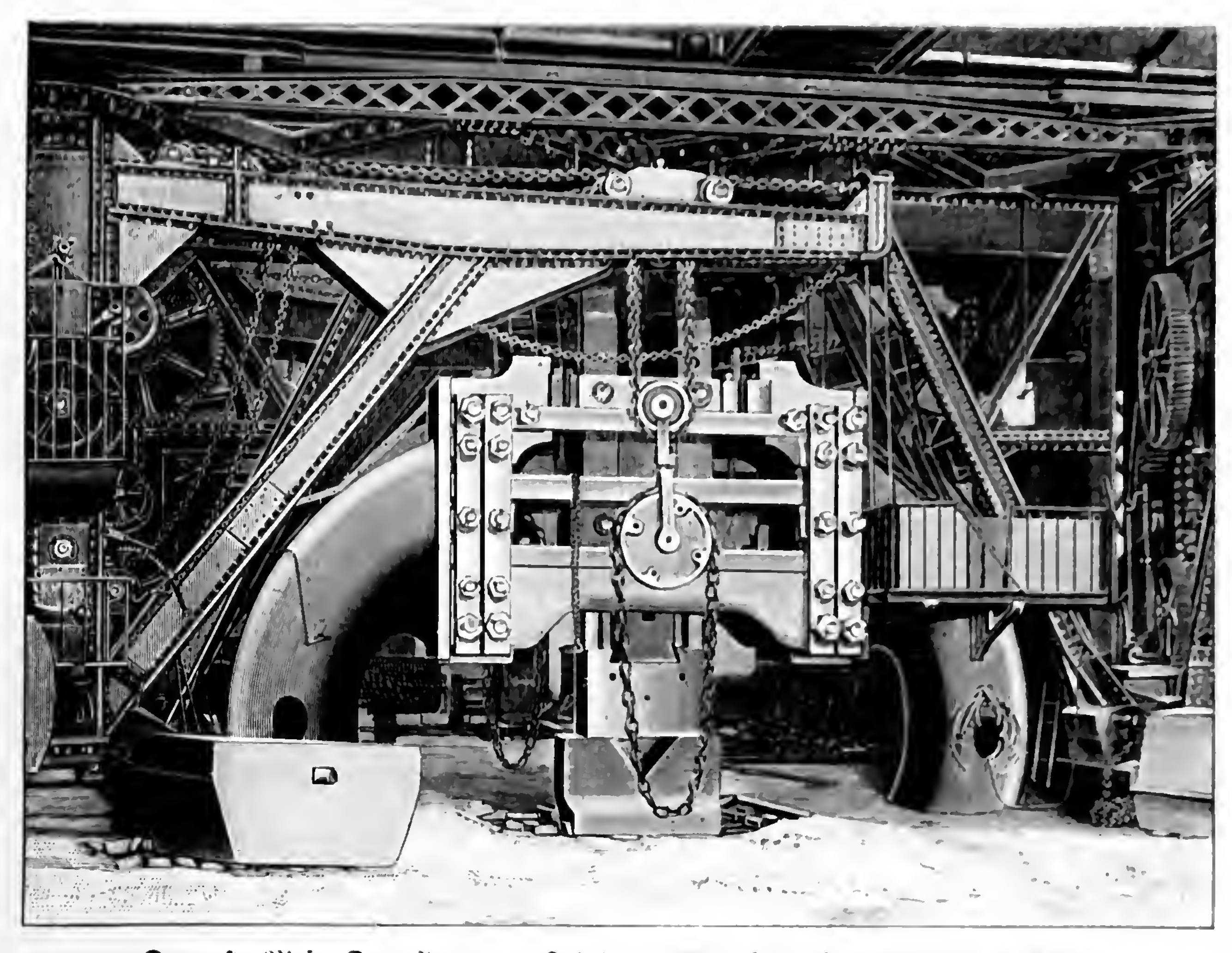
Das Prinzip des Dampfhammers ist außerordentlich einfach. Sein wesentlichster Bestandteil ist der Dampfcylinder. Indem der Dampf in diesen von unten einströmt, hebt er durch seine Expansionskraft den Kolben mit dem daran befestigten Hammerblock in die Höhe. Läßt man nun durch die Bethätigung des Steuermechanismus den Dampf sofort ausströmen, so fällt der Hammer mit seiner ganzen Schwere auf den Amboß; gestattet man jedoch dem Dampf nur einen beschränkten Ausgang durch nur teilweise Öffnung des Auslaßventils, so wird der Hammer in seinem Falle mehr oder weniger stark behindert und fällt nur mit einer relativ geringen Wucht auf den Amboß. In der unendlichen Reihe der Werkzeugmaschinen, die durch die Präzision ihrer Arbeit dem modernen Fabrikbetriebe ihren charakteristischen Stempel aufdrücken, bildet der Dampfhammer das erste Glied, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Er war es, der die moderne Eisenindustrie über das Niveau des handwerksmäßigen Kleinbetriebes heraushob und ihr unter den modernen Großbetrieben die erste Stellung anwies.

Werkzeugmaschinen.

Der Dampfhammer kann allerdings, streng genommen, nicht den eigentlichen Werkzeugmaschinen zugerechnet werden, ebensowenig wie die Walzwerke, deren zweckentsprechende Ausgestaltung für den Großbetrieb, obwohl sie bereits im Mittelalter zur Blecherzeugung verwandt wurden, ebenfalls in das erste Drittel dieses Jahrhunderts fällt; die Maschinenindustrie



Maudsleys Drehbank mit Support.



Der erste Riesen-Dampfhammer „Fritz“ der Kruppschen Gußstahlfabrik in Essen.

brauchte zunächst weit weniger gigantische Vorrichtungen zur Bearbeitung gewaltiger Metallmassen als das Präzisionswerkzeug, das den einzelnen Maschinenteilen die erforderlichen streng geometrischen Formen erteilte, wie sie die menschliche Hand selbst bei größter Geschicklichkeit nicht zu leisten vermochte. Dieses Problem wurde von Henry Maudsley im ersten Decennium dieses Jahrhunderts durch die Erfindung des Supports gelöst. Bald automatisch gemacht und in modifizierter Form von der Drechselbank, für die er zuerst bestimmt war, auf andere Konstruktionsmaschinen übertragen, ersetzt er nicht ein besonderes Werkzeug, sondern die menschliche Hand selbst, die eine bestimmte Form hervorbringt durch Anpassen, Vorhalten und Richtung der Schärfe von Schneideinstrumenten u. s. w. gegen oder über das Arbeitsmaterial. So gelang es, die geometrischen Formen mit einem Grade von Leichtigkeit, Genauigkeit und Raschheit herzustellen, den keine gehäufte Erfahrung der Hand des Arbeiters verleihen konnte.

Maudsleys Support.

Seit Erfindung des Supports ist die Drehbank zur unentbehrlichsten Werkzeugmaschine für den Maschinenbau geworden, denn sie ermöglicht es nicht nur cylindrische Rundungen abzudrehen, Cylinder auszubohren u. s. w., sondern sie gestattet auch, mit äußerster Präzision die Endflächen von Werkstücken absolut eben abzudrehen. Aus der Drehbank entwickelten sich dann ihre verschiedenen Abarten, die Fräsmaschine, heute wohl die wichtigste Werkzeugmaschine überhaupt, die Schraubendrehbänke, Revolverdrehbänke u. s. w., die alle mehr oder weniger zur Herstellung von Massenartikeln dienen. Durch die Verbindung mit dem Support ist die Drehbank zugleich aber auch der Ausgang für die Metallhobelmaschine geworden, bei der

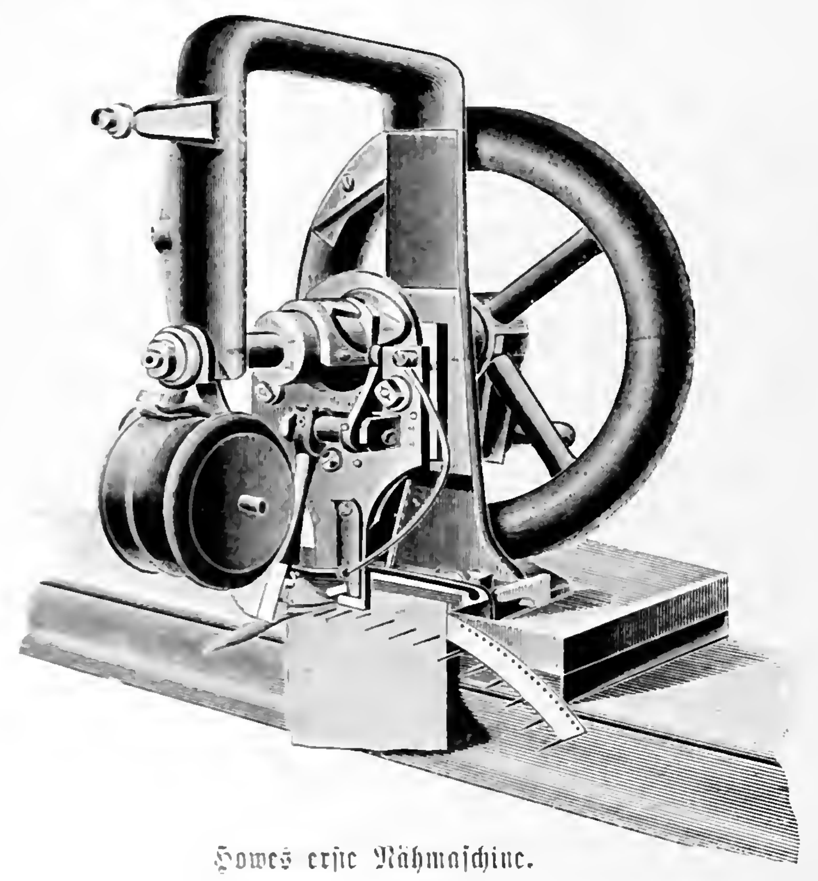
[illegible] eingeklemmte Werkzeug, oder das zu bearbeitende Werkstück [illegible] Bewegung anstatt der rotierenden Bewegung bei der Drehbank erhält.

[illegible] der Vorteile der maschinenmäßigen Fabrikation gingen auch die [illegible] die 1817 von Bramah erfunden wurde, und die Loch- und Stanzmaschinen [illegible] Drittel dieses Jahrhunderts hervor. Der gleiche Gedanke kam aber auch bei [illegible] zum Ausdruck, die durch Kombination verschiedener und verschiedenartiger Werkzeuge nicht bloß als cyklopische Wiedergeburt der primitiven Werkzeuge erscheinen, sondern, wie die Maschinen zur mechanischen Herstellung von Nägeln (1809), Nadeln, Schrauben (1818), Stahlfedern (1823), wie ein belebter Organismus funktionieren, der dem Menschen jede Arbeit bis auf die Beaufsichtigung, den Zuschub neuen Rohmaterials und die Entfernung der fertigen Ware abnimmt. Aus dem früher Gesagten ist leicht zu ersehen, weshalb — nachdem im 18. Jahrhundert die Textilmaschinen die Groß-Industrie aus der Taufe gehoben hatten — im ersten Drittel unseres Jahrhunderts und darüber hinaus die Metallindustrie und die Maschinen zur Metallbearbeitung in den Vordergrund der Technik treten mußten: die Exaktheit und Leichtigkeit der Eisenbearbeitung war das α und ω jedes weiteren industriellen Fortschrittes! Fast alle bedeutenderen technischen Erfindungen aus dieser Zeit — abgesehen von Roberts Selfaktor, der höchsten Vervollkommnung, der die Spinnmaschine noch fähig war — bewegten sich auf dem Gebiete der Maschinenindustrie und Metallverarbeitung.

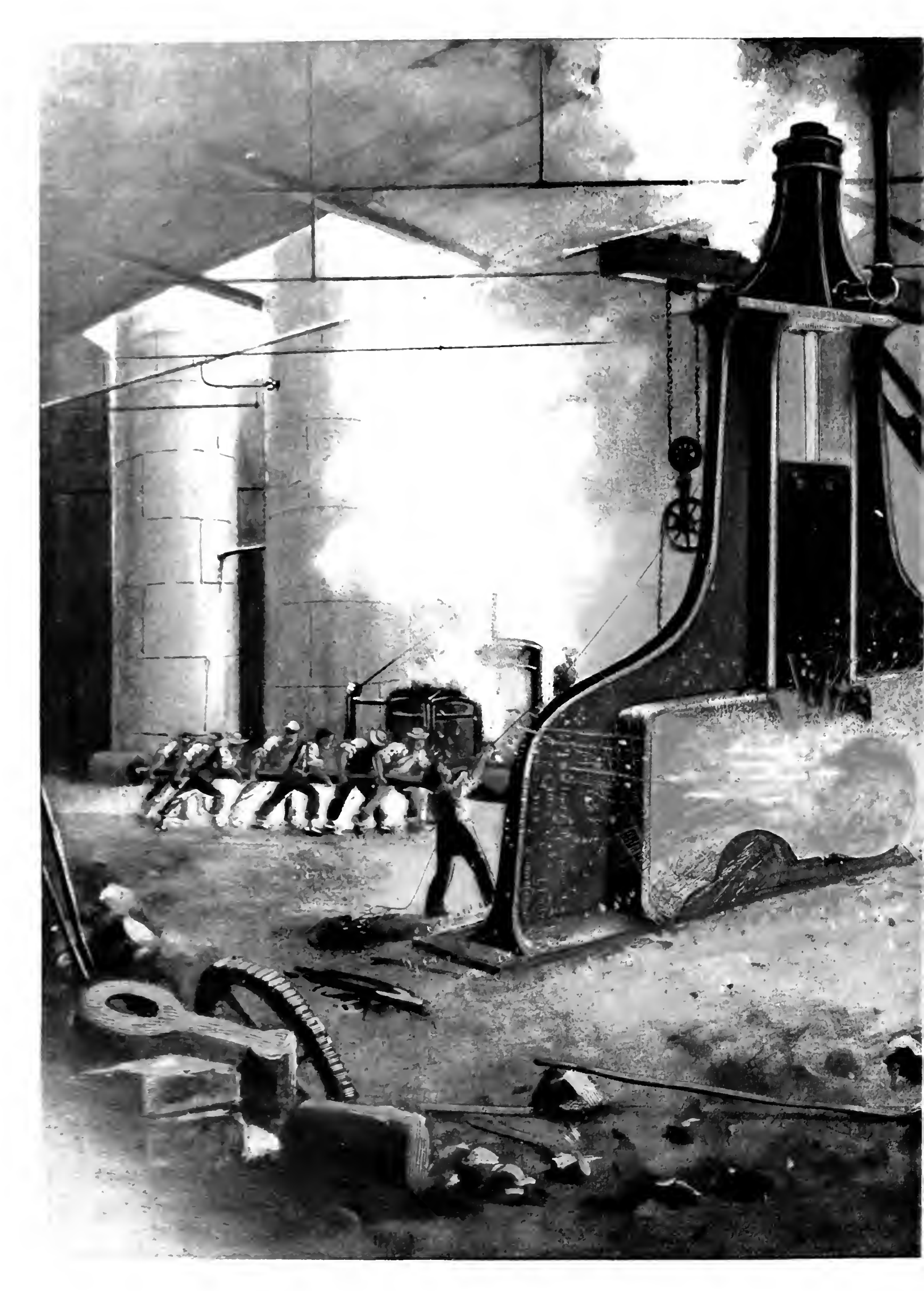
In allen übrigen Gewerbebetrieben blieb zunächst die handwerksmäßige Produktionsmethode von der Maschine unbeeinflußt. Doch auch in diesen Gewerbezweigen bereitete sich die entscheidende Revolution bereits vor durch die Erfindung der Nähmaschine, die in den zahlreichen Zweigen der Bekleidungsindustrie, der Schneiderei, Näherei, Schusterei, Hutmacherei, Putzmacherei u. s. w. eine ähnliche Rolle, wie die mechanische Spinnmaschine spielen sollte.

Näh-maschine.

Die Geschichte der Nähmaschine geht ebenfalls bis in das vorige Jahrhundert zurück und knüpft sich an die Namen Thomas Saint (1790), Madesberger (1807 bis 1839), Thimonier (1830). Obwohl in den dreißiger und vierziger Jahren in England und Amerika schon gegen 30 Patente erteilt worden waren, begann die Zeit der leistungsfähigen Nähmaschinen doch erst mit Elias Howe (1846). Die Nähmaschine von Greenough (1832), bei der eine zweispitzige Nadel mit dem Öhr in der Mitte abwechselnd von der einen Seite des Stoffes nach der anderen von zwei gegenüberliegenden Greifern durchgezogen wurde, war noch eine bloße Kuriosität, während bei der ersten Maschine von Howe das Webschiffchen bereits mit einer öhrspitzigen Nadel in genialer Weise kombiniert war.

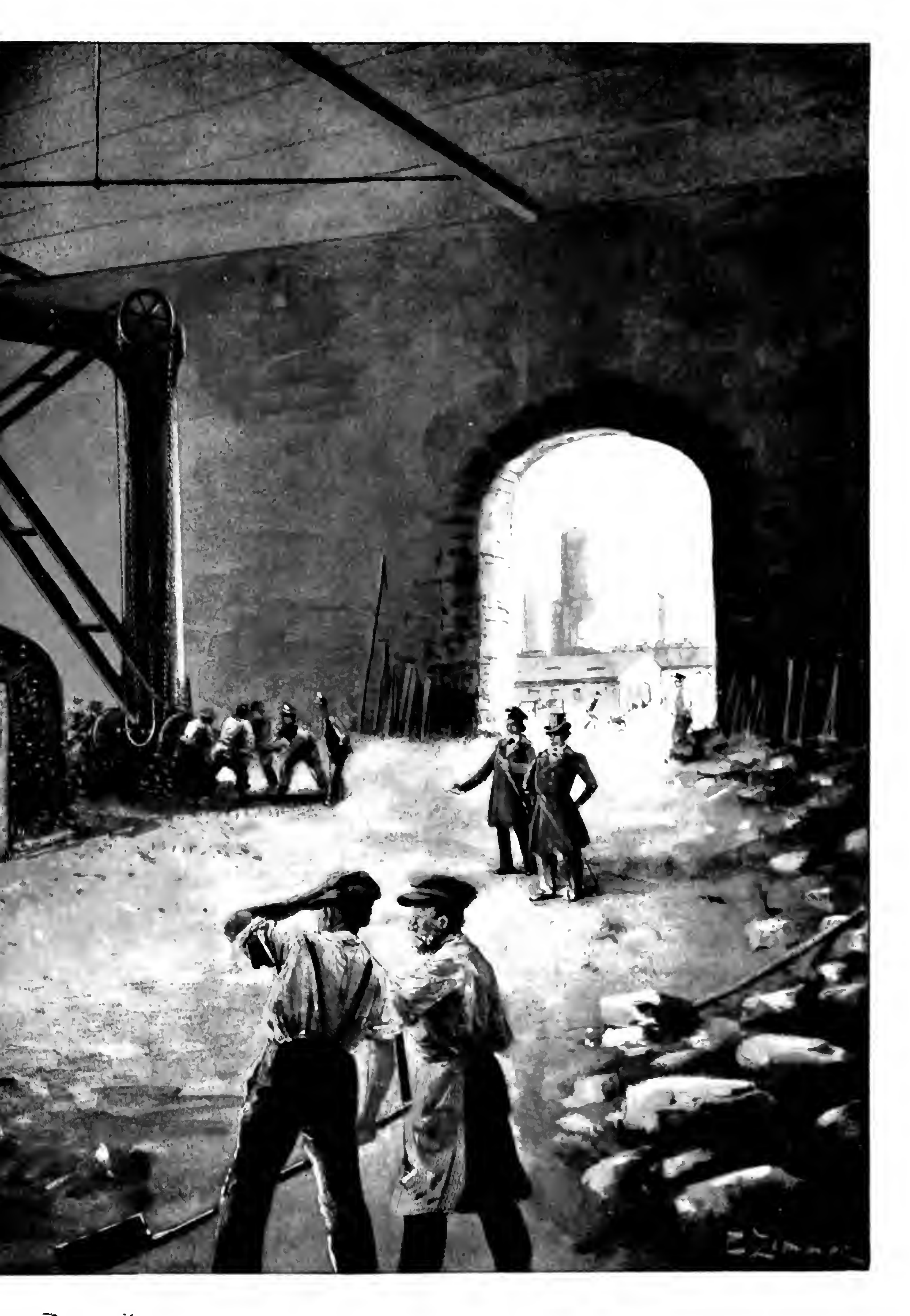


Howes erste Nähmaschine.



James Nasmyths'

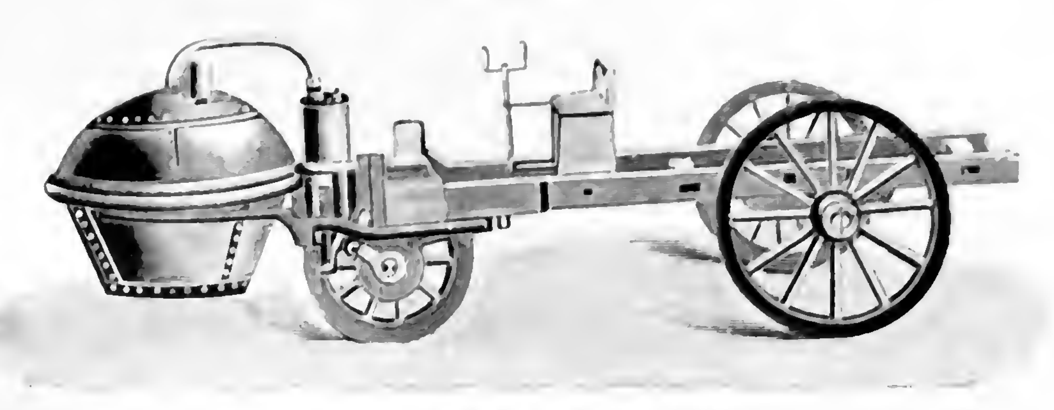
Nach einer Darstellung des E



...er Dampfhammer.

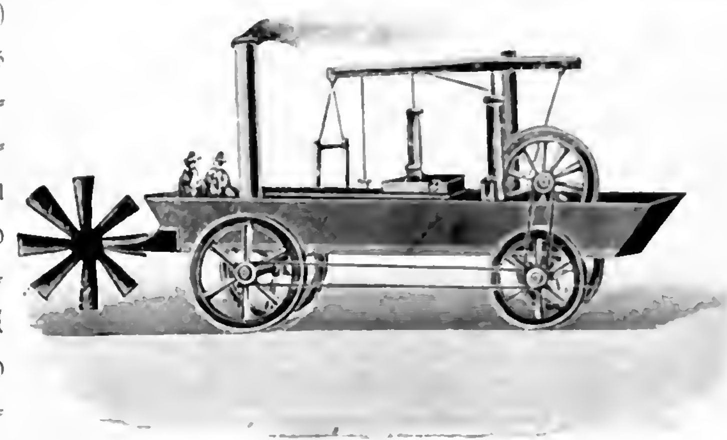
...ers aus dem Jahre 1842.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co in Berlin W.



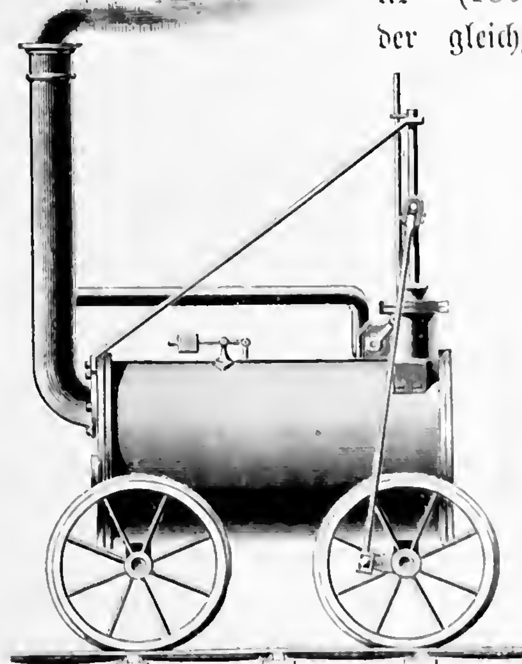
Cugnots Dampfwagen vom Jahre 1770.

Zeigten diese unbeholfenen Maschinen schon, bis zu welch hohem Grade sich die mechanischen Fertigkeiten und die Leistungsfähigkeit in der Metallbearbeitung im ersten Drittel unseres Jahrhunderts weiter entwickelt hatten, so tritt dies mit noch greifbarerer Deutlichkeit auf einem anderen Gebiete der Maschinenindustrie in die Erscheinung, das dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts den charakteristischen Stempel aufgedrückt hat: die Erfindung der Dampflokomotive und des Dampfschiffes, deren bis in das vorige Jahrhundert zurück- Lokomotive. liegende Anfänge bereits früher (S. 180) erwähnt wurden. Aber von Cugnots Dampfwagen bis zu Stephensons Lokomotive liegt trotz des geringen Zeitabschnittes von noch nicht fünfzig Jahren doch ein so außerordentlich großer Abstand der technischen Entwickelung und Erfahrung, daß wir selbst über Murdochs Modell einer Lokomotive vom Jahre 1784 und Evans „Oruktor Amphibolis“ (1804), der gleichzeitig Dampfschiff und Lokomotive war, mit diesem Wort der Erwähnung hinweggehen können. Auch die Lokomotive von Trevethik (1804), die ein beschauliches Dasein im Londoner South Kensington-Museum führt, kann noch keinen Anspruch auf größere Beachtung erheben. Erst mit George Stephensons Thätigkeit begann die erfolgreiche Periode des Lokomotivbaues.



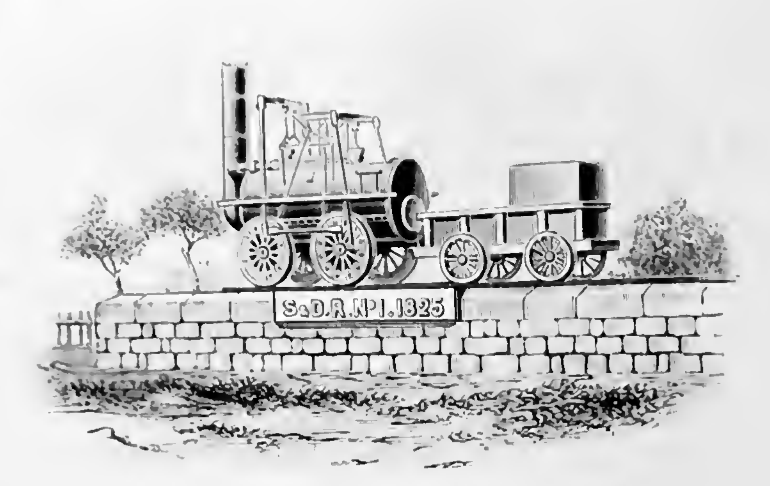
Evans „Oruktor Amphibolis“ von 1804.

Schon im Jahre 1814 hatte Stephenson eine Lokomotive für den Kohlentransport der Gruben Lord Ravens- Stephenson. worths erbaut, die eine Last von 30 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 4 englischen Meilen in der Stunde eine Steigung von 10—12 Fuß pro Meile hinaufzog, und im Jahre 1817 hatte er für den Herzog von Portland eine Lokomotive gebaut, die den Kohlentransport von Kilmarnock nach dem Hafen von Troon vermittelte und dort bis 1848 im Betriebe blieb. Doch erst mit

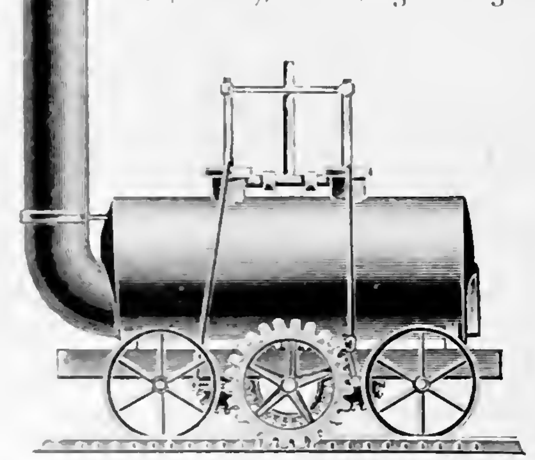


Trevethiks Lokomotive von 1804.

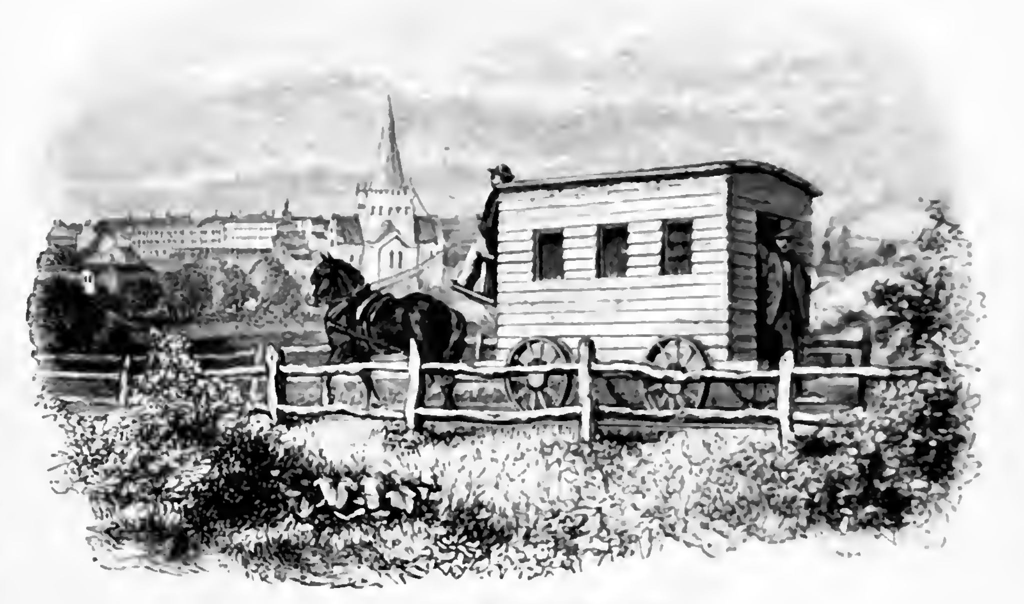
Mit der Eröffnung der Stockton-Darlington Eisenbahn, die Stephenson im Jahre 1825 begann, hebt die eigentliche Geschichte der Lokomotiv-Eisenbahn an. Diese Bahn war ursprünglich für den Kohlentransport nach der Nordsee bestimmt, der Lokomotivbetrieb aber ursprünglich durchaus nicht in Aussicht genommen worden. Nach Prüfung der ersten von Stephenson gebauten Lokomotiven überzeugten sich die Interessenten indessen sehr bald von den Vorteilen, die der Dampfbetrieb gegenüber dem Pferdebetriebe gewähren müßte, und Edward Pease, gemeinsam mit Thomas Richardson, die Hauptaktionäre der Bahn, streckten Stephenson die Summe von 1000 Pfund Sterling zur Anlage einer Lokomotivfabrik in Newcastle vor. Die erste Lokomotive aus der nachmals so berühmt gewordenen Fabrik wurde noch rechtzeitig für die Eröffnung der Bahn am 27. September 1825 fertig. (Heute steht sie als merkwürdiges Monument auf einem Piedestal am Bahnhofe zu Darlington.) Mit der Eröffnung dieser ersten Bahnlinie setzte die geradezu beispiellose Entwickelung des Eisenbahnwesens ein. Wenn sich diese Bahn auch sehr erheblich von den alten Kohleneisenbahnen unterschied, so war sie doch noch weit davon entfernt, eine Eisenbahn im heutigen Sinne zu sein. Der Betrieb erfolgte nur teilweise mit Lokomotiven: an Stellen mit starker Steigung wurden die Wagen durch stehende Dampfmaschinen und Seile in die Höhe gezogen. Zwischen den Endstationen verkehrten nur zweimal täglich Personenwagen, die nach der Schilderung von Zeitgenossen eine fatale Ähnlichkeit mit Menageriewagen hatten. Aber nichtsdestoweniger war doch schon am Eröffnungstage der Bahn, der festlich begangen wurde, deutlich ersichtlich, welch gewaltigen Kulturfortschritt diese erste Lokomotivbahn eingeleitet hatte. Am Tag der Eröffnung beförderte nämlich die Lokomotive Nr. 1, die selbst ein Gewicht von 7 Tonnen hatte, eine Zuglast von 90 Tonnen mit einer Geschwindigkeit von 12—15 englischen Meilen pro Stunde, und dabei war diese Lokomotive Nr. 1 noch sehr weit von dem Ideal entfernt, das zwei Jahre später Stephenson selbst mit seiner „Rocket" erfüllen sollte. Die Lokomotive Nr. 1 zeigte zwei senkrecht stehende, zum Teil in den Kessel eingebaute Cylinder, deren Kolbenstangen wagerechte Balken auf und nieder bewegten, an die erst die Pleuelstangen zur Bewegung der Räder angriffen. In technischer Hinsicht kann erst die Eisenbahn von Manchester nach Liverpool als der eigentliche Vorläufer der modernen Eisenbahnen angesehen werden. Die Gründung und der Bau dieser Eisenbahn ist in mehrfacher Hinsicht, für den Stand der Technik sowohl wie für die Einsicht des großen Publikums gewaltigen kulturellen Fragen gegenüber, charakteristisch. Geradezu ungeheuerlich waren die Schwierigkeiten, die sich Stephenson in der Öffentlichkeit



Stephensons Lokomotive „Nr. 1" von 1825.


Blenkinsops Zahnrad-Lokomotive von 1811.

und im Parlament entgegenstellten. Seine Behauptung, „er könne eine Lokomotive für eine Geschwindigkeit von 20 englischen Meilen in der Stunde bauen,“ veranlaßte die berühmt gewordene Erwiderung in der „Quarterly-Review“: „Was kann wohl handgreiflich lächerlicher und alberner sein als das Versprechen, eine Lokomotive für die doppelte Geschwindigkeit der Postkutschen zu bauen! Ebensogut könne man glauben, daß die Einwohner von Woolwich sich auf einer Congreveschen Rakete abfeuern ließen, als daß sie sich einer solchen Maschine anvertrauen würden!“ Im Laufe der Untersuchungen vor der Parlamentskommission des Unterhauses legte der Vorsitzende, der den Mund recht voll zu nehmen pflegte, Stephenson die Frage vor, ob man eine Zugmaschine bauen könne, die vier englische Meilen in einer Stunde zurücklegen könne. Stephenson bejahte dies. Da faßte sich jener ein Herz und that die verwegene zweite Frage, ob man es vielleicht bis zu acht Meilen in der Stunde bringen könne; Stephenson bejahte auch diese Frage, aber in einem Tone, der jede weitere Frage abschnitt. Da spielte aber ein anderes Mitglied einen noch stärkeren Trumpf aus: „Gesetzt, eine Ihrer Lokomotiven liefe mit einer Geschwindigkeit von 9—10 Meilen die Stunde und eine Kuh verirrte sich auf das Geleise und käme der Maschine in den Weg, würde das nicht eine höchst fatale Situation sein?“ „Ja, höchst fatal für die Kuh!“ war Stephensons prompte Antwort. Schließlich erklärte sich die Parlamentskommission aber doch für die Stephensonsche Lokomotivbahn.



Der erste Eisenbahnwagen.
Nach Thurston „Geschichte der Dampfmaschine“.

Wenn schon bei dieser, Stephenson im allgemeinen wohlgeneigten Kommission ein tiefgreifendes Verständnis für die gewaltige Bedeutung der Lokomotiveisenbahn nicht zu erkennen war, so kann man sich nicht wundern, daß bei dem größeren Publikum nicht bloß Abneigung, sondern sogar offene Feindschaft gegen das Stephensonsche Projekt der Eisenbahn von Liverpool nach Manchester zum Ausdruck kam. Mündliche Angriffe und Prozesse waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, denn mehrmals waren die mit der Nivellierung der Bahn betrauten Geometer durch den mit Stöcken und Steinen bewaffneten Pöbel, der von den Grundbesitzern und Omnibuseignern aufgehetzt worden war, von ihrer Arbeit vertrieben worden

Trotz aller Schwierigkeiten kam der Bau der Eisenbahn endlich doch zustande. Aber noch 1828 war die Frage nicht entschieden, ob Lokomotiven oder stationäre Dampfmaschinen zur Anwendung kommen sollten. Erst nach beharrlich durchgeführten Kämpfen, in denen Stephenson unermüdlich für die Lokomotive eintrat, einigte man sich dahin, einen Preis von 500 Pfund Sterling für die beste Lokomotive auszusetzen, und schrieb die nachfolgenden Bedingungen vor: 1. Die Maschine muß ihren eigenen Rauch verbrennen. 2. Sie muß, wenn

[illegible] Tonnen beträgt, imstande sein, Tag für Tag 20 Tonnen Gewicht mit einer [illegible] von 10 Meilen zu befördern, während der Dampfdruck 3,5 Atmosphären [illegible] darf. 3. Der Dampfkessel muß zwei Sicherheitsventile haben, von denen [illegible] vollständig außerhalb des Bereichs des Maschinisten befindet. 4. Maschine und [illegible] müssen in Federn ruhen und auf sechs Rädern montiert sein. Die Höhe des Ganzen bis an die Spitze des Schornsteines darf 15 Fuß nicht übersteigen. 5. Die Maschine darf mit dem Wasser nicht mehr als 6 Tonnen wiegen, doch würde eine solche von geringerem Gewicht den Vorzug erhalten, vorausgesetzt, daß die beförderte Last in demselben Verhältnis [illegible]. Im Falle ihr Gewicht nur 4½ Tonnen beträgt, kann sie auf vier Rädern montiert sein. 6. Ein Quecksilbermanometer zur Anzeige des Dampfdruckes muß auf der Maschine angeordnet sein. 7. Die Maschine muß spätestens am 1. Oktober 1829 vollständig und zur Probe fertig in Liverpool der Bahn übergeben werden. 8. Der Preis der betriebsfähigen Maschine darf 550 Pfund Sterling nicht übersteigen.

Obwohl in Anbetracht der geringen Erfahrungen auf dem Gebiete des Lokomotivbaues die Bedingungen als außerordentlich harte angesehen werden mußten, erschienen an dem Tage der Preisbewerbung doch vier Maschinen auf dem Plan. Es waren dies die „Novelty" von Braithwaite und Ericson, die „Rocket" von Stephenson, die „Sanspareil" von Hackworth und die „Perseverance" von Burstall. Für die Konkurrenz in Betracht kamen jedoch nur die „Novelty" und die „Rocket", von denen die erstere den meisten Beifall bei den Zuschauern, die letztere aber den geringsten gefunden hatte. Die „Novelty" erreichte in der That auch zeitweilig eine Geschwindigkeit von 28 Meilen in der Stunde, als aber ihr Gebläse versagte, blieb nur noch die „Rocket" übrig, die zeitweilig eine Geschwindigkeit von 25—30 Meilen in der Stunde erreichte, wobei sie noch einen Wagen mit 30 Passagieren zog. Die Durchschnittsgeschwindigkeit bei allen Probefahrten betrug 15 Meilen in der Stunde. Dieses über alles Erwarten günstige Resultat entschied endgültig über die Zukunft der Eisenbahn und des Verkehrswesens, und als am 15. September 1830 die Linie Manchester-Liverpool mit großen Feierlichkeiten dem Betriebe übergeben wurde, kannte der Enthusiasmus des versammelten Volkes keine Grenzen. Diese Begeisterung pflanzte sich durch das ganze Land fort und wurde auch durch die Nachricht von dem ersten beklagenswerten Unfall nicht gedämpft, der das Vorspiel für so zahlreiche andere bilden sollte. Im Gegenteil zeigte sich gerade bei dieser Gelegenheit die Leistungsfähigkeit der Lokomotive in ihrem glänzendsten Lichte, indem der verunglückte Mr. Huskisson, dem die „Rocket" beim Rangieren ein Bein abgefahren hatte, von der Lokomotive „Northumbrian" unter Stephensons Leitung innerhalb 25 Minuten nach dem 15 Meilen entfernten Krankenhause gebracht wurde. Die Lokomotive erreichte dabei eine Geschwindigkeit von 36 Meilen in der Stunde. Die Kunde von der hierbei erzielten außerordentlichen Geschwindigkeit durcheilte ganz Europa und trug nicht wenig zur allgemeinen Einführung des neuen Verkehrssystems bei.

Mit einigen Worten muß hier noch der Konstruktion der „Rocket" gedacht werden, die zum ewigen Angedenken im Patentsaal des South Kensington-Museums in London aufbewahrt wird. Bei Stephensons Lokomotive, die nachmals von seinem Sohne Robert noch erheblich verbessert wurde, sind bereits alle Teile vorhanden, die wir bei modernen Lokomotiven vorfinden, so insbesondere der Röhrenkessel, der eine rasche Verdampfung des Wassers [illegible], das Blaserohr, das den Zug im Kessel beliebig zu steigern und zu regulieren [illegible] dadurch insbesondere die Anwendung übermäßig hoher Schornsteine vermieden

wird, ferner die Kulissensteuerung, die es in einfachster Weise gestattet, die Lokomotive vorwärts und rückwärts fahren zu lassen; auch die Anordnung der einzelnen Teile ist in so genialer Weise von Stephenson vorgenommen worden, daß sich als Resultat der so wunderbar präzis arbeitende Mechanismus ergab, der noch heute das Staunen der Techniker erregt und im Prinzip auch heute noch nicht übertroffen worden ist, obwohl naturgemäß die hundertfältigen Verbesserungen der Details die äußere Gestalt der Lokomotive wesentlich verändert haben.

Die Lokomotive wälzte alle Verkehrsverhältnisse mit einem Schlage so völlig um, daß die Zeit von 1830—1845 fast ausschließlich unter dem Zeichen der Eisenbahn stand. Von



Robert Stephenson.
Nach dem Gemälde von John Lucas.

1830—1845 wuchs die Länge der Eisenbahnen von 332 auf 17 424 Kilometer und kein Land vermochte sich diesem Entwickelungsprozesse zu entziehen. Nur in Deutschland machte sich, trotz Friedrich Lists eifriger Agitation, der kleinlichste und engherzigste Widerstand gegen die Eisenbahnen bemerkbar. Aber auch hier folgten die verschiedenen Stadien der Erkenntnis rasch aufeinander. Gleichgültigkeit, Ungläubigkeit, Widerstreben, Bedenken, Zugeben, Teilnehmen, eifriges Entbrennen, endlich phantastischer Schwindel waren die Phasen der öffentlichen Meinung. Auch in Deutschland hatte sich, nachdem die anfängliche Scheu überwunden war, und nach der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth, am 7. Dezember 1835, ein Fieber der Begeisterung eingestellt, so daß bis 1850 in Deutschland nicht weniger als 6044 Kilometer dem Betriebe übergeben wurden. Nürnberg-Fürth

Wie gewaltig die Eisenbahnen in das Wirtschafts- und Kulturleben der Völker eingegriffen haben, davon kann man sich heute nur noch schwer eine Vorstellung machen, aber ein ungefähres Bild können wir erhalten, wenn man sich die Zustände des Verkehrswesens vor Einführung der Eisenbahnen in die Erinnerung zurückruft. Es kann dies nicht anschaulicher und besonders geschehen, als durch die Wiedergabe der Tafel, die bei der Feier zur Eröffnung der Eisenbahn von Basel nach Straßburg von den Veranstaltern des Festes ausgestellt wurde. Aus dieser Tafel war zu ersehen, welche Umgestaltungen der Verkehr von Basel nach Straßburg von 1500—1900 erfahren hatte, oder voraussichtlich erfahren würde. Man sah da zur Rechten die Stadt Straßburg, zur Linken die Stadt Basel und daneben allerlei bildliche Darstellungen neben dem folgenden erläuternden Text:

1500: Man sieht einen armen Fußgänger langsam die Straße dahinziehen, er scheint der Ermüdung zu unterliegen, man kann nicht vorherbestimmen, wieviel Zeit er gebrauchen wird, um den Weg zurückzulegen.

1550: Acht Tage, denn die ersten Kutschen bedurften dieser Frist, um zum Ziele zu gelangen.

1600: Sechs Tage, denn es sind inzwischen die Personenpostwagen erfunden worden, die nicht mehr als diesen Zeitraum gebrauchen.

1700: Vier Tage, denn die Diligencen sind inzwischen vervollkommnet worden.

1800: Zwei Tage unter Anwendung von Eilwagen.

1841: Nur noch zwei Stunden; in dieser kurzen Frist verbindet der Dampfwagen Basel und Straßburg.

1900: $1^1/_2$ Minuten, man sieht einen Luftballon, der von einer mit Flügeln versehenen Maschine gezogen wird.

Von der Erfüllung dieses letzten Traumes sind wir am Ende des Jahrhunderts freilich noch fast so weit entfernt, als es die Menschheit an seinem Anfang war, aber auf das bisher Erreichte können wir wahrlich schon stolz genug sein . . .

Man darf nicht vergessen, daß alle unsere heutigen Verkehrsmittel neuesten Datums sind. Erst Anfang des 15. Jahrhunderts wurde durch Roger I. von Thurn und Taxis
Post. eine regelmäßige Reichspost eingerichtet, während in Frankreich allerdings bereits im Jahre 1315 Relaisposten durch die Pariser Universität eingerichtet worden waren, die sich aber erst unter dem Einflusse Ludwigs XI. (1464) zu einiger Bedeutung erhoben. Der englische und französische Straßenbau begann erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In Preußen baute Friedrich der Große 1757 die erste Chaussee. Auch der englische Kanalbau nahm erst seit 1755 größere Bedeutung an. Im Jahre 1824 besaß Großbritannien 528 deutsche Meilen Kanäle; Altpreußen erst 94,8. Die geringe Entwickelung des Verkehrswesens am Anfange dieses Jahrhunderts kann nicht überraschen, wenn man erfährt, daß die meisten Verkehrsstraßen, selbst zwischen wichtigen Handelsplätzen nicht besser als die heutigen Land- und Feldwege waren. Erst im Jahre 1820 verbreitete sich die Mac Adamsche Methode des Chausseebaues in Europa, die den größeren Frachtverkehr mit schweren Lastwagen anstatt mit leichten Karren gestattete. Im Jahre 1816 existierten in Preußen 3694 Frachtfuhrleute mit 8440 Pferden, im Jahre 1861 9642 mit 275 464 Pferden. Straßen waren 1816: $522^1/_2$ Meilen, 1831: $1147^1/_2$ Meilen, 1844: 1384 Meilen vorhanden. Die Hauptthätigkeit im Chausseebau fiel aber erst in die Zeit von 1844 bis 1861. Unter dem Großen Kurfürsten brauchte die Post von Königsberg nach Berlin 4, von Amsterdam nach Königsberg 12 Tage, und doch erregte damals die erreichte Schnelligkeit



Ankunft einer Personenpost zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Nach dem Gemälde von Boilly im Louvre-Museum zu Paris.

[illegible] Briefen. Aber diese Posten vermittelten noch nicht den Personenverkehr. Wer im 18. Jahrhundert in Deutschland reisen wollte, mußte entweder eigenes Fuhrwerk besitzen, Extrapost nehmen oder mit den konzessionierten Landkutschen fahren. Wie sehr im argen die Personentransportmittel aber lagen, geht daraus hervor, daß von Dresden nach Berlin die Landkutsche nur alle 14 Tage ging. Die größte erreichbare Geschwindigkeit betrug fünf Meilen im Tage. Eine Entfernung von 20 Meilen, die ein Radfahrer heute bequem in 2—3 Stunden zurücklegt, war zu Wagen nicht unter 3 Tagen zu durchmessen.

Für die Briefbeförderung existierten in England schon seit längerer Zeit Schnellposten, in Deutschland wurden sie zuerst von dem preußischen Generalpostmeister Nagler eingeführt. Es erregte große Verwunderung, daß der Postwagen von Berlin nach Magdeburg, der vorher zwei Tage und eine Nacht gebraucht hatte, diese Entfernung nun in 15 Stunden zurücklegte. Die Personenposten zum Verkehr von Personen, Briefen und Packeten zusammen begannen in Preußen erst anno 1838. Landbriefträger gab es in Preußen 1846 erst 571 und die Beförderung eines Briefes konnte noch 1844 bis zu neunzehn Silbergroschen kosten. Die Portoreform wurde in England erst durch Sir Rowland-Hill im Jahre 1840 durchgesetzt, der Briefverkehr schwoll dadurch von 79 in 1839 auf 186 Millionen in 1840 an.

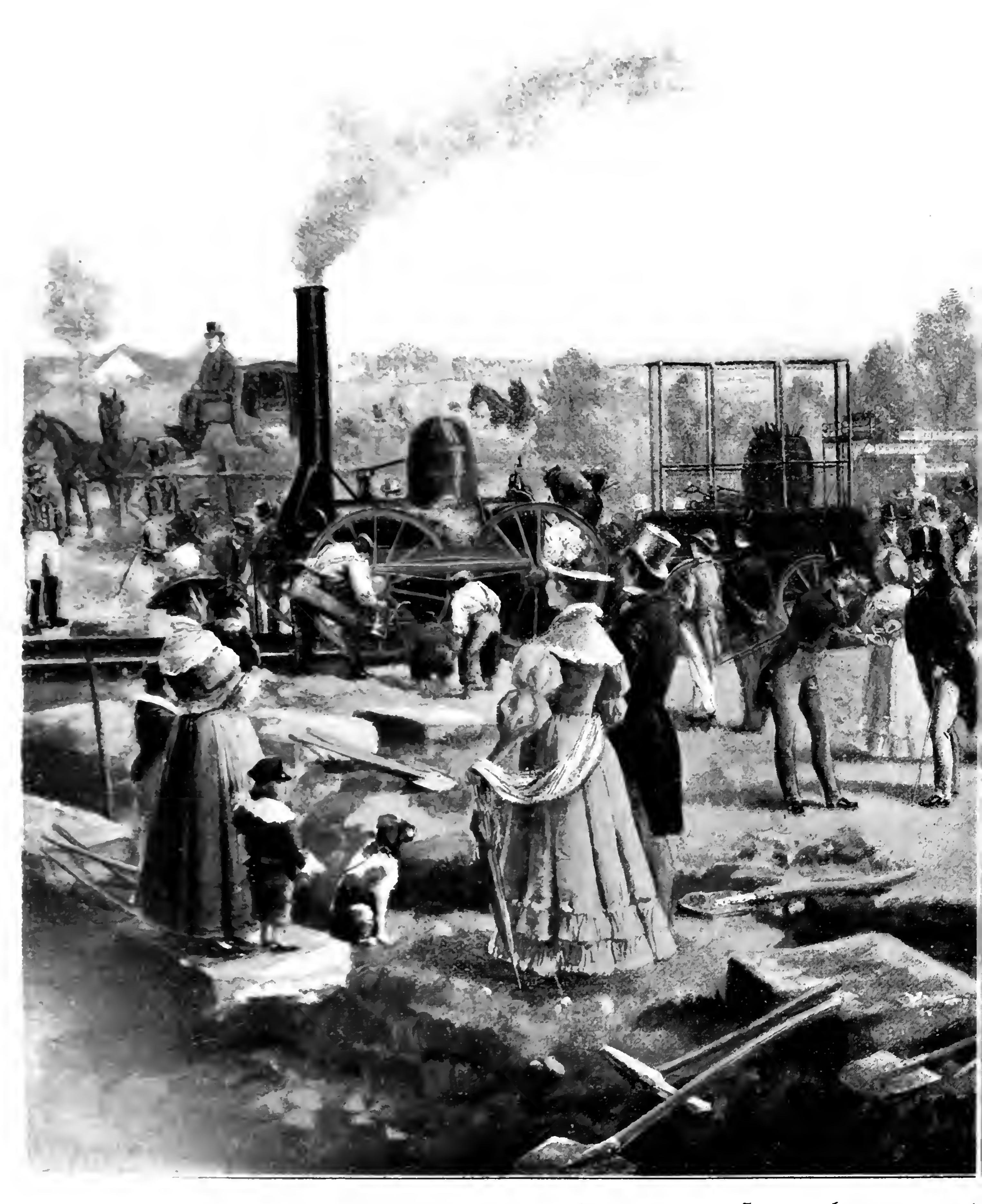
So nüchtern diese Daten auch sein mögen, so zeigen sie doch in plastischer Anschaulichkeit, welche eminente Kulturmission die Eisenbahnen zu erfüllen hatten. Sie verringerten die Entfernung der einzelnen Orte auf ein Drittel und gestatteten sofort bei ihrer Einführung eine Verzehnfachung des Warenaustausches. Kein Wunder, daß die Erwartungen in Bezug auf die Ausnutzung der Eisenbahnen durch die Thatsachen weit übertroffen wurden. Im Jahre 1837 hatte man die Errichtung der Eisenbahn von Leipzig nach Dresden noch mit dem Einwande bekämpft, daß der Mangel an Reisenden sie nicht rentabel machen könnte, und an einem einzigen Tage im September des Jahres 1838 fuhren bereits zwischen Paris und Versailles nicht weniger als 24 000 Personen auf der Eisenbahn!

In ganz gleicher Richtung arbeitete das Dampfschiff, das der wirtschaftliche und technische Verbündete der Eisenbahn im 19. Jahrhundert ist. In seiner Erfindung und ersten Anwendung auf das vorige Jahrhundert zurückgehend, war seine Entwickelung zur Vollkommenheit erst im Anfange dieses Jahrhunderts und zwar aus denselben Gründen möglich, die auch dem Eisenbahnwesen erst nach der Entwickelung der Eisenindustrie das Aufblühen ermöglichten.

Dampfschiffe.

Das Dampfschiff befand sich der Lokomotive gegenüber aber doch in einer relativ günstigeren Stellung, da für die Schiffsmaschinen nicht die beschränkenden Bedingungen in Bezug auf den Raum vorhanden waren, welche die Konstruktion der Lokomotive so sehr erschwerten. Für das Dampfschiff konnte vielmehr jede beliebige Niederdruckmaschine ohne weiteres benutzt werden; in der That wurden auch zunächst Wattsche Originalmaschinen zu Versuchen für die Dampfschiffahrt benutzt. Das ist der Grund, weshalb die Dampfschiffahrt ungleich früher durchschlagende Erfolge zu verzeichnen hatte, als der Dampfwagen. Besonders gilt dies für Amerika, wo die gewaltigen Ströme und die großen Binnenseen und die Billigkeit des Holzes als Heizmaterial der Entwickelung Vorschub leisteten.

Das erste europäische Dampfschiff — von Papins Dampfboot auf der Fulda abgesehen — wurde erst im Jahre 1811 in Angriff genommen; es war dies der (auf S. 184 abgebildete) von Bell in England erbaute „Komet“, der 1812 den Personenverkehr zwischen Greenock und Glasgow vermittelte, und der, nachdem die anfängliche Scheu gegen die Dampfschiffahrt überwunden war, das Anfangsglied für die allmählich zu gigantischer Größe



Personen-Zug auf der ersten, am 27. September 1825 er

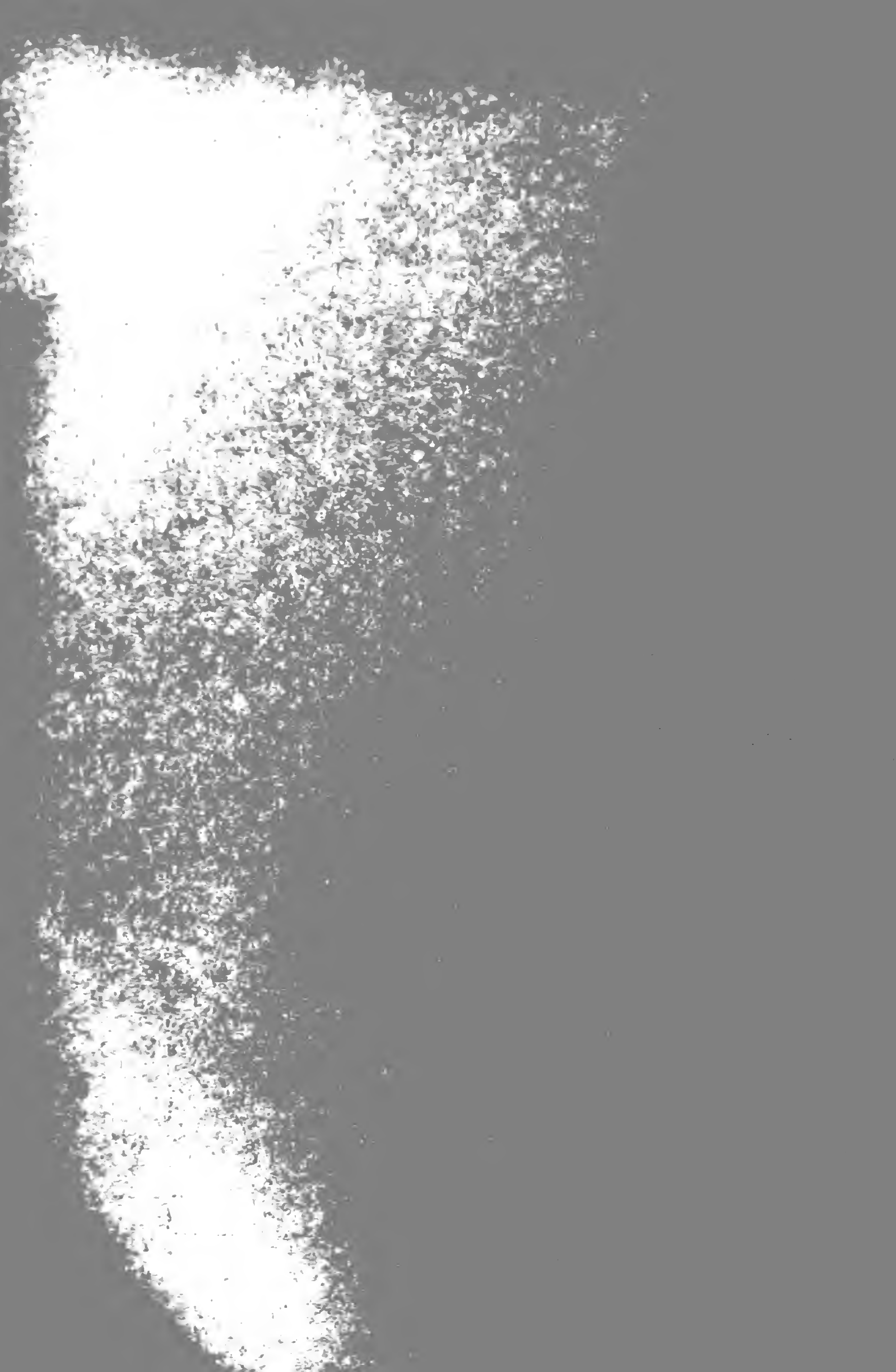
Nach einer glei



neten Eisenbahnstrecke Stockton—Darlington in England.

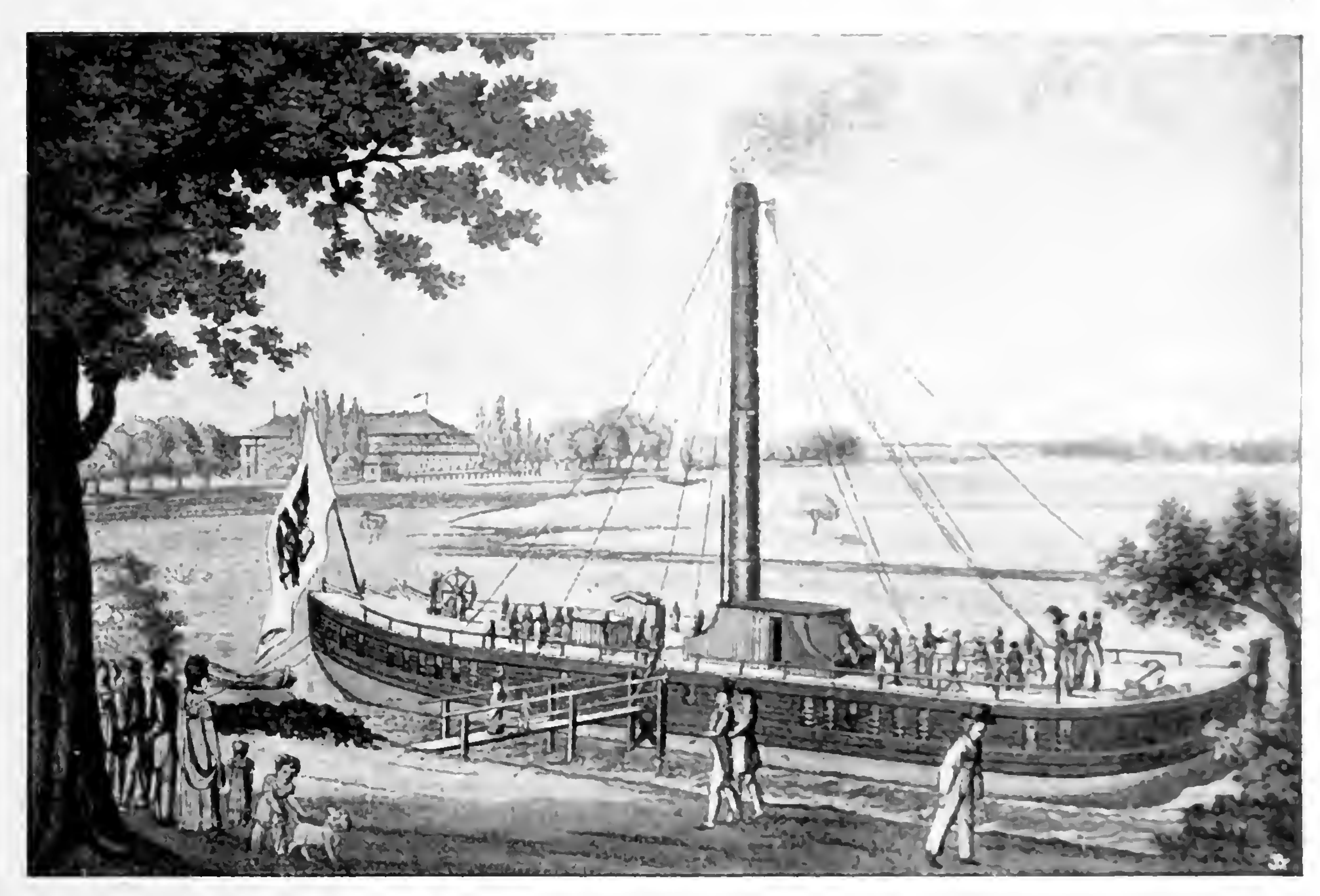
igen Darstellung.

Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.



emporgewachsene englische Dampfschiffahrt bildete. Aber doch gab es 1820 in England erst 43 kleine Personen- und Schleppdampfer, während in Deutschland schon die Elbe, die Oder, die Spree und die Havel zwischen Berlin und Potsdam mit Dampfern befahren wurden.

Die Kraft der Schiffsmaschinen hielt sich anfangs in sehr engen Grenzen und war 1825 noch nicht über 60—80 Pferdekräfte gestiegen, in erster Linie wohl darum, weil man an der Möglichkeit zweifelte, die für die Oceanfahrt benötigte Kohlenmenge mitzuführen, und sich auf die Fluß- und Küstendampfschiffahrt beschränkte. Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen England und Amerika verlangten jedoch gebieterisch nach einer Übertragung des Dampfschiffverkehrs auf den Ocean, und während in England noch über die Möglichkeit der Oceandampfschiffahrt debattiert wurde, legte bereits 1819 die „Savannah“



Alter Spree-Havel-Dampfer.

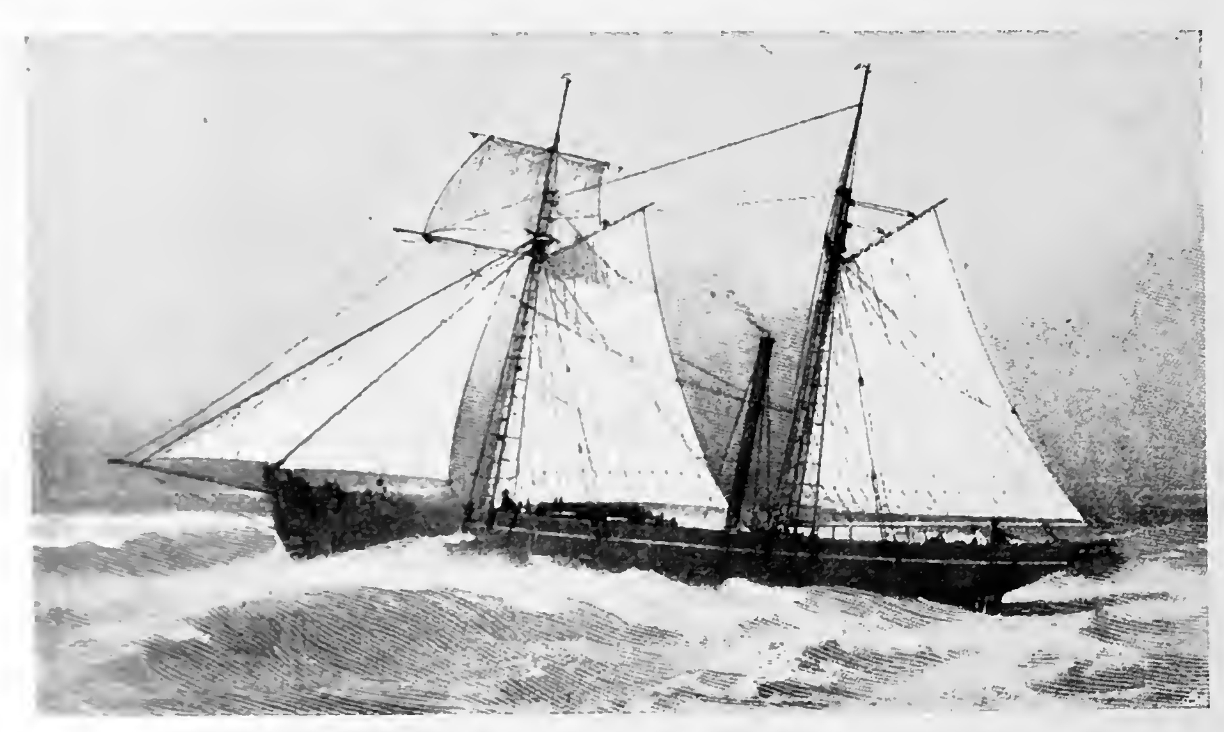
die erste Fahrt von New-York nach Liverpool zurück, ohne anzulegen oder unterwegs Kohlen einzunehmen. Trotzdem blieb noch lange Jahre hindurch das Segelschiff der bevorzugte Rivale des Dampfschiffes für den Ocean-Frachtverkehr, weil die Kohlen weit mehr als die Hälfte des verfügbaren Laderaumes für sich beanspruchten. Erst seit dem Jahre 1876 haben sich die Verhältnisse wesentlich zu Gunsten des Dampfschiffes geändert.

Die ersten Dampfer waren ausschließlich Raddampfer, obwohl bereits Fitch 1796 den ersten Schraubendampfer konstruiert hatte. (Die Schiffsschraube ist wahrscheinlich zuerst im Jahre 1681 von Dr. Hooke, sodann um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Daniel Bernoulli, 1768 von dem französischen Mathematiker Paneton und 1784 von Watt vorgeschlagen worden.) Der Grund hierfür lag darin, daß die Schraube, die im Jahre 1819 von Rössel in ihrer heutigen Form erfunden worden war, eine ungleich raschere Umdrehung verlangte, als sie die älteren Dampfmaschinen zu leisten imstande waren, und daß andererseits auch der Einbau Schraubendampfer.

die Maschine mit tiefliegender Welle, wie sie für Schraubendampfer erforderlich ist, einen vollständigen Bruch mit den Erfahrungen des Schiffbaues, die den älteren Schiffbauern geläufig waren, verlangte. Erst mit dem Jahre 1837 begann die Schraube mit den Erfolgen des Farmers Smith und des schwedischen Ingenieurs Ericson in Amerika ihren Siegeslauf.

Der Widerstand der Regierungen gegen die Einführung der Schiffsschraube, die im Jahre 1839 bei der Überfahrt des von Ericson erbauten Dampfers „Stockton“ nach New-York ihre bedeutende Überlegenheit über das Schaufelrad bekundet hatte, war anfänglich noch so groß, daß zunächst die Verwendung derselben für Kriegsschiffe grundsätzlich abgelehnt wurde. Die einzige Ausnahme machten die Vereinigten Staaten, die von Anfang an die Bedeutung dieser Erfindung erkannten und Ericson den Auftrag zum Bau eines Schraubendampfers erteilten. Dieses Kriegsschiff, der „Princeton“, hatte 164 Fuß Länge, 30½ Fuß Breite und 1050 Tons Wasserverdrängung. Die Schraube war aus Kanonenbronze verfertigt, besaß 6 Flügel und hatte 14 Fuß Durchmesser. Der „Princeton“ bewährte sich als Schraubendampfer vortrefflich, indem er eine Geschwindigkeit von 13 Knoten stündlich erreichte. Im Jahre 1841 wurden 6, im folgenden Jahre 9 und 1843 nahe an 30 Dampfer mit der Ericsonschen Schraube versehen. Erst nach diesen Erfolgen gingen England, Frankreich, Deutschland und die übrigen europäischen Länder ebenfalls mit der Einführung von Schraubendampfern vor, die sich dann um die Mitte des Jahrhunderts überall einbürgerten.

Der Einfluß des Dampfschiffes auf Handel und Verkehr zeigte sich, wie bereits erwähnt, eigentlich erst in unserer Zeit in seiner ganzen Größe. Dagegen hat die Dampfschiffahrt mit ihren Ansprüchen an gewaltige und dabei doch ökonomisch arbeitende Motore indirekt einen überaus stark befruchtenden Einfluß auf den Bau von Dampfmaschinen überhaupt ausgeübt. Der Typus der modernsten Dampfmotore, wie sie für den Betrieb der elektrischen Centralstationen benötigt werden, ist direkt von den für Schraubendampfer verwandten, aufrecht stehenden, sogenannten Hammermaschinen abgeleitet worden. Auch hier schließt sich also der Cirkel wieder vollständig, der den inneren Zusammenhang fast aller großen technischen Erfindungen bildet.



Ericsons Schraubendampfer „Robert Stockton“.



Altes Museum in Berlin, erbaut 1824—28.

Klassizismus und Romantik in der Baukunst.

Beendet waren die Freiheitskriege; der große Held und Eroberer, der die Welt in allen Fugen hatte erzittern lassen, lag am Boden; die Völker diesseits des Rheines atmeten auf. Die Wunden, welche die napoleonische Herrschaft geschlagen, waren tief und blutig, aber rasch vollzog sich der Genesungsprozeß der verwundeten Staatskörper. Wie der Mensch oft, von schwerer Krankheit geheilt, zu vorher nie erreichter Kraft erstarkt, so sollten auch die germanischen Völker aus der Erniedrigung und Knechtung durch die harte Faust des Cäsaren neue Kräfte schöpfen. In Frankreich hatte das Kaiserreich den Empire-Stil aufblühen lassen, der Sturz Napoleons ließ ihn sofort wieder verwelken. Anders in Deutschland. Hier war die Antike gleichsam die Erzieherin der Baukunst des 19. Jahrhunderts geworden, hier war es dem Genius der antiken Welt mit seiner unversiegbaren Lebenskraft beschieden, zum dritten Male befruchtend auf die Baukunst der Völker einzuwirken.

Als nach den Befreiungskriegen der Weltfriede wiederhergestellt und Raum für die Entwickelung der bildenden Künste geschaffen war, erwachte auf dem Boden der Antike neues Leben in der Baukunst. In Berlin, München, Karlsruhe und anderen deutschen Städten bildeten sich Architektenschulen unter der Führung hervorragender Künstler, die auf ihre Zeitgenossen den denkbar nachhaltigsten Einfluß ausübten.

Die bedeutendste Erscheinung jener Periode war Karl Friedrich Schinkel (geboren am 13. März 1781 zu Neuruppin, gestorben am 9. Oktober 1841 zu Berlin), der für Deutschland der eigentliche Wiedererwecker der Antike wurde und sie zielbewußt zur Lehrmeisterin der Baukunst des beginnenden Jahrhunderts machte. An ihren strengen, ja oft herben Formen haben sich die Künstler der ersten Hälfte des Jahrhunderts wieder systematisch gebildet und die Kunst unserer Zeit wäre nicht zu verstehen, ohne den Ernst jener heute leider manchmal belächelten strengen Gesetzmäßigkeit und jenes echt tektonischen Geistes, der dem Genius Schinkels zu eigen war. Um zu begreifen, wie enorm die Reaktion war, die Schinkel anstrebte und erreichte, ist es nötig, auf das zurückzublicken, was die Baukunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Preußen hervorgebracht hatte. Seit Friedrich der Große in Berlin das Opernhaus, in Potsdam das Stadtschloß und Sanssouci durch Knobelsdorff hatte errichten lassen, seit Gontard die schönen Kuppeltürme des Gensdarmen-Marktes in Berlin erbaute, war von künstlerischen Thaten eigentlich kaum noch die Rede gewesen. Nur noch das Brandenburger Thor, 1789 von K. Gotthard Langhanns erbaut, verdient trotz seiner nüchternen und falschen Klassizität als wirkungsvolles Denkmal erwähnt zu werden. Was sonst auf dem Gebiete der Baukunst geleistet wurde, war der Ausdruck öder und ohnmächtiger Kraftlosigkeit. In solch einer Zeit bezog Schinkel, sechzehn Jahre alt, die Berliner Bauakademie. Als er 1797 auf der Kunstausstellung den phantasievollen Entwurf Friedrich Gillys zu einem Denkmal Friedrichs des Großen sah, war der Eindruck auf das künstlerische Gemüt des jungen Mannes so groß, daß er beschloß, Architekt zu werden. Es war dasselbe Jahr, in dem der erste deutsche Kaiser das Licht der Welt erblickte, Thorwaldsen zum ersten Male den Boden des ewigen Rom betrat und Asmus Jakob Karstens starb . . . Schinkel wurde sofort ein begeisterter Anhänger und Schüler Gillys. Dieser inmitten der allgemeinen Entartung strenge und schlichte Klarheit erstrebende Künstler hatte auf seinen Reisen eifrig die Überreste antiker Kunst studiert und wurde nun von grundlegender Bedeutung für das ganze künstlerische Schaffen Schinkels. Leider entriß ein frühzeitiger Tod dem neunzehnjährigen Schüler den verehrten Meister. Schinkel ging nun auf



Karl Friedrich Schinkel.
Nach dem Gemälde von F. Krüger.



Kgl. Schauspielhaus in Berlin. Erbaut von Schinkel in den Jahren 1819–21.

Studienreisen nach Italien und Frankreich. 1805 nach Berlin zurückgekehrt, übernahm er die künstlerische Erbschaft Gillys, allein die im Jahre 1806 über Preußen hereinbrechende Katastrophe verhinderte naturgemäß die Verwirklichung seiner Pläne; erst die Wiedererhebung Preußens gab ihm den Boden für die Bethätigung seiner Kunst. Es liegt etwas wahrhaft Tragisches in dem Lebensgange dieses Meisters, dessen Genius imstande gewesen wäre, eine ganze Welt von baukünstlerischen Schöpfungen hervorzubringen: die Kleinheit und Armut der Verhältnisse erlaubten dem genialen Künstler nicht, seine besten Ideen zu verwirklichen! Die ganze Bedeutung des Mannes ist nur zu verstehen, wenn man den reichen Nachlaß der Entwürfe und Kompositionen betrachtet, die das Charlottenburger Museum pietätvoll bewahrt. Dort sehen wir, daß Schinkel nicht bloß Architekt, sondern auch Maler und Bildhauer war, und in seiner Universalität unmittelbar den großen Künstlern des Cinquecento sich anreiht. Aber aus der großen Fülle seiner Ideen und Entwürfe ist uns doch noch soviel in die Wirklichkeit der Ausführung hinüber gerettet worden, daß wir daran seine volle Genialität erkennen können. Wie er die Formen der perikleischen Blütezeit erfaßte, die Formen des griechischen Tempelbaues umgestaltete und den gänzlich veränderten Bedürfnissen des modernen Lebens anpaßte, zeigt am besten der Neubau des Berliner Schauspielhauses, das er nach dem Brande von 1817 in den Jahren 1819—21 auf den alten Grundmauern aufführte.

Das Gebäude ist in drei Hauptmaße gegliedert, einen höheren Mittelbau und zwei niedrigere Seitenbauten. Dem Mittelbau ist eine große Halle von sechs ionischen Säulen — nach dem Vorbilde des Erechtheions auf der Akropolis — vorgelegt, die einen Giebel tragen und denen die durchgehenden Pilaster an den Ecken der Seitenbauten entsprechen. Eine mächtige Freitreppe führt zu der gewaltigen Tempelhalle. Die Seitenbauten sind in zwei Stockwerke gegliedert, in welche die Lichtöffnungen nach dem praktischen Bedürfnis eingesetzt sind. Den Mittelbau überragt dann noch ein Geschoß, das auf der vorderen Seite durch Apollo auf einem von Greifen gezogenen Wagen, auf der Rückseite durch einen Pegasus bekrönt wird. Der Mittelbau enthält das eigentliche Theater, im linken Flügel hat der Konzertsaal, im rechten Flügel haben Räume für technische Zwecke Platz gefunden. Das Innere des Theaters macht, durch moderne farbige Zuthaten entstellt, leider heute nicht mehr den harmonischen Eindruck, den es nach der Erbauung ausübte; nur der Konzertsaal hat uns den vornehmen Ausdruck echt Schinkelschen Geistes noch unverändert bewahrt.

Würdig an das Schauspielhaus schließt sich der Bau des Berliner Alten Museums an, das Schinkel 1824—28 ausführte. Den Grundriß bildet ein Oblong, das um zwei Höfe gruppiert ist, zwischen denen die große Kuppelhalle liegt. Dem zweistöckigen Gebäude ist der ganzen Längsrichtung nach die gewaltige Halle vorgelegt, die von zwei Pilastern und 18 ionischen Säulen getragen wird und zu der im mittleren Teile eine große Freitreppe emporführt. Die Kuppelhalle ist nach außen durch einen viereckigen Aufbau betont. So bedeutend dieses Monument ist, so bedeutend ist auch die herrliche Art seiner Aufstellung gegenüber dem alten Königsschloß an der Spree; mußte sich Schinkel diesen Platz, der ehemals von einem Kanal durchzogen war, doch erst schaffen, indem er den Kupfergraben zur fahrbaren Wasserstraße ausbildete, die prächtige Schloßbrücke erbaute und das hinter dem Museum liegende Terrain gewerblichen Zwecken dienstbar machte.

Als drittes Meisterwerk Schinkels sei die Nikolaikirche zu Potsdam genannt, die er 1830 begann und 1837 bis auf die Kuppel vollendete. Diese letztere wurde erst nach seinem Tode, aber genau nach seinen Plänen, durch Persius ausgeführt; der Entwurf zu

den erst später angefügten Ecktürmen rührt nicht von Schinkel her. Den Grundriß der Nikolaikirche bildet ein griechisches Kreuz mit kurzen Schenkeln; ihr Inneres bietet ein frühes Beispiel einer echt protestantischen Predigtkirche und kann noch heute zum Vorbild dienen.

Von Schinkels übrigen Monumentalbauten seien nur noch die Bauakademie, die neue Wache, die Kriegsakademie Unter den Linden, das Redernsche Palais, das Potsdamer Thor, das Grabdenkmal Scharnhorsts auf dem Invaliden-Kirchhofe, alle in Berlin, die Wache in Dresden, Schloß Charlottenhof bei Potsdam, das Kasino und die verschiedenen Landhäuser der dortigen Umgebung erwähnt, die alle ein liebevolles Eingehen auf den Charakter der Landschaft zeigen. Noch heute üben diese bescheidenen Landhausbauten mit ihren Veranden und Altanen, ihren schattigen Ruhesitzen, Laubgängen und Pergolen einen unerreichten Reiz aus, in ihrem wahrhaft klassischen Geiste, so recht zum „otium cum dignitate“ einladend. Es ziemt sich, hier auch der großartigen Entwürfe zu gedenken, die, vielleicht das beste Schinkels, leider nicht zur Ausführung kamen: des Königspalastes auf der Akropolis in Athen und des Schlosses Orianda in der Krim; ferner der geistvollen Theaterdekorationen, der Entwürfe für die großen Fresken



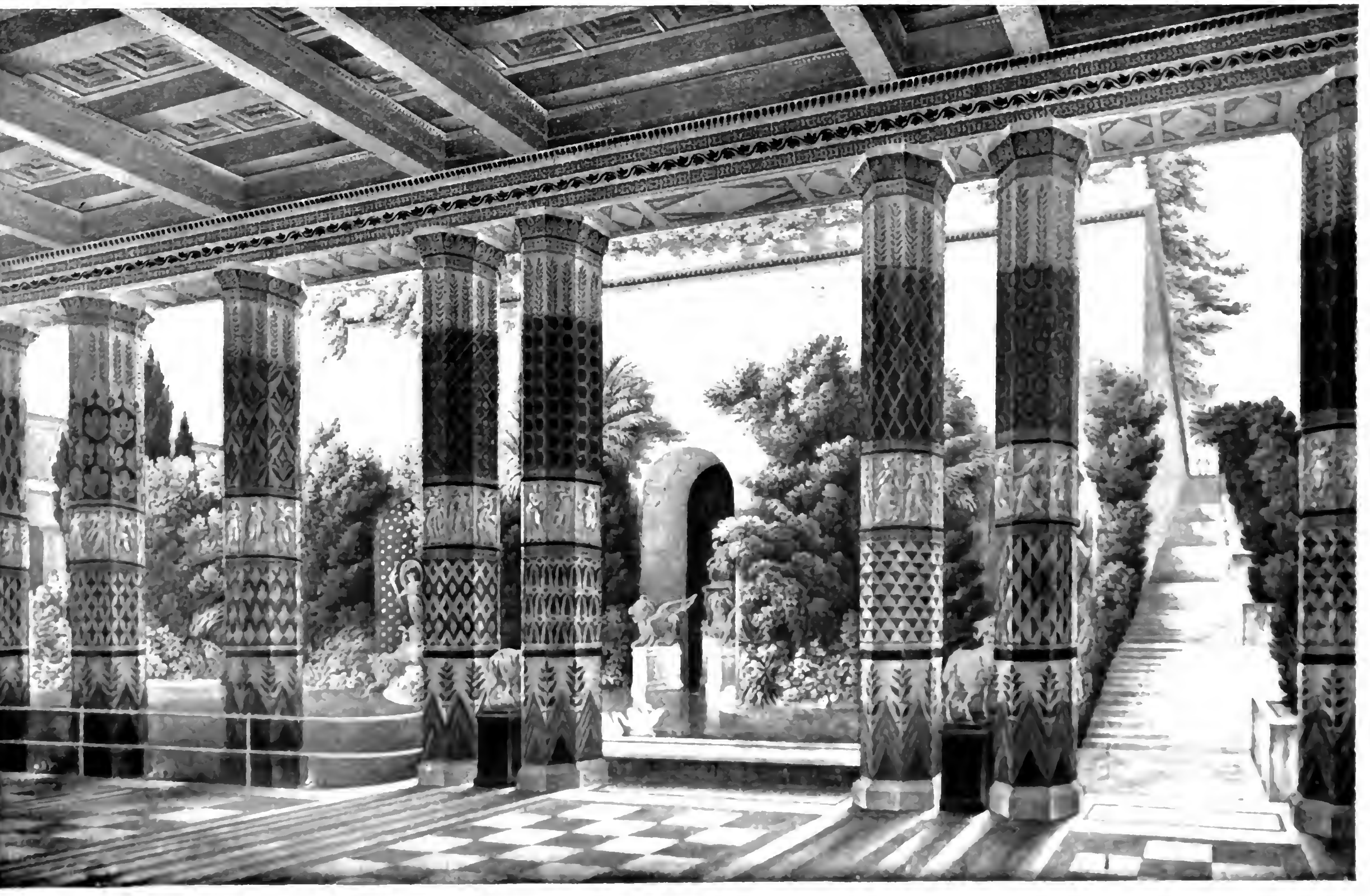
Nikolaikirche in Potsdam.

[illegible] des Museums und der verschiedenen Gemälde und Kompositionen für Skulp- [illegible] und Werke der Kleinkunst. Endlich hieße es das Bild des großen Künstlers un- [illegible] wollte man nicht auch der Versuche, die er mit der Wiedererweckung anderer [illegible] gedenken. Wenn auch der Versuch in Bezug auf die Gotik wenig glückten, [illegible] Werke, wie das Kreuzbergdenkmal und die Werdersche Kirche, sowie das [illegible] eines gotischen Domes die vollste Anerkennung. Ebenso muß die Neubelebung des [illegible] in der Bauakademie als eine künstlerische That ersten Ranges aufgefaßt werden. Schinkel, der geistige Vater der neueren Berliner Architektur, wurde naturgemäß der Lehrer einer großen Anzahl hervorragender Schüler. Zeitlich fallen deren Arbeiten jedoch in eine so viel spätere Periode, daß sie uns erst im zweiten Bande beschäftigen werden.



Charlottenhof bei Sanssouci. Erbaut von Schinkel 1826.

München. Ein ganz anderes Bild entrollt sich uns in dem zweiten Kunstcentrum Deutschlands, in München. Es ist interessant, zu beobachten, wie die verschiedenen Vorbedingungen in Berlin und München verschiedene Entwickelungen in den Künsten und speziell in der Baukunst hervorgerufen haben. In Preußen sahen wir einen Herrscher, der mit kargen Mitteln und einem geringen Verständnis für künstlerische Bestrebungen nur das Allernotwendigste auf dem Gebiete der Baukunst durch seinen ersten Beamten, denn das war Schinkel, dem er öfters „einen Zaum anlegen“ zu müssen glaubte, ausführen ließ. In Bayern hingegen bestieg ein Fürst den Thron, der als Kronprinz eben von Rom zurückkehrend und aus einem vielseitigen Künstlerkreise kommend, sofort den schönen Künsten nach allen Richtungen große Ziele stellte und es als eine Hauptaufgabe seiner Regierung betrachtete, einerseits seine Vaterlands- [illegible] in künstlerischen Formen zum Ausdruck zu bringen, andererseits den Resten künstlerischer [illegible] vergangener Zeiten Heimstätten zu schaffen, die wiederum befruchtend auf das [illegible] wirken sollten, dem er die weitgehendsten Aufgaben stellte. „Auf Wiedersehen in



Entwurf zu einer Halle des Kaiserlichen Schlosses Orianda.

Nach einem Aquarell von Karl Friedrich Schinkel.

Beilage zu Hans Kraemer "Das XIX. Jahrhundert".

Deutsches Verlagshaus Bong & Co. in Berlin W.

Deutschland" hatte der Kronprinz Ludwig den deutschen Künstlern auf dem Abschiedsfeste zugerufen, das diese ihm am 29. April 1818 in der Villa Schultheis vor der Porta del popolo in Rom bereitet hatten. Dieses Fürstenwort hat er als König gehalten, denn mit jenen Tagen begann eine Entwickelung des Münchener Kunstlebens, die in Deutschland nicht ihresgleichen gehabt hat. Vielseitig waren die Aufgaben, die Ludwig I. bald nach seinem Regierungsantritt der Baukunst stellte. Kirchen, Paläste, Museen, Schlösser, Wohnhäuser, Denkmäler zur Verherrlichung der Ruhmesthaten des deutschen Volkes bildeten das Programm, das er den Münchener Künstlern bot. Bei so vielfältigen Aufgaben konnte von einer Einheitlichkeit der Stilformen nicht die Rede sein, und so sehen wir denn auch die ganze Reihe von Künstlern in griechischen, römischen, romanischen und gotischen Formen die Gedanken des Fürsten zum Ausdruck bringen. Hand in Hand hiermit gingen die Aufgaben, die den Bau-

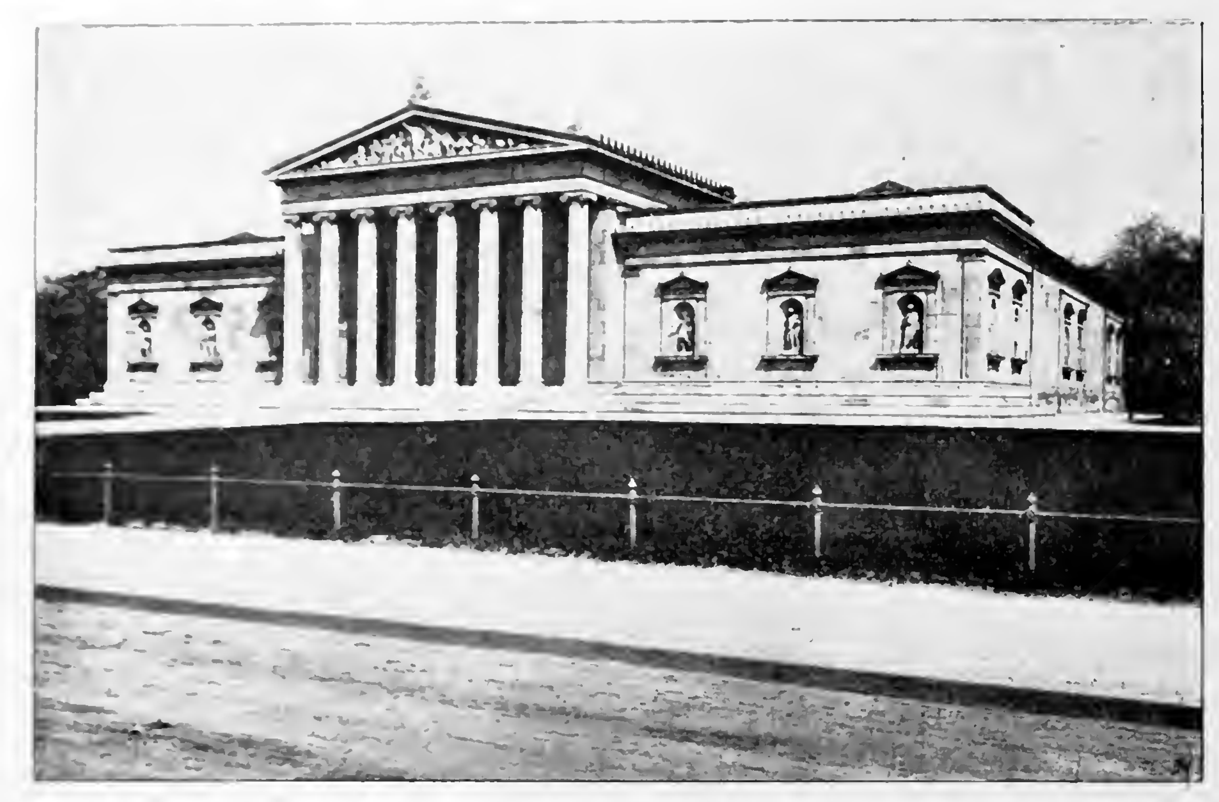


Walhalla bei Regensburg.

künstlern in der Erhaltung und Wiederherstellung der älteren Denkmäler gestellt wurden. Auch in der Baukunst setzte damit eine ganze Epoche ein, die wir die Zeit der Romantik nennen, und der wir die Wiederherstellung und Vollendung der Münster und Dome in Bamberg, Regensburg, Speyer und Köln verdanken. So wurde der Einfluß des Königs von einer Bedeutung für die Entwickelung der Künste und speziell der Baukunst in Deutschland, die nicht hoch genug bewertet werden kann. Von denjenigen Architekten, die an erster Stelle genannt werden müssen, sei zunächst Leos von Klenze gedacht. Dem Schüler Schinkels wurde als erste Aufgabe der Bau der Glyptothek in München gestellt, den er im Jahre 1816 begann. Wie er für dieses Museum der Meisterwerke der antiken Skulptur den ionischen Stil wählte, so wurden die Formen des dorischen Tempelbaues vorbildlich für sein bedeutendstes Werk, die Walhalla auf der Höhe von Donaustauf bei Regensburg, jenes dem Nationalruhm geweihte, großartige Denkmal, das am 18. Oktober 1830 begonnen und am 18. Oktober 1842 eröffnet wurde: ein dorischer Peripteros mit einer Vorhalle von zweimal

Klenze.

– Giebeln und 17 Säulen an jeder Langseite, ganz aus Untersberger Marmor erbaut. Von Klenzes späteren Bauten seien hier noch die Bayrische Ruhmeshalle auf der Münchener Theresienwiese — 1843—52 erbaut — und sein letztes Werk, die Propyläen am Königsplatze zu München (1846—63) erwähnt. Während Klenze uns in den genannten Werken als echter Schüler Schinkels entgegentritt, löste er, an italienische Vorbilder sich anlehnend, noch andere große Aufgaben, wie die Vollendung der durch Gärtner begonnenen Befreiungshalle bei Kehlheim, den Neuen Königsbau, jenen Flügel der Münchener Residenz, der mit seiner Fassade an den Florentiner Palazzo Pitti erinnert, endlich den Palast des Herzogs Maximilian, das Odeon, die Arkaden des Hofgartens und die Pinakothek, deren Grundstein im Jahre 1826 am Geburtstage Rafaels gelegt wurde. Auch außerhalb der



Glyptothek in München.

Grenzen Deutschlands konnte Klenze sich als Meister ersten Ranges bewähren, als der russische Kaiser ihm den Auftrag zum Umbau der Eremitage in Petersburg erteilte, die unter Benutzung vorhandener Gebäude sowohl die umfangreichen Wohnungsbedürfnisse der kaiserlichen Hofhaltung befriedigen, wie zur würdigen Aufbewahrung der reichen Kunstsammlungen dienen sollte.

Neben Klenze war in Bayerns Hauptstadt Friedrich v. Gärtner hervorragend thätig. Gärtner. War jener der Vertreter der antiken Kunstanschauung, so tritt uns in Gärtner ein echter Romantiker entgegen. An sein erstes großes Werk, die in italienisch-romanischem Stil ausgeführte Ludwigskirche (1829—43), schlossen sich die romanischen Bauten der Ludwigsstraße, vor allem die Universität und die Bibliothek. Auch das im römischen Stil erbaute monumentale Siegesthor und die Feldherrnhalle erstanden nach seinen Plänen.

Ein anderer Münchener Meister, Joseph Daniel Ohlmüller (1791—1839), kann das Ohlmüller. Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zuerst in Deutschland den gotischen Stil des 14. Jahrhunderts neu belebt zu haben. Von ihm stammt der Entwurf zur St. Maria-Hilf-Kirche (1831—39) in Münchens Vorstadt Au. Ehe wir die Werke der Münchener Baukunst ver-

lassen, müssen wir im benachbarten Nürnberg eines Künstlers gedenken, der neben Ohlmüller für die Wiederbelebung der Gotik in Deutschland sein ganzes künstlerisches Schaffen eingesetzt hat, Karl Alexander Heideloffs, eines echten Kindes der Romantik. Er war es, der durch Heideloff. seine Studien auf den gotischen Stil aufmerksam machte und, wenn auch seine Bauten noch nicht die völlige Beherrschung der alten Formen zeigen, so gebührt ihm doch der Ruhm, sie mit redlichem Bemühen wieder an das Licht gezogen zu haben. Nürnberg wurde für ihn Nürnberg. das eigentliche Feld seiner Studien und seiner baukünstlerischen Thätigkeit. Hier, wo er zugleich als Lehrer an der polytechnischen Schule wirkte, hat er eine ganze Anzahl hervorragender Bauten geschaffen. Hier führte er die zahlreichen Restaurationsarbeiten an der



Die Propyläen in München.

Lorenz- und Sebalduskirche, an der Burg, der Marienkapelle, an der Jakobs-, Marien- und Egydienkirche aus. Ferner baute er die Kirchen in Oschatz in Sachsen, in Sonneberg in Thüringen und die katholische Kirche in Leipzig, führte ferner die Restauration der Stadtkirche in Stuttgart und verschiedener mittelalterlicher Bauten in Württemberg aus. Auch an der Erbauung der Burg Lichtenstein in Schwaben nahm er Teil. Daneben bethätigte er sich schriftstellerisch durch Herausgabe der „Ornamente des Mittelalters“.

Wie Nürnberg gleichsam die Wiege der Wiederbelebung der Gotik wurde, so luden die rheinischen Städte von Worms bis Köln zu umfassenden Studien des romanischen Stils ein. Auf diesem Gebiete tritt uns zunächst Lasaulx (1781—1841) entgegen, der von der Restauration Lasaulx. der Florinuskirche zu Koblenz ausgehend, eine Reihe von rheinischen Gotteshäusern, die Burg Rheineck und verschiedene andere Burgen am Rhein erbaute. Gleich ihm war Georg Moller, Moller. der 1832 das Theater zu Mainz und das 1870 abgebrannte Theater zu Darmstadt erbaute, ein begeisterter Apostel der Romantik, besonders seit der 1814 entdeckte, später von ihm veröffentlichte Originalplan des Kölner Domes in seinen Besitz gekommen war.

Auch in Karlsruhe wirkte eine ganze Reihe ausgezeichneter Romantiker. Zunächst sei H. Hübsch genannt, der eine reiche Thätigkeit entfaltete. Er baute das Finanzministerium, das Polytechnikum, die Kunsthalle, das Orangeriegebäude und die Treibhäuser, die katholische Kirche und das Theater. Später restaurierte er den Dom zu Speyer, dessen neuerbaute Westfront völlig von ihm herrührt. Neben Hübsch wirkte sein Mitschüler und Freund Eisenlohr, der sowohl als ausführender Baumeister, wie auch als Schriftsteller thätig war. Überall im Großherzogtum Baden begegnet man seinen Werken an Bahnhöfen, Verwaltungsgebäuden bis hinunter zu den Wärterhäusern. „In allen diesen Werken", sagt treffend W. Lübke, „pulsiert eine warme Empfindung, eine reiche, mannigfaltige Phantasie, gepaart mit einem frischen Blick für das Angemessene, Zweckentsprechende. Wie hat er es verstanden, alle eigentümlichen Vorteile, welche ihm die Art der Terrainbildung bot, zu künstlerischen Motiven umzuwandeln, so daß jedes kleinste Wärterhaus das Walten und Schaffen eines höher organisierten, ästhetischen Sinnes bezeugt. Wie hat er dann ferner die Art und Beschaffenheit des Materials zu schätzen und zu benutzen gewußt, und besonders wie glücklich ist er auf den zierlichen und dabei doch so derben Holzbau des Landes eingegangen! Er hat ihn etwa mit ähnlicher Meisterschaft behandelt, wie Hebbel das Allemannische: man fühlt



Maria-Hilf-Kirche in München-Au.



Großh. Hoftheater in Karlsruhe.

überall den Hauch eines frischen Volkstumes, aber unbeschadet der ursprünglichen Naivität desselben hat ein echter Künstler mit feinstem Sinn für das Charakteristische des Idioms es zum Ausdruck seiner Ideen ausgeprägt. Diese weit vorspringenden Dächer, die schattigen, zierlich geschnitzten Galerien, die malerische Anordnung des Ganzen, die lebendige Farbenwirkung des verschiedenen Materials, das alles sind Elemente, aus denen es einen anheimelt. Und wo, wie an den größeren Bahnhofgebäuden, das vornehmere Material des Hausteines in schöner Quaderfügung sich geltend macht, ist der romanische Stil in freier, edler, phantasievoller Weise gehandhabt, so daß man seiner Lebensfähigkeit sogleich inne wird."

In Stuttgart entstand unter dem feinsinnigen König eine Kunstschule, und größere Stuttgart.
Bauten wie der Königsbau und die Wilhelma legen Zeugnis von dem Aufschwung der Baukunst ab. Hier wirkte als Lehrer vornehmlich J. M. Mauch. Ein Schüler Heideloffs Mauch.
und Schinkels, gab er nach einer italienischen Reise im Jahre 1830 sein bekanntes, vortreffliches Werk über die architektonischen Ordnungen der Griechen und Römer heraus, das noch heute in der Bibliothek eines jeden Architekten zu finden ist. Sein bedeutendstes ausgeführtes Werk ist die Stuttgarter Reiterkaserne. Der Arbeiten von Zanth und Leins wird später gedacht werden, da sie vornehmlich in die Periode nach 1840 fallen. Ebenso werden die Dresdener und Wiener Schulen dort behandelt werden, wenngleich der geniale Gottfried Semper sein berühmtes Theater zu Dresden, das leider abgebrannt ist, bereits 1835—41 schuf und hiermit schon damals seinen Weltruf begründete.
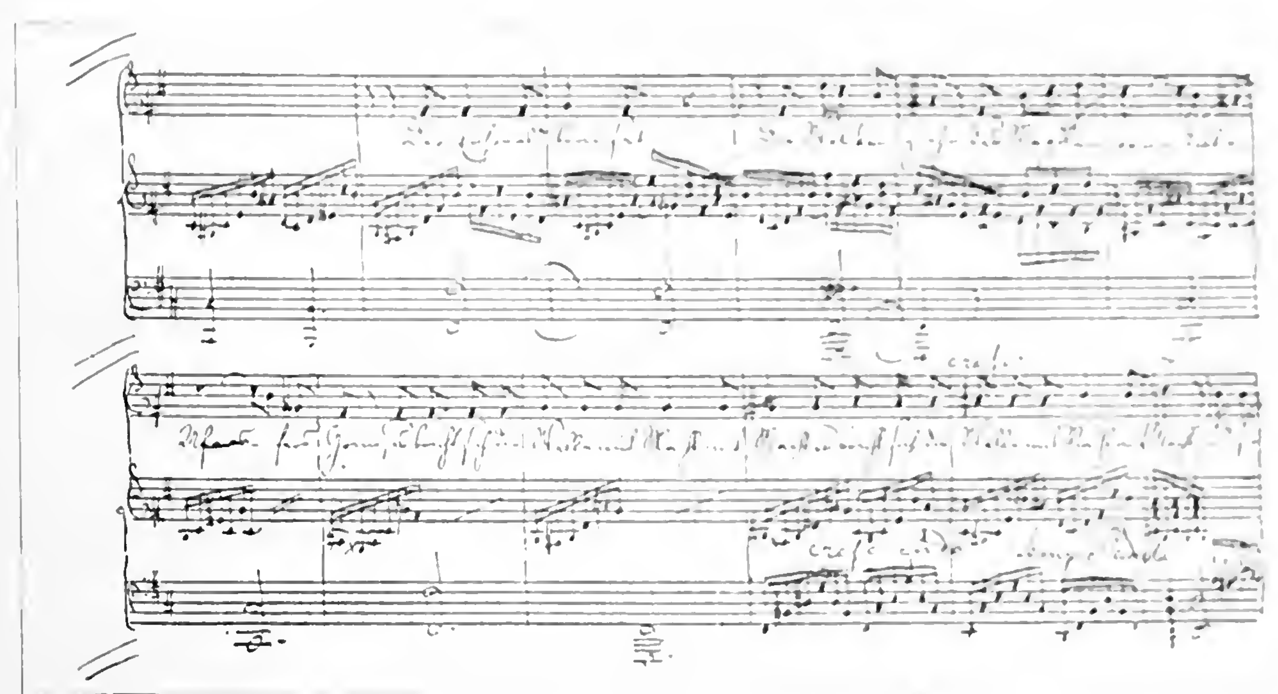
Wir sahen bisher, wie nach den Freiheitskriegen in Deutschland an allen Orten ein Frankreich.
großer Aufschwung in den Künsten und auch in der Baukunst sich vollzog. Betrachten wir nun die übrigen Länder Europas, so sehen wir zunächst in Frankreich nach dem Erlöschen des Kaiserreichs und damit des Empirestils eine große Öde in der Baukunst eintreten. Dann setzte allmählich eine Entwickelung mehr archäologischer Natur ein, indem die französischen

[illegible] mit der Erforschung der Altertümer ihres Landes begannen und die Restauration [illegible] ihrer Vorfahren ins Auge faßten. Insofern sind Viollet le Duc, Lassus und Caumont als hervorragende Lehrer zu nennen. Eine wirklich bedeutende Rolle, wie in Deutschland, hat die Romantik aber in Frankreich, dem eigentlichen Geburtsort der Gotik, in dieser Zeit nicht zu spielen vermocht. Hier schloß sich vielmehr an den Untergang des Klassizismus später die Neubelebung der französischen Renaissance an. Auch in Belgien verharrte man zunächst bei den Formen, welche die antike Tradition im Empirestil gezeitigt hatte. Die Universität in Gent, von Louis Roelandt 1826 vollendet, und die Porte Guillaume von Tilmann Fr. Suys sind auf Studien am Forum Romanum und Pantheon zurückzuführen, doch halten sie, wie auch die Palastbauten Brüssels dieser Zeit, keinen Vergleich mit der Großartigkeit der französischen Vorbilder aus und stehen weit unter den gleichzeitigen Werken der großen Berliner und Münchener Meister Schinkel und Klenze.

England. Anders in England, wo die gotische Tradition noch bestand, unter der neuen, romantischen Anschauungsweise leicht wieder zum Leben erwachte und ihren Ausdruck nicht nur an Kirchen und Kapellen, sondern auch an Profangebäuden fand. Als hervorragender Lehrer ist hier Pugin, der Viollet le Duc Englands, zu nennen. Das glänzendste Beispiel des Wiederauflebens der Gotik bietet das großartige Parlamentsgebäude neben Westminster, das 1837—52 von Sir Ch. Barry (1795—1860) erbaut wurde. In Italien und Spanien war in dieser Zeit von einer selbständigen Entwickelung der Baukunst keine Rede, Rußland. und auch in Rußland konnte man von einer nationalen Entwickelung nicht sprechen, da das Wenige, was gebaut wurde, entweder von Ausländern stammte, wie der schon erwähnte Umbau der Eremitage von Klenze und die Isaakskirche von dem Franzosen Montferrand, oder aber, wie die Kathedralkirche von Petersburg, in italienischer Renaissance ausgeführt wurde.



Parlamentsgebäude in London.



Nach Mendelssohns Manuskript zum Liede „Mädchens Klage“.

Musik.

Zu den Großen im Reiche des Geistes, die über die von ihnen geschaffene Epoche hinaus lebten und schufen, die den Aufschwung ihrer Kunst zu neuen Bahnen noch zu ihren Lebzeiten sahen, gehörte Goethe und, trotz seines viel kürzeren Lebens, auch Beethoven. Als Goethe im Jahre 1832 aus seinem reichgesegneten dichterischen Wirken schied, hatte sich die Romantik in der Litteratur schon ausgelebt, als Beethoven fünf Jahre vor ihm die Feder für immer niederlegen mußte, der die musikalische Welt so viele geniale Aufzeichnungen verdankte, hatte die romantische Richtung auch auf dem Gebiet der Musik kräftig Wurzel geschlagen und begann das Erbe des Klassizismus anzutreten, soweit nicht die italienischen Modekomponisten das Feld behaupteten, das ihnen wie den Franzosen bald darauf erst von den nationalgesinnten Führern der deutschen Romantik abgerungen werden mußte.

Schubert.

Der Übergang vom Klassizismus zu den Romantikern vollzog sich in der Musik nur sehr allmählich; kein Komponist jener Zeit hat ihn jedoch so lebensvoll und mit solcher Eigenart in sich verkörpert, wie der Wiener Franz Schubert. Man rechnet Schubert am besten zu den Nachklassikern, deren größter er war; zahlreiche Fäden verbinden ihn aber bereits mit der Romantik, auf deren Schwelle er als herrliche, herzerfreuende Lichterscheinung steht. Schubert (1797—1828), der früh dem Leben entrissene, ewig junge, hat Beethoven, als dessen Erstgeborenen ihn Schumann bezeichnete, nur um ein Jahr überlebt, sein an herrlichen musikalischen Schöpfungen überreiches Leben umfaßte nur die kurze Spanne Zeit von 31 Jahren. Der Tod begrub in ihm, wie Grillparzers Grabschrift so treffend sagt, einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen. Es wäre müßig, darüber nachzugrübeln, was er bei längerer Lebensdauer für seine Kunst noch hätte leisten können, denn die Fülle schöner Werke, die er hinterlassen hat, gesellt ihn den Größten aller Zeiten bei.

Was die litterarische Romantik in erster Linie kennzeichnete: Das Versenken in die alte Vergangenheit, das Heimweh nach der verlorenen Heimat, wie Eichendorff einmal sagt, die schwärmerische Hinneigung zum Mittelalter, zur glänzenden Blütezeit des Rittertums und des Frauendienstes, kam bei der musikalischen Romantik erst in zweiter Linie in Betracht. Hier war es mehr die Vorherrschaft der frei waltenden Phantasie über die strengen Regeln der Form, das Hineinträumen in die geheimnisvollen Tiefen des Menschenherzens, das den Schöpfungen der Romantiker ihr charakteristisches Gepräge gab. Das Vorwalten der aus reichbewegtem Innenleben geborenen subjektiven Empfindung in Litteratur und Musik führte zu einer umfassenden Pflege des Liedes, in dem die Romantik am besten sich austönen konnte. Seit Goethes Erscheinen hatte die Lyrik einen Aufschwung genommen, der an die besten Tage der Minnesänger erinnerte, in Nord und Süd hallte der deutsche Dichterwald von herrlichen Liedern wieder. Damit war die Grundlage zu dem neuen musikalischen Liederfrühling geschaffen, den Schubert, als der musikalische Lenzgott, als Apoll neben Jupiter Beethoven heraufführte — einem Liederfrühling ohnegleichen. Schuberts hohe musikgeschichtliche Bedeutung liegt vor allem auf dem Gebiet des Liedes. Mehr als 600 Lieder verdankt ihm das deutsche Volk: die meisten davon sind im Konzertsaal ebenso heimisch, wie in der Familie. Goethe weckte Schuberts Liederborn: mit einigen Liedern Heines, der kurz vor Schuberts Tod auf dem Plane erschien, schloß sich sein liederreicher Mund. Die Fruchtbarkeit seines kompositorischen Schaffens ist erstaunlich, sein Reichtum an Melodie und Phantasie fast beispiellos. Wo er hinfühlte, sagt Schumann, da quoll Musik hervor. Was er anschaute mit dem Auge, berührte mit der Hand, verwandelte sich zu Musik. Schumann hat viel dazu beigetragen, daß seine Zeit, die Schubert über den Modekomponisten des Tages fast vergessen hatte, sich des Meisters erinnerte und ihn wieder zu Ehren brachte.

Das Wort von der rauhen, dornenvollen Erdenbahn des Genius wurde auch bei Schubert zur Wahrheit. Der arme Schulmeisterssohn aus der Wiener Vorstadt hatte zeitlebens mit Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen, aber seine echte Künstlernatur half ihm darüber hinweg, seine Schaffenskraft litt nicht darunter. Im Gegenteil: der Schmerz erzeugte, wie er selbst sagte, seine schönsten Werke. Der Liedercyklus „Die Winterreise“, das melancholische Gegenstück zur „schönen Müllerin“, ist solch ein schmerzgeborenes Werk.

Die kleinen Formen des Liedes genügten natürlich seiner genialen Produktivität nicht, um sich auszuleben. Er griff auf alle anderen Gebiete des musikalischen Schaffens hinüber; die C-dur-Symphonie und das H-moll-Torso gehören zum schönsten ihrer Gattung. Jener unversiegbare Melodienreichtum, jene überströmende Kraft der Phantasie, die wir an seinen Liedern bewundern, zeichnet auch seine Instrumentalkompositionen, namentlich die herrlichen Kammermusikwerke und die Mehrzahl seiner Klavierstücke aus. Von seinen zahlreichen Bühnenwerken hat keines festen Fuß zu fassen vermocht, manche haben überhaupt niemals das Lampenlicht erblickt. Daran trug nicht nur die Minderwertigkeit der Libretti schuld, sondern auch die ihm, dem Lyriker, mangelnde Begabung für die großen Formen des dramatischen Aufbaues und für die kraftvollen Züge theatralischer Ausgestaltung. Fast wie ein Verhängnis lag es über seinem Schaffen: von Jugend auf zog es ihn zum Theater, immer wieder versuchte er seine Kraft an Opern, noch auf dem Totenbett beschäftigte ihn der Gedanke an ein neues Bühnenwerk.

Was Schubert nie erreichte, das gelang seinem Zeitgenossen Karl Maria von Weber, der hauptsächlich seiner dramatischen Werke wegen den ersten Meistern der Tonkunst beizu-

zählen ist. Webers ganzer Lebenslauf (1786—1826) wies auf das Theater hin. Sein Vater Franz Anton, der Vatersbruder von Mozarts Gattin Konstanze, wurde aus einem Offizier und Beamten zum wandernden Schauspieldirektor und schließlich sogar zum Eutiner Stadtmusikanten. Karl Maria selbst war bereits mit 17 Jahren Musikdirektor am Breslauer Theater und später Kapellmeister an der Prager und Dresdener Oper. Er war also von früh auf und fast das ganze Leben hindurch mit dem Theater aufs engste verwachsen.

Auch Weber wurzelte noch im Klassizismus; mit Mozart verbanden ihn auch in musikalischer Hinsicht verwandtschaftliche Beziehungen. Dagegen machte sich in seiner Harmonik,



Franz Schubert.

ebenso wie es bei Schubert der Fall war, die neue Zeit geltend, und in seinen Opern stand er vollständig auf romantischem Boden. Sein „Freischütz", der 1821 in Berlin die erste Aufführung erlebte, war ein Probe- und Meisterschuß zugleich. Deutschland hatte seit diesem Tag sein erstes nationales Musikdrama. Weber wußte sehr genau, daß er mit dem Freischützstoff das innerste Empfinden seiner Zeit, das Herz seines Volkes treffen würde. Deutsche Sitte und deutsche Sage, schwärmerische deutsche Liebe, die Schönheiten und die Schauer des deutschen Waldes, lustiger Hörnerschall und die geheimnisvollen Klänge einer dämonisch-phantastischen Geisterwelt — wie fand sich das alles in Wort und Ton vereinigt, wie wirkte das alles auf das empfindsame deutsche Volksgemüt! Der „Freischütz" schlug in Berlin das

italienische Konkurrenzwerk, Spontinis „Olympia", siegreich aus dem Feld, und sein Sieg war ein bedeutungsvolles Symptom für das Wiedererwachen deutschen Geistes in der Musik.

Was Weber von der deutschen Oper verlangte, sie sollte sein „ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wo alle Teile und Beiträge der verwandten und benutzten Künste ineinanderschmelzend verschwinden und auf gewisse Weise untergehend eine neue Welt bilden", diese auch von Wagner zum Prinzip erhobene Forderung vom vereinigten Zusammenwirken aller Schwesterkünste im Drama, versuchte er in seiner „Euryanthe" musikalisch zu verwirklichen. Die „Euryanthe" ist musikalisch viel bedeutender als der „Freischütz"; sie bedeutete ein kühnes Fortschreiten auf der Bahn, die schließlich zu Wagner hinüber leitete — ohne „Euryanthe" kein „Lohengrin". Der unglückselige Text Helmines v. Chezy, der an die Ritterschwärmereien der Romantiker anknüpfte, trug in erster Linie schuld daran, daß „Euryanthe" niemals zu einer eigentlich populären Oper wurde wie der „Freischütz", der allerdings schon seiner ganzen Anlage nach ebenso sehr eine Volksoper ist, wie die glänzendere „Euryanthe" eine Kunstoper.

Volkssage, Rittertum und orientalisches Märchenland, darin lagen die Hauptquellen romantischer Dichtung. So ließ denn Weber am Abend seines Lebens dem „Freischütz" und der „Euryanthe" seinen „Oberon" folgen, mit dem er den Ritt ins phantastische Zauberland bunter orientalischer Märchenpoesie unternahm. Unter dem farbenprächtigen Gewand litt die individuelle Charakteristik der Personen, in der er in seinen früheren Werken, von denen noch die dem „Freischütz" in musikalischer Beziehung verwandte „Preciosa" genannt sein mag, so hervorragendes geleistet hatte. Trotz vieler genialer Partien, zu denen namentlich die Ouvertüre gehört, bedeutete der „Oberon" keinen Fortschritt. Unter Webers übrigen Werken seien endlich noch die zahlreichen Klavierkompositionen hervorgehoben, die in ihrer vorwiegend brillanten Einkleidung auf neue Errungenschaften der Technik hinweisen und mit denen der Übergang von den Klassikern und von Muzio Clementi, Hummel, Cramer u. a. zu Chopin und Mendelssohn erfolgte.



Karl Maria von Weber.
Nach einer Zeichnung von C. Vogel.

So gefeiert auch Webers Name schon zu Lebzeiten des Meisters war, so sehr stießen doch seine Neuerungen auf Widerspruch und — was man in der Kunstgeschichte aller Zeiten kühnen Bahnbrechern und Pfadfindern gegenüber immer wieder beobachten kann — auf Unverstand. Seine Freischützouvertüre — ebenso wie die zur „Euryanthe" und zum „Oberon", ein Meisterwerk ihrer Gattung, in ihrer Anlage mit Beethovenschen und Wagnerschen Ouvertüren vergleichbar — wurde als „fachregisterhaft" getadelt. Ein Mann wie Tieck nannte den „Freischütz" „das unmusikalischste Getöse, das je über die Bühne tobte", und unter den vielen anderen, die Webers Schöpfungen in ähnlicher Weise abfällig beurteilten — der Vergleich

mit dem Verhalten der Zeitgenossen zu Wagners kühneren Reformen liegt auf der Hand — befand sich merkwürdigerweise auch Louis Spohr, der doch so manche verwandte Züge mit der Weberschen Komposition gemein hatte. Sein vielseitiges Talent, das vieles Schöne hervorbrachte, und dem wir auf dramatischem Gebiet den „Faust“ und die „Jessonda“ verdanken, erschöpfte sich in einem langen Leben (1784—1859); Spohr überlebte sich selbst. Von ähnlicher Bedeutung wie Weber für das Klavierspiel, war Spohr für die Entwickelung des Violinspiels. Selbst ein Meister auf diesem Instrument, hat er die Violinlitteratur um viele, heute noch hochgeschätzte Kompositionen bereichert. Spohr.



Heinrich Marschner.
Nach dem Kupferstich von L. Sichling.

Unter den Nachfolgern der Weberschen Richtung ragt über alle anderen Heinrich Marschner (1796—1861) hinaus, der Komponist des „Hans Heiling“, „Vampyr“, „Templer und Jüdin“. Die Auflösung der streng geschlossenen Form der Arie, das Vorwalten des frei behandelten Ariosos und des deklamatorischen Recitativs that in seinen Werken einen weiteren Schritt vorwärts, von Weber zu Wagner hin. Sein Meisterwerk, der „Hans Heiling“, stellt ihn in die Zahl der bedeutendsten Bühnenkomponisten; mit Recht gehört diese Oper, ein echtes Kind der Romantik, noch heute dem Repertoire der meisten Bühnen an. Weit geringere, vor allen Dingen keine fortwirkende Bedeutung kommt unter Webers Nachfolgern den Brüdern Franz, Ignaz und Vincenz Lachner zu, die jedoch in ihrer Blütezeit von ihren einflußreichen Kapellmeisterposten aus eine große Macht über das musikalische Leben Deutschlands ausübten und als wahrhaft fanatische Wagnerfeinde die Führer der Reaktion wurden. Marschner.

Konradin Kreutzer (1782—1849), der hier angereiht sein möge, verdankt seinen Namen hauptsächlich der Oper „Das Nachtlager von Granada“, die neben ihren lyrischen Sentimentalitäten auch mancherlei Beziehungen zur Romantik aufzuweisen hat. Von seinen übrigen Werken erhebt sich über das Niveau der Kapellmeisterkomposition nur seine Musik zu Raimunds „Verschwender“. In den dreißiger und vierziger Jahren herrschten trotz der Erfolge deutscher Meister auf der Opernbühne die Schöpfungen französischer und italienischer Komponisten. Die deutschen Meister, die wir in dieser Zeit an der Spitze der einheimischen Musikerwelt finden, Felix Mendelssohn und Robert Schumann konnten trotz vielfacher Bemühungen diese Vorherrschaft nicht brechen. Dazu war ein Größerer berufen als sie. Ihr schöpferisches Wirken konzentrierte sich hauptsächlich in der Konzertmusik und Hausmusik. Auf diesen Gebieten nahm die deutsche Musik unter ihrer Führung einen neuen Aufschwung. Während Schumanns Kunst in ihrer ausgeprägten Subjektivität alle Merkmale der Romantik in sich vereinigte, kann Mendelssohn mit seinen vornehm geglätteten, meist auch objektiv kühlen Kom- Kreutzer.

kann er keineswegs schlechthin als Romantiker bezeichnet werden. Wenn man seine Richtung eine neuklassische nennt, so denkt man daran, daß er in formaler Beziehung an die Klassiker anknüpfte, wohl auch aus historischem Interesse auf sie zurückgriff; seiner Musik haftet ein weich-mütiges, sentimentales, oft phantastisches Element an, das seinen Werken ein modernes Gepräge gab. Während Mendelssohns Großvater, der bekannte Philosoph Moses Mendelssohn, zeitweilig in sehr beengten Verhältnissen lebte, war der Vater als Inhaber eines Bankgeschäfts zu Wohlstand und Vermögen gekommen. Felix Mendelssohns reiche und vielseitige Veranlagung fand unter diesen Verhältnissen die sorgfältigste Pflege, und der verhätschelte Liebling des Glücks konnte sich eine universale Bildung aneignen, die seine Laufbahn und sein künstlerisches Schaffen natürlich in günstigster Weise beeinflußte. Sein Leben (1809—1847) war eine lückenlose Kette von Triumphen. Diese großen und stetig wachsenden Erfolge, verbunden mit den Bequemlichkeiten, die das Leben ihm bot, brachten es mit sich, daß Mendelssohns künstlerische Leistungen sich fast durchweg auf ein und derselben Höhenlinie bewegten, ohne zum Höheren und Höchsten zu gelangen, und daß er andererseits nicht zu jener Tiefe in seinem Schaffen vordrang, von der wir bei Schubert sehen, daß sie nur im „Schmerz" des Lebens, unter Kämpfen und Enttäuschungen erreicht wird. Nicht umsonst führt der Pfad des Genies über Dornen und rauhes Gestein zur Unsterblichkeit empor . . .

Mendelssohn war der Komponist der Gebildeten, der vornehmen Gesellschaft. Das drückte seinen Kompositionen einen unverkennbaren Stempel auf. Er schrieb vornehm; auch wo er leidenschaftlich wurde, blieb er maßvoll, er liebte die elegante Schreibart und wurde dadurch — vornehmlich mit seinen poetisch feinen „Liedern ohne Worte" der Ausgangspunkt der Salonkomposition im besten Sinne des Wortes. Seine für das musikalische Leben jener Tage ebenso wichtige als einflußreiche Thätigkeit konzentrierte sich in Leipzig, das hauptsächlich durch ihn eine führende Stellung in der damaligen Musikwelt errang. Leipzig, die alte Handelsstadt, wurde nun mit den von Mendelssohn geleiteten Gewandhauskonzerten der Mittelpunkt des deutschen Musiklebens, selbst Wien, das seit den Tagen Haydns, Mozarts und Beethovens diese Stellung innegehabt hatte, mußte dagegen zurücktreten.

Mendelssohns Kunst weilte mit besonderer Vorliebe in jener traumhaft phantastischen Sphäre, jener duftigen Zauberwelt der Elfen und Kobolde, die er am schönsten in seiner Musik zum „Sommernachtstraum" dargestellt hat. Länger als seine Symphonien, die neben vielen Schönheiten auch manche Oberflächlichkeiten enthalten, werden seine Ouvertüren fortleben, die Bülow mit Recht als symphonische Dichtungen vornehmster Art bezeichnete — wirkungsvolle Konzertwerke, denen er, wie vielen seiner Klavierkompositionen, bestimmte poetische Grundlagen gab. Die meisten seiner Kammermusikwerke werden noch heute gern gespielt und gern gehört; auch sein berühmtes Violinkonzert wird als dankbares Vortragsstück nicht so bald von dem Repertoire der Virtuosen verschwinden. Die Oratorien „Paulus" und „Elias" zeigen ihn in nahen Beziehungen zu den Klassikern Bach und Händel, und sein Bestreben, die strengen Formen der Altmeister, die er mit großem Eifer studierte, mit dem Gefühlsinhalt seiner Zeit zu erfüllen. Diese Beziehungen zu Bach und Händel führen uns auf ein weiteres, sehr wichtiges Gebiet seiner musikalischen Thätigkeit. Er war es, der ihre Werke wieder vom Staub der Vergessenheit reinigte, der sie wieder einstudierte und aufführte, und damit den Anstoß zu einer immer intensiveren Pflege dieser Meister gab. Schon 1829 trat in Berlin dieses Bestreben hervor, als er Bachs fast verschollene „Matthäus-Passion" in der Singakademie mit außerordentlichem Erfolg dirigierte. Der Mangel an dramatischer Begabung, der



Felix Mendelssohn-Bartholdy.
Nach dem Gemälde von E. Magnus.

auch in seinen Oratorien hervortritt, hinderte ihn nicht, sich mit einigen Kompositionen für die Bühne zu versuchen, unter denen das Loreley-Fragment am bekanntesten ist.

Ebensowenig wie Mendelssohn war Robert Schumann (1810—1856) ein dramatischer Komponist. Und doch war er eine Zeitlang von dem glühenden Wunsche beseelt, seinem Volk eine deutsche Oper zu schaffen. „Wissen Sie mein morgen- und abendliches Künstlergebet?“ schrieb er 1842, „deutsche Oper heißt es!“ Es war ein tiefempfundenes, nationalkünstlerisches Sehnen, das ein anderer als Schumann erfüllen sollte. Merkwürdige Berührungspunkte finden wir hierbei in Schumanns und Wagners Tendenzen. Denn unter den nationalen Opernstoffen, an deren Ausführung Schumann dachte, finden sich: ein Wartburgkrieg, ein Lohengrin und Nibelungen. Er verfiel schließlich auf „Genoveva“, bei deren musikalischer Ausführung er sich Webers „Euryanthe“ zum Vorbild nahm. Aber diese Genovevamusik war nicht lebensfähig, ihr fehlte die dramatische Kraft, die theatralische Wirkung der großen Kontraste. Schumanns musikalische Natur war, obwohl er selbst davon überzeugt schien, daß Schumann.

jeder Takt einer Oper dramatisch im höchsten Maße sei, durchaus aufs Lyrische und Epische wandte: Ihm nicht nur die Begabung, auch das Verständnis für das wahrhaft Dramatische fehlte ihm, denn nur dadurch läßt sich sein feindliches Verhalten gegen Wagner erklären. Er war kein Meister des Orchestersatzes, aber ein Klavierpoet von Gottes Gnaden. Daneben gehören seine drei Streichquartette op. 41, das Klavierquartett op. 47 und das Quintett op. 44 zu den bedeutendsten Erscheinungen der Kammermusik seit Beethoven und heute noch zu den Lieblingen des Konzertpublikums. Von den Werken größeren Stils sind als wohlgelungen zu nennen das weltliche Oratorium: „Paradies und Peri“ und die Musik zu Byrons „Manfred“. Schumann war durch und durch Romantiker. Jean Paul und E. T. A. Hoffmann befruchteten seine Phantasie, deren Lebhaftigkeit und Originalität ihn über die meisten seiner Zeitgenossen stellte. Schon seine frühesten Klavierkompositionen, z. B. der „Karneval“ und „Die Davidsbündler“ zeugen dafür. Das Klavier war seine Welt; hier gab er sein Bestes und Tiefstes, hier schuf er sich seinen eigenen Stil, der bei aller Selbständigkeit die Beziehungen zu den zeitgenössischen Vorbildern pflegte und, von kühnem Kampfesgeist erfüllt, auf der Basis aller neueren Musik, Bach und Beethoven, weiterzubauen suchte. Auch in der Liedkomposition bildete Schumann den Übergang zur neuen Zeit: Wort und Ton sind aufs innigste verschwistert, die musikalische Behandlung entspringt der kongenialen Auffassung und Durchdringung des poetischen Gehalts, dazu kommt eine freiere Behandlung der Singstimme, manchmal sogar auf Kosten des rein melodischen Prinzips zu Gunsten des deklamatorischen Ausdrucks, und ferner eine nachdrücklichere Benützung des Klaviers zur Erreichung der poetisch-musikalischen Absichten: die Klavierbegleitung wird selbständiger, bedeutungsvoller, sie tritt oft geradezu gleichberechtigt neben die Singstimme, diese unterstützend im Ausdruck der Stimmung oder in der Verdeutlichung der Idee des Gedichts. Auf dieser neubetretenen Bahn ist dann das deutsche Lied fortgeschritten zu Robert Franz, Peter Cornelius u. a.

Schumanns Kunst blieb von den Angriffen der Reaktionäre nicht verschont, er wurde als der „Zukunftsmusiker“ verschrieen und befehdet, wie bald darauf — allerdings mit weit heftigerem Fanatismus — Richard Wagner. Schumanns Wirken hatte zwar nichts Revolutionäres, aber doch das Verdienst, im Kampf gegen das Überlebte und gegen das Äußerliche Bahn gebrochen zu haben. Niemand hat das schöner und ehrender ausgesprochen als Franz Liszt, der ihn jenen Sehern beizählte, die der Geist hinausführt über die Grenzen der Gegenwart, deren Glaube Gewißheit wird und die, in ihren Handlungen von ihm geleitet, oft nicht gehört werden, solange sie leben, aber verherrlicht, wenn sie dahingegangen sind.

Der Entwickelungsgang der Musik im 19. Jahrhundert brachte es mit sich, daß vom Musiker, ganz besonders aber vom Komponisten, eine weit über das Durchschnittsmaß reichende Summe von allgemein-künstlerischer und litterarischer Bildung, die Fähigkeit schriftstellerischer Verteidigung seiner Prinzipien gefordert wurde, so daß sich in einer Person der Poet mit dem Komponisten vereinigen mußte. Bei keinem war das bisher in solcher Vollendung und gegenseitiger Ergänzung der Fall als bei Richard Wagner. In geringerem Maße trifft es auch bei Schumann zu, der mit seiner musikalischen Begabung den feinen Sinn des Poeten und die Federgewandtheit des Litteraten verband. Auch Weber war litterarisch-kritisch thätig gewesen, aber weit mehr noch bethätigte Schumann sein frisches, ursprüngliches Können auf diesem Gebiete und trug mit gleichgesinnten Freunden zur bessernden Umgestaltung und zur Hebung einer sachverständigen musikalischen Kritik bei, die sich nicht nach engbeschränkten Fachprinzipien, sondern nach großen, allgemein-künstlerischen Gesichtspunkten

leiten läßt. Schumanns Aufsätze in der von ihm herausgegebenen „Neuen Zeitschrift für Musik“ gehören zum Besten, was wir über diese Epoche der musikalischen Entwickelung besitzen. Einer seiner ersten kritischen Aufsätze, der Hektor Berlioz und seiner Sinfonie phantastique gewidmet war, ebnete dem genialen Franzosen in Deutschland den Boden — eine seiner letzten lenkte das Augenmerk der musikalischen Kreise auf einen neu auftauchenden Stern am musikalischen Himmel, auf Johannes Brahms. Schumann gehörte aber auch zu den ersten, die in Deutschland auf die große und neuartige Kunst Chopins aufmerksam machten.



Robert Schumann.
Nach einer Zeichnung von Adolf Menzel.

Friedrich Chopin (1809—1849), der Schumann schon mit seinen ersten Veröffentlichungen in helle Begeisterung versetzte, wurde rasch dessen hochverehrter Liebling; er fühlte sich zu ihm hingezogen, wie zu einem gleichstrebenden Freunde. Während wir aber in Schumanns Werken ausgeprägten deutschen Charakter, deutschen Träumersinn finden, hat Chopins Kunst trotz aller polnischen Heimatklänge etwas Internationales. Von drei Völkern hat Chopin, um ein treffendes Wort Heines anzuführen, sich das Beste angeeignet: Polen gab ihm seinen chevaleresken Sinn und seinen geschichtlichen Schmerz, Frankreich die leichte Anmut und Grazie, Deutschland die romantische Schwermut. Damit sind die wichtigsten Elemente seiner überaus empfindsamen, poesieerfüllten, für alles Schöne begeisterten und Chopin.

[illegible] Künstleratem ausgedrückt. Die Mehrzahl seiner Kompositionen — es sind [illegible] — werden beliebt und geschätzt bleiben, werden im Haus und im Konzertsaal bewundert, solange man Klavier spielt. Der Salon der geistreichen Gesellschaft, wo er sich beispielsweise voll schwärmerischer Begeisterung in seiner zweiten Heimat Paris um ihn und seine Freundin George Sand sammelte, bildete die Folie für seine sämtlichen Kompositionen, auch da, wo er — wie in seinen Polonaisen oder Mazurkas — national-polnische Weisen verwertete. Seiner Konzerte, Sonaten, Walzer, Etüden, Präludien kann hier nur vorübergehend gedacht werden, nur die Notturnos müssen als die populärsten seiner Werke besonders hervorgehoben werden. In der musikalischen Litteratur aller Völker findet sich nichts, was diesen tiefpoetischen Schöpfungen voll anmutsvoller Grazie, süßer Melancholie und wehmütiger Leidenschaft ebenbürtig zur Seite treten könnte.



Friedrich Chopin.
Nach dem Kupferstich von Rob. Reyher.

Durch die Fülle neuer technischer Effekte, bisher unbekannter Klangwirkungen und durch die glanzvolle Behandlung des musikalischen Ornaments wurden seine Schöpfungen noch weit mehr als die Klavierwerke Webers, Mendelssohns und Schumanns epochemachend für die Entwickelung des Klavierspiels und des Klaviers selbst, in dessen Bau sich Hand in Hand mit den neuen Anforderungen der Technik große Umwälzungen und Verbesserungen vollzogen.

Als sich die politische Revolution des Jahres 1830 vorbereitete, erschienen auch in der Musik die Vorboten einer neuen Zeit. Der damals noch unbekannte Chopin arbeitete an seinen Konzerten in E-moll und F-moll, Schumann schrieb die ersten seiner phantastischen Klavierkompositionen, Mendelssohn sandte seine Ouvertüre zum Sommernachtstraum in die Welt hinaus, und vom Ausland her erschienen (1829), gleichsam als die Sturmvögel der [illegible] Revolution: Rossinis „Wilhelm Tell“ und Aubers „Stumme von Portici“. Es war am Abend des 25. August 1830, als nach der Aufführung der „Stummen von Portici“ in

Brüssel, französischem Vorbild folgend, der belgische Aufstand losbrach. Was die Welt von damals bewegte, fand sie in Aubers Oper dargestellt und ausgesprochen. Textdichter und Komponist hatten gut gerechnet, als sie darauf den Erfolg ihres Werkes gründeten. Augustin Eugen Scribe war der Vater der großen historischen Ausstattungsoper, die nunmehr von Frankreich aus nach Deutschland herüberdrang und deren Blütezeit, mit Aubers „Stummen von Portici" anbrechend, über ein Menschenalter währte. Scribe war der Metastasio seines Zeitalters, denn wie jener im 18. Jahrhundert, so beherrschte er fast ein halbes Jahrhundert lang die Opernproduktion hinsichtlich der Texte. Er wußte seine Stoffe routiniert und bühnenwirksam aufzubauen, sie zu effektvollen Situationen auszubeuten und ihnen meist auf der Grundlage großer welthistorischer Vorgänge gewisse zeitgemäße Tendenzen beizumengen. Das historische Element in diesen Operntexten Scribes ist äußerst oberflächlich und willkürlich behandelt, oft bis zur unsinnigen Karikatur verzerrt — denken wir nur an den „Propheten" —, aber die Mache war geschickt, und er fand sein dankbares Publikum wie seine dankbaren Komponisten. Die Erkenntnis, daß die große historische Haupt- und Staatsaktion, selbst wenn sie nur als Folie für die konventionelle Liebesgeschichte dient, kein Stoff ist für ein Opernwerk höherer Art, diese Erkenntnis, die zur Neugeburt des musikalischen Dramas aus dem Mythus führte, blieb späteren Jahrzehnten vorbehalten. Scribe schrieb für Auber außer dem Libretto zur „Stummen" auch das zu „Maurer und Schlosser", womit der Komponist eine köstliche Probe des anmutig unterhaltenden Singspiels gab, den „Fra Diavolo", der heute noch unter den romantisch-komischen Opern eine hervorragende Stellung einnimmt, ferner die feinen Lustspielopern „Der schwarze Domino" und „Des Teufels Anteil". In hohem Maße war Scribe auch an den großen Erfolgen Meyerbeers beteiligt. Scribe.



Giacomo Meyerbeer.
Nach einer Lithographie von C. Süßnapp.

Giacomo Meyerbeer (1791—1864, eigentlich Jacob Meyer Beer) war bei den Italienern, den Deutschen und den Franzosen in die Schule gegangen und hatte sich das Beste von ihnen angeeignet. Nachdem er sich eine Zeitlang mit Opern im italienischen Geschmack ohne besonderes Glück versucht hatte, wurde er 1831 durch seinen „Robert der Teufel", von Scribe unterstützt, mit einem Schlage berühmt. Er hatte den Boden gewonnen, auf dem er nun Triumph über Triumph errang. In den „Hugenotten" und im „Prophet" schritt er fort auf der mit glänzendem Erfolg betretenen Bahn: er beherrschte die theatralischen Effekte wie keiner vor ihm. In Deutschland hatte er während seiner Glanzzeit keinen Rivalen neben sich. Als Wagners Stern aufging, war der Meyerbeers schon im Erbleichen, obwohl das Publikum an ihm fest hielt, ja heute noch zäh an ihm fest hält. Er kannte den Geschmack der großen Menge, die im Theater aufgeregt und unterhalten. Meyerbeer.

[illegible] und geblendet sein, die in der Oper nicht nur Musik hören, sondern auch prächtige Dekorationen, glanzvolle Aufzüge, schöne Ballets sehen will. Aber nicht nur die große Menge ist es, die an seinen Opern, von denen noch „Die Afrikanerin“ und „Dinorah“ Erwähnung verdienen, festhält, sondern auch die Sänger und Sängerinnen, die kaum dankbarere Prachtpartien auf ihrem Repertoire haben, als die ihnen von Meyerbeer bescherten . . .

Halévy Von den Franzosen, die zu jener Zeit, da Meyerbeer berühmt zu werden anfing, die große Oper mit Erfolg kultivierten, sei noch Halévy genannt, dessen im Meyerbeerstil geschriebene „Jüdin“ heute noch eine beliebte Repertoireoper ist. Von Halévy haben wir auch eine sehr wertvolle komische Oper: „Der Blitz“; sie ist für vier Personen geschrieben, unter Verzicht auf die Mitwirkung eines Chores: im Gegensatz zur raffinierten Großartigkeit jener „Jüdin“ ist hierin „die äußerste Künstelei der Einfachheit“ zu konstatieren.

Lortzing Neben dem auf die Spitze getriebenen musikalischen und dekorativen Raffinement der großen Ausstattungsoper bedurften Bühne und Publikum auch der Ruhepunkte, die denn auch in Gestalt des leichten heiteren Singspiels und der bürgerlichen komischen Oper geboten wurden und heute noch geboten werden müssen. Für dieses Bedürfnis des Repertoires fand sich nun in Deutschland ein Komponist, dessen Werken bis auf unsere Tage die ungeschmälerte Gunst des Publikums treu geblieben ist: Albert Lortzing (1803—1851). Dieses Mannes sei hier noch mit einigen Worten gedacht. Man hat ihn gelegentlich mit Roderich Benedix verglichen, mit dem er in der That manche verwandte Züge teilt: jenes ursprüngliche und ohne festere technische Grundlage frisch und sicher produzierende Talent, jenen behaglichen, zuweilen zum Spießbürgerlichen neigenden Humor und jenes ehrliche naive Kunstschaffen, das nichts Gesuchtes, Erborgtes und mühsam Reflektiertes an sich trägt. Neben dem volkstümlichen Geiste, der seine Werke durchzieht, verdankte er seine Erfolge hauptsächlich dem humoristisch-gemütvollen Element, das in seinen Liedern zum Ausdruck kam. „Czar und Zimmermann“, der „Waffenschmied“, „Undine“ und der „Wildschütz“ sind seine populärsten Werke, und die Lieder aus diesen Opern sind in den weitesten Kreisen des Volkes bekannt und heimisch geworden. Auch einen „Hans Sachs“ hat Lortzing geschrieben, der sich längere Zeit auf dem Repertoire hielt. Als Lortzing sein Leben voll Sorgen und Entbehrungen beschloß, war bereits ein anderer am Werk, der die Gestalt des Nürnberger Meistersingers mit neuer, ungeahnter Kunst dem deutschen Theater gewann, jene kleine Lortzingsche Opernfigur natürlich vollständig verdrängend — Richard Wagner, der eine neue Epoche der dramatischen Musik heraufführte.


Albert Lortzing.





Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1822—30.



Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1831—40.



Litteratur.

Goethe

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Goethe den Höhepunkt seiner Entwickelung erreicht. Aus einem Geiste heraus, der auf die Einzelheiten der sinnlichen Erfahrung ebenso unbefangen blickte, wie er die tiefsten Geheimnisse des Natur- und Menschenlebens zu erforschen imstande war, hatte er eine Weltanschauung geschaffen, die als Erfüllung dessen erschien, was die besten Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts ersehnt hatten. Von unbegrenzter Fruchtbarkeit erwies sich diese Weltanschauung für die Folgezeit: Eine Wirkung, wie die von Goethe auf das neunzehnte Jahrhundert ausgeübte, läßt sich kaum mit etwas anderem in der Geistesgeschichte der Menschheit vergleichen. Der Grund davon liegt in jener Universalität des Goetheschen Geistes, die Wieland veranlaßte, seinen großen Zeitgenossen den „menschlichsten aller Menschen“ zu nennen. Durch diese Vielseitigkeit seines Geistes unterscheidet sich Goethe von denen, die mit ihm zusammen an der Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts die große geistige Revolution herbeiführten. Voltaire, Rousseau, Lessing, Herder, Kant und Schiller haben Großes dadurch erreicht, daß sie ihr Schaffen in den Dienst *eines* Ideals stellten; Goethe dagegen brachte eine Vielheit menschlicher Fähigkeiten in sich so zur Ausbildung, daß sie in vollkommener Harmonie standen . . .

Wie sich Goethes Naturanlage von der seines Freundes und größten Zeitgenossen Schiller (S. 56) unterschied, das hat er selbst mit klaren Worten ausgesprochen: „Er predigt das Evangelium der Freiheit; ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen.“ Schiller ging von der ethischen Forderung der Freiheit aus, Goethe von der Betrachtung der Natur und der Menschen. In dem Werke, an dem Goethe bis zu seinem Lebensende — 1833 — arbeitete, im „Faust“, stellte er nicht einen Mann dar, der ein aus der Vernunft geborenes Ideal der Freiheit verwirklichen, sondern einen solchen, der durch Entfaltung der höchsten in dem Menschen vorhandenen Anlagen sich zur freien Persönlichkeit hindurcharbeiten will. Was in der menschlichen Natur enthalten ist, das soll hervortreten, während Faust durch die „kleine und die große Welt“ wandert. Es war Goethes Überzeugung, daß die Natur der Quell aller Vollkommenheit ist, und daß das Beste nur schaffen kann, wer ihren Spuren folgt.

Goethes Jugenddichtungen waren ein Protest gegen die Unnatur, die er in seinem Zeitalter beobachten konnte. Er machte Götz von Berlichingen zum Helden eines Dramas, weil er seinen Zeitgenossen, die sich durch alle möglichen künstlichen Vorstellungen von der Natur entfernt hatten, einen Menschen zeigen wollte, dessen Thaten aus seinen ursprünglichsten, natürlichsten Empfindungen hervorgingen. Von einer anderen Seite stellte er im „Werther" den Wert des Natürlichen dar. Daß die widernatürliche Sentimentalität Schiffbruch leiden muß, ist die Grundidee dieser Dichtung. Was ein Mensch durch seinen angeborenen Charakter und durch die Verhältnisse, in die ihn das Schicksal gestellt hat, erleben kann, darauf war Goethes Blick gerichtet. Die Leiden und Freuden des Lebens, wie sie sich in verschieden gearteten menschlichen Naturen abspielen, die Konflikte, die das Leben bringt, und die Genüsse, die es bietet, hat er in seinen dramatischen und erzählenden Dichtungen in unvergleichlicher Weise zur Darstellung gebracht. „Clavigo", „Stella", „Die Geschwister", „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" sind Seelengemälde, geschaffen von einem Geiste, dem die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur offenbar geworden sind.

Goethes Streben, in seinen eigenen Schöpfungen nach denselben Gesetzen zu verfahren, welche die Natur befolgt, führte ihn dazu, sein Kunstideal in der Welt der Antike zu suchen. Die Kunstwerke der Griechen, die er auf seiner italienischen Reise beobachtete, entlockten ihm den Ausspruch: „Ich habe die Vermutung, daß die Griechen nach den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur selbst verfährt, und denen ich auf der Spur bin." Nachdem er auf diese Weise erkannt zu haben glaubte, was das Ziel aller wahren Kunst sein muß, suchte er die bereits vor der italienischen Reise begonnenen Naturstudien weiter auszubilden. Er wollte die schaffenden Kräfte der Natur kennen lernen, um sie aus seinen Kunstwerken sprechen zu lassen. Nach seiner Rückkehr aus Italien, im Jahre 1788, war er auf dem Gebiete der Naturforschung nicht weniger thätig, als auf dem der Dichtung. Daß für ihn künstlerisches Schaffen eine Art und höhere Stufe des Naturwirkens war, sprach Goethe in seinem Buche über Winkelmann aus: „Indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich zur Produktion des Kunstwerkes erhebt." Durch seine Anlagen war Goethe von vornherein dazu bestimmt, überall das Natürliche, das Ursprüngliche in den Dingen zu suchen; aber das eigentliche tiefere Wesen der Natur glaubte er erst durch das Studium der Antike kennen gelernt zu haben. Er war nun der Ansicht, daß er früher zwar der Natur treu gewesen, daß ihn aber erst die ideale Schönheit der Alten auf eine höhere Stufe der Existenz und des künstlerischen Wirkens gehoben habe. In seiner Jugend suchte Goethe rein aus seiner Natur heraus Dinge und Menschen nachzubilden; jetzt ließ er ein Kunstwerk nur gelten, wenn das Naturwahre zum Idealwahren verklärt, wenn das Einfach-Natürliche den strengen Stilgesetzen unterworfen wurde, die der Schönheitssinn der Alten verlangte. Auf dieser Stufe der Entwickelung stand Goethe, als das achtzehnte Jahrhundert zu Ende ging. Eine reife Frucht seiner damaligen Kunstanschauung ist die im Jahre 1797 entstandene Dichtung „Hermann und Dorothea". Das Leben in einer Kleinstadt, echte und einfache Menschen aus dem Volke stehen in der Erzählung wie Schöpfungen der Natur selbst da; und über das Ganze ist die Einfalt und Größe ausgegossen, wie wir sie an den Kunstwerken der Alten bewundern. Vollendete Naturtreue und höchste Stilkunst feiern hier ihre Vermählung.

Wenn man auch zugeben muß, daß in den Dichtungen Goethes, die im neuen Jahrhundert entstanden sind, das antike Schönheitsideal auf Kosten der unmittelbaren Wiedergabe des Natürlichen bevorzugt ist, so darf dabei doch nicht übersehen werden, daß durch die Erhebung zu diesem Ideal eine der höchsten Höhen der menschlichen Kultur erstiegen wurde.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Diesen Spruch stellte Goethe über den zweiten Teil seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“. In der Entwickelung weniger Menschen wird sich dieser Satz so erfüllt haben, wie in der seinigen. Was er an den alten Griechen bewunderte, daß sie „das Einzige, das ganz Unerwartete“ geleistet haben, weil sie die sämtlichen Eigenschaften und Kräfte des Menschen gleichmäßig in ihrer Natur vereinigten, das hat er wieder zu erreichen vermocht. Seine Persönlichkeit ist im Fortschritte ihrer Entwickelung ein Abbild des Werdens der ganzen Menschheit. Erkaufen mußte Goethe diese Kulturhöhe allerdings mit der Entfremdung von den Interessen seiner Zeit- und Volksgenossen. Während Schiller, trotzdem er sich in seinen Schöpfungen dem Goetheschen Kunstideal immer mehr zu nähern suchte, im innigsten Einklang verblieb mit dem, was das Volk wollte und fühlte, stand Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien mit seinen Anschauungen und Empfindungen allein. Seine Jugenddichtungen wirkten hinreißend auf viele; die Schöpfungen, die er in der „Epoche seiner Vollendung“ schuf, fanden dagegen nur bei den Besten Verständnis. Allen ging darin Schiller voran, der in seinen tiefsinnigen Aufsätzen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ und „über naive und sentimentalische Dichtung“ die Geistes- und Künstlerart Goethes als die höchste, die der Mensch erreichen kann, kennzeichnete. Am weitesten entfernt von der Kunstauffassung seines Volkes hat Goethe sich mit seinem unvollendet gebliebenen, im Anfange des 19. Jahrhunderts entstandenen Drama „Die natürliche Tochter“. Hier wollte



Johann Wolfgang v. Goethe.
Nach dem Gemälde von Luise Seidler (Weimar 1811).

Gestalten vor, von denen alles Zufällige, Gleichgültige abgestreift ist, die nur die Repräsentanten des Standes sind, in den das Schicksal sie hineingeboren hat. Goethe glaubte gerade dadurch die höhere Wahrheit zu erreichen, daß er das Alltägliche, das Individuell-Menschliche beiseite setzte; die Zeitgenossen vermißten dieses Individuelle, das zum Herzen spricht, weil es Leid und Freud des Einzelnen ist — man nannte das Drama „marmorglatt und marmorkalt". Schiller dagegen urteilte: „Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit." Und Fichte erklärte es für Goethes Meisterstück.

Am stärksten empfindet man den Umschwung in Goethes Kunstanschauungen an den Werken, deren Anfänge vor der italienischen Reise entstanden, die aber erst nach derselben zu Ende geführt wurden: in „Faust" und „Wilhelm Meister". Aus individuellen Charakteren, die „Faust" und „Wilhelm" in den ersten Teilen der Dichtungen noch waren, verwandelten sie sich in Repräsentanten für gewisse Menschengattungen; ja Faust sogar zum Abbilde und Symbol der ganzen strebenden Menschheit. Goethe glaubte erkannt zu haben, daß sich in den Thatsachen des Natur- und Menschenlebens, so wechselreich und mannigfaltig sie auch dem äußeren Anschein nach sind, gewisse große, einfache, ewig bleibende Gesetze verbergen. Während er in seiner Jugend die wechselnden Begebenheiten und die einzelnen Menschen um ihrer selbst willen darstellte, gelangte er auf der Höhe seines Lebens immer mehr dazu, die Ereignisse und Personen als Mittel zu betrachten, um die ewige Gesetzmäßigkeit zur Anschauung zu bringen. In dem im Jahre 1809 entstandenen Roman „Wahlverwandtschaften" werden die Neigungen und Leidenschaften der Menschen so vorgeführt, daß sich in ihnen ewige Gesetze, wie bei chemischen Vorgängen, offenbaren.

Am unmittelbarsten offenbarte sich die Allseitigkeit der Goetheschen Persönlichkeit in seinen lyrischen Gedichten. Von den intimsten und zartesten Empfindungen des liebenden Herzens bis zu den höchsten philosophischen Weltideen hat er das ganze menschliche Geistesleben in diesen Schöpfungen zum Ausdruck gebracht. Er hatte den naiven Naturton des Volksliedes ebenso wie die höchsten Formen der Kunstpoesie in seiner Gewalt; er fand den Ausdruck für die nackte, überquellende Sinnlichkeit in seinen „römischen Elegien" und wußte die vergeistigte Liebe in seiner „Trilogie der Leidenschaft" darzustellen. Gerade diese Seite des Goetheschen Schaffens ist es, durch die er am meisten zu den Herzen der Menschen gesprochen hat; hier wirkte er am unwiderstehlichsten. „Diese Lieder umspielt ein unaussprechlicher Zauber. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte, das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt," sagte Heinrich Heine. Unversieglich schien die Quelle lyrischer Stimmungen bei Goethe; noch im höchsten Alter schuf er die Fülle köstlicher Lieder und Sprüche des „Westöstlichen Divan", die einen mächtigen Einfluß auf die neuere Dichtung, namentlich auf Rückert und Platen, ausgeübt haben.

Sein Drang, die höchste geistige Kultur in sich selbst auszubilden, erklärt Goethes Verhalten gegenüber den großen Ereignissen seiner Zeit. Sein geringes Interesse für die Erhebung der Geister im Zeitalter der Revolution und für die nationale Begeisterung während der Befreiungskriege ist viel getadelt worden. Die Werke, in denen er sich mit der großen revolutionären Bewegung auseinandersetzte, der „Großkophta", die „Aufgeregten", der „Bürgergeneral", gehören zu den schwächsten Schöpfungen seines Geistes, und die Befreiungskriege, die andere zu so hinreißenden Tönen begeistert haben, vermochten seine Dichterkraft nicht in Thätigkeit zu setzen. Das Gewaltsame in den Ereignissen jener Epoche widerstrebte ihm, sein Streben nach Harmonie der Kräfte, deshalb ging er ruhig seinen eigenen Gang

und zog sich von dem öffentlichen Leben zurück, wo dieses seiner Natur nicht entsprach. Das Leben in einer höheren idealen Wirklichkeit, zu dem sich Goethe erhoben hatte, nach einer langen Erfahrung und nachdem er die Kulturwelt der Alten in sich aufgenommen, erschien den Dichtern der Folgezeit, die ihre Richtung als die romantische bezeichneten, als das Vorrecht des wahren Künstlers. Ein Drang nach allem, was dem gewöhnlichen Leben fremd, was nur aus Genie und Einbildungskraft geboren ist, kennzeichnet diese Poeten. Romantiker.

Sie bevorzugten in ihren Schöpfungen alles, was den Schein des Wunderbaren, des Geheimnisvollen, des Mystischen hat; die seltenen Empfindungen, die dem mitten im wirklichen Leben stehenden Menschen völlig fremd sind, machten sie vorzüglich zum Gegenstand der Dichtung.



Prinz Wilhelm von Preußen und seine Braut Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar bei Goethe.
Nach einer Zeichnung von V. Wolpe.

Sie glauben in Goethes Kunstideal und in Johann Gottlieb Fichtes Weltauffassung die Rechtfertigung für ihre Anschauungen zu finden. Dieser Philosoph, der uns an anderer Stelle noch eingehend beschäftigen wird, hatte aus dem eigenen Ich des Menschen die höchste Welterkenntnis hervorzuholen gesucht und mit hinreißender Beredsamkeit die Lehre von der souveränen Persönlichkeit verkündet, die von den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel aufgenommen und in ihrer Art ausgelegt wurde. Der geniale Mensch sollte sich seine eigene Welt mit besonderen Gesetzen schaffen. Das führte allerdings dahin, daß die Romantiker oft alle Naturnotwendigkeit außer acht ließen und der subjektiven Laune und Willkür alle Herrschaft einräumten. Ganz aus dieser Einseitigkeit heraus erwachsen ist Friedrich Schlegels Roman „Lucinde“, in dem zügelloseste Sinnlichkeit, genialer Müßiggang und persönliche Willkür gepredigt werden. Schlegel Es ist aber doch nur der Mangel an ursprünglicher Dichterkraft, der sich hier hinter einer künstlich angenommenen höheren Lebensauffassung verbergen will. Beide Schlegel vermochten in ihren eigenen Schöpfungen nur Unbedeutendes zu schaffen. Sie blieben Nachahmer fremder Formen. Umso Größeres leisteten sie als Ausleger und Vermittler der Werte anderer. Friedrich Schlegel eröffnete weite Ausblicke in

fremde Geistesrichtungen und Kulturen in seinen Werken: „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ und „Geschichte der alten und neuen Litteratur“. Seine 1798 begründete Zeitschrift „Athenäum“ wurde ein Sammelpunkt für die Geister, die der nüchternen und banalen Aufklärerei den Sinn für die höchsten Kunstideale entgegensetzen wollten. August Wilhelm Schlegel war zum Übersetzer und Nachdichter geboren. Durch seine Shakespeare-Übertragung hat er eine neue Epoche für das Verständnis des großen britischen Dramatikers geschaffen und bewiesen, in welch hohem Grade der deutsche Volksgeist imstande ist, die Dichtungen des Auslandes aufzunehmen. Durch diese Vermittelung fremder Poesien und die Vertiefung in die Vergangenheit des eigenen Volkes griffen die deutschen Romantiker tief in die Entwickelung der Litteratur ein. Feinsinnig hat A. W. Schlegel Dantes dichterische Eigenart erklärt und in deutscher Sprache wiedergegeben, musterhaft Ludwig Tieck Cervantes übersetzt. Selbst da, wo die Beschäftigung mit fremden Litteraturwerken zu Überschätzung gewisser Kunstleistungen führte, förderte sie doch das Verständnis derselben. Wenn z. B. auch Friedrich Schlegel den Spanier Calderon in einseitiger Weise den größten aller Dichter nannte, so hat er doch durch die geistvolle Erklärung seines Wesens sich ein bleibendes Verdienst erworben.

Von nicht geringerer Bedeutung war die Pflege des Sinnes für deutsche Vergangenheit bei der Mehrzahl der Romantiker. Diese Vorliebe für die mittelalterlich-christliche Zeit ging aus ihrer Geringschätzung der wirklichen Welt, der unmittelbaren Gegenwart hervor. In die längst entschwundenen Zeiten, deren Wesen uns in unbestimmten Umrissen überliefert ist, ließen sich die Eigentümlichkeiten eines höheren, idealen Lebens hineinträumen, nach dem diese Dichter strebten. Wie die Sehnsucht nach einer verlorenen Heimat klingen die romantischen Stimmen über einstige Größe des deutschen Volkes, die im Laufe der Zeiten verloren gegangen sein soll. Aus diesem Vergangenheitskultus wuchsen Tiecks Erneuerungen älterer deutscher Dichtungen heraus, so die der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter: „König Rother“, „Schildbürger“, „Magelone“, „Melusine“ und, als hervorragendste Erscheinung, die Sammlung alter deutscher Lieder: „Des Knaben Wunderhorn“, die zwischen 1805 und 1808 L. Fr. Achim von Arnim und Clemens Brentano herausgegeben haben. Dieses Liederbuch trug nicht wenig zur Hebung der nationalen Begeisterung bei. Mit diesen Bestrebungen der Romantiker hing das Aufblühen der germanistischen Studien zusammen. Jakob Grimm hat mit seiner 1819 begonnenen „Deutschen Grammatik“, mit seinen Werken über deutsche Rechtsaltertümer (1828) und „Deutsche Mythologie (1835) in wissenschaftlicher Weise jene Vertiefung in die deutsche Vergangenheit fortgeführt, die August Wilhelm Schlegel mit seinen Aufsätzen über nordische Dichtkunst, über das „Nibelungenlied“ und zahlreiche andere ältere Litteraturdenkmale des deutschen Volkes be-



J. v. Schelling.
Nach dem Gemälde von Jos. Stieler.

gonnen hatte. Schon in den Jahren 1812—14 hatten die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm die „Kinder- und Hausmärchen“, 1816—1818 die „Deutschen Sagen“ herausgegeben.

Daß diese Hinwendung zu den Quellen des deutschen Volkstums tief in der romantischen Geistesrichtung begründet war, geht daraus hervor, daß im innigen Bunde mit ihr zwei andere Erscheinungen auftraten, die aus der nationalen Eigenart der Deutschen erwachsen sind: der hohe Gedankenflug der idealistischen Philosophie, durch Schelling, Hegel und Schopenhauer, und der wunderbare Ausdruck, den das deutsche Gemüt in den Dichtungen dieser Zeit, namentlich durch Novalis und Eichendorff, fand. Der deutsche Idealismus feierte auf den Gebieten des Gedankens und der Empfindung die größten Triumphe. Fr. W. J. Schelling, der auf Fichtes Ansichten weiterbaute und auch in Jena wirkte, schuf ein Gedankenbild der Welt, das wie ein geniales Kunstwerk auf die Zeitgenossen wirkte, durch das es endlich gelungen ist, die harmonische Einheit des Weltalls in dem Spiegel des menschlichen Geistes zu zeigen. Schlag auf Schlag erschienen in der Zeit von 1795 bis 1805 die Schriften, in denen er seine kühnen Ideen über das Band der Natur und des Geistes entwickelte. In anderer Weise suchte G. W. Fr. Hegel den ganzen Umfang dessen in ein Gebäude zu bringen, was der menschliche Geist zu umspannen vermag. Was Fichte, Schelling und Hegel beseelte, war der Gedanke, daß in dem menschlichen Geiste die höchste Offenbarung alles Daseins verborgen liege, und daß man die tiefsten Schätze der Erkenntnis nur aus der eigenen Persönlichkeit schöpfen könne. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat ihnen dieses Betonen der eigenen Kraft des Geistes als Einseitigkeit ausgelegt und sich wieder mehr der Betrachtung der äußeren Natur zugewendet. Sie aber haben gerade durch diese Einseitigkeit gezeigt, zu welcher Gedankenhöhe der Mensch sich emporheben kann und dadurch der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, dem idealistischen Zeitalter der Deutschen, das Gepräge aufgedrückt.

Schelling.



G. W. F. Hegel.
Nach dem Kupferstich von L. Sichling.

Hegel.

Einen anderen Charakter hat der weltabgewandte Sinn der Romantik in der Philosophie Arthur Schopenhauers angenommen, der im Jahre 1818 mit seiner „Welt als Wille und Vorstellung“ auftrat. Die Geringschätzung der Wirklichkeit wird bei ihm zu der weltschmerzlichen Verurteilung alles Daseins und zu der Lehre von der Verneinung des Willens als alleiniger Erlösung von den Qualen und Leiden dieser Welt. Einen Einfluß hat dieser Philosoph allerdings erst dann ausüben können, als um die Mitte dieses Jahrhunderts Hegels Stern zu erbleichen begann.

Schopenhauer.

Den romantischen Sinn bildeten diese Philosophen nach der Richtung des Gedankens, die zeitgenössischen Dichter nach derjenigen des Gemütes aus. Krankhaft zwar, aber mit einer gewissen Innigkeit trat diese Seite der Romantik in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ im Jahre 1797 hervor, die von dem früh verstorbenen Wilhelm Wackenroder, dem Freunde Ludwig Tiecks herrühren. Die zahlreichen Dichtungen Tiecks, der

[illegible] Dramatiker und Märchendichter von den Romantikern sehr hoch gestellt [illegible] zeigen gerade die weniger erfreulichen Eigenschaften dieser litterarischen Epoche. Die Vertiefung des Seelenlebens, deren die Romantik fähig war, trat zu Tage durch die eigent-

Novalis. [illegible] Dichter des deutschen Gemütes: Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, und Josef von Eichendorff. Aus wunderbar zarten und tiefen Empfindungen heraus schrieb Novalis seine „Hymnen an die Nacht“ (1797). Die tiefen Schmerzen, die ihm der Tod seiner Braut verursacht hatte und die Sehnsucht nach dem eigenen Ende strömte er in diesen, von hohem Schwunge der Phantasie eingegebenen Liedern aus. In seinem zur Zeit der Kreuzzüge spielenden Roman „Heinrich von Ofterdingen“ gewannen die Empfindungen der romantischen Geistesart ihren bezeichnendsten Ausdruck.

Das Hinwegsetzen über die Gesetze der Natur, und das Leben in Gebilden einer reinen Phantasiewelt hat die Romantiker oft zu den tollsten Sprüngen in der Darstellung der Menschen und Begebenheiten verleitet. Sie schufen zuweilen wahre Zerrbilder alles Natürlichen. Was die Personen, die sie darstellen, im Laufe eines Zeitraumes vollbringen, hängt nicht zusammen wie bei wirklichen Menschen, sondern wie bei den Gestalten, die uns im Traume erscheinen. Wenn in „Heinrich von Ofterdingen“ die beiden Mädchen, die der Held liebt, Mathilde und Cyane, im Laufe der Begebenheiten zu einem einzigen Wesen verschmelzen, so ist das ein Beispiel dafür, wie die Romantiker Gestalten schufen, die Traumbildern gleichen. Aber bei Novalis war das alles in Poesie getaucht; die romantische Gesinnung sprach hier aus einem wahren Dichter. Die Liebenswürdigkeit und das Hinreißende

Eichendorff. dieser Gesinnung kam auch in Eichendorffs Dichtungen zur Erscheinung. Er trat zuerst 1808 mit Liedern auf, denen er bald weitere Gedichtsammlungen folgen ließ. Den eigenartigen Zauber der romantischen Stimmung hat er aber in die 1826 erschienene Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ gelegt. Der Taugenichts führt ein Leben der Zwecklosigkeit und des Müßigganges; er treibt nur unnütze Dinge. Dadurch ist er der Repräsentant des romantischen Ideals. Während aber Friedrich Schlegel von diesem Ideal in seiner „Lucinde“ ein abstoßendes Zerrbild malte, hat es hier echte dichterische Begabung in anziehender Form verkörpert.

Eine merkwürdige Ausbildung fand die romantische Sehnsucht in Friedrich Hölderlin.

Hölderlin. Während die übrigen Dichter dieser Richtung meist auch in persönliche Berührung miteinander traten, ging er allein seinen Weg. Nur mit Schelling und Hegel war er befreundet. Für ihn war das Menschlich-Große und Erstrebenswerte im Griechentum vorhanden. Der Roman: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“, den er 1799 vollendete, zeigt, wie wenig sich Hölderlin heimisch fühlte in der Zeit, in der er lebte. Er träumte nur von der alten griechischen Welt. Sie besingt er auch in seinen bedeutenden lyrischen Dichtungen. Man möchte Hölderlin den romantischen Geist nennen, der auf der ersten Stufe stehen geblieben ist; denn auch die Brüder Schlegel gingen von einer schwärmerischen Verehrung der griechischen Kunst aus und wandten sich erst später dem Mittelalterlich-Christlichen zu.

Die Abkehr von dem Natürlichen brachte in diese ganze Strömung etwas Schwankendes und Unsicheres. Der romantische Geist war für die verschiedensten Geistesrichtungen zugänglich. Einerseits fühlten sich die Vertreter dieses Geistes zu einer Philosophie hingezogen, die alle Wahrheit unabhängig von religiösen Vorstellungen gewinnen wollte; andererseits traten sie in Beziehung zu dem philosophischen Erneuerer der christlichen Religion, zu Friedrich Schleiermacher, dem berühmten Prediger und Verfasser der „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Mit ihm befreundete sich namentlich Friedrich Schlegel,

und Schleiermacher schrieb „Vertraute Briefe über die Lucinde“, in denen er die in diesem Roman verherrlichte Scheingenialität als Ausfluß einer hohen Gesinnung feierte.

In Ernst Theodor Amadeus Hoffmann kam dieses Unsichere und Willkürliche der Romantik am rückhaltlosesten zum Durchbruch. Bei ihm war alles launenhaft und subjektiv. Alles was dem gewöhnlichen Gang der Dinge zuwiderlief, war Lieblingsgegenstand dieses Dichters. 1814 trat er mit seinen „Phantasiestücken in Callots Manier“ hervor; 1815 schrieb er die „Elixire des Teufels“, in denen ein Mönch geschildert wird, der aus dem in einem Kloster aufbewahrten, vom heiligen Antonius herrührenden Teufels-Elixire trinkt. Er wird dadurch in die abenteuerlichsten Verwickelungen getrieben, sein eigenes Ich wird zerstört; bald ist er es selbst, bald ein anderer. Die romantische Laune, die selbst das festgefügte Ich des Menschen vernichtet, begegnet uns hier in ihrer verwegensten Gestalt. In anderer Art waltet dieselbe Regellosigkeit in den 1822 vollendeten „Lebensansichten des Katers Murr“. E. T. A. Hoffmann.



Heinrich v. Kleist.
Nach einem Miniaturgemälde von A. Krüger.

Zu welch absonderlichen Ideen die Romantik sich verstieg, das beweist Chamissos im Jahre 1814 erschienenes Buch „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“. Auf einer Reise hatte der zerstreute Dichter Hut, Mantelsack, Handschuh, Schnupftuch und anderes verloren. Da fragte ihn Freund Fouqué, ob er denn noch seinen Schatten behalten habe? Das gab Veranlassung zu der Erzählung vom Peter Schlemihl, dem Manne, der die Welt ohne Schatten durchschweifen muß und dessen Schicksal durch diesen Mangel eines notwendigen menschlichen Begleiters besiegelt ist. Chamissos Freund de la Motte Fouqué veröffentlichte 1808 ein Heldenstück „Sigurd der Schlangentöter“, das den ersten Teil der im Jahre 1810 erschienenen Nibelungentrilogie „Der Held des Nordens“ bildete. 1811 ließ er das Märchen „Undine“ folgen, in dem die romantische Naturpoesie ihren schönsten Inhalt ans Licht brachte.

Am meisten schien der romantische Geist der dramatischen Dichtung zu widerstreben. Tieck hat nur wertlose Dramen geschrieben; Arnim, Brentano und Fouqué versuchten sich auf diesem Gebiete vergebens. Um so bewundernswerter ist das Genie des großen Dramatikers, der aus dieser Richtung doch hervorgegangen ist: Heinrichs von Kleist. Kleist. Nach einem von Zweifeln an sich und der Welt erfüllten, von furchtbaren Leidenschaften zermarterten Leben erschoß dieser große Dichter eine Freundin und sich in seinem 34. Jahre (1811). Im Jahre 1803 erschien seine erste Tragödie „Die Familie Schroffenstein“ und dann folgten „Der zerbrochene Krug“ 1808, den man mit Recht für eines der besten deutschen Lustspiele hält; ferner „Penthesilea“, das „Käthchen von Heilbronn“, „Hermannsschlacht“, „Prinz von Homburg“ und die gewaltige Erzählung „Michael Kohlhaas“. Durch die Vorliebe für außergewöhnliche Seelenzustände zeigte Kleist seine Zugehörigkeit zur Romantik. Penthesilea

[illegible] lieben nicht wie gewöhnliche weibliche Wesen, sondern jene wie eine Tigerin, die in wilder Wildheit den Geliebten zerfleischt, diese wie eine Hypnotisierte, die in hündischer Treue dem angebeteten Manne folgt. All diese durchaus der romantischen Vorstellungswelt entnommenen Charaktere sind von Kleist mit Shakespearescher Kraft und Kunst gezeichnet. Die „Hermannsschlacht" wurde 1809 im Hinblick auf die deutsche Gegenwart gedichtet. Die Hebung des deutschen Nationalgefühles erwuchs aus der deutschen Romantik heraus, wie ihre Geistesrichtung selbst aus einem tief im deutschen Volke wurzelnden Charakterzug entstanden ist. Ein Jahr nach der Schlacht von Jena hielt Fichte in dem von den Franzosen besetzten Berlin seine „Reden an die deutsche Nation", die bestimmt waren, alles in Kraft umzusetzen, was die Deutschen in sich hatten, um fremdes Joch abzuschütteln. Im Jahre 1805 versammelten sich die Vertreter der Romantik in Heidelberg ebenso um Arnim und Brentano, wie sie sich früher um Fichte, Schlegel und Tieck in Jena versammelt hatten. Hier hielt Josef Görres Vorlesungen über „Die deutschen Volksbücher", und die nationale Begeisterung für die deutsche Vorzeit wirkte auf die Thatkraft der Gegenwart, so daß der Freiherr vom Stein sagen konnte, daß sich im Kreise der Heidelberger Romantiker „ein gut Teil des deutschen Feuers entzündet hat, welches später die Franzosen verzehrte." Hatte doch Achim von Arnim in der Einleitung des aus diesem Kreise herausgewachsenen „Knaben Wunderhorn" von seinem Glauben an eine Wiedergeburt Deutschlands gesprochen. Man muß in der Romantik die Ursprünge der vaterländischen Dichtung suchen, die in Ernst Moritz Arndt, Max von Schenkendorf, Theodor Körner so glänzende Vertreter gefunden hat.

Durch die Romantik schöpfte der deutsche Geist reiche Anregung aus der Poesie aller Kulturstaaten, und dies setzte ihn in Stand, die Tiefen seiner Seele in den vollendetsten Kunstformen darzustellen. Die Wirkungen davon offenbarten sich in der folgenden Zeit. Platen. 1821 erschienen Platens formvollendete Ghaselen, 1822 Rückerts „östliche Rosen". Beide Dichter haben die Früchte der Romantik geerntet. Aus der ursprünglichen Kraft seines Volkes und aus der Kunst seiner unmittelbaren Vorgänger schöpfte in gleicher Weise Uhland. Ludwig Uhland, der zum ersten Male im Jahre 1815 mit seinen Gedichten an die Öffentlichkeit trat, und der mit seinen Balladen sich zum volkstümlichsten Dichter der Deutschen nach Schiller gemacht hat. Bei Rückert, Platen und Uhland traten die Grundeigenschaften der Romantik nicht mehr in den Vordergrund. Das Gleiche war bei einem anderen Dichter Müller. aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, bei Wilhelm Müller der Fall, der zu seinem 1821 erschienenen Buch „Lieder der Griechen" durch den Freiheitskampf dieses Volkes begeistert wurde.

Die eigentliche Romantik wurde durch ihre Neigung für Unwirkliches und Mystisches zuletzt völlig in die religiöse Schwärmerei getrieben, und nach den Befreiungskriegen leistete sie den reaktionären Bestrebungen ihre Dienste. Aus der Vorliebe für das christliche Mittelalter war zuletzt auch eine solche für die Unterdrückung des durch die französische Revolution entfesselten modernen Geistes geworden. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß das „junge Deutschland", das im Beginne der dreißiger Jahre die Erbschaft der Romantik antrat, zunächst in die ausgesprochenste Opposition zu der ihm vorangegangenen Litteraturbewegung geriet.

Rückkehr zu den ursprünglichen Quellen des menschlichen Erkennens und des künstlerischen Schaffens kennzeichnet die deutschen Litteraturströmungen in der zweiten Hälfte des vorigen und in der ersten dieses Jahrhunderts. Die Weltanschauung sollte von alten Vorstellungen, die nichts als die Autorität der Überlieferung für sich hatten, befreit werden, und die Kunst von Formen erlöst, die sich namentlich unter dem Einflusse des französischen

Klassizismus ausgebildet hatten, und allmählich zu pedantischen Kunstgesetzen, zu äußerlicher, jede künstlerische Individualität tötender Manier geworden waren.

In welch hohem Grade diese Weltanschauung und Kunstrichtung sich überlebt hatte, zeigt sich auch darin, daß die litterarische Bewegung bei dem stammverwandten englischen Volke zu Beginn des Jahrhunderts fast genau dieselbe Richtung einschlug. England.

Hier waren es die drei Dichter der sogenannten „Seeschule", William Wordsworth, Robert Southey und Samuel Taylor Coleridge, die zuerst herausstrebten aus der altgewordenen steifen Klassizität, als deren Hauptvertreter ihnen Pope erschien. Sie werden unter dem Namen „Seeschule" zusammengefaßt, weil sie eine Zeitlang gemeinsam an den Ufern der Seen von Westmoreland und Cumberland lebten und die Naturschönheiten dieser Gegend zu vielen ihrer Dichtungen den Stoff lieferten. Sie wollten nicht wie ihre Vorgänger durch die Brille überlieferter Vorstellungen sehen und die Natur in althergebrachten Kunstformen besingen, sondern dieser sich naiv gegenüberstellen und eine natürliche Sprache reden. Der bedeutendste dieser drei Dichter, Coleridge, hat in seinem Wesen viel Ähnlichkeit mit den deutschen Romantikern. Auch er suchte das Mystische, Seltene in den Welterscheinungen auf und lebte in einer der Wirklichkeit fremden Traumwelt. Von geringerer Begabung war Wordsworth, dessen Naturschwärmerei etwas gesucht Naives hat, und der in seinen Dichtungen die angeschlagenen Naturtöne meist durch einen moralisierenden Ausklang zerstört. Von Southeys Schöpfungen sind nur die in der Jugend entstandenen interessant durch den Freiheitssinn, der aus ihnen spricht. Im Alter entwickelte sich aus dem Revolutionär ein Lobredner der Reaktion.



Walter Scott.
Nach einer Lithographie von Mauzaisses.

Der Dichter, der im Beginne der romantischen Bewegung in England die größte Wirkung ausübte, der Schotte Walter Scott, hat in seinen Schöpfungen nichts von dem weltumspannenden Sinn der deutschen Romantiker. Er suchte nicht die Wurzeln des Menschlichen in der ganzen Welt, sondern nur im eigenen Volkstum. Scotts 1805 erschienenes „Lied des letzten Minstrels" und seine 1810 veröffentlichte Dichtung „Die Jungfrau vom See" durchströmt echte Naturfrische und wahre, ursprüngliche Empfindung, aber nichts von der tiefen Sehnsucht der deutschen Romantik. Als Scott von der Poesie zur Prosa überging, gewann seine Darstellung fast den Ausdruck geschichtlicher Wiedergabe der Menschen und Begebenheiten. Er wurde der Schöpfer des historischen Romans. Aus den natürlichen Verhältnissen eines Erdstriches, aus den geschichtlichen Voraussetzungen einer bestimmten Zeit Scott.

[illegible] schildert er. Unter den mannigfaltigen Charakterzügen der Romantik war einer der, [illegible] die Verachtung des Kulturzustandes der Gegenwart, die der Aufklärungszeit eigen war, abgelegt hat. In dieser Zeit hatte man nur Sinn für diejenigen Vorstellungen über Religion, Wissenschaft, Sitte u. s. w., die man selbst für richtig hielt. Erst die Romantik erweckte wieder die Liebe für Menschen und Kulturen, die aus anderen als den gegenwärtigen Verhältnissen erwachsen sind. Gerade diesen Charakterzug der Romantik bildete Walter Scott aus. Er läßt Menschen und Thatsachen aus dem Boden erwachsen, auf dem sie geboren sind und genau im Lichte der Zeit erscheinen, der sie angehören. Was ein Geschichtsschreiber als Ideal betrachten muß, alles aus den gegebenen Verhältnissen herauszuschildern, das ist in Scotts Romanen erfüllt. Daß er damit einem Bedürfnisse seiner Zeit entgegenkam, beweist die Thatsache, daß z. B. im Jahre 1822 von Scotts Romanen 145 000 Bände gedruckt worden sind. Auf die ganze europäische Romanlitteratur hat dieser Schriftsteller einen ungeheuren Einfluß ausgeübt. Überall fanden sich Nachahmer seiner Art.

Moore. Viel mehr echte Romantik steckte in dem Irländer Thomas Moore. Er trifft den Ton des Volkes und schwelgt zugleich in der farbenreichen Welt des Orients. Seine „Lalla Rookh“ ist eine Dichtung, die von einer üppigen Sinnlichkeit und einer an bunten Bildern reichen Phantasie eingegeben ist. Seine bedeutsamste Leistung aber sind seine 1807 begonnenen „Irischen Melodien“, in denen ihm die Schmach seines irischen Volkes, das unter Englands Herrschaft beispiellose Leiden erduldete, Töne entlockte, so groß und hinreißend, wie sie nur je ein Sänger der Freiheit gesungen hat.

Shelley. Zwei Dichter gehören dieser Zeit an, in denen eine aus den tiefsten Quellen der Menschenseele kommende Naturempfindung einen hoheitsvollen lyrischen Ausdruck fand: John Keats und Percy Bysshe Shelley. Wie eine Erhebung zu den Mächten, die als die obersten, die gewaltigsten die Welt beherrschen, erscheint ihr Seelenleben, und wie eine ewige Weltmusik dringen ihre Dichtungen ins Herz. Beide sind in jungen Jahren gestorben: Keats 1820 in einem Alter von 24 Jahren, Shelley ist, noch nicht 30 Jahre alt, im Meerbusen von Spezzia ertrunken. Man kann über Keats nichts Schöneres sagen, als die Worte Shelleys in dem Trauergesang wiederholen, den er dem ihm geistig so Nahverwandten widmete. „Er ist jetzt Eins mit der Natur.“ Denn Keats ganzes Leben war Sehnsucht nach dem Einswerden mit ewigen Gewalten. Über seinen im Jahre 1818 begonnenen unvollendet gebliebenen „Hyperion“ sprach Byron die Worte: Das Gedicht „ist wirklich von den Titanen inspiriert und erhaben wie Aeschylos.“ Die Allegorie war Keats die liebste Form, in die er seine tiefe Naturempfindung goß, und er erreichte darin eine Größe der Gestaltungskraft, der man kaum etwas anderes an die Seite zu setzen vermag.

Wenn man von einer Philosophie des Herzens sprechen darf, so muß man die Poesie Shelleys mit diesem Namen bezeichnen. Sein Sinn war auf die Tiefen der Weltgeheimnisse gerichtet; aber dieser Sinn war nicht die forschende Vernunft, sondern ein Herz, das das Erhabenste in der Natur mit seiner Liebe umfassen wollte. In seinen Dichtungen scheinen die Elemente der Natur selbst in der ihnen angeborenen Sprache zu sprechen. Mit diesem umfassenden Natursinn verband sich bei Shelley eine unbegrenzte Liebe zur Freiheit. Und auch diese Liebe ist aus seinem Natursinn erwachsen. Er ging ganz auf in dem Leben der Natur, die alle Fesseln durch die Gewalt ihrer Kräfte zerreißt, so daß für ihn die Freiheit etwas war, ohne das er sich die Welt nicht denken konnte. Deshalb stellte er dem „Gefesselten Prometheus“ seinen „Entfesselten“ gegenüber, der die Ketten mit Würde erträgt, weil er

weiß, daß die Stunde kommt, in der die Freiheit siegt. Und Shelley stellt diesen Sieg der Freiheit mit der ganzen Kraft dar, die einer notwendigen unbesiegbaren Naturgewalt zukommt.

Byron.

Was bei Shelley aus einer bis an die Grenze des Menschlichen reichenden Naturempfindung hervorging: ein unbedingter Freiheitsdrang, war bei Georg Gordon Lord Byron die Folge einer stolzen Persönlichkeit, die mit Trotz und Größe sich allem entgegenstellt, was sie in der Entfaltung ihres angeborenen Menschentums begrenzen will. Ein Himmel und Hölle stürmender Sinn lebte in diesem Dichter. Alles, was Zwang ausübt, war von vornherein sein Gegenpol. Byron ist der Sänger, der den Stolz in der Menschennatur besingt und sein „Manfred“, den er 1816 begonnen hat, das Lied von diesem Stolze. Manfred ist eine große Persönlichkeit, ein Mensch, dessen Seele durch das Bewußtsein, daß er eine schwere Schuld auf sich geladen hat, nicht erdrückt wird, der vielmehr trotz dieser Schuld gegen die Grenzen des Menschenmöglichen ankämpfen will. Byron fand Worte, um das Erhabenste auszusprechen; aber auch solche, die wie ein sicherer Pfeil alles das trafen, worauf sein Haß oder seine Verachtung sich richtete. Und er war da ein feiner Kenner, wo es sich darum handelte, das Kleine aufzuspüren, das sich mit dem Mantel des Großen umhüllte. Sein „Don Juan“ ist ein Meisterwerk, wenn man ihn von dem Gesichtspunkte betrachtet, daß aller Scheinheiligkeit die Maske herabgerissen, aller Unwahrheit ihre niedrige Quelle vorgehalten werden sollte. Der Freiheitssinn trieb ihn an, seine Kraft der griechischen Bewegung (S. 325) zu widmen, weil er in den Griechen ein Volk sah, das, von den europäischen Mächten verlassen, sich seine Freiheit von den türkischen Unterdrückern erkämpfen wollte. Byron stellte alles, was er hatte, und sich selbst in den Dienst der Befreiung dieses Volkes. Er erlag bald, zwar nicht im Kampfe, aber doch den Anstrengungen, die sein Thatendrang mit sich brachte.



Lord Byron.
Nach einer Lithographie von Rud. Hoffmann.

Frankreich.

In Frankreich, wo durch die politische Revolution der Bruch mit der Vergangenheit in der radikalsten Form zu Tage trat, wo durch Rousseau der Ruf nach Natürlichkeit und Freiheit am lautesten ertönte, schritt die Revolutionierung der Geister am langsamsten fort. Die wahrhaft freien Persönlichkeiten haben ihre Kraft auf der Tribüne oder in Volksversammlungen verbraucht; sie fanden für die Kunst keine Zeit. Ein Dichter aber darf nicht vergessen werden, wenn von der Epoche der Revolution die Rede ist, der französische Hölderlin, André Chenier. Auch er fand sein Ideal im Hellenismus und entfaltete sein Talent in seinen, ins Ohr dringenden lyrischen Dichtungen. Er war der Vorläufer der französischen Romantik. Sein Bruder, Marie Joseph Chenier, war radikaler Vertreter der revolutionären Poesie, der er auch treu geblieben ist, nachdem die französische Volkserhebung in dem Hafen

[illegible] gelandet war. Als Revolutionspoet im eigentlichen Sinne des Wortes ist noch der Dichter der „Marseillaise", Joseph Rouget de l'Isle zu nennen. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß de l'Isle die Begeisterung, André Chenier den Schmerz der Volkserhebung verewigt hat. Dafür zog sich der letztere auch den Haß der Freiheitsmänner zu und mußte auf dem Blutgerüst enden. Daß jemand auch die traurigen Seiten der Revolution in Worte brachte, konnten die Freiheitsmänner nicht ertragen. Napoleons rücksichtslose Größe duldete nichts Bedeutendes neben sich: Antoine Arnault, Pierre Lebrun waren die Dichter, die den Ton fanden, der dem großen Napoleon gefiel. Anne Louise Germaine de Staël, eine Frau, welche die in Deutschland herrschenden Anschauungen auf ihren Reisen eingesogen hatte und eine Vorkämpferin moderner Anschauungen war, fand des Cäsaren Beifall nicht.

Die deutsche Romantik legte den Weg zurück von der Verherrlichung der Goetheschen, aus der antiken Kunst geholten Anschauungen, durch die Vertiefung in die mystisch-christlichen Vorstellungen einer verflossenen Zeit, bis zu den Handlangerdiensten, die sie in der Zeit der Reaktion dem römischen Ultramontanismus und den absolutistischen Gelüsten der Fürsten geleistet hat. Das war ein Weg durch eine Zeit der Größe in einen verhängnisvollen Verfall hinein. Die Franzosen erreichten diese letzte Stufe viel schneller. Schon 1802 erschien „Génie du christianisme ou les beautés de la religion chrétienne" von François René Vicomte de Chateaubriand, in dem die Schönheit und Größe des Christentums gepriesen wurde, gegenüber allen Früchten, die Vernunft und Aufklärung bringen können. Derselbe Schriftsteller setzte diese Verherrlichung des Christentums später in seiner Dichtung „Les martyres" fort. Ein lyrischer Nachtreter Chateaubriands war Alphonse de Lamartine, der zu der mystischen Gesinnung auch noch die nötige Stimmung hinzufügte. Ein Poet mit allen Schwächen und Vorzügen des französischen Volkscharakters war Pierre Jean Béranger, der liebenswürdige Liederdichter, dem reizvolle Sinnlichkeit, wohlklingende Rhetorik und auch einschmeichelnde Trivialität zur Verfügung standen. Gleichzeitig mit diesen Dichtern, welche die französische Romantik, die zeitlich viel später als die deutsche und französische auftrat, vorbereiteten, wirkte der Prosaist Paul Louis Courier, der ein aufrichtiger, geistvoller Verfechter der Freiheit auch in der trüben Zeit der französischen Reaktion war, in der man Stimmen wie die seinige nicht gern hörte.

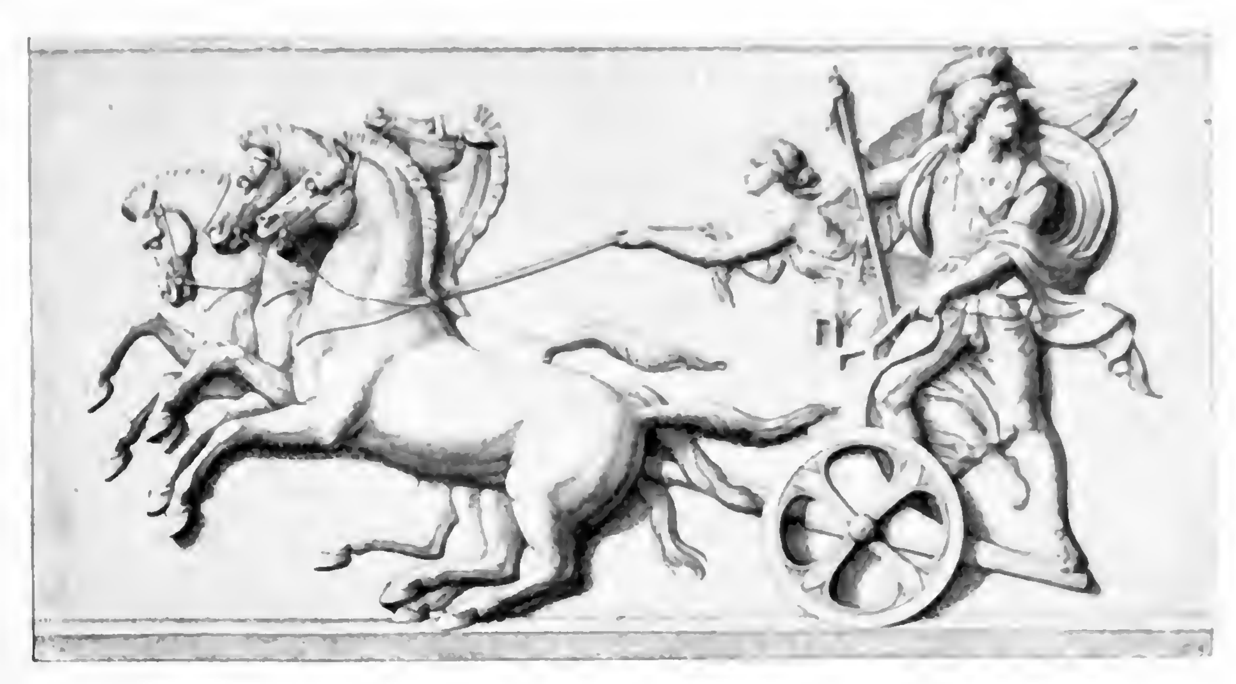


Pierre Jean Béranger.
Nach dem Kupferstich von W. Overbeck

Béranger.

Courier.

Alle die litterarischen Bewegungen, die hier geschildert wurden, stehen im Zusammenhange mit den großen politischen und geistigen Bestrebungen um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Sie wurden abgelöst von den Geistesströmungen, die mit den politischen Revolutionen um die Mitte des Jahrhunderts Hand in Hand gingen . . .



Hauptgruppe aus Thorwaldsens „Triumphzug Alexanders des Großen".

Malerei und Plastik.

Seit dem Aufkommen des Renaissance-Ideals schienen auch in der bildenden Kunst die Völker Europas eine zwiefache Sprache zu reden: ein hauptsächlich den Gelehrten und Hochgebildeten, und ein dem schlichten Volke wohlklingendes Idiom. Wie das „Hoch" und das „Platt" der gleichzeitige Sprachausdruck der in ihren geistigen Bedürfnissen verschiedenartigen Bevölkerung der Städte und des Landes wurde, so finden wir auch eine Gruppe von Völkern, die in ihrem künstlerischen Schaffen bald stärker, bald schwächer die hochgemute Renaissanceschönheit verehrte, während eine zweite, kleinere Gruppe im Gefühl nationaler Unabhängigkeit jedem abstrakten Denken, jeder übertragenen Empfindungsweise abhold, in der Kunst lediglich unmittelbaren sinnlichen Eindrücken folgte. Das thaten zunächst die beiden Nationen, deren Lebensaufgabe es vornehmlich ist, mit den Gütern dieser Erde Handel zu treiben: Im 17. Jahrhundert die Niederländer und im 18. Jahrhundert die Engländer. Nicht die Pioniere des modernen Realismus, wie sie fälschlich genannt wurden, waren die Söhne Albions, sondern als Maler die Schüler und Erben des künstlerischen Holländertums. Auf der Landkarte schrieben ihre Geographen statt Neu-Amsterdam — New-York, in der Kunst übersetzte man die Porträtmaler van Dyck und van der Helst, die Sittenschilderer Jan Steen, Ostade, Terborch, Mieris, die Landschafter Ruysdael, Hobbema, Dujardin, van de Velde; dazu die niederländischen Tiermaler ins Englische, oftmals allerdings sehr frei und selten ohne eigentümliche nationale Accente.

Die ersten der englischen Überſetzer waren William Hogarth, der Moralprediger mit [illegible] und [illegible] Reynolds und Gainsborough. Man vergleiche einmal aus dem Hogarth Cyklus „Das Leben eines Wüſtlings", die Trinkſcene mit dem Bilde Jan Steens „Nach dem Gelage", und man wird in dem bezechten Bauernpaare des Holländers mehr [illegible] Kraft, als im ganzen Hogarth-Werk, in der elenden Bauernkneipe dort ungleich mehr maleriſchen Reiz, als in ſämtlichen Saloninterieurs des Engländers finden. Noch augenfälliger hat ſich ſpäter George Morland († 1804) auf den Schultern von Wouwerman und Oſtade erhoben. Bei Reynolds, dem erſten Präſidenten der Royal Academy und gefeierten Bildnismaler, kann man, ungeachtet der Abweichung im Koſtümlichen, doch nirgends die vorbildlichen Schöpfungen des großen Vlämen van Dyck vergeſſen, und in ſeinen Diskurſen hat Sir Joſhua aus ſeinen eklektiſchen Neigungen nie ein Geheimnis gemacht. Ein Gleiches gilt von Gainsborough, deſſen berühmter „Blue boy" faſt wie die Imitation einer bekannten Figur des Rubensſchülers wirkt, und von ſeinen Porträts, wie noch mehr von ſeinen Landſchaften, Schilderungen baumreicher Gegenden mit weidendem Vieh, in denen ganz gewiß weniger der Naturgeiſt ſeiner Heimat, als der eines Hobbema, Dujardin oder Salomon Ruysdael ſteckt. Auf den Pfaden jener beiden bewegten ſich auch Romney und Lawrence, die, je weniger tief ſie die Charaktere ihrer vornehmen Kundſchaft zu erfaſſen brauchten, um ſo geſchickter die Eleganz der äußeren Erſcheinung — ungefähr nach der letzten Manier des großen Vlämen, als deſſen Kunſt in der höfiſchen Atmoſphäre Karls II. aufging — wiedergaben. Was damals im realiſtiſchen Genre der Engländer eigenartig, national wirkte, war bei Hogarth der moraliſierende ſpießbürgerliche Zug, in den Werken Anderer das Abſichtliche, Sentimentale, ſelbſt Rührſame — Eigenſchaften, die mit der maleriſchen Kunſt an ſich, die naiv empfunden ſein ſoll, nichts zu thun haben. Das bekannte Hiſtorien- und Porträtgruppenbild von Benjamin West „Tod des General Wolfe" wirkt melodramatiſch, nicht rein künſtleriſch, wie Rembrandts „Nachtwache", die ja ebenfalls eine Begebenheit mit Porträtfiguren ſchildert. Selbſt die engliſche Tiermalerei, die in Landſeer ihren Hauptmeiſter hat, trägt, ſoweit ſie über die Niederländer hinausgeht, jenes Merkmal des Abſichtlichen und Sentimentalen, das z. B. bei den damals hochbeliebten Hundekonterfeis geradezu menſchliche Züge enthüllte. Auch David Wilkie, dieſer wirklich große Genremaler (1785—1841) iſt einen Schritt über die alten Holländer hinausgegangen, indem er, unter treuer Beobachtung des heimiſchen Volkslebens, ſeine Sittenſtücke anekdotiſch intereſſant zuſpitzte und u. a. die Gattung der Zinstage, Teſtamentseröffnungen, Pfändungen und Leihhausſcenen begründete. An die Spitze der engliſchen Größen dieſer Epoche muß indes der Naturpoet William Turner (1775—1851) geſtellt werden, der zuerſt ideale Landſchaften mit antiken Bauruinen nach dem Vorbild Claude Lorrains komponierte, aber dann von ſolcher mehr formalen Behandlung der Natur zu rein koloriſtiſchen Grundſätzen überging. Seitdem feſſelten ihn die ungewöhnlichen atmoſphäriſchen Erſcheinungen, der Kampf der Elemente, der Sonne mit dem Nebelgewölk, des Regens mit dem Sturm; dabei waren dieſe Schilderungen ſo grandios gedacht, Beleuchtung und Stimmung ſo phantaſtiſch, daß ſeine virtuoſen Tongemälde mehr aus einer hochpoetiſchen inneren, als aus der äußeren Anſchauung der Natur hervorgegangen ſcheinen. Darin unterſcheidet er ſich von den übrigen Landſchaftern, auch von John Crome und Conſtable, die in der Mehrzahl ihrer Naturdarſtellungen auf das Niveau der holländiſchen Realiſten zurückſanken.

West. Wilkie. Turner.

Daß die engliſchen Maler jenes künſtleriſche Erbe — man denke nur an die reichen

öffentlichen und privaten Sammlungen niederländischer Gemälde in England — hochhielten und mit diesem Pfunde so lange allein wucherten, bis auch die kontinentalen Völker, idealer abstrakter Kunstgestaltung endlich müde, den Boden der Natur wiederzugewinnen strebten, soll ihnen als beträchtliches Verdienst angerechnet werden. Ihre künstlerische Arbeit war oft ersprießlich, da sie nicht gedankenlose Nachahmer sein wollten. Davor schützte sie schon ihr kräftiges Naturell und die Sonderart ihres nationalen Lebens, das jede Vermengung mit auswärtigen Interessen um so mehr verschmähen konnte, als ihre insulare Abgeschlossenheit durch den Willen Napoleons I. längere Zeit gewaltsam verschärft wurde, und zwar gerade in jener Epoche, als auf dem Kontinent der Klassizismus an Boden zu gewinnen begann. Dieser Klassizismus war damals die offizielle Sprache der gebildeten Kunstwelt.

Frankreich.

Übereinstimmend zogen in Frankreich und Deutschland die Künstler den Hauptteil ihrer geistigen Kraft und Fähigkeit aus dem Nährboden des klassischen Altertums. Verschiedenartig waren freilich zumeist die inneren und äußeren Beweggründe, obwohl hier wie dort die Entdeckungen antiker Meisterwerke, die glücklichen Ergebnisse der archäologischen Forschung in Frage kamen. Dazu trat in Frankreich die klassizistische Tradition der Pariser Akademie, das durch antike Vergleiche längst genährte Ruhmesbewußtsein und der durch die Litteratur des napoleonischen Zeitalters gebildete Geschmack des Publikums.



J. L. David.
Nach dem Gemälde von Langlois.

David.

Jacques Louis David (1748—1825) war in dieser Richtung der tonangebende Maler. Er hat nicht nur seine Stoffe mit Vorliebe der antiken Geschichte und Mythe entlehnt, sondern auch in deren Geist die Haupt- und Staatsaktionen der napoleonischen Herrschaft geschildert. Auf den hochgespannten Patriotismus seiner Landsleute, die ihre nationalen Thaten gern im Spiegel des alten Heroentums betrachteten, rechnend, konnte er mit seinen Werken „Schwur der Horatier“, „Brutus“, „Raub der Sabinerinnen“ Begeisterung erwecken, obwohl er mit kühler Reflexion seine Figuren und Bewegungsmotive nach antiken Statuen und Reliefs gestaltete. Unmittelbar aus den Vorgängen der Zeit schöpfte er dagegen den „Tod Marats“ und jene riesigen Ceremonienstücke, in denen, wie in der „Kaiserkrönung“, auch seine eminente Porträtkunst zu Tage tritt. Hier erkennt man an der geschickten Komposition, der stupenden Sicherheit der Zeichnung und der tüchtigen malerischen Technik, die der Pariser Kunst ein unveräußerliches Eigentum blieb, warum David damals das allmächtige Schulhaupt sein konnte. Um neben ihm Meister wie Prud'hon, Gérard und Gros zu würdigen, muß man sie in gewissem Abstand betrachten.

Prud'hon.

In Prud'hon († 1823) hat sich noch die Grazie und zarte Empfindung des Rokoko erhalten, formal allerdings geläutert durch den Klassizismus. Man denkt an Boucher und Correggio, wenn man seinen „Amor die Psyche tröstend“, seine „Entführung der Psyche“ sieht. Andererseits wuchs er in der energischen Komposition „Verbrechen und Rache“ in Stimmung und kühnen Farbenkontrasten schon zum Verkündiger der romantischen Richtung empor.

Gros.

A. J. Gros († 1835) hat dagegen in den Historienbildern,

[illegible] Formenkultus Davids fortsetzten, auf dem Wege des Realismus die starre Grenzlinie des Klassizismus überschritten: in seinen farbenkräftigen Tableaux „Napoleon unter den Pestkranken in Jaffa", „Schlacht bei Eylau" u. a. sieht man, so arrangiert auch alles wirkt, doch nur lebenswahre Franzosen. Noch mehr Konzessionen machte der Wirklichkeit, freilich einer begehrenswerten Wirklichkeit, die Kunst des Davidschülers Gérard. Ihm war die Antike nur das Rahmenwerk der schlichten Vornehmheit seiner Modelle. Wie köstlich, natürlich und reizvoll seine Frauengestalten wirken, beweist das Bildnis Julie Récamiers, im Gegensatz zu dem antik stilisirten Porträt der schönen Frau, das David malte. So erwachte von neuem die durch die Regeln des Klassizismus niedergehaltene französische Grazie, das gallische Temperament . . . Die Epoche der Restauration brachte eine feurige romantische Richtung zur Welt. Sehnsucht nach Freiheit der Persönlichkeit öffnete den Blick auch rückwärts in die nationale Vergangenheit. Statt nach plastischer Schönheit, begann man nach

Géricault. einem kühnen malerischen Ausdruck zu suchen. Zwar fallen noch Géricaults französische Reitergestalten durch interessante Attituden auf und sein zuerst im Salon von 1819 bewunndertes „Floß der Medusa" durch die formvollendete Nacktheit einer Anzahl halbverhungerter

Delacroix. und toter Seeleute. Erst die „Dantebarke" von Eugen Delacroix (1798—1863) zeigte, daß hier der tiefsinnige Charakteristiker und eigentliche Kolorist der neuen Richtung erstanden war. Noch stärker betonte der Meister in dem „Gemetzel auf Chios", einer Scene aus dem neugriechischen Freiheitskriege, daß er um die Kompositionsregeln und das Schönheitsideal der Davidschule sich nicht kümmerte. Wie ihn hier Byron, dort Dante (Inferno VIII: Die Zornmütigen) begeisterte, so haben ihn auch Shakespeare, Goethe, selbst die Bibel und antike Mythe eigenartig angeregt: Durch die Perlen der Weltlitteratur fühlten die französischen Romantiker den Schwung ihrer Phantasie gesteigert. Endlich erschloß ein Aufenthalt in Algier Delacroix als einem der Ersten den Orient mit seiner Sonnenglut und Farbenpracht, und in seinen „Algerischen Frauen" wies er vielen künstlerisch den Weg dorthin.

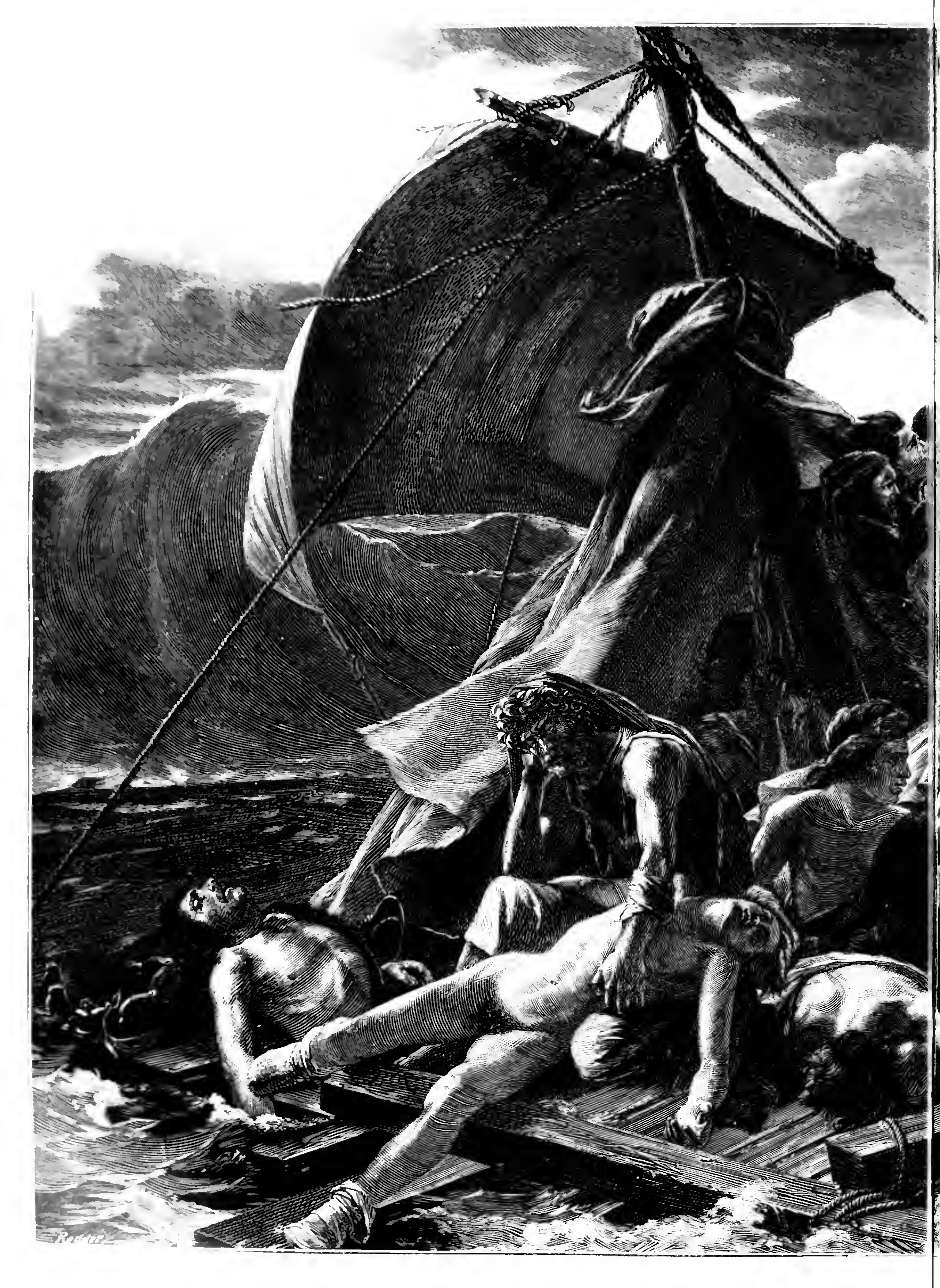
Unter den vorwiegend formalen Talenten ragte damals Davids Schüler Ingres

Ingres. (1780—1867) als Akademiker im guten Sinne hervor, insofern er, bei aller Anlehnung an die Alten und die Meister der Hochrenaissance Italiens, von gründlichen Naturstudien ausging. Seine künstlerische Tendenz lernt man aus Gemälden wie „Die Quelle", „Apotheose des Homer", „Gelübde Ludwigs XIII." u. s. w. kennen, während seine frische, geistvolle Naturbeobachtung in zahlreichen Bildnissen und Bildniszeichnungen Bewunderung verdient . . . Groß war die Zahl beachtenswerter Talente, Landschaften- und Figurenmaler, die, verglichen mit den obigen Künstlern von starker Phantasie, geistiger Regsamkeit und ungewöhnlicher Fruchtbarkeit, sich nur wie Kleinmeister und Spezialisten ausnehmen. Die Einen, die der Begeisterung

Horace Vernet. für die französische Armee entsprachen, waren, wie Horace Vernet und Charlet, ausgezeichnete Militärmaler; aber da sie es liebten, den einzelnen Soldaten im Feldlager, auf dem Exerzierplatz oder sonstwo aus der Truppe herrauszugreifen und gewöhnlich in heroischer Pose vorzuführen, steckten sie oft unbewußt noch mit einem Fuße im klassizistischen Programm. Das

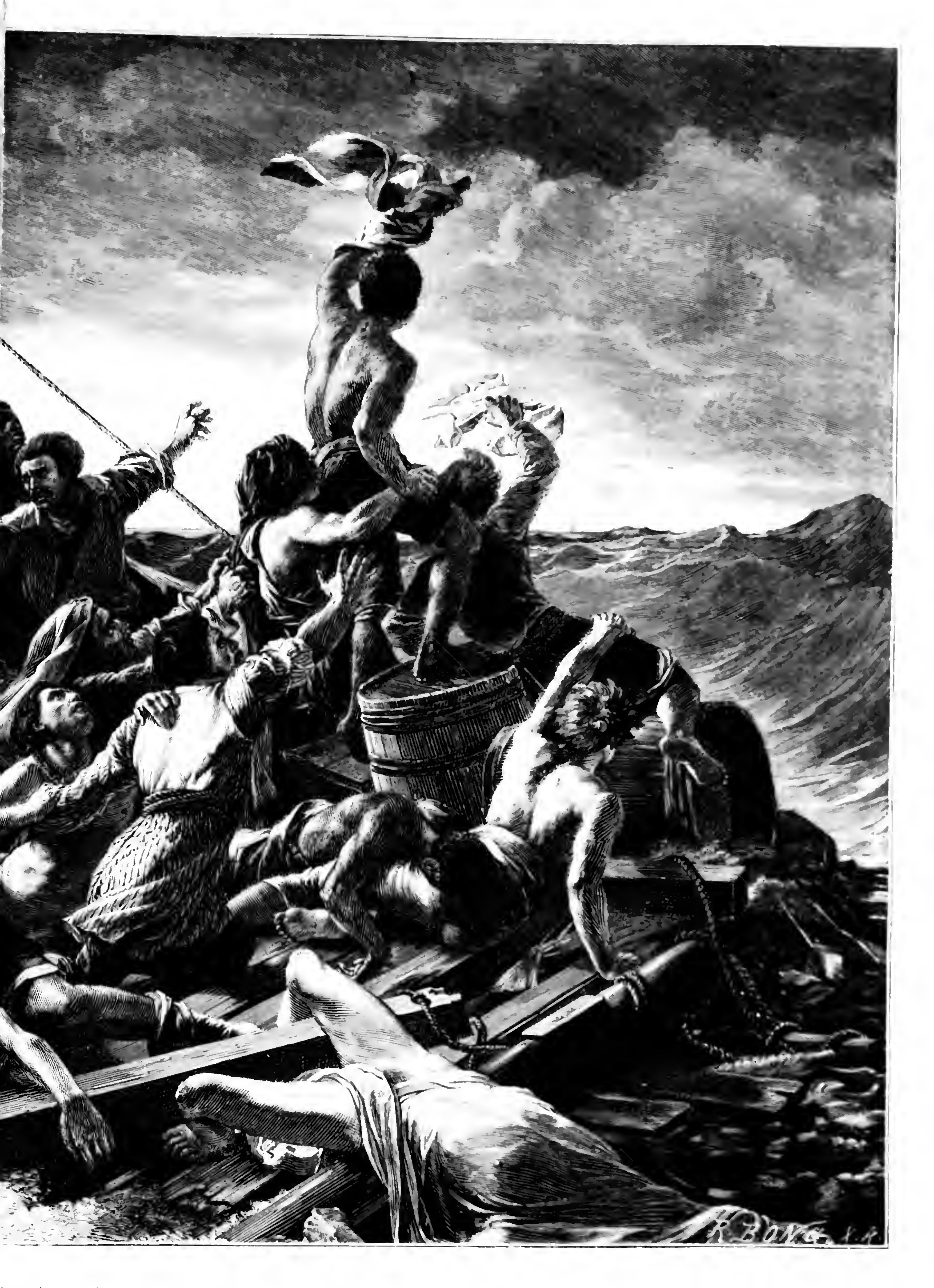
Robert. gilt übrigens auch für den Begründer des „italienischen Genres", Leopold Robert, der scheinbar wirkliche Landleute bei ihren Volksfesten, Gruppen von Schnittern nach der Feldarbeit u. s. w. malte, aber dabei nur plastisch schöne Gestalten und Stellungen wählte, und die Gruppen nach

Decamps. geometrischem Gesichtspunkte aufbaute. Der Orientmaler Decamps war in formaler Hinsicht zugleich freier: seine Scenen aus Kleinasien, Arabien und der Türkei durchweht oft ein kräftiger Humor, aber in der idealen Farbengebung verrät sich der Romantiker.



Théodore Géricault. Die Übe

Nach dem Gemälde im



benden der Fregatte „Medusa“.

vre Museum zu Paris.



Eugen Delacroix. Dante und Virgil in der Unterwelt.
Original im Louvre-Museum zu Paris.

In unserem Vaterlande ging damals die neue Kunstbewegung, wie oben schon erwähnt, zum Teil aus anderen Beweggründen hervor, als in Frankreich. Bei uns kam der entscheidende Anstoß nicht von einem großen gesellschaftlichen und künstlerischen Mittelpunkt, wie auch kam nicht jenes Ruhmbewußtsein, das die Antike als Nimbus gebrauchte, in Betracht. Wenn trotzdem seit Winckelmann und Lessing die gleiche Begeisterung für das reine Griechentum in zahlreichen Gemütern loderte, so lag das an unserer durch die wissenschaftliche Forschung neuentzündeten Vorliebe für abstraktes Denken, an dem Idealismus der gebildeten deutschen Mittelkreise, in denen die Philologen und Dichter tonangebend waren. Die gesellschaftlich Hohen und das niedere Volk hatten keinen Anteil daran. Das will heißen: es fehlte im Vaterlande die breite Basis, der richtige Boden. Und das Schicksal des Klassizismus und ihrer jugendlichen Vertreter war darum: Italien und Rom als Hauptstadt der deutschen Kunst — wenn man den kleinen Kreis ausnimmt, der sich um Goethe in Weimar gesammelt hatte.

Mit den künstlerischen Traditionen stand es im 18. Jahrhundert bei uns schlecht auf den Akademien und bei den zünftigen Lokalmalern. Als dann die neue Richtung einen Bruch mit dem Bestehenden herbeiführte, ging noch dazu das wichtige Vermächtnis der Vergangenheit, die malerische Technik, verloren. Was sie vor Carstens leistete, sieht man in Anton Raffael Mengs und Angelica Kauffmann († 1807), die beide allerdings schon der hellenischen Antike tributpflichtig waren, wenn ihre Gestalten auch noch ebensoviel von der Grazie des Rokoko besitzen, wie von der keuschen Einfalt, der stillen Größe der hellenischen Carstens. Werke, die zunächst dem Schleswiger Jakob Asmus Carstens († 1798) in Rom voll und ganz die Seele erfüllten. Seine Umrißzeichnungen und primitiv kolorierten Kartons erweisen aber auch, daß neben jenen Alten Raffael, Michelangelo, Giulio Romano seine Vorbilder waren, die ihm Aufschluß über die Fragen der Komposition, über die Behandlung der Geschichte, Mythen und Allegorien gaben. Gern schöpfte er außerdem aus antiken Schriftstellern, wie aus den Dichtungen Dantes, Ossians, Goethes. Nicht der absolute Wert seiner Arbeiten verdient Bewunderung, sondern ihr gewaltiger künstlerischer Ernst, der sie himmelhoch von den öden Erzeugnissen der Pinselführer der Zopfzeit unterscheidet.

Von Carstens gingen der Landschafter Joseph Anton Koch aus Tirol († 1839) und Genelli. ein Jüngerer, Bonaventura Genelli, aus. Dieser hinterließ fast nur Umrißzeichnungen, Illustrationen zu Dante und Homer, die beiden Cyklen aus dem Leben einer Hexe und eines Wüstlings, voll allegorischer Seltsamkeit, aber auch wirklicher, monumental empfundener Koch. Linienschönheit. Lange vorher hatte sich Koch der heroischen Landschaft zugewandt und seine etwas bunten Naturscenerien, reich an kühnen Formationen und edlen Linien, gestaltet. Sie hatten übrigens ihre Vorläufer, z. B. in gewissen Werken der Carracci und Rubens, und ihr Einfluß lebte in Bildern der folgenden Generation deutscher Stillandschafter noch einige Zeit fort. In diesen Landschaftern verband sich häufig das Programm des Klassizismus mit dem der Romantik. Auch die letztere bedeutete ja eine „Flucht in die Vergangenheit“. Durch die Schriften Wackenroders (Herzensergießungen eines kunstsinnigen Klosterbruders 1797), Schlegels, Tiecks u. a. hervorgerufen, behielt sie bei der Zerfahrenheit der Ideen künstlerisch anfänglich einen dilettantischen Charakter. Ein festes Programm schuf erst seit 1810 eine Gruppe junger Künstler, Overbeck aus Lübeck, Peter Cornelius aus Düsseldorf, W. Schadow und Veit aus Berlin, Schnorr von Carolsfeld aus Leipzig, Führich aus Böhmen und Steinle aus Wien, die nach und nach mit gleichgesinnten Genossen nach der Tiberstadt pilgerten, nicht nach dem heidnischen, sondern nach dem christlichen Rom. Ihr Gedanke war, die Kunst von



F. Overbeck. Christus.

nenem durch tiefe Frömmigkeit zu beseelen und darin den Meistern des Mittelalters seit Giotto und Fra Angelico zu folgen. Spöttisch nannte man sie deshalb „Nazarener". Genau betrachtet kehrt ihr Programm teilweise modifiziert später bei den belgischen Primitiven und den englischen Präraffaeliten wieder. Präraffaelisch und nazarenisch war auch für jene deutschen Romantiker in Rom identisch, deren gemeinsames Denkmal die Fresken der Casa Bartholdy (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin) und der Villa Massimi sind, die dem alttestamentarischen Bilderkreise entnommen und von nicht nur zeichnerischer, sondern auch schon koloristischer Bedeutung waren. Die Mehrzahl der Genossen bediente sich, ohne selbst-

[illegible] Kompositionen einmal nach der Typen und Motive der Quattrocentisten. Führich, Steinle und zumal Cornelius zogen auch die altdeutschen Meister, am liebsten Dürer, in den Kreis ihrer Betrachtungen, wie man u. a. aus den Faust-Illustrationen des Cornelius ersieht. Und gerade diesem Meister (geb. 1783), der hier noch formal unentwickelt auftrat, war eine glänzende künstlerische Laufbahn beschieden, schon als er im Jahre 1819 die Genossen in Rom verließ, um bedeutsame Aufgaben in München und in Düsseldorf zu erfüllen. Er trennte sich damals nicht nur äußerlich von den Nazarenern, als er in seinen Münchener Monumentalarbeiten, den Glyptothekfresken, freilich gedrängt durch deren Stoffwelt, den Klassizisten und den Meistern des Cinquecento, Michelangelo und Giulio Romano, unerwartete Konzessionen machte.

* * *

Venedig, die Heimat der südlichen Farbenkunst, brachte, neben Tiepolo dem Maler,
Canova: auch den einzigen großen italienischen Bildhauer der Zeit zur Welt: Antonio Canova (1757–1822), von dem an man die Geschichte der modernen Plastik zu rechnen pflegt. Um eine Erklärung für seine vertieften Studien der antiken Kunst zu haben, darf man wohl anführen, daß gerade der geweckte Sohn der Lagunenstadt mit einem viel unbefangeneren Blick als seine Zeitgenossen die plastischen Schätze der Museen Roms ansah, und also auch weit schärfer die Unterschiede beurteilen konnte, die damals zwischen der lebenden und der „klassischen" Skulptur bestanden. Wenn aber das Ziel, das ihm wohl im Geiste vorschwebte, nicht völlig erreichbar war, so liegt die Ursache in seiner virtuosen Marmortechnik, die er um des Reinkünstlerischen willen nicht preisgeben wollte; er war darin ein Gesinnungsgenosse von Mengs. So drang er nicht in den innersten Kern seiner Aufgaben, ging er in dem reinen Geiste der Antike nicht völlig auf. Aber gerade weil seine Statuen, seine Gruppen, seine Reliefs, seine Grabmäler nicht so aussehen, als wenn



Antonio Canova.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

Canova. sie Phidias, Polyklet oder Praxiteles geschaffen hätten, weil sie die Marke Canovas sichtlich tragen, bewertet die Gegenwart die Werke wieder höher, als es die voraufgegangene Generation that. Bekannt sind seine Hebe, seine Psyche, seine Polyhymnia, seine drei Grazien, seine knieende Magdalena; aber selbst der geklärte Formenreiz der Hebe reicht doch nicht an den Zauber der Unbefangenheit, der Unnahbarkeit, den die hellenische Ausdrucksweise der göttlichen Gestalt verlieh, heran. Noch weniger war das bei seinen bewegten muskulösen männlichen Körpern (rasender Herkules, Faustkämpfer u. s. w.) der Fall; und bei dem Porträt der Schwester Napoleons, die fast hüllenlos auf einem Polster hingestreckt liegt, weiß man nicht, ob ihm mehr die Antiken oder die Venusgestalten Tizians als Muster vorschwebten. In seinen Reliefs hat er dem strengen Charakter der griechischen Flächenplastik verhältnismäßig entsprechen können. Am meisten finden wir jedenfalls an der Gruppe jener

Schöpfungen genüge, die nicht dem Maßstab der Alten unterworfen sind: an den Grabmälern in christlicher Umgebung. Hier herrscht monumentale Würde und ein erlesener dekorativer Geschmack, und Werke, wie das Grabmal Clemens XIII. in St. Peter zu Rom beweisen, wie sehr Canova in schöpferischer Fähigkeit der Mehrzahl der folgenden Bildhauer überlegen war, die ohne das antike Muster keinen Schritt selbständig zu thun vermochten.

Wieder wurde die Tiberstadt die künstlerische Heimat des Bildhauers. Hier allein konnten damals die Gesetze hellenischer Plastik ergründet und, wie aus einem ewig frischen Quell, herrliche Anregungen geschöpft werden. Viel sicherer als den Malern der Zeit war hier den Plastikern die Möglichkeit geboten, jene Höhe ihrer Kunst zu erreichen, die seit dem Altertum nicht mehr wiedergekehrt war. Als die Quattrocentisten dem gleichen Ziele zustrebten, erfanden sie, dank ihrem kräftigen Natursinn, etwas Neues — die Renaissancekunst. Indem sie nachzuahmen glaubten, lernten sie lediglich von den Alten in deren hohem Geiste die Natur zu betrachten und darzustellen. Nach Fernows Meinung wäre das auch das Verdienstliche, das Unvergängliche des Lebenswerkes von Carstens, der mit einigen plastischen Modellen, „Singende Parze", „Herkules und Centaur" und „Friedrichs-Denkmal" auch der Skulpturgeschichte angehört.



Bertel Thorwaldsen.

Kurz vor Carstens Tode betrat Bertel Thorwaldsen (1770—1844) den römischen Boden. Anfangs erkannte niemand das große Talent, bis er durch eine Statue Jasons, der, seitwärts schauend, lässig den Speer auf der Schulter, das Vlies in der Linken trägt, auf sich aufmerksam machte. Hier erschien zum ersten Male die Kunst des Hellenentums neubelebt. Die vornehme Pracht des Gliederbaues, das Heitere, Ungesuchte, Hoheitvolle, Harmonische in Ausdruck und Bewegung machten dieses frühe Werk (1802) gleich zum Eckstein des Klassizismus. Es folgte dann in Rom, wo Thorwaldsen mit kurzer Unterbrechung bis 1838 lebte, eine kaum übersehbare Reihe meist jugendlicher Gestalten der hellenischen Mythe im geklärten Stile der alten Meister. Ihnen schlossen sich Gruppen an, die, wie jene der „drei Grazien", überzeugend den stillen Adel seiner reinen Schönheitsform kund thaten, während Canovas „Grazien" noch aus Rokokoempfindungen hervorgegangen waren. Man hat ferner Thorwaldsen auch als Erneuerer des strengen Reliefstils gefeiert, im Hinblick auf edle Werke, wie die Medaillons „Tag" und „Nacht", „die Jahreszeiten", besonders den ausgedehnten „Alexanderzug", der zunächst nur als Huldigung für Napoleon einen Saal im Quirinalpalast schmückte. Freilich darf dabei nicht vergessen werden, daß der Meister auf dem Felde des Reliefs einen Vorläufer hatte in John Flaxmann (1755—1826), dessen „Umrisse" zu Homer und Äschylos, dessen Achillesschild mit Reliefs nach der Ilias diesen einzigen philhellenischen Künstler Englands seiner Zeit zuerst bekannt machten. Thorwaldsen. Flaxmann.

Die Kunst Thorwaldsens bewährte sich ebenso oft, wenn er öffentliche Monumente oder Denkmäler zu bilden hatte. Sein „Schiller" in Stuttgart, sein „Kurfürst Maximilian I." in München, sein „Gutenberg" in Mainz, sein „Sterbender Löwe" in Luzern seien für die eine Gattung, sein „Papst Pius VII." in St. Peter zu Rom, sein „Konradin" in S. M. del Carmine zu Neapel für die andere Gattung von Werken kurz erwähnt. Freilich darf man nicht vergessen, daß ein Bildhauer, der nach dem Vorgang der Alten jeder Gestalt einen bestimmten Schönheitstypus zu geben suchte, nicht eigentlich der individuellen historischen Erscheinung völlig gerecht wurde, namentlich — weil er sich dabei in seinem Schwunge beengt fühlte — nicht den Porträts der Zeitgenossen. Endlich ward ihm beschieden, sich in der Heimat, wo später ein Thorwaldsen-Museum gegründet wurde, auch mit der Stoffwelt der christlichen Legende abzufinden. Die neue Frauenkirche in Kopenhagen erhielt von seiner Hand den edelsten plastischen Schmuck, einen ganzen religiösen Bildercyklus, den sein berühmter „Segnender Christus" in der Altarnische abschließt, eines der eindrucksvollsten Werke seines unermüdlichen Meißels . . .

Unter den deutschen Bildhauern des römischen Kreises war der Stuttgarter Joh. Dannecker. Heinrich Dannecker (1758—1841) schon früher als Thorwaldsen im Süden. Bevor er dessen läuternden Einfluß erfuhr, zeigten seine Gestalten, selbst die „Ariadne auf dem Panther", noch die an Canova erinnernde Glätte der Modellierung, auch ihre Haltung, Gewandung, Haarbehandlung ließen noch die strenge Einfachheit des Stils vermissen. Später sprachen sich seine formale Schulung und seine monumentale Empfindung am glücklichsten in Denkmälern und Büsten aus, wie im Kolossalporträt Schillers in Stuttgart, der Marmorbüste Schadow. Lavaters in Zürich . . . Viel größer ist der Abstand Gottfried Schadows (1764—1850) von Thorwaldsen. Aus der Schule Joh. Tassaerts in Berlin hervorgegangen, fehlte ihm der hochideale Schwung, indes befähigte ihn ein energisch zugreifendes Gestaltungstalent, die Abbilder historischer Persönlichkeiten mit markiger Lebendigkeit charakteristisch vorzuführen. Allgemein bekannt sind die von ihm im Zeitkostüm dargestellten Standbilder von Ziethen, Leopold von Dessau, Seidlitz, Keith auf dem Berliner Wilhelmsplatz, der „Alte Fritz" in Stettin. Auch in zahlreichen trefflichen Büsten vertrat er eher die ältere französisch-niederländische Schule der Pajou, Houdon, Tassaert, als die klassische Richtung, die er bei seinem frühen Aufenthalt in Rom, schon in den achtziger Jahren, erst noch in halber Blüte kennen gelernt hatte.

Gottfried Schadow.

Die durch den alten Schadow vertretene Richtung, die nationaler Züge nicht entbehrte, mit dem edlen Klassizismus Thorwaldsens geistvoll verschmolzen zu haben, war die künstlerische That Christian Rauchs (1777—1857). Rauch. Wie München damals durch Cornelius zum Hauptsitz deutscher Malerei wurde, so machte Rauch die preußische Hauptstadt zum Vorort der deutschen Skulptur. Jene Verschmelzung zweier plastischer Kunstweisen kam schon in der Sarkophagfigur der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg (1813) fertig zum Ausdruck, einem Werke voll Anmut und Schönheit, in dem die Antike das historische Bild der volkstümlichen Fürstin verklärte, wie

bei dem ähnlichen Grabmal der Königin von Hannover in Herrenhausen. Genau so bei den General-Statuen in Berlin und Breslau, den Heldengestalten der Freiheitskriege in Stein und Erz, Scharnhorst, Bülow, York, Gneisenau, Blücher. Antike Empfindung giebt ihrem schlichten preußischen Wesen den monumentalen Ausdruck. Der Künstler erstrebte, wie A. Springer treffend bemerkt, „Porträtähnlichkeit der Köpfe, aber eine geschlossene, nicht die augenblickliche Stimmung, sondern den dauernden, allgemeinen Charakter ausdrückende Haltung. Der Mantel, den Rauch mit Vorliebe seinen Helden über die Schultern wirft, ist kein äußerlicher Notbehelf, vielmehr bestimmt, der Gestalt eine geschlossene plastische Form zu verleihen."


Christian Rauch.

Unter Rauchs späteren Werken nimmt das zwischen 1839 und 1851 ausgeführte Monument Friedrichs des Großen in Berlin, an dem die Fülle der historischen Gestalten den strengen Unterbau mehr als wünschenswert belebt, die erste Stelle ein. Überblickt man die Zahl der statuarischen und porträtistischen Schöpfungen Rauchs, so fällt im Vergleiche mit Thorwaldsen, der fast ausschließlich in den Vorstellungen der homerischen Welt schwelgte, zunächst die Abweichung seines Stoffgebietes auf, wenn er auch gelegentlich rein ideale Begriffe, wie Siegesgenien, verkörperte. Die Plastik des Zeitgeschichtlichen war die ihm anvertraute hauptsächliche Aufgabe, die ihn freilich niemals verhinderte, der eifrigste Schüler der Alten zu sein, ihren künstlerischen Gesetzen gleich ehrfurchtsvoll, wie sein Freund Schinkel als Architekt, nachzuleben.

Eins aber blieb selbst Rauch versagt: sich mit den romantischen Gefühlen der Epoche abzufinden. Auch in der Schule Thorwaldsens in Rom, aus welcher der Italiener P. Tenerani, die Deutschen R. Schadow, Hermann Freund, Emil Wolff, von der Launitz, E. Cauer, der Däne Jerichau u. a. hervorgingen, absorbierte der Ideenkreis der Antike jegliches Interesse. Nur wenige Nordländer versuchten in der Heimat schüchtern in die klassischen Formen einen romantischen Inhalt zu gießen, so daß bei Meistern wie Fogelberg, Bissen und Freund nur eine oberflächliche Lösung der neuen Aufgaben möglich war, wie man z. B. an Fogelbergs Gestalten der nordischen Götter Odin, Thor, Baldur erkennt. Ebenso hat auch der Münchener Ludwig Schwanthaler (1802—48) sich von Thorwaldsen zur Romantik entwickelt. Ein vorwiegend dekoratives Talent, hat er zuerst die Glyptothek neben Cornelius geschmückt, später mit einem ca. 85 Meter langen Fries der Kreuzzüge den neuen Königsbau. An der Walhalla bei Regensburg rühren die beiden Giebelgruppen der Hermannsschlacht und der Befreiung Germanias von ihm her. Bekannter ist seine kolossale „Bavaria" vor der Ruhmeshalle in München; aber von bedeutender Charakteristik ist dieses Werk ebensowenig, wie die übrigen . . . Schwanthaler.

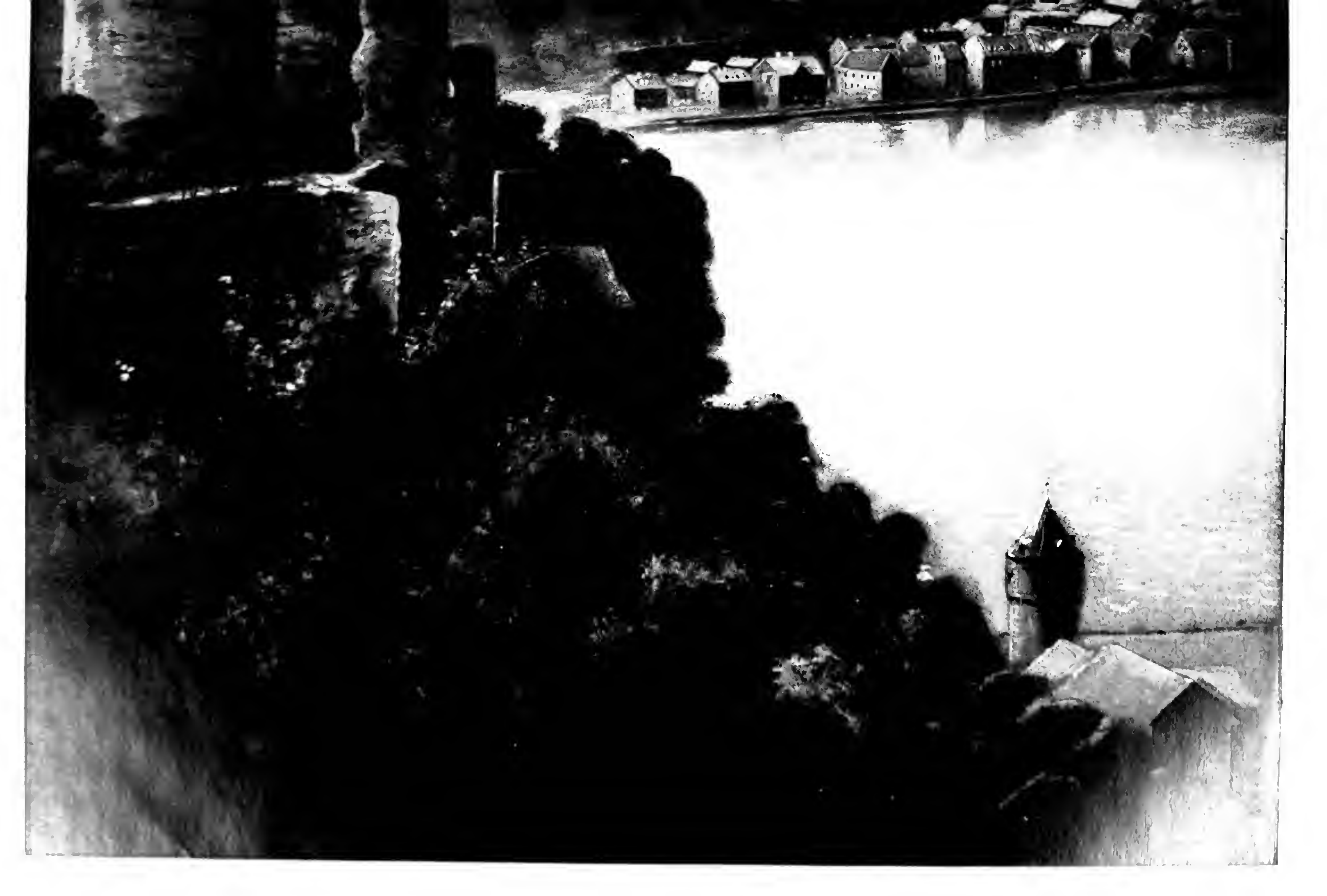
In Frankreich lernen wir um die Wende des Jahrhunderts noch nicht die großen Bildhauer von der Qualität jenes Dreigestirns Canova, Thorwaldsen, Rauch kennen. Aber die Entwickelung der dortigen Plastik ist kunstgeschichtlich nicht minder wichtig, als anderwärts, dabei wechselvoll und lehrreich. Schon die idealen Arbeiten der Bouchardon, Monnot, Clodion und anderer Rokokokünstler zeigen, bei freilich einseitiger Hinneigung zum Weiblichen und Kindlichen, zu Nymphen, Eroten, Schäferinnen, in zweiter Linie zu Faunen, Satyrn, in ihren anmutigen Gruppen, Reliefsscenen, sehr bemerkenswerte antikisierende Züge in der Formen- Frankreich.

geben, wie in bukolischer Stimmung. Auf dem so vorbereiteten Boden erhoben sich die älteren Pariser Klassizisten Chaudet, Bosio u. a., deren Entwickelung derjenigen Canovas und Thorwaldsens parallel lief, und die in gewissen Arbeiten, z. B. dem Amor Chaudets, der Nymphe Salmacis Bosios (beide im Louvre) nur die Aufgaben jener Bukoliker mit Hilfe ernsterer Naturstudien, strengerer Antikisierung von neuem lösten. Schärfer allerdings trat diese Richtung in ihren monumentalen Schöpfungen in die Erscheinung, z. B. in dem Relief
Chaudet. des Heldenruhmes an der Säulenhalle des Pantheons von Chaudet. Man sieht auch an den sonstigen plastischen Dekorationen der Gebäude, die in der napoleonischen und der Restaurations-Epoche entstanden, daß es, wie in der französischen Malerei, mehr der anspruchsvolle antik-römische, als der stille hellenische Geist war, der diese Werke — auch die von Cortot und Lemaire — beseelte. Überall redete die „Gloire" der Nation eine pathetische Sprache.

Daneben bildete die Porträtplastik nach wie vor ein besonders gepflegtes Gebiet des
Pradier. routinierten französischen Meißels. Nachdem Pradier, von Geburt Genfer, seine antiken Frauengestalten, seine Aphroditen, Psychen, Phrynen, Atalanten und Sapphos, nur des sinnengefälligen Eindrucks femininer Reize wegen, mit technischem Raffinement unter allgemeinem Beifall ausgeführt hatte, war das Schicksal des älteren Klassizismus in Frankreich besiegelt. In der Folgezeit verschafften sich Meister wie François Rude, Duret und David d'Angers Geltung, die Gesinnungsgenossen der Maler romantischer Richtung und des älteren „italienischen Genres".

Das Gemeinsame dieser Plastiker war das stärkere Temperament, mit dem sie die Ketten der strengen Stilgesetze sprengten. Ihre Standbilder bieten statt des Typischen im Ausdruck, statt ruhiger, sich selbst genügender Größe eine fesselnde Charakteristik. Ihre Gruppen und
Rude. Reliefs wirken malerisch, sind von kräftiger Leidenschaft durchpulst. Rudes Kolossalrelief vom Arc de l'Etoile steht obenan: Junge und alte Krieger, Franzosen von 1792 in der Maske antiker Gallier, ziehen unter Führung der über ihren Köpfen dahinsausenden Bellona in den Kampf. Wie hier der Geist Delacroix' zu walten scheint, so der Leopold Roberts in jenen Figuren neapolitanischer Fischer, die mit einer Schildkröte spielen (Rude), die tanzen oder zur Mandoline singen (Duret). Pierre Jean David aus Angers (1793 bis 1856) wird wohl am besten nach seinen Statuen von Corneille und Jefferson (Washington), und dem machtvollen Giebelrelief am Pantheon zu beurteilen sein. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante" lautet die Inschrift an diesem Heroentempel, und der Bildhauer hat den künstlerischen Stil geschaffen für dieses pompöse Heldentum, dem die Göttin Patria in Begleitung der Libertas und der Historia Siegeskränze windet. Alle berühmten Franzosen der neueren Zeit nahen der Göttin, je nach ihrer persönlichen Art, lebhaft oder gedankenvoll, ergriffen oder lächelnd, um den Kranz zu empfangen.


Französische Medaille auf Napoleons Tod.



Der große Komet von 1811.





Himmelskunde.

Das 18. Jahrhundert hatte auf dem Gebiete der Astronomie hauptsächlich der mathematischen und rechnerischen Durchbildung und Verwertung der neuen Lehren gedient, die in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten aus der heroischen Lebensarbeit von Kopernikus, Tycho Brahe, Keppler, Galilei, Huyghens und Newton emporgewachsen waren. An der Hand der neuen Messungsmittel und -methoden, die vom Beginn des 17. Jahrhunderts ab sich aus der niederländischen Erfindung des Fernrohrs, sowie durch Galilei und Christian Huyghens auf dem Gebiete der Zeitmessung entwickelt hatten, war schon bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts eine große Bereicherung und Verfeinerung der Kenntnis der Thatsachen hervorgegangen, an denen sich die Lehren der neuen Weltanschauung nun zu erproben hatten. In entzückender Weise vollzog sich diese Erprobung und Bestätigung, in Verbindung mit der von Roemer 1675 entdeckten Meßbarkeit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Bradleys Entdeckung der sogenannten Abirrung des Lichtes, durch die man in einer kleinen Ortsveränderung jedes Gestirns im Laufe des Jahres eine Art von projektivischer Abbildung der Bewegung der Erde um die Sonne wahrnehmen konnte. Sodann wurden durch Bradleys Entdeckung der Nutation der Erdachse und durch die von der Pariser Akademie veranstalteten Gradmessungen am Äquator und in der Nähe des nördlichen Polarkreises die letzten Zweifel an der Abplattung der Erdgestalt beseitigt, und die Lehre von der allgemeinen Massenanziehung erhob sich nun zu erfolgreicher Darstellung aller Einzelheiten einer immer größeren Anzahl von Bewegungserscheinungen im Weltenraum. So erwuchs die in Newtons Genius geborene Himmelsmechanik unter der Pflege der großen mathematischen Denker d'Alembert, Euler, Lagrange und Laplace zu dem mächtigen Gedankengebilde, das uns durch die volle Übereinstimmung mit einem großen Gebiete der Welterscheinung in der Zuversicht bestärkt, die Welt sei so gedacht, daß „der Menschengeist sie nachdenken könne“. Auch in weiteren Kreisen der Kulturwelt begannen einzelne an dem unaussprechlichen Frohgefühl dieser Zuversicht immer verständnisvolleren Anteil zu nehmen und durch Mitarbeit an astronomischen Messungen und Berechnungen in ein Lebensgebiet emporzusteigen, in welchem „die Natur hielt, was der Geist versprach“. Ganz in diesem Sinne schufen der Herzog und die Herzogin zu Gotha die Sternwarte auf dem Seeberge, die am Ende des 18. Jahrhunderts an der Spitze der astronomischen Arbeit in Deutschland stand und neben den Sternwarten zu Greenwich und Paris mit Ehren genannt wurde.

Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts waren dagegen die Fortschritte der Leistungsfähigkeit des Fernrohrs im Bereiche der Erforschung der Gestaltungen in den Himmelsräumen nur geringe gewesen. Ein Irrtum, den Newton bei seinen Experimenten über die Farbenzerstreuung begangen hatte, ließ die Grenzen der Leistungen des dioptrischen Fernrohrs (Linsenfernrohrs) enger erscheinen, als sie wirklich sind und stellte die Spiegelfernrohre in den Vordergrund des Vervollkommnungsstrebens. Zwar wurde Newtons Irrtum um 1757 durch Dolland überwunden, aber erst im Anfange des 19. Jahrhunderts gelang es Fraunhofer (S. 213), dem Linsenfernrohr eine Entwickelung zu mächtigeren Dimensionen und größerer optischer Kraft zu geben. In dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erhob sich aber durch Wilhelm Herschel die Technik der Spiegelfernrohre fast bis zu der vollen Höhe, die sie bis jetzt hat erreichen können, und ihre geniale, rastlose Anwendung durch diesen eminenten astronomischen Forscher bereicherte uns mit einer Fülle von Entdeckungen hinsichtlich der Gestaltungen auf den Oberflächen des Mondes, der Sonne und der Planeten, aber auch weit über die Grenzen unseres Sonnensystems hinaus im Gebiete der Sternsysteme, Nebelflecke u. s. w.

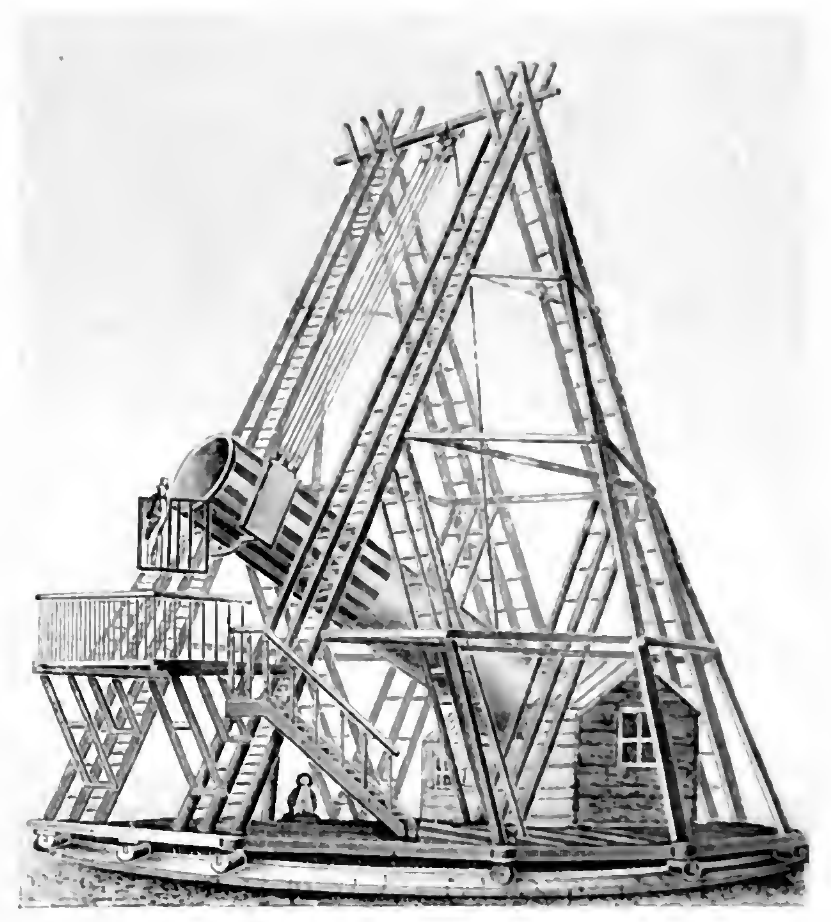
Wilhelm Herschel.

Wilhelm Herschels Entdeckungen und Weltgedanken bildeten am Ende des 18. Jahrhunderts und weit bis in das 19. Jahrhundert hinein den Hauptgegenstand des astronomischen Interesses der weitesten Kreise der Gelehrten-, wie der Laienwelt. Man kann behaupten, daß erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch die Entdeckung des Neptun und noch entscheidender $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnte später durch die beginnenden Erfolge der Spektralzerlegung des Lichtes die Nachwirkung von Wilhelm Herschels Arbeit und Persönlichkeit etwas in den Hintergrund trat. Er selber starb zu Slough bei Windsor im Jahre 1822, aber er hinterließ einen ebenso bedeutenden Sohn, John Herschel, der durch astronomische Forschungen und durch popularisierende Darstellungen hohen Ranges den Ruhm des Namens aufrecht hielt und bis 1871 lebte. Wilhelm Herschels Schwester Karoline, die treue Gehilfin seiner Beobachtungen und Forschungen, starb 1848 zu Hannover im 98. Lebensjahre. So erfüllte der Name und der Geist dieser Astronomenfamilie in der That einen großen Teil des 19. Jahrhunderts mit einem eigenartigen Zauber, von dem auch Alexander v. Humboldt in seinem „Kosmos“ um die Mitte des Jahrhunderts noch Zeugnis gab.

Worin bestand nun das Wesentliche jener wissenschaftlichen Leistungen und jener Wirkungen auf die Gemüter der Menschen? Die große Entwickelung der Himmelsmechanik im 18. Jahrhundert hatte die uralten Bewegungsprobleme der Erde und der übrigen Glieder unseres Planetensystems im wesentlichen soweit gelöst, daß an der Hand einer einfachen Bewegungsformel und genauer Messungen jetzt die Vergangenheit und die Zukunft aller Ortsveränderungen in diesem System sicher bestimmbar erschien. Die volle Durchführung dieses Erkenntnisprozesses und die unablässige gewissenhafte Prüfung seiner Leistungen an dem Fortgange der immer feiner und vollständiger beobachteten Erscheinungen beschäftigte und bewegte die Fachgelehrten und einzelne Laien von entsprechender Geistesverfassung auch fernerhin im höchsten Grade, aber im größeren, wissenschaftlichen und geistesregen Publikum schwand das Interesse an dieser Arbeit mit der steigenden Sicherheit ihres Erfolges zusehends. Schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts hatten aber die langen, wenn auch lichtschwachen Fernrohre, mit denen Hevel, Chr. Huyghens und D. Cassini den Mond, die Sonne und die Planeten betrachteten, so viele merkwürdige Einzelheiten enthüllt, daß das Interesse des großen Publikums und sein eifriges Fragen nach der Bewohnbarkeit und nach den Bewohnern der andern Welten schon reichen Anhalt gewonnen hatte. Wilhelm Herschel war

es nun, der, nachdem Jahrzehnte lang die leitenden Fachmänner von den Aufgaben der Himmelsmechanik, der Messung der Erdgestalt und der geographisch-nautischen Ortsbestimmung fast völlig in Anspruch genommen worden waren, gegen Ende des 18. Jahrhunderts seine großen Spiegelfernrohre auch jenen Fragen dienstbar machte und zugleich mit ihren gewaltigen Augen auch in den entferntesten Räumen des Universums Neues erspähte.

Der nähere Einblick in die Gestaltungen der Mondoberfläche, die Entdeckung vieler neuer Einzelheiten auf den Oberflächen der Planeten und der Sonne und die sinnreiche, phantasievolle Zusammenfassung der eigenen Entdeckungen auf diesen Gebieten mit demjenigen, was von Vorgängern und gleichstrebenden Zeitgenossen dazu beigetragen war, ließen jetzt Wilhelm Herschel als den glänzendsten Vertreter und Verkünder aller Idealgedanken erscheinen, welche die Menschenseele beim Anblick des gestirnten Himmels ergreifen.


Herschels Riesenteleskop.

In demselben Sinne, in welchem ein halbes Jahrhundert vorher schon Voltaire in seinem „Mikromegas“ die kopernikanische Weltanschauung zum Ausgangspunkte von mindestens ebenso erhabenen Stimmungen gemacht hatte, wie sie früher der Annahme einer centralen und ruhenden Stellung der Erde entsprossen waren, wurde jetzt die neue Weltanschauung mit allem Glanze wissenschaftlicher Entdeckungen und Verallgemeinerungen auch zu einer Macht in den Gemütern der Menschen geweiht. Ganz besonders charakteristisch für die Energie solcher Forderungen der Menschenseele war die Lehre von der Beschaffenheit des Sonnenkörpers, wie sie von den Astronomen jener Tage, an ihrer Spitze von Wilhelm Herschel geschaffen wurde und bis zu dem Beginn der Spektralforschung die maßgebende blieb.

Bewohnbarkeit durch Lebewesen, besonders durch höher entwickelte, der Sympathie der Menschheit würdige Lebewesen, die vielleicht als höhere Stufen unserer eigenen Entwickelung nach dem Tode im Sinne uralter Visionen gelten könnten, erschien als der eigentliche Zweck jedes Weltkörpers. Die Sonne dient mittelbar jenem Zwecke, da ohne die Strahlungswirkungen dieses centralen Glutherdes auf keinem der Planeten von Lebensentwickelungen die Rede sein könnte; aber auch unmittelbar sollte der gewaltige Centralkörper eine Stätte der Lebensentwickelung sein. Die Erscheinungen der Sonnenflecken wurden nun so gedeutet, daß sie uns den Einblick in eine solche Möglichkeit öffneten. Sie wurden als Zerreißungen in einer äußeren Licht- oder Glutschicht erklärt, durch deren Öffnungen hindurch man auf eine dichte, graue Wolkenhülle, die Halbschattenflächen der inneren Fleckenränder, blickte. Durch

[illegible] sollten die Glutwallungen der obersten Schicht für den eigentlichen Kern des Sonnenkörpers, den man als den dunkelsten Kern der Flecken bei Zerreißungen der Wolkenhülle zu erblicken glaubte, so sehr gemildert werden, daß dort eine Art von Eden der Bewohnbarkeit entstehen könne. Ein Traum, welcher der konsequenteren Anwendung physikalischer und chemischer Forschungsergebnisse auf die astronomischen Probleme seit den Tagen der Spektralforschung vollständig gewichen ist, aber in Verbindung mit der Gesamtheit von Herschels Leben länger als ein halbes Jahrhundert die Geister beherrscht hat.

Aber auch über die Grenzen unseres Planetensystems hinaus war Herschels heller Geist ein Führer der Menschheit. Den Fixsternhimmel hatte man seit uralten Zeiten als das „Unveränderliche an sich" betrachtet. Durch das Fernrohr wurde aber nicht bloß die Zahl der deutlich wahrnehmbaren Fixsterne, zumal in der Nähe der Milchstraße, enorm bereichert, sondern es wurden auch im Bereiche der helleren Sterne, für welche jetzt, einschließlich der schärferen neuen Ortsbestimmungen am Himmel, nahe 2000 Jahre hindurch Aufzeichnungen und Messungen ihrer gegenseitigen Stellungen vorlagen, relative Ortsveränderungen nachgewiesen, die so beträchtlich waren und so sicher durch die neueren Messungen schon in wenigen Jahren und Jahrzehnten bestätigt wurden, daß bald an dem Auftauchen eines ganz neuen Problems, nämlich den Bewegungen in der Sternwelt, gar nicht mehr gezweifelt werden konnte. Daraus, daß die sicher erwiesene Bewegung der Erde um die Sonne keine in den Anfängen der neueren Messungstechnik mit dem Fernrohr bereits meßbaren jährlichen Schwankungen des Ortes selbst der hellsten, also anscheinend nächsten „Fixsterne" hervorbrachte, konnte man schon die Folgerung ziehen, daß diese Sterne nur durch ihre große Entfernung von uns soviel lichtschwächer als die Sonne erschienen, in Wirklichkeit aber mindestens ebenso gewaltige Ausgangspunkte von Strahlungswirkungen seien, wie unsere Sonne. Der Schluß lag nahe, daß sie auch Centralkörper ähnlicher Systeme, wie unser Planetensystem eines darstellt, sein könnten. Also in großen Fernen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl von Sonnen und Sonnensystemen, erschien jetzt unser Planetensystem, und überall fand, wie bei uns, Bewegung und Ortsveränderung statt. Nach welchen Gesetzen, in welchen Formen, unter welchen Kräften, das wurden nun ähnliche Fragen und Probleme, wie sie bisher nur im Gebiete der schnelleren Ortsveränderungen innerhalb unseres Planetensystems die Menschheit beschäftigt hatten. Das neue Problem erschien auf den ersten Blick noch viel gewaltiger als das bisherige, aber es wurde erleichtert durch den viel langsameren Verlauf, den die große Entfernung den Ortsveränderungen verlieh, indem sie zugleich viele andere Bewegungen, die sich schneller in engeren Grenzen vollzogen, unseren Blicken verbarg. Auch war ja durch das wesentliche Gelingen der Erklärung der Bewegungserscheinungen in unserem Planetensystem für das neue Problem bereits ein sehr wichtiger und förderlicher Vorgang gewonnen.

Mit wunderbarem Scharfsinn erkannte zuerst Wilhelm Herschel 1783 aus den Bewegungen einer kleinen, aber über den ganzen Himmel verteilten Anzahl von Sternen eine darin verborgene gemeinsame Ursache, auf deren Möglichkeit und eventuelle Erscheinungsform in den Sternbewegungen allerdings schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Tobias Mayer, der Göttinger Astronom, hingewiesen hatte. Wenn sich, ebenso wie die Sonne und die Sonnensysteme rings um uns herum im Weltenraume, auch unsere Sonne mit ihren Planeten fortschreitend bewegte, so mußten in den Ortsveränderungen der Sterne am Himmel gewisse perspektivische Wirkungen dieser unserer eigenen Ortsveränderung als etwas Gemeinsames und einfach Gesetzliches hervortreten: Von denjenigen Regionen des Himmels aus,

nach denen unser Planetensystem sich hinbewegte, mußten die Sterne auseinanderzurücken scheinen, und nach denjenigen Regionen, von denen wir uns hinwegbewegten, mußten die Sterne zusammenzurücken scheinen. Wilhelm Herschel leitete aus der ihm vorliegenden Kenntnis einer Reihe von sorgfältig gemessenen Sternbewegungen das Ergebnis ab, daß unsere Sonne sich zur Zeit mit allen ihren Planeten nach dem Sternbilde des Herkules hin bewege.



Wilhelm Herschel.
Nach dem Kupferstich von James Godby.

Wir wissen jetzt, daß er hier mit glücklichem Griffe sehr nahe das Richtige getroffen hat, aber fast ein halbes Jahrhundert lang wurde dieses Ergebnis in der Wissenschaft mit formellem Recht als ein nichtiges, mindestens verfrühtes betrachtet. Es war eine der Verkündigungen des Genies, bei denen ein Mangel an kritischer Gedankenstrenge und Vorsicht durch eine höhere Ordnung von Gedankenverbindungen ausgeglichen wird. Wilhelm Herschel erinnert hier an Männer wie Aristarch von Samos bei seiner zuversichtlichen Verkündigung der Bewegung der Erde um die Sonne, achtzehn Jahrhunderte vor Kopernikus . . .

Die Kritiker, unter denen sich die bedeutendsten astronomischen Forscher und Lehrer

[illegible] u. a. Bessel befanden, ließen es aber jetzt ebensowenig bei dem bloßen Einspruch bewenden, wie die griechischen Astronomen, die Aristarchs Behauptung ablehnten. Sie bemühten sich auch in diesem Falle mit einer durch den Fernblick des genialen Herschel gesteigerten Intensität um die Vervollständigung, Verschärfung und zusammenfassende Bearbeitung der Messungen am Himmel. Sie befragten noch eindringender die Natur selber, und so ergab sich dann, und zwar zuerst durch Argelander 1837, mit einer der größeren Vollkommenheit der Forschungsmittel entsprechenden größeren Schnelligkeit, als bei dem Werdeprozeß der kopernikanischen Lehre, eine tiefere Begründung und Bestätigung der Lehre von der Bewegung unseres ganzen Planetensystems im Weltraume. Zugleich aber ergab sich, ähnlich wie bei jenem früheren Werdeprozeß, durch die größere Reife der strengeren Entwickelung sehr bald eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und Thatsachen, die dem ersten Herold der neuen Lehre noch ganz fernlagen. Die Bewegung unseres ganzen Planetensystems in der Richtung nach dem Sternbilde des Herkules und der Leyer ist jetzt auf Grund der Untersuchung der Bewegungen von mehreren Tausend Sternen eine anerkannte Thatsache der kosmischen Forschung. Es muß den kommenden Jahrtausenden überlassen werden, zu ergründen, ob und nach welchen Gesetzen die Richtung und die Geschwindigkeit dieser Bewegung sich allmählich ändert. Auch ihre gegenwärtige Geschwindigkeit ist erst sehr unsicher bestimmt.

Im Anschluß an die eben besprochenen Untersuchungen über die scheinbaren Sternbewegungen, welche durch eine fortschreitende Bewegung unseres Planetensystems im Weltraume hervorgerufen werden, wurde Wilhelm Herschel sodann aufs lebhafteste ergriffen durch die Aufgabe, auch das Abbild der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne in Gestalt von scheinbaren Schwankungen der Sternorte in jährlicher Periode (sogenannten jährlichen Parallaxen) wirklich nachzuweisen. Wenn — wie man jetzt annimmt — die Geschwindigkeit, mit der unser Planetensystem sich fortschreitend im Weltraume bewegt, ungefähr ebenso groß ist, wie die mittlere Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, nämlich etwa 30 Kilometer in der Sekunde, so beträgt die Strecke, die das ganze Planetensystem in der Richtung nach dem Sternbilde des Herkules im Laufe eines Jahres zurücklegt, etwas mehr als das Dreifache des größten Durchmessers der Erdbahn. Die scheinbare Ortsveränderung eines Fixsterns infolge jener fortschreitenden Bewegung des ganzen Planetensystems kann hiernach im günstigsten Falle schon im Verlaufe eines Jahres etwas mehr als das Dreifache des ganzen Betrages jener jährlichen periodischen Schwankung, also etwas mehr als das Sechsfache der sogenannten jährlichen Parallaxe des Sterns betragen, und schon in zehn Jahren kann also der Effekt unserer, in einer und derselben Richtung fortschreitenden Bewegung etwas mehr als das 60fache der jährlichen Parallaxe erreichen. Wenn es hiernach Wilhelm Herschel erklärlich scheinen konnte, daß man von der Wirkung unserer fortschreitenden Bewegung in Gestalt gewisser scheinbarer Sternbewegungen schon deutliche Anhaltspunkte hatte, aber von der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne noch kein unmittelbares Abbild in scheinbaren Sternbewegungen nachzuweisen vermochte, wurde sein Eifer, auch letzteren Nachweis zu liefern, durch die Entdeckung der ersteren Anzeichen in den Sternbewegungen nur vermehrt.

Bei der eifrigeren Erforschung der Fixsternwelt war es auch anderen Astronomen schon aufgefallen, daß besonders häufig sogenannte Doppelsterne vorkamen, nämlich Sterngruppen, in denen zwei Sterne bedeutend näher aneinander zu stehen schienen, als zu den anderen benachbarten Sternen. Sehr lange hat es aber gedauert, bis der Gedanke sich entwickelte und durchdrang, daß diese Gruppen wirkliche Verbindungen von je zwei Sonnen zu einem

eigentlichen Sonnensysteme darstellten, und noch länger bis zu der Verallgemeinerung, daß bei der Gestaltung der Weltkörper und der Systeme von Weltkörpern die Zweiteilung ganz ebenso eine besonders häufig vorkommende, ja überwiegende Entwickelungsform oder -stufe ist, wie die dyadische Teilung der Zellen und wie gewisse Vorgänge der Krystallbildung.

Wie sehr man von Anfang an geneigt war, das paarweise Vorkommen von Sternen am Himmel als zufällig und als nur scheinbar und perspektivisch zu betrachten, zeigt schon der Gedanke Galileis, daß solche scheinbare Nähe zweier Sterne, von denen der eine uns wahrscheinlich viel näher, der andere aber viel ferner sei, besonders geeignet wäre zur Erkennung von jährlichen Parallaxen.

Mit solchen Gedanken ging jetzt auch Wilhelm Herschel an genauere Messungen der gegenseitigen Lage der einzelnen Sterne in zahlreichen „scheinbaren" Doppelsternen. Der Mannheimer Astronom Christian Mayer hatte zwar einige Jahre vorher schon die Existenz von sogenannten Fixsterntrabanten behauptet, indem er glaubte, bei einigen Doppelsternen in der Stellung der beiden Sterne zu einander Veränderungen gefunden zu haben, welche nicht sowohl auf erhebliche Verschiedenheiten der Entfernung der einzelnen Sterne von uns als vielmehr auf eine physische Zusammengehörigkeit und eine Bewegung derselben um den gemeinsamen Schwerpunkt hindeuteten. Seine Messungen waren aber doch nicht genau genug, um diesen Nachweis wirklich zu liefern. Herschel ging von der entgegengesetzten Auffassung aus, aber nach einer nahezu zwanzigjährigen Reihe sorgfältigster Messungen mußte er im Jahre 1802 verkünden: Jährliche Parallaxen habe ich nicht gefunden, aber es giebt in der That Systeme von je zwei Sonnen, welche — wahrscheinlich nach demselben Anziehungsgesetz, das in unserem Planetensystem waltet — Umlaufsbewegungen engerer Art vollführen. Für einige dieser Systeme konnte Herschel bereits ungefähre Angaben der Umlaufszeiten machen.

Damit war wieder ein ganz neues Gebiet von Bewegungserscheinungen im Weltraume erschlossen, das sehr bald durch Wilhelm und John Herschel, sowie später durch Wilhelm und Otto Struve (zu Dorpat und Pulkowa) reich an den interessantesten Einzelheiten und an neuen Problemen wurde, wovon in dem die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelnden Abschnitte dieser Darstellung noch näheres berichtet werden soll.

Wilhelm Herschel setzte den großartigen Erfolgen seiner Himmelsforschung die Krone auf durch seine Untersuchungen über die Verteilung der Sterne im Raume und über die Nebelflecke. Bald nach der Erfindung des Fernrohrs hatte man erkannt, daß die Lichtwirkung der Milchstraße auf ihrer Zusammensetzung aus einer großen Zahl von Sternen beruhte, welche einzeln mit dem unbewaffneten Auge nicht mehr wahrgenommen werden konnten und stellenweise so nahe zusammenstanden, daß sie auch in Fernrohren von mäßiger Trennungskraft noch in helle Flächen nebeligen Glanzes zusammenflossen. Wilhelm Herschel war der erste, der auf den Gedanken kam, diesen Reichtum an Sternen in der Milchstraße durch Zählungen der Sterne in einer und derselben Gesichtsfeldfläche eines stärkeren Fernrohrs wirklichen Maßbestimmungen zu unterwerfen. Er ging weiter und stellte allmählich solche Zählungen systematisch an der ganzen Himmelsfläche an. Da ergab sich nun deutlich, daß die Milchstraße, welche sich wie ein ringförmiger Streifen von Lichtnebelwolken nahezu in einem größten Kreise um das ganze Himmelsgewölbe herumzieht, eine gewisse fundamentale Bedeutung für die Verteilung der Sterne oder Sonnen in dem uns nächstumgebenden Weltraume hat. Je weiter man sich am Himmel von dem Milchstraßenringe entfernt, desto geringer wird innerhalb einer und derselben Flächeneinheit die Anzahl der Sterne. Hauptsächlich aber wächst die Anzahl der

[illegible] Sterne bei der Annäherung an die Milchstraße beträchtlich und sie vermindert sich mit zunehmendem Abstande von der letzteren mit einer merkwürdigen Gesetzmäßigkeit.

Wilhelm Herschels Ansichten über die Ergebnisse dieser Zählungen waren bis zu seinem Lebensende in Entwickelung begriffen. Anfangs nahm er an, daß der größere Reichtum an lichtschwächeren Sternen in der Nähe der Milchstraße lediglich davon herrühre, daß die Ausbreitung der uns nächstumgebenden Systeme von Sonnen und Sonnengruppen (oder Sternhaufen) die größte Erstreckung habe in der Ebene der Milchstraße, von welcher Ebene wir selber zur Zeit nicht weit entfernt seien. Wenn er zugleich annahm, daß alle die Sonnen, die wir als Sterne erblicken, im ganzen und großen nahezu dieselbe Masse und Leuchtkraft hätten, so daß man im allgemeinen aus der verschiedenen Lichtstärke, mit der sie uns leuchten, auf ihre verschiedene Entfernung von uns schließen könne, und wenn er die Annahme hinzufügte, daß innerhalb gewisser weltweiter Gruppen oder Welteninseln die Sonnen ziemlich gleichförmig in gewissen großen Raumeinheiten verteilt seien, so vermochte er aus seinen Zählungen die Gestaltverhältnisse eines sogenannten Milchstraßensystems sowohl in der Richtung seiner Hauptebene, als rechtwinklig zu derselben näherungsweise zu bestimmen. Die Vorstellung von einer ellipsoidischen Gestalt dieses Milchstraßensystems lag ihm danach eine Zeit lang sehr nahe, bis ihn selber und seine Nachfolger auf diesem Gebiete tiefere und reichere Untersuchungen über die Verteilung der Sterne und Sternhaufen von allzu sicheren Schlüssen in dieser Richtung zurückbrachten. Man kann sich aber die berauschende Wirkung leicht vorstellen, welche diese kühnen Erforschungen der ewigen Fernen, begründet auf die gewaltige „raumdurchdringende" Kraft von Herschels Riesenteleskopen, unter den Zeitgenossen hervorbrachten. Auch jetzt noch hält man daran fest, daß die Milchstraßenebene der Ort einer besonderen Fülle gestalteter Massen und Massensysteme in dem uns zunächst umgebenden Weltraume ist, und man glaubt, in manchen der sogenannten Nebelflecke, die man vielleicht in noch größere Ferne als die Grenzen dieses Milchstraßensystems versetzen muß, die Ursprünge und die Entwickelungsstufen von Systemen letzterer Art zu erkennen, z. B. in den ringförmigen und in den spiralförmigen Nebelflecken.

Auch hier verdanken wir Wilhelm Herschel die Entdeckung und die erste Deutung von Tausenden solcher Gestaltungen. Nach verschiedenen Versuchen, dieselben nach Entwickelungsstadien zu klassifizieren, stand er auch hier von seiner weltenbauenden Zuversicht allmählich ab und überließ der Zukunft die Sorge für noch tieferes Verständnis dieser Erscheinungen, wofür denn auch die Spektraltechnik in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein herrliches Hilfsmittel wurde. Doch war Herschel bereits zu der deutlichen Vorstellung gelangt, daß der neblige Glanz jener fernen Weltgebilde nur bei einem Teil derselben von dem lediglich durch die große Entfernung bedingten scheinbaren Zusammenfließen des Lichtes einzelner Sterne, d. h. gestalteter Sonnen und Sonnensysteme, herrührt, in vielen Fällen aber dem sozusagen noch ungestalteten Zustande ungeheurer chaotischer Massen glühender Gase entstammt. Wir werden bei der Darlegung des gegenwärtigen Standes der kosmogonischen Vorstellungen in dem die zweite Hälfte des Jahrhunderts betreffenden Abschnitte hierauf zurückkommen.

Der übrige Teil der geschichtlichen Schilderung der Astronomie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gruppiert sich um die Lebensarbeit eines anderen großen Mannes, der als strenger astronomischer Forscher noch größer als Herschel dasteht, aber von seinen Zeitgenossen viel weniger gekannt und gewürdigt worden ist, als jener. Herschel war bekanntlich (17[illegible]) zu Hannover geboren und von dem Berufe eines Musikers zur Astronomie über-

gegangen. Der große Mann, Friedrich Wilhelm Bessel, von dem wir jetzt reden wollen, gehörte ebenfalls dem niedersächsischen Stamme an. Er war (1784) zu Minden in Westfalen geboren und ging aus dem Kaufmannsstande zur Astronomie über, für die er eine Begabung ohnegleichen, sowohl nach der beobachtenden, messenden und berechnenden, als nach der mathematischen und theoretischen Seite mitbrachte. Die Stätte seiner größten Wirksamkeit Wilhelm Bessel.



Nach dem Kupferstich von E. Mandel.

wurde von 1810 bis zu seinem 1846 erfolgten Tode die Sternwarte und Universität zu Königsberg. Er war es, der die astronomische Meßkunst auf die volle Höhe ihrer jetzigen Leistung emporhob, er war es, der im Jahre 1838 an einem in besonders schneller fortschreitender Bewegung begriffenen Sternpaar im Schwan die jährliche periodische Schwankung wirklich zum ersten Male nachwies, welche das Abbild der Bewegung der Erde um die Sonne darstellt, wie es Herschel vergeblich gesucht hatte; er war es, der teils durch unver-

[illegible] ausdauernde und seine eigene Messungen, teils durch die scharfsinnigste und erschöpfende Bearbeitung der Messungen vorangegangener und mitlebender Astronomen diejenige Kenntnis von Sternörtern und Sternbewegungen begründete und ausbaute, die den festen Boden für eine große Anzahl der wichtigsten Untersuchungen und Entdeckungen auf diesem Forschungsgebiete lieferte, u. a. für die oben erwähnte Bestätigung und Weiterführung von Herschels Untersuchung über die fortschreitende Bewegung unseres Planetensystems im Weltraume.

Entdeckung des Uranus.

Wir hatten bisher noch nicht von Herschels Entdeckung des Uranus (1781) gesprochen, obwohl diese Entdeckung für seinen Ruhm in den weitesten Kreisen vielleicht der entscheidendste Ausgangspunkt war. Innerhalb der fachmännischen Arbeit gelten solche Einzelentdeckungen nicht entfernt soviel, als die schlichtesten Messungs- und Berechnungsarbeiten ausdauernder und strenger Art, von denen man oft in der großen Welt gar nichts erfährt. Jene Entdeckungen sind in den meisten Fällen mehr oder minder zufällige Nebenresultate von umfassenderen und wertvolleren Arbeiten, nicht selten auch bloße glückliche Treffer. Die Entdeckung des Uranus wurde aber der Ausgangspunkt astronomischer Arbeiten, die mit Bessels Lebenslauf in naher Beziehung standen und entscheidende Förderung durch ihn erfuhren.

Um die Zeit, wo die erfolgreiche Durchbildung der Himmelsmechanik die Stimmung hervorzurufen begann, daß die Erforschung unseres Planetensystems eine gereifte, in gewissem Grade abgeschlossene und nur des ruhigen Ausbaues noch bedürftige Erkenntnisaufgabe sei, brachte die Entdeckung des Uranus neues Leben in dieses Gebiet astronomischen Interesses. Zunächst erhoben sich in fachmännischen Kreisen neue Fragen in der Richtung einer Vervollständigung unserer Kenntnis der Mitglieder unseres Systems. War Uranus wirklich der letzte, entfernteste Planet unseres Systems, gab es nicht jenseits des Uranus, und nicht möglicherweise auch noch zwischen den anderen Planeten lichtschwächere Planeten, die uns bisher unbekannt geblieben waren? Die Bestätigung, welche eine gewisse, nahezu gesetzmäßige Zahlenreihe der mittleren Entfernungen der Planeten von der Sonne durch die Uranusentdeckung fand, machte eine zwischen der Bahn des Mars und des Jupiter klaffende Lücke jener Zahlenreihe wieder sehr auffällig, deren Ausfüllung schon Keppler durch die Einschaltung eines noch hypothetischen Planeten unternommen hatte.

Um diese Durchforschung unseres Planetensystems erfolgreich ins Werk setzen zu können, bedurfte es einer fortschreitenden Vervollständigung unserer Kenntnis des nahezu festen, nur äußerst langsam die gegenseitigen Stellungen ändernden Inventars von Sternen am Himmel, und zwar der Messung und Aufzeichnung der Orte und der Helligkeiten dieser Sterne. Für alle unserem Planetensystem angehörenden oder in dasselbe eindringenden Weltkörper, die nicht, wie die größeren Planeten und wie auch noch der ferne Uranus, durch merkliche Abweichung ihrer Gestalt und Größe von den punktartigen Fixsternen, auch nicht durch die Gestalt von neblig leuchtenden Flächen, wie die Kometen, sofort von den Sternen unterscheidbar waren, konnte die Erkennung als dauernde oder vorübergehende Glieder unseres Systems nur durch den Nachweis einer schnelleren Ortsveränderung des näheren Weltkörpers auf dem Hintergrunde der nur in Jahren und Jahrzehnten ihre Stellung merklich ändernden Sterne erfolgen. So wurde die Herstellung genauer Sternkarten von weiten Himmelsflächen und die allmähliche Vervollständigung solcher Karten durch Ortsbestimmung und Eintragung von immer zahlreicheren und lichtschwächeren Sternen das wichtigste Hilfsmittel für das Suchen nach neuen Planeten, zugleich aber auch eine wesentliche Stufe der vollständigeren Erforschung der Fixsternwelt selber nach ihren langsamen fort-

schreitenden und nach ihren periodischen Bewegungen, sowie nach ihren Helligkeitsänderungen. In letzterer Hinsicht hatte bereits das 17. und 18. Jahrhundert merkwürdige Wahrnehmungen von mehr oder minder regelmäßigen Schwankungen des Lichtes einzelner Fixsterne gemacht. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden diese Untersuchungen besonders von Argelander in Bonn, auch im Zusammenhange mit großen Arbeiten zur Vervollständigung Argelander der Sternkarten, höchst erfolgreich gepflegt. Auch hier war es aber erst die Spektralforschung, welche die hochwichtigen Probleme dieses Forschungsgebietes in der entscheidendsten Weise aufzuhellen begann; darüber im zweiten Abschnitt Näheres . . .

Es liegt übrigens auf der Hand, daß bei jeder erneuten Vergleichung einer Sternkarte mit der in derselben dargestellten Himmelsfläche selber, zum Zwecke der Aufsuchung von näheren beweglichen Objekten, die Schnelligkeit und Sicherheit der jedesmaligen Orientierung und der Erkennung von Veränderungen durch Hinzutritt oder durch Weggang solcher, ihren Ort von Stunde zu Stunde merklich ändernden Objekte wesentlich auch von der Genauigkeit der Wiedergabe der Helligkeitsabstufungen der einzelnen Sterne des Kartenbildes abhing. Um die grundlegenden Arbeiten für solche Karten hatten sich schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts Piazzi in Palermo und Lalande in Paris besondere Verdienste erworben. Und im unmittelbaren Anschluß an diese Arbeiten gelang es Piazzi in der ersten Nacht des Piazzi. 19. Jahrhunderts in der That einen kleinen, sternartig in zurückgestrahltem Sonnenlichte leuchtenden Planeten zu entdecken, von dem sich auch bald ergab, daß seine Bahn in der Nähe derjenigen Stelle zwischen der Mars- und der Jupiterbahn liegt, an welcher einst Keppler die hypothetische Bahn eines noch unbekannten Planeten eingeschaltet hatte. In wenigen Jahren folgten dieser Entdeckung noch drei andere, nämlich zwei durch den geistvollen Arzt Olbers Olbers. in Bremen, dem die Astronomie auch noch andere bedeutsamere Beiträge verdankt, und der der fördernde Freund der größten Astronomen seiner Zeit, auch der väterliche Freund des jungen Bessel war; und die dritte durch den Göttinger Astronomen Harding, welcher sich auch durch Herausgabe von Sternkarten verdient gemacht hat.

Die Entdeckungen dieser vier Planeten: Ceres, Pallas, Juno und Vesta, deren jeweilige Wiederauffindung nur mit Hilfe der Vorausberechnung möglich wurde, während sie ohne eine solche jedesmal mit Hilfe der Sternkarten gewissermaßen neu hätten entdeckt werden müssen, gaben nun auch der Himmelsmechanik einen besonderen Impuls. Es war jetzt die Aufgabe gestellt, die Bahn eines Planeten schon aus Beobachtungen, die nur mehrere Tage, höchstens mehrere Wochen umfaßten, so zu berechnen, daß man den Planeten sogar nach mehr als einem Jahre, nämlich sobald er wieder am Nachthimmel für die Erde sichtbar wurde, nahezu an einer bestimmten Stelle des Himmels wiederfinden konnte. Es war der geniale Mathematiker Gauß, Direktor der Sternwarte zu Göttingen, dem diese Aufgabe ein besonderer Anlaß Gauß. wurde, der Astronomie in dem Gebiete der Himmelsmechanik unschätzbare Dienste zu erweisen.

Daß die Reihe der Planetenentdeckungen einstweilen mit jenen vier Planeten einen Abschluß fand, während, wie wir jetzt wissen, viele hunderte solcher kleinen Planeten mit ihren Bahnen den großen Zwischenraum zwischen der Mars- und der Jupiterbahn erfüllen, ist dadurch zu erklären, daß die sämtlichen übrigen Planeten dieser Gruppe kleiner und lichtschwächer sind, als jene vier, deren Helligkeiten bis zur Sichtbarkeit für ein sehr gutes unbewaffnetes Auge, nämlich bis zur 7. sogenannten Größenklasse und etwas darüber hinaus reichten. Es war deshalb zunächst eine große Vervollständigung der Sternkarten durch die Ortsbestimmung und Einzeichnung der sehr viel zahlreicheren Fixsterne von derselben geringeren

Lichtstärke erforderlich, mit welcher jene anderen, noch viel zahlreicheren kleinen Planeten in zurückgestrahltem Sonnenlicht leuchten. Hierzu half nun Bessel zunächst durch die umfangreichen und ausdauerndsten Bestimmungen der Orte und Helligkeiten von zahlreichen lichtschwächeren Sternen, insbesondere durch seine Zonenbeobachtungen (1821—1833), durch welche die Orte von mehr als 50000 Sternen bis nahe zur 9. Größenklasse sehr genau bekannt wurden. Als diese Vorarbeit vollendet war, begannen alsbald im Jahre 1845 mit der Entdeckung der Asträa durch den Postsekretär Hencke in Driesen (in der Neumarck) die umfassenderen Vervollständigungen unserer Kenntnis des Planetensystems, von deren Fortgang und hoher wissenschaftlicher Bedeutung später noch die Rede sein wird.

Bevor wir uns zu dem Schlußstein der astronomischen Forschungsarbeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nämlich zu der Entdeckung des Neptun wenden, seien über Bessels unvergleichliche Beiträge zur Messung der Erdgestalt und zur Messung der Intensität der Schwere durch Pendelbeobachtungen einige Worte gesagt. Auch hier, wie bei seinen Untersuchungen über die Säkularbewegung der Erdachse im Weltraume — die sogenannte Vorrückung der Tag- und Nachtgleichen —, über die astronomische Strahlenbrechung, über die periodische Veränderlichkeit der Bewegungen einiger Fixsterne, hat er ganz wunderbare Gaben tiefsten theoretischen Eindringens und höchster Geschicklichkeit in Maßbestimmungen und Experimenten mit einer Art von divinatorischer Sicherheit des Urteils in dem Abschlusse seiner Resultate verbunden, so daß wir auch am Ende des Jahrhunderts in mehreren Zweigen kosmischer Forschung noch nichts Besseres haben, als seine Zahlenergebnisse. Die Entdeckungsgeschichte des Neptun wird noch Anlaß geben, die Schilderung seines Anteils an allen den großen astronomischen Dingen, welche die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts bewegten, mit einigen Zügen zu vervollständigen.

Die Verfolgung des von Herschel 1781 entdeckten, d. h. mit Hilfe seines starken Fernrohrs durch deutliche Scheibengestalt von den Fixsternen unterschiedenen und sehr bald auch an der Art der Bewegung als Planet erkannten Uranus begann schon nach wenigen Jahrzehnten erhebliche Differenzen zwischen dem wirklichen Fortgange der Bewegung dieses Planeten und den auf die vorangegangenen Beobachtungen gegründeten Vorausberechnungen ans Licht zu stellen. Man hatte herausgefunden, daß der Planet schon seit dem Beginn regelmäßiger Fixsternbeobachtungen mit Fernrohr, Kreiseinteilung und Pendeluhr, in den Herschels Entdeckung vorangehenden 90 Jahren mehrfach als vermeintlicher Fixstern beobachtet worden war. Er ist ja unter günstigen Umständen schon dem unbewaffneten Auge als ein sternartiges Objekt erkennbar. Verglich man die älteren und die neueren Ortsbestimmungen mit den Ergebnissen der Theorie der Bahn und Bewegung des Uranus, die man aus den sämmtlichen Beobachtungen nach den Grundsätzen der Newtonschen Himmelsmechanik ableitete, so stellte sich, je größer der von dieser Theorie zu umfassende Zeitraum der beobachteten Bewegung und je größer die Genauigkeit und Anzahl der Ortsbestimmungen des Planeten wurde, um so deutlicher heraus, daß die Bewegung des Uranus nicht hielt, was die Theorie versprach. Mitten in dem Siegeslauf und der Selbstgewißheit der Himmelsmechanik kam es den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer lebhafter und spannender zum Bewußtsein, daß hier ein experimentum crucis, ein großes Fragezeichen für die neue astronomische Weltlehre vorlag. Wie war der Widerspruch zu lösen? Lag er bloß daran, daß man noch nicht alle auf die Bewegung des Planeten wirkenden Anziehungskräfte genau und vollständig genug kannte, oder besaß etwa das Newtonsche Anziehungsgesetz selber doch nicht die volle, ausnahmslose und strenge Geltung, die es bis dahin in der Astronomie so glänzend bewährt hatte.

Es war denkbar, daß es noch jenseits der Uranusbahn einen oder mehrere, bisher wegen der durch ihre Entfernung bedingten Lichtschwäche und Kleinheit des scheinbaren Durchmessers noch nicht erkennbar gewordene Planeten von beträchtlicher Masse gab, durch deren Anziehungen jene Differenzen zwischen der wirklichen Bewegung des Uranus und der ohne Kenntnis dieser Anziehungs- oder Störungswirkungen aufgestellten Theorie verursacht würden.

Adams

Die Aussicht, solche noch unbekannte Planeten bald aufzufinden, war damals noch sehr gering, da eben, wie vorhin dargelegt, erst die Vorarbeiten für systematische Aufsuchungen lichtschwächerer Planeten im Gange waren. Bessel selbst stellte bei dieser Lage der Dinge zunächst die Frage: Ist die Fassung des Newtonschen Anziehungsgesetzes in ihrer vollen Allgemeinheit als unbedingt richtig zu erachten? Und auf welche Weise könnten experimentelle Untersuchungen hierüber ausgeführt werden? In Verbindung mit überaus feinen und kritischen Messungen der Länge des Sekundenpendels stellte er selber besondere Versuchsreihen hierüber an. Aber er gab diese Alternative bald auf und wandte sich nun mit seinem jungen Mitarbeiter Flemming zu der allergründlichsten Vergleichung der Bewegung des Uranus mit der strengsten Theorie, die auf den bisherigen Annahmen über das Gesetz und über die Stärke der auf diese Bewegung wirkenden Kräfte beruhte. Ihm schwebte dabei die Möglichkeit vor, daß es doch vielleicht gelingen könne, aus dem gesamten Verlaufe der Abweichungen zwischen Theorie und Wirklichkeit deutlichere Fingerzeige für die Aufsuchung eines jenseits der Uranusbahn um die Sonne sich bewegenden Planeten zu erlangen, der durch seine Anziehungskraft jene Abweichungen verursache. Schon im Jahr 1842 sprach er, ebenso wie John Herschel es gethan, sich recht hoffnungsvoll über ein solches Vorgehen aus, aber er starb im Jahre 1846, bevor er an diese Arbeit ernstlich herangehen konnte. Inzwischen waren aber zwei jüngere Astronomen mit dem größeren Wagemut der Jugend direkt auf das Ziel losgegangen, aus den vorerwähnten Abweichungen die Bahn und den derzeitigen Ort jenes vermuteten Störers der Uranusbewegung zu berechnen. Es war ein 26jähriger englischer Astronom Adams in Cambridge, welcher schon im Herbst 1845 zu einem Resultat gekommen war, kraft dessen er vorschlug, mit dem großen Fernrohr der Sternwarte zu Cambridge an einer bestimmten Stelle des Himmels nach dem Planeten zu suchen. Bei dem leitenden Astronomen der Greenwicher Sternwarte, Mr. Airy, fand er aber leider so wenig Glauben für seine Zuversicht, daß auch der Direktor der Sternwarte zu Cambridge, Challis, nur sehr zögernd an die Aufsuchung ging.

Le Verrier

Inzwischen hatte auch ein damals 34jähriger französischer Gelehrter, Le Verrier, früherer Zögling und damals Repetent der Polytechnischen Schule zu Paris, den Astronomen bereits durch ausgezeichnete Untersuchungen über die säkularen Änderungen der Planetenbahnen bekannt, seine entsprechenden, ganz unabhängig von Adams Arbeiten ausgeführten Untersuchungen des Problems so weit zu Ende geführt, daß er ebenfalls den Ort des problematischen Planeten in einer am 1. Juni 1846 in den Veröffentlichungen der Pariser Akademie erschienenen Abhandlung für den 1. Januar 1847, natürlich auch für die Zwischenzeit bis zu dieser Epoche, mit einiger Zuversicht angeben konnte. Diese Veröffentlichung, deren Angaben mit den Resultaten von Adams merkwürdig nahe übereinstimmten, gab in Cambridge den Ausschlag für den sofortigen Beginn der Nachsuchungen am Himmel. Mr. Challis begann mit der Beobachtung der Orte aller Sterne bis zur 11. Größenklasse, die auf einer ziemlich weiten, den vorausbestimmten Planetenort einschließenden Himmelsfläche enthalten waren, und er beabsichtigte, die Ergebnisse dieser Beobachtungen von Zeit zu Zeit

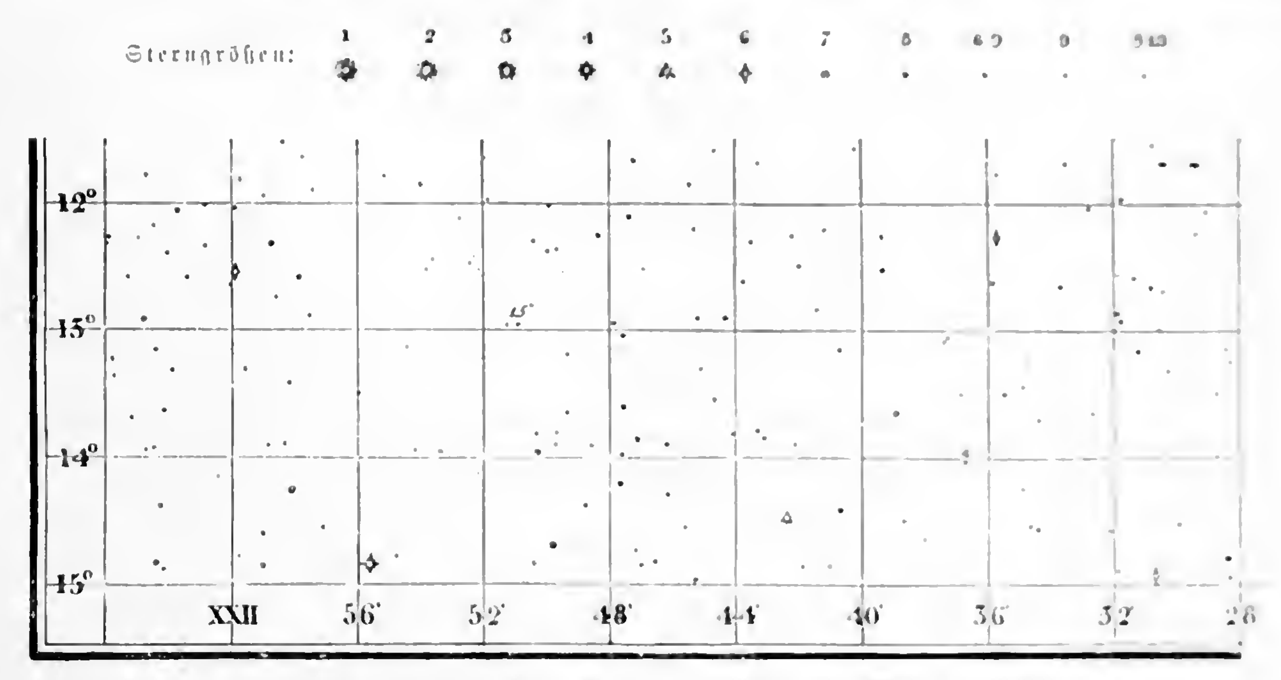
Karte mit dem Himmel zu vergleichen und dadurch zu erkunden, ob irgend einer der an[illegible] Fixsterne inzwischen seinen Ort verändert und sich im Sinne der Bahn des gesuchten Planeten bewegt habe, oder ob in die bezüglichen Himmelsflächen ein beweglicheres Objekt eingedrungen sei. In Paris geschah gar nichts zur Verifizierung der Ankündigung von Le Verrier. Ein gelegentlicher wissenschaftlicher Briefwechsel zwischen dem damaligen ersten Assistenten der Berliner Sternwarte, Dr. Galle, und Le Verrier gab letzterem den Anlaß, den Berliner Astronomen für die Aufsuchung des Planeten durch einige nähere briefliche Angaben zu interessieren. Am Abend des 23. September 1846, an welchem Tage der Brief in Berlin eintraf, ging Dr. Galle an die Aufsuchung. Es traf sich glücklich, daß dasjenige, was Mr Challis sich erst durch umfassendere Vorarbeiten zu verschaffen suchte, in Berlin bereits vorhanden war, nämlich eine bis zu den Sternen der 9. Größenklasse recht vollständige Karte für die in Frage kommende Himmelsfläche. Es war Bessel, der dafür gesorgt hatte, daß auf Grund seiner obenerwähnten 12jährigen Zonenbeobachtungen und aller sonst vorhandenen Ortsbestimmungen von Fixsternen möglichst zuverlässige und vollständige Sternkarten hergestellt wurden. Prof. Encke, der Direktor der Berliner Sternwarte, leitete im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften dieses Unternehmen, und ein Mitarbeiter der Berliner Sternwarte, Dr. Bremicker, hatte gerade eine der Karten vollendet, welche die auf einmal so interessant gewordene Himmelsfläche umfaßte. Als Dr. Galle nun diese Karte mit dem Himmel verglich, bemerkte er sofort in der Nähe des von Le Verrier angegebenen Planetenortes einen Stern von anscheinend 8. Größenklasse, welcher auf der Karte nicht vorhanden war, also früher an dieser Stelle nicht gestanden hatte. Schon am folgenden Abend ergab auch die Richtung und die Strecke, in welcher dieser Stern sich inzwischen fortbewegt hatte, daß der gesuchte Störer der Uranusbewegung gefunden war.

Entdeckung des Neptun.

Als die Nachricht hiervon nach Cambridge gelangte, konstatierte Mr. Challis, daß er schon am 4. und am 12. August bei seinen Sternbeobachtungen auch den Planeten gesehen, aber versäumt hatte, ihn als solchen zu erkennen, weil er die Vergleichung und Bearbeitung der an den verschiedenen Abenden gemachten Beobachtungen hinausgeschoben und daher die Ortsveränderung eines der Sterne zwischen dem 4. und 12. August nicht wahrgenommen hatte.

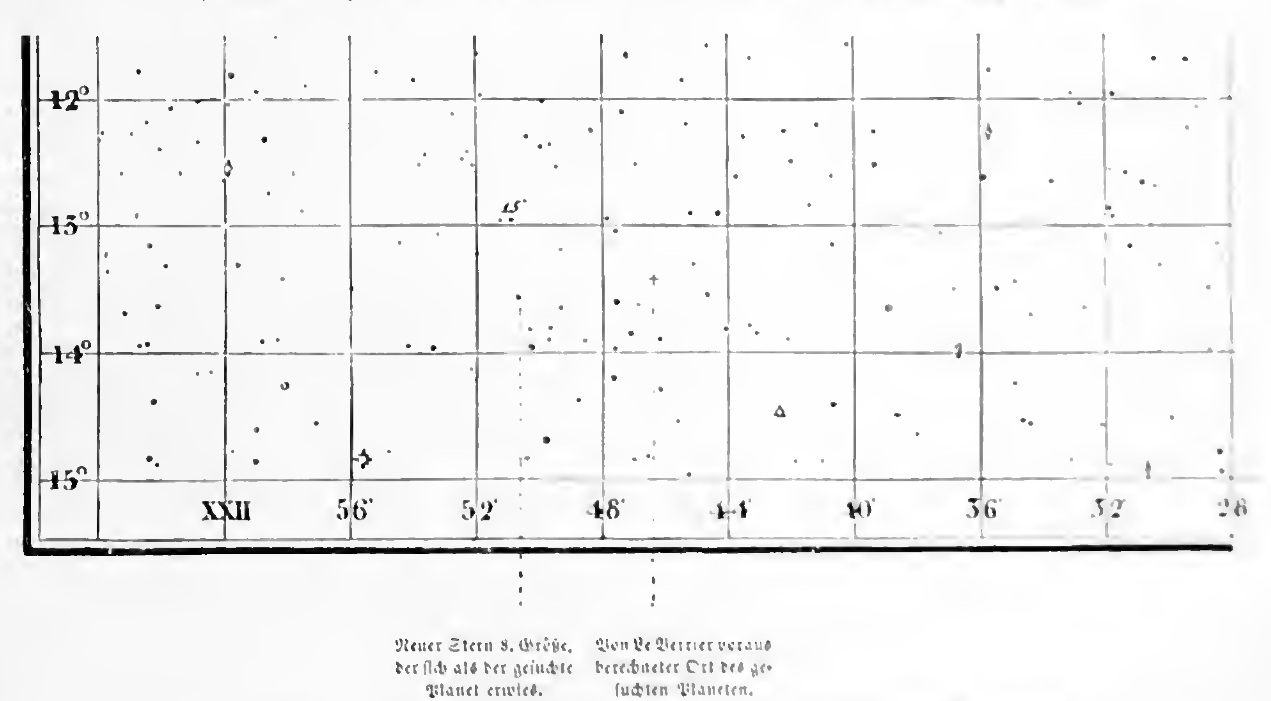
Weiterhin ergab sich, daß es dem Pariser Astronomen Lalande schon im Jahre 1795 mit demselben Planeten ähnlich ergangen war. Er hatte denselben an zwei verschiedenen Abenden unter den Fixsternen an zwei verschiedenen Stellen gesehen, aber aus der Nichtübereinstimmung der beiden beobachteten Sternorte nicht den Schluß gezogen, daß er ein beweglicheres Objekt vor Augen gehabt hatte, sondern nur, daß er an dem einen Abend einen Irrtum begangen habe. Jetzt wurden diese um 51 Jahre zurückliegenden Ortsbestimmungen des neuen Planeten, der den Namen Neptun erhielt, von unschätzbarem Werte für die baldige genauere Bestimmung der Bahn des Planeten. Natürlich hatten Adams und Le Verrier diese Bahn nur ganz ungefähr und näherungsweise vorauszuberechnen vermocht. Es waltete insbesondere eine ziemlich große Unbestimmtheit zwischen der Annahme der Entfernung der Bahn des unbekannten Planeten von der Uranusbahn und der Sonne einerseits und andererseits der Größe seiner Anziehungskraft oder Masse. Einer größeren Masse konnte ein größerer Abstand des Störers vom Uranus und umgekehrt einer kleineren Masse eine näherliegende Bahn entsprechen. Beide Berechner, Adams wie Le Verrier, hatten daher für den ersten Näherungswert der anzunehmenden Entfernung des Planeten von der Sonne eine Zahlenreihe, das sogenannte Gesetz von Titius und Bode, zu Hilfe genommen, welche die Verhältnis-

zahlen zwischen den mittleren Abständen der übrigen Planeten von der Sonne ziemlich gut darstellte und neuerdings durch die Uranusbahn und die mittleren Entfernungen der neuen kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter einigermaßen bestätigt worden war. Hiernach war zunächst für die mittlere Entfernung des unbekannten Planeten von der Sonne das 38fache



Teil der Sternkarte von Dr. Bremiker, nach welcher der Neptun entdeckt wurde.

Nach dem von Auguste Kolbe gestochenen Original im Besitz der Kgl. Sternwarte zu Berlin.



Dieselbe Karte am 23. September 1846 mit dem neuentdeckten Neptun.

der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne (in zweiter Näherung von Le Verrier das 36fache) angenommen und demgemäß der Betrag der Masse des Planeten angesetzt worden. Als nun die genauere Bestimmung der Bahn des wirklich gefundenen Neptun mit Hilfe der vorerwähnten älteren und der fortgesetzten neuen Beobachtungen statt der Verhältniszahl 36 den Betrag 30 ergab, der gar nicht mehr in jene hypothetische Zahlenreihe

[illegible]größe und daraus eine entsprechend kleinere Masse, als man bei der Vorausberechnung angenommen hatte, verlangte, entstand ein lächerliches Gerede bei einigen Leuten, bei denen der Formalismus oder der Neid stärker war als die Überlegung. Der wirklich gefundene Planet sei gar nicht der vorausberechnete, nicht der „mit dem Auge des Geistes früher als mit dem leiblichen Auge gesehene“, sondern ein ganz anderer, zufällig an derselben Stelle angetroffener.

Die übrige astronomische Welt und die ganze Kulturwelt ging über diesen Einspruch mit Lächeln hinweg und erkannte in dem ganzen Verlauf dieses Entdeckungs- und Erkenntnisprozesses ein großartiges, erhebendes Zeugnis für die hohe Realität und Leistungsfähigkeit der Himmelsmechanik, die aus diesem experimentum crucis mit Glanz hervorgegangen war.

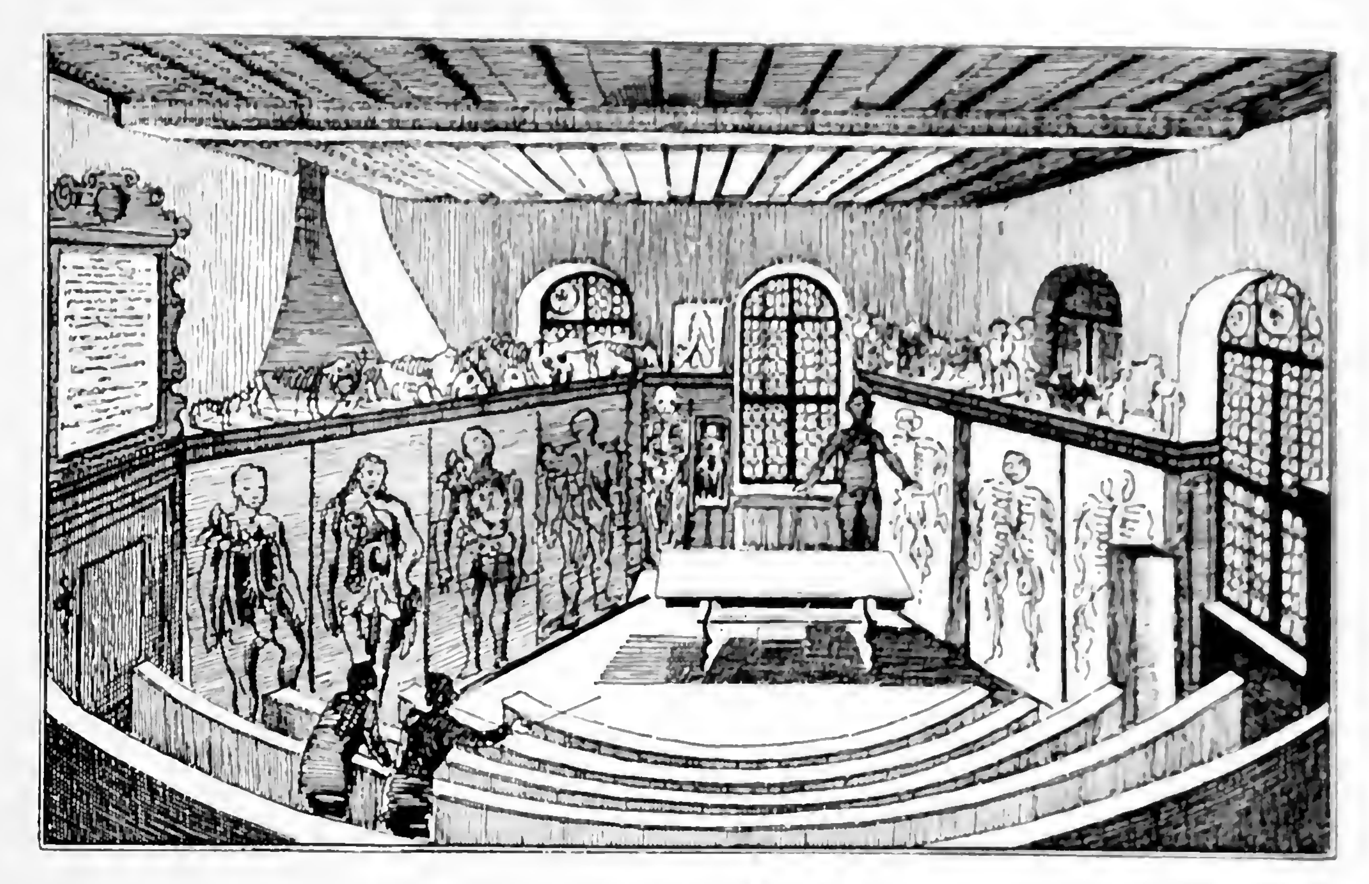
Die Neptunentdeckung, die nun auch fortan die Bewegung des Uranus in vollste Übereinstimmung mit der Theorie brachte, konnte in der That als eine Art Schlußstein der erhabenen Wölbung eines Weltgedankens angesehen werden, der einem in den Urzeiten der Menschheit wurzelnden Bauwerk der kosmischen Erkenntnis seine formale Vollendung gab, und zwar kurz bevor in den neuen Forschungsmitteln der Bewegungen des Lichtäthers und der physikalisch-chemischen Mikrokosmik eine so machtvolle Erweiterung und Erhellung des Weltproblems sich entfaltete.

Was die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts noch durch Olbers, Bessel, Encke u. a. auf dem Gebiete der Erforschung der Kometenerscheinungen, und was sie durch Chladni, Brandes, Erman, Bessel, Heis und Schmidt auf dem Gebiete der Meteorerscheinungen geleistet hat, bleibt besser dem zweiten Abschnitt vorbehalten, in welchem die bezüglichen Anfänge sämtlich höchst bedeutsame Fortsetzungen und Erfüllungen gefunden haben.

Zu bemerken ist nur noch, daß um die Mitte des Jahrhunderts durch das Erscheinen der zur Vorausbestimmung der Mondbewegungen dienenden Mondtafeln von Hansen in Gotha, welche auf Kosten der englischen Admiralität hergestellt und in französischer Sprache veröffentlicht wurden, auch dieses praktisch so wichtige und so schwierige Problem der Himmelsmechanik und der Vorausberechnung einen gewissen Abschluß fand, welches auch für die künftige Erforschung der Bewegung unseres Begleiters in weiteren Fernen der Vergangenheit und Zukunft eine solide Grundlage geschaffen hat.

Wilhelm Foerster (Berlin).





Anatomischer Universitäts-Hörsaal zu Anfang des Jahrhunderts.

Heilkunde.

Die Entwickelung der Heilkunde im 19. Jahrhundert bietet der geschichtlichen Betrachtung ein ausgeprägtes Doppelantlitz dar. Fast mit seiner ganzen ersten Hälfte war unser Jahrhundert noch Geist vom Geist des vorigen; mit der Methode der Forschung, mit seinen Anschauungen und Lehren, seinen Bestrebungen und Leistungen wurzelte es so tief in dem Boden des 18. Jahrhunderts, daß es lediglich als Fortsetzung desselben betrachtet werden darf. Sehen wir sonst die Säkularwende fast regelmäßig mit Umwälzungen auch in Kunst und Wissenschaft zusammenfallen, so bildet für das 19. Jahrhundert die Heilkunde in dieser Hinsicht leider eine nicht sehr erfreuliche Ausnahme. Nicht ganz unzutreffend hat man die Geschichte der Medizin als die Geschichte menschlicher Verirrungen bezeichnen wollen; für die erste Hälfte des gegenwärtigen Säkulums gilt der Ausspruch wenigstens noch in seiner vollen Schärfe. Die scheinbar unausrottbare Neigung, einzelne Beobachtungen zu verallgemeinern und durch das Band philosophischer Konjekturalbetrachtung einen Zusammenhang dort herzustellen, wo er thatsächlich nicht vorhanden war, dieser fehlerhafte Grundzug in der Heilkunde vergangener Epochen hat sich sehr zum Schaden für einen ruhigen, ungestörten Fortschritt von Wissenschaft und Kunst noch lange ungeschwächt bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein erhalten. Immer wieder versuchte man auf dem schwanken Grunde lose aneinander gefügter, an sich nicht unrichtiger Einzelbeobachtungen sogenannte Systeme aufzubauen, welche die Lücken im Wissen hypothetisch ergänzen und dem Praktiker zugleich

ihm Stütze und Handhabe für seine Maßnahmen am Krankenbette gewähren sollten. Solch ein System bildete für die große Schar der Ärzte ein wahres Evangelium; je erhabener es klang, je geheimnisvoller die Gedanken waren, auf denen es beruhte, desto mehr Jünger und Anhänger fand es, desto ehrfurchtsvoller betete man es einem Dogma gleich an, sofern es nur einen in sich abgerundeten und abgeschlossenen, nach allen Regeln und mit allen Begriffen von Philosophie und Logik konstruierten Aufbau bildete. Naturgemäß mußten alle diese Systeme allmählich unter dem Einfluß neuer, nach und nach gewonnener und in einer von der hypothetischen Annahme völlig abweichenden Richtung sich bewegender Funde zerfallen. Aber anstatt nun endgültig mit dieser geradezu krankhaften Systemsucht zu brechen, schritt die Ärztewelt in wahrhaft rührender Unermüdlichkeit zur Aufstellung neuer Glaubenssätze, bis auch diese sich als hinfällig erwiesen. Gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war der Thatendrang nach dieser Richtung hin besonders lebendig.

Noch niemals war innerhalb weniger Decennien die Heilkunde so sehr der Schau- und Tummelplatz sich gegenseitig verfemender und befehdender Sekten geworden, wie damals; die Litteratur zeigt sich erfüllt von den zum Teil mit großer Erbitterung geführten und einer besseren Sache würdigen Federkämpfen, in denen die große Mehrzahl der Ärzte gegen einander wütete. Nur wenige Geister wußten sich von ihnen frei zu halten und in einer gesunden Eklektik ihr Heil zu finden. Erst von der Zeit ab, als — fast genau um die Mitte des Jahrhunderts — die Heilkunde sich von dem Banne dieser philosophischen Systematisierungsbestrebungen endgültig frei zu machen und lediglich die naturwissenschaftlichen Methoden als Grundlage für die Beobachtung am Krankenbett einzuführen lernte, vollzog sich allmählich der großartige Um- und Aufschwung, der die Wissenschaft von Sieg zu Sieg, von Entdeckung zu Entdeckung führte, und ihr ungeahnte Errungenschaften und Fortschritte brachte.

In diesem Gewirr der sogenannten „Systeme" der Krankheitslehre (Pathologie) lassen sich deutlich zwei große Gruppen von einander unterscheiden: erstlich solche, die insofern etwas mehr den Charakter der Wissenschaftlichkeit trugen, als sie thatsächlich gesicherte biologische Thatsachen zur Unterlage hatten und sich von diesen Grundprinzipien und ihren Ausführungen nicht allzuweit entfernten, vielmehr den Zusammenhang mit diesen möglichst zu wahren suchten. Dieser Gruppe gegenüber steht eine andere, der man nicht Unrecht thut, wenn man sie nicht als Systeme der Pathologie, sondern umgekehrt als „pathologische Systeme", d. h. als Ausgeburten einer kühnen, fast krankhaften Phantasie bezeichnet, so sehr haben sich diese Lehren, zu denen beispielsweise der Mesmerismus, die Homöopathie u. a. gehören, von dem Boden jeder wahren Wissenschaftlichkeit entfernt und schließlich geradezu in das Gebiet der Mystik verloren. Wenn die historische Betrachtung von ihnen heute noch besondere Kenntnis zu nehmen genötigt ist, so liegt dies daran, daß jene Systeme eine große, ja leider nur allzu große Schar von Aposteln und Jüngern gefunden haben, und zwar deshalb, weil jenen mit verblüffender Dreistigkeit in die Welt gesetzten Lehren eine an sich ganz löbliche praktisch-therapeutische Tendenz zu Grunde lag. Es kann nicht auffallen, daß in einer Zeit, in der die wissenschaftlichen Systeme sich für die praktische Ausübung der Heilkunst selbst als nicht durchweg stichhaltig und leistungsfähig erwiesen und oft versagten, solche mystischen Lehren Anklang fanden, wenn ihre Urheber sie als unfehlbar anzupreisen verstanden.

Zum Verständnis der wissenschaftlichen Systeme und ihrer Entstehung muß man auf die Hallersche Irritabilitäts- und Sensibilitätslehre zurückgehen. Albrecht von Haller, der große Göttinger Experimentalphysiologe, der dem ganzen 18. Jahrhundert das Gepräge seines

Geistes aufgedrückt hatte, war der Urheber der schönen Entdeckung, daß alle organischen Gewebe mit der sogenannten Irritabilität und Sensibilität, d. h. mit Reizbarkeit und Empfindungsvermögen ausgestattet sind, zwei Kardinaleigenschaften, die besonders an die Muskeln und Nerven, als deren Hauptsitz, geknüpft sind. Diese Irritabilitäts- und Sensibilitätslehre wurde der Ausgangspunkt zahlreicher Theorieen, die alle Rätsel von Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit zu lösen imstande sein sollten. Eine ganze Kette von in unmittelbarem Zusammenhang miteinander stehenden pathologischen Lehren entwickelte sich aus dieser Wurzel, die ihre Ausläufer bis weit in das 5. Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein getrieben hat. Der Versuch des Schotten William Cullen (1712—1790), alle Erscheinungen in Biologie und Pathologie auf das Nervenprinzip zurückzuführen, kann hier übergangen werden, weil er noch ganz dem vorigen Jahrhundert angehört, und seine krasse Nervenpathologie sehr bald von der berühmten Erregungstheorie eines seiner Schüler, des liederlichen, aber geistreichen John Brown, gestürzt wurde. Anfangs Anhänger der Cullenschen Lehre, wandte er sich bald in den schärfsten Ausfällen gegen sie und stellte ihr seine eigene Theorie gegenüber, die jahrzehntelang fast die ganze ärztliche Welt beherrschte und besonders in Deutschland begeisterte Anhänger fand. Brown sprach gleichfalls von der Fähigkeit lebender Wesen, durch äußere Einflüsse zur Thätigkeit angeregt zu werden, was er mit „Erregbarkeit“ bezeichnete, während er für die anregenden Einflüsse selbst den Begriff der „Reize“ und für die Folgewirkung den der „Erregung“ schuf. Die einzelnen Grundsätze des Systems, das sein Urheber in höchst bestechender und geschickter Weise auszuarbeiten verstanden hatte, stützen sich im wesentlichen auf eine einseitige Deutung des von Haller aufgestellten Irritabilitätsbegriffs. Der neuen Lehre bemächtigte sich besonders Johann Andreas Röschlaub (1768—1835), zuletzt Professor in München, einer der geistvollsten Anhänger Browns, und suchte sie in 30 berüchtigten Axiomen festzulegen, sodaß die ganze Lehre in einen reinen Schematismus ausartete. Zur Ehre der damaligen Ärztegeneration muß allerdings hervorgehoben werden, daß auch die gegenteilige Kritik sich bald regte und daß man nicht ohne Erfolg versuchte, Bresche in das Brownsche Dogmengebäude zu legen. England hatte sich von vornherein, gleichsam zur Bestätigung des Spruches, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, den Brownianismus fern zu halten verstanden. In Italien und Deutschland dagegen hatte die Opposition einen schweren Stand. Zu den Anhängern Browns bezw. der Röschlaubschen Modifikation gehörten Männer, wie der berühmte Kliniker Joseph Frank und der Begründer der „medizinischen Polizei“, Johann Peter Frank, der große Patholog und Medico-Historiker Sprengel in Halle, die Berliner Professoren Horn und Hecker, der Bamberger Patholog Marcus, während allerdings ebenso eifrige, wie bedeutende Gegner dem Brownschen Schwindel in dem berühmten Berliner Kliniker Christoph Wilhelm Hufeland, im hannöverschen Leibarzt Stieglitz, in Alexander von Humboldt, Philipp Karl Hartmann in Wien u. s. w., erstanden. Auch die beiden Frank dachten schließlich etwas nüchterner über den Wert der von Brown vertretenen Ansichten, sodaß diese allmählich in Deutschland ihrem wohlverdienten Untergang entgegengingen. Frankreich nahm eine ganz besondere Stellung ein. Allerdings bildete auch hier die Hallersche Lehre den Angelpunkt zur Schöpfung eines eigenen Systems; doch wurden die von Haller gefundenen Phänomene in ganz anderer Weise gedeutet, indem man nämlich im Bestreben nach Beseitigung dieses Dualismus beide Eigenschaften, die Irritabilität wie die Sensibilität, gemeinschaftlich einer dritten höheren Kraft, deren Ausdruck sie bildeten, unterstellte, und diese mit dem Namen „Lebenskraft“

Cullen.

Brown.

Röschlaub.

Lehre. Diese hauptsächlich in der Schule von Montpellier durch Bordeau, dessen Schüler und Nachfolger Auberand und Barthez begründete Lehre bildete den Grundstock zu dem berühmten System des Vitalismus, der auch in Deutschland seinen Einzug hielt, hier den Brownianismus ablöste und noch bis zu den Zeiten von Johannes Müller, dem großen Berliner Physiologen, besonders in den Kreisen der Biologen als eine der herrschenden Grundanschauungen Geltung
Blumenbach. besaß. Männer, wie der berühmte Göttinger Professor Johann Friedrich Blumenbach (1752—1840), der Begründer der wissenschaftlichen Anthropologie („clivus Blumenbachii") und der Kliniker Reil, zählten zu den ausgesprochenen Anhängern der vitalistischen Lehre.

Während jedoch der Brownianismus spurlos ohne irgend welche praktischen Ergebnisse zu hinterlassen verschwand — Beweis genug für seine Nichtigkeit —, gebar der Vitalismus einen der großartigsten und folgenreichsten Gedanken, der sich für die weitere Entwickelung
Pinel. der Medizin geradezu bahnbrechend erweisen sollte. Philipp Pinel (1755—1826) in Paris, der berühmte Reformator in der Irrenbehandlung, Schüler des vorhin genannten Barthez, bemühte sich, die Erscheinungen der Lebenskraft genauer zu ergründen, und gelangte dabei mit Notwendigkeit zur sogenannten analytischen Methode der pathologischen Forschung, dargelegt in der höchst bedeutenden Schrift: „Nosographie philosophique, ou la méthode de l'analyse appliquée à la médecine." Pinel unterschied Magen-, Darm-, Schleimhaut-, Drüsen- und Nervenfieber, Entzündungen der Schleimhaut, der serösen Häute, des Zellgewebes, Muskelparenchyms, der Haut u. s. w. Die Pinelsche Idee wurde von dem genialen, leider nur zu
Bichat. jung verstorbenen Pariser Anatomen Bichat (1771—1802) aufgenommen und der Ausgangspunkt seiner epochemachenden Schöpfung der vergleichenden Anatomie, die ihrerseits den Anstoß zu einer fruchtbaren Reformation der Pathologie und zum allmählichen Sturz der Systembestrebungen geben sollte. Marie François Bichat stützte sich auf den Pinelschen Gedanken von der Verschiedenartigkeit der Gewebe und der daraus hervorgehenden Organe und schuf so die wissenschaftliche Grundlage der modernen Histologie, und zwar nicht bloß für die normalen, sondern auch für die pathologischen Verhältnisse, wobei er sich bemühte, die Erscheinungen auf die Veränderungen zurückzuführen, welche die einzelnen Gewebe in den Organen erleiden. Bichats Veröffentlichungen „Traité des membranes en général et de diverses membranes en particulier" (1800) und „Anatomie générale appliquée à la physiologie et à la medecine" (1800), ebenso die berühmten „Recherches physiologiques sur la vie et la mort" (1801) gehören zu den epochemachendsten litterarischen Erscheinungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. So sehen wir, wie aus dem Schoße der Hallerschen Lehren trotz mannigfacher Verirrungen wiederum die nüchterne Naturforschung in Gestalt der Bichatschen fundamentalen Ergebnisse sich kräftig erhob. Freilich dauerte es noch recht lange, bis auf diesem Grunde weiter gebaut wurde und die von Bichat gelehrte Forschungsmethode allgemeine Geltung auch am Krankenbette und in der großen Masse der Ärzte erlangte. Diese erwies sich für geniale, dem Jahrhundert stark vorgeeilte Ideen noch lange nicht reif, klammerte sich vielmehr immer noch, hauptsächlich aus dem praktischen Bedürfnis heraus, an die verschiedensten therapeutischen Wahn- und Luftgebilde, die sich in bunter Reihenfolge während der ersten Dezennien des gegenwärtigen Jahrhunderts ablösten. Nur ganz kurzen Bestandes erfreute sich die von den Chemikern Thomas Beddoes in Oxford, Jurine in Genf, hauptsächlich aber von Odier und Fourcroy in Paris ausgeheckte Idee, den von Lavoisier entdeckten Sauerstoff zu Heilzwecken zu benutzen. Die darauf begründete sogenannte „pneumatische Medizin" war ebenso kurzlebig, wie die bald danach auftauchenden

Bestrebungen, den Sauerstoff auch für die Ätiologie, d. h. für die Lehre von den Entstehungsursachen der Krankheiten und namentlich der Fieber zu verwerten. Hierher gehören die Arbeiten von John Rollo (1750—1840), der alle Affektionen vom Überfluß oder Mangel an Sauerstoff ableiten wollte, ferner die berühmte Fiebertheorie von Gottfried Christian Reich (1796—1848), der sich durch Publikation seiner „Erfindung" — im wahrsten Sinne des Wortes — von der preußischen Regierung ein Jahrgehalt von 500 Thalern und eine außerordentliche Professur an der Berliner Universität erschlich.

Wenn auch diese Theorieen neben den oben angeführten „Systemen" der Brown, Röschlaub, Rasori u. s. w. eine gewisse Geltung und eine nicht unbedeutende Schar von Anhängern sich zu verschaffen wußten, so hatten sie doch nur eine ganz vorübergehende Bedeutung, da ihre Unrichtigkeit schnell erkannt wurde. Ihre Bedeutung reicht auch nicht annähernd heran an diejenige zweier anderen Theorieen, deren Wellen die weitesten Kreise gezogen, und die ein geradezu fabelhaftes Aufsehen nicht bloß bei den Ärzten selbst, sondern auch unter den Gebildeten der gesamten zivilisierten Welt erregt haben. Diese beiden Lehren waren der Mesmerismus und die Homöopathie. Beide haben das gemeinschaftlich miteinander, daß sie zu den neben der mehr streng wissenschaftlichen Gruppe einherlaufenden Nebenströmungen mit mystischem Untergrunde gehören, sie weichen jedoch darin voneinander ab, daß der Mesmerismus jetzt im wesentlichen zu den Toten zählt — der moderne Hypnotismus und Spiritismus haben nur entfernte Ähnlichkeit mit ihm — während die Homöopathie immer noch eine große Schar von Anhängern unter Ärzten und namentlich unter Laien besitzt, allerdings nachdem die Lehre Hahnemanns wesentliche Wandlungen erlitten hat.



Johann Friedrich Blumenbach.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

Mesmer.

Friedrich Anton Mesmer (1734—1815) verriet sich bereits in der Doktordissertation, die er nach beendigtem Studium in Wien lieferte, als verbohrter Mystiker, indem er allen Ernstes astralische Einflüsse auf den menschlichen Organismus annahm. In Verfolg dieser Ansicht kam er später auf den Gedanken, daß diese astralische Macht der Ausfluß einer Art von magnetischer Kraft sein müsse, die mehr oder weniger in jedem tierischen Wesen vertreten sei, unter Umständen in solchem Grade, daß sie auf andere, ähnlich wie beim Eisenmagnet, übertragbar sei und sogar Heilwirkungen hervorrufen könne. Mesmer experimentierte, indem er — nach Art früherer, aus dem Mittelalter her bekannter Wunderthäter — Kranke mit den Händen in methodischer Weise bestrich; dabei sollten dann in dem „Magnetisierten", wie er sein Objekt nannte, eigentümliche Gefühlserregungen stattfinden, die in eine Erregung der Nerven- und Sinnesempfindung ausliefen und damit eine günstige Wirkung auf den kranken Organismus hervorbrächten. In einzelnen Fällen sollte sich diese Erregung bis zu vollständiger Aufhebung der Sinnesthätigkeit

[illegible] und so ein schlafähnlicher Zustand entstehen, den er mit „Somnambulismus" oder „[illegible]" bezeichnete. In der Folgezeit arbeitete Mesmer seine Entdeckung noch weiter aus, gestaltete sie zu einer Art von scheinbar wissenschaftlich begründetem System, in dem Begriffe wie „magnetisches Fluidum", „Rapport" zwischen Magnetiseur und Magnetisiertem u. s. w. eine große Rolle spielten, und ging auch dazu über, magnetische Kuren in großem Maßstabe vorzunehmen. Die Mesmersche Neuerung erregte das größte Aufsehen und fand bei einer großen Anzahl von Ärzten enthusiastische Aufnahme. Die Hauptführer der neuen Richtung wurden zwei sonst durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnete Jenenser Universitätslehrer, Keßler (1784—1830) und Kieser (1779—1862). Man sprach von: „geistiger Begattung" zwischen Magnetiseur und Magnetisiertem, eine ganze, große Litteratur entstand, die nur den Mesmerismus zum Gegenstand hatte, zu dessen Ausbreitung der Berliner Ordinarius Wolfart, der Tübinger Professor Eschenmayer und namentlich der Weinsberger Dichter Justinus Kerner, der Verfasser der „Seherin von Prevorst", außerordentlich viel beitrugen. Kerner ging soweit, daß er Beziehungen zwischen Geisterwelt und Somnambulismus annahm und in allem Ernst die schmachvolle Dämonen- und Hexenlehre aus der Rumpelkammer der Geschichte wieder hervorzuholen bemüht war, ein Bestreben, in dem er zeitweise von dem Naturphilosophen Jacob Joseph Görres (1776—1848) in Coblenz unterstützt wurde. Mesmer selbst machte schließlich trotz alledem mit seinen Kuren Fiasko. Er starb nach wechselnden Schicksalen in Paris; seine Lehre wäre heute vielleicht vergessen, wenn sie nicht durch James Braid in Manchester, den Entdecker des Hypnotismus, ferner durch Burq in Paris, den Urheber der sogenannten Metallotherapie, endlich durch die Magnetisierungsversuche Karl Hansens, zu neuem Leben in allerdings sehr erheblich veränderter Gestalt erweckt worden wäre. Bekanntlich erwuchs auf dem Boden des Mesmerismus auch die berüchtigte „Odlehre" des Freiherrn Carl von Reichenbach. Wie weit der Hypnotismus wissenschaftlichen Wert besitzt, muß die Zukunft lehren. Diese Frage, die von den Breslauer Physiologen und Neuropathologen Heidenhain und Berger zuerst methodisch in Angriff genommen wurde, ist noch nicht spruchreif und harrt in der Zukunft ihrer definitiven Beantwortung.

Einen Rivalen erhielt der Mesmerismus in einer anderen Art von therapeutischen Bestrebungen, die gleichfalls, wie man sich damals mit einem gelehrten Namen ausdrückte, von „dynamischen" Kräften ihren Ausgangspunkt nahm, nämlich in der schon erwähnten vielberufenen Homöopathie. Man schuldet allerdings dem Stifter dieser Lehre, dem Arzte

Hahnemann.

Samuel Hahnemann (1775—1843) aus Meißen, wenn man gerecht sein will, die Anerkennung, daß er abweichend von Mesmer, zunächst von an sich ganz verdienstvollen Beobachtungen zur experimentellen Pharmakologie ausging. Hahnemann, der nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Wien als Arzt an verschiedenen Orten, aber zunächst ohne rechten Erfolg praktizierte, verfiel auf den übrigens nicht ganz neuen, sondern bereits wissenschaftlich von Galen und hauptsächlich von Störck ausgebeuteten Gedanken: daß zum genauen Studium der Wirkungsweise mancher Droguen ein Versuch mit denselben zunächst

Homöopathie.

am gesunden Individuum wünschenswert sei. Hahnemann glaubte nämlich in Cullens Heilmittellehre gelesen zu haben, daß der Gebrauch der Chinarinde Symptome hervorrufe, die denjenigen des Wechselfiebers ähnlich seien. Darauf baute er nun seinen Plan. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß in dieser Ähnlichkeit der Symptome der Krankheit und der Wirkungen seines bekannten Gegenmittels der eigentliche Heilerfolg desselben begründet sei, und begann nun an seiner Person und Bekannten, auch an zahlreichen Kranken

zu experimentieren. Es würde zu weit führen, hier im einzelnen den ganzen weiteren Gedankengang Hahnemanns darzulegen. Das Resultat seiner Untersuchungen glaubte Hahnemann in die zwei berühmten Axiome zusammenfassen zu können: 1. Similia similibus curantur, d. h. gegen eine Krankheit erweisen sich diejenigen Medikamente besonders wirksam, die deren Symptome in gesunden Individuen hervorzurufen fähig sind, und 2. kleinere Dosen von Arzneimitteln sind heilkräftiger als große. Mit Rücksicht auf den ersten Teil der Lehre nannte er sein Verfahren „Homöopathie". Zunächst machte er es durch einige Aufsätze in Hufelands „Journal der praktischen Heilkunde" bekannt und begründete es dann ausführlich in seinen beiden Hauptwerken: „Organ der rationellen Heilkunde" (1810) und „Reine Arzneimittellehre" (Dresden 1811—1820). Später wandte er seine Aufmerksamkeit auch dem Studium der chronischen Krankheiten zu und verstieg sich zu einer höchst abenteuerlichen Theorie, niedergelegt in dem großen Buch: „Die chronischen Krankheiten, ihre eigentümliche Natur und homöopathische Heilung" (1828), wonach für die Ursachen der chronischen Affektionen hauptsächlich drei Prozesse in Betracht kämen: 1. Die Syphilis, 2. die sogenannte Sykosis oder Feigwarzenkrankheit und endlich 3. die sogenannte Psora oder Krätzkrankheit. Gerade bei der Heilung der letzten drei Formen sollten Arzneimittel in stark verdünnter Dose besonders am Platze sein. In eine Kritik von Hahnemanns „System" hier einzutreten, ist nicht unsere Aufgabe; sie ergiebt sich von selbst, wenn man erwägt, daß Hahnemann dazu gelangte, Medikamente in dezillionfacher Verdünnung noch als wirksam zu empfehlen. Diese Potenzen oder Verdünnungen wurden so hergestellt, daß man von einem möglichst kräftigen spirituösen Extrakt, der sogenannten Urtinktur des betreffenden Mittels, zwei Tropfen mit 98 Tropfen Spiritus verdünnte, von dieser Lösung wieder 1 Tropfen mit 99 Tropfen Spiritus verdünnte und zwar unter kräftigem Schütteln, u. s. f. im Ganzen 30mal; ähnlich bei trockenen Substanzen. Trotz der gänzlichen Unwissenschaftlichkeit der Hahnemannschen Homöopathie, die auch aus der Thatsache hervorgeht, daß von einer eigentlichen Kenntnis der Beschaffenheit der kranken Organe, also von pathologischer Anatomie, gänzlich abgesehen wurde, fand diese neue Lehre dennoch selbst bei hervorragenden Ärzten begeisterte Aufnahme. Namentlich wurde sie von den gebildeten Laien mit Enthusiasmus begrüßt, weil diese sich nun in die Lage versetzt sahen, sehr schnell sich mit der Heilkunde — im Hahnemannschen Sinn natürlich — vertraut zu machen und die Rolle des Arztes bei jeder Gelegenheit selbst zu übernehmen. Bald gingen die Jünger noch über ihren Meister hinaus und ließen an Stelle der Homöopathie eine Isopathie treten, d. h. die Möglichkeit, nicht nur Ähnliches durch Ähnliches, sondern Gleiches durch Gleiches zu heilen, womit allerdings die ganze alte „Dreckapotheke" wieder ihren Einzug in die Medizin hielt. Jetzt wurden nach dem Vorgang des Leipziger Tierarztes Lux und des Amerikaners Hering in Newyork die allerwiderlichsten Dinge, Exkremente, Menschenkot („Humanin"),



Samuel Hahnemann.

Blasensteine, Fußschweiß, epileptischer Speichel, Eiter und dergl., auf homöopathische Art verdünnt, als Universalmittel gegen die betreffenden Krankheiten empfohlen. Im Vergleich zu diesen Bestrebungen, die neuerdings in der sogenannten „Organotherapie" wieder aufleben, nimmt die von dem alten, ehrlichen Praktiker Johann Gottfried Rademacher ausgegangene „verstandesgerechte Erfahrungsheillehre" hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit eine turmhohe Stellung ein. Rademacher griff wieder zu der alten Paracelsischen Lehre von den „Signaturen" zurück und veröffentlichte ein dickleibiges Werk unter dem langatmigen Titel: „Rechtfertigung der von den Gelehrten mißkannten, verstandesgerechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte" (Berlin 1842), das sogar mehrere Auflagen erlebte und im übrigen ganz geistreich geschrieben ist, worin er die Krankheiten je nach den gegen sie wirksamen Heilmitteln zu gruppieren den Versuch machte. Rademacher unterschied direkte Universalheilmittel, die, wie Salpeter, Eisen und Kupfer, den Universalkrankheiten entsprechen, und Organheilmittel gegen die Affektionen der Organe. Ob und wann ein Mittel für dieses oder jenes Leiden verwendbar sei, sollte u. a. auch aus der Ähnlichkeit zwischen Farbe des Mittels und der entsprechenden krankhaften Hautfarbe erkannt werden; der Arzt müsse überdies rein probierend vorgehen und ausfindig zu machen suchen, gegen welches Mittel die betreffende Krankheit reagiere. Auch die Rademachersche Lehre fand eine nicht unbeträchtliche Schar Gläubige, jedoch hauptsächlich nur in Deutschland und in beschränktem Umfange in Frankreich, während die eigentliche Stammmutter aller dieser Sektierungen, die Hahnemannsche Homöopathie, allmählich ihre Rundreise durch die ganze civilisierte Welt antrat und noch heute munter lebt, wohlgepflegt und gehegt, besonders in gewissen Laienkreisen, in denen der Wunderglaube in üppiger Blüte steht, weil sie zu einer wissenschaftlichen Kritik der die Heilkunde betreffenden Dinge weder fähig noch geneigt sind.

Rademacher.

Daß Anschauungen, wie sie Mesmer, Hahnemann, Lux, Rademacher u. s. w. vertraten, auch bei ernstdenkenden, wissenschaftlich gebildeten Ärzten Eingang finden konnten, bildet eine schwere Anklage gegen die damalige Schulmedizin; einen Teil der Schuld trug allerdings neben dem Bedürfnis nach Systemen, denen man als Richtschnur am Krankenbette bequem folgen konnte, vor allem auch die Empfänglichkeit der Gemüter für derartige, die gesamte Medizin zusammenfassende und für alle Rätsel eine Lösung liefernde Doktrinen. Hierbei kommt als Hauptfaktor allerdings auch die Suprematie der Philosophie über die übrigen Geisteswissenschaften in Betracht, der Glaube an die Notwendigkeit einer „philosophischen Grundlage" für alle Gebiete des Wissens, die philosophische Erziehung der höher gebildeten Kreise. Recht krasse Beweise dafür, wie für den geradezu unheilvollen Einfluß, den diese Überschätzung der philosophischen Richtung auf den Entwickelungsgang der Natur- und Heilkunde in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ausübte, bietet in erdrückender Fülle die „Naturphilosophie", jene unerquickliche Verbindung zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, die anstatt den angestrebten Ausgleich zwischen beiden Disziplinen zu bringen, gerade die völlige Entfremdung beider bewirkt und schließlich zur Überzeugung geführt hat, daß fün den Fortschritt der Naturwissenschaften und der Medizin das Heil allein in einem völligen Bruch mit der Philosophie zu suchen sei. Die Naturphilosophie, ins Leben gerufen durch das Auftreten Schellings, des eigentlichen Papstes der ganzen Schule, ging darauf aus, die geläufigen Begriffe der Philosophie in die Naturwissenschaft damit hineinzutragen, daß man sich bemühte, die Thatsachen der letzteren als Basis zu allerlei Spekulationen zu benutzen. Die Bibel dieser Lehren, Schellings berühmtes „System

Naturphilosophie.

der Naturphilosophie", enthält einen wahren Kraftniederschlag solcher künstlichen, zwischen naturwissenschaftlichen Gesetzen und philosophischer Sprechweise geschaffenen Analogien, die weit entfernt, die gewünschte Erläuterung und Klärung der Naturphänomene zu bringen, nur verwirrend wirkten und schließlich in eine ganz unverständliche Phraseologie ausarteten, die man heutzutage nur als Produkt eines krankhaft erregten Gehirns ansehen würde. Der Schwerpunkt aller dieser Argumentationen lag in dem Bestreben, gewisse Erscheinungen und Gesetze der Natur, soweit sie damals schon ermittelt waren, wie Elektricität, Gravitation, Irritabilität, Sensibilität u. s. w., auch auf die noch nicht erforschten Gebiete des Universums zu übertragen, und so neben einer allgemeinen Weltanschauung auf dem Wege der Hypothese möglicherweise eine Lösung aller Probleme im Makrokosmos anzubahnen. Natürlich war dies bei dem Mangel an thatsächlichem Material ein voreiliges Beginnen; man that nicht bloß den Thatsachen selbst Zwang an, sondern verirrte sich auch in die unglaublichsten Spekulationen. Falsche Deutungen auf Grund falscher Voraussetzungen waren an der Tagesordnung — für die unbefangene und rein objektive Naturbetrachtung wahrlich das denkbar schwerste Hindernis. Leider blüte diese Naturphilosophie besonders stark in Deutschland; fast alle bedeutenden und maßgebenden Naturforscher und Ärzte der ersten Decennien des Jahrhunderts standen in ihrem Bann und waren eifrig beflissen, den Ergebnissen ihrer sonst verdienstlichen Forschungen durch Benutzung der naturphilosophischen Sprache eine möglichst gelehrte, erhaben klingende Form zu geben.



Lorenz Oken.

Daraus erklärt sich die Neigung der großen Masse der Ärzte für die obengenannten Systembildungen. Man kann ein gerechtes Staunen nicht unterdrücken, wenn man vernimmt, daß Männer, wie der Tübinger Professor Kielmeyer, der Lehrer des berühmten Naturforschers Cuvier, Ignaz Döllinger und dessen Schüler Pander, daß ein Anatom von Ruf, wie Burdach in Königsberg, der Pflanzenphysiolog Gottfried Nees van Esenbeck in Breslau und vor allem der berühmte Begründer der „Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte", Lorenz Oken (Ockenfuß 1779—1851), der Naturphilosophie ergeben waren. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß gerade aus den spekulativen Träumereien der Naturphilosophen die Theorien der Cuvier, Lamarck und Geoffroy St. Hilaire entstanden, und daß die Keime der Entwickelungslehre, wie sie zuletzt in Charles Darwins grandioser Descendenztheorie Ausdruck fand, bereits in den Bestrebungen der Naturphilosophie lagen, eine „Weltseele" zu konstruieren und „für die verschiedenen Einzelergebnisse der Naturforschung einen allgemein gültigen Ausdruck zu schaffen". Selbst Andeutungen der modernen Zellenlehre finden sich bereits bei einzelnen der oben genannten Naturphilosophen, z. B. bei Lorenz Oken. Oken.

In einem gewissen, wenn auch entfernten Zusammenhang mit der Naturphilosophie

noch eine Lehre, die ebenfalls zu ihrer Zeit viel von sich reden machte, nämlich Galls Kranioskopie (Schädellehre). Franz Joseph Gall (1758—1828) beschäftigte sich schon als Student in Wien wie auch in der ersten Zeit seiner ärztlichen Laufbahn, mit der Anatomie des Hirns, 1796 trat er zum erstenmal in einer öffentlichen Vorlesung in Wien mit der Ansicht hervor, daß in den einzelnen Teilen des Gehirns, d. h. des Organs der gesamten geistigen Funktionen, auch die verschiedenen Arten der Verstandes- und Gemütsthätigkeit örtlich verschieden verteilt seien. Es sollte also jede einzelne Kundgebung der Geistesthätigkeit, die guten und bösen Triebe, die Laster und Vorzüge, Charaktereigenschaften, Sinne u. s. w. anatomisch an eine besondere Partie des Hirns gebunden sein, die dann eine dementsprechend stärkere Ausbildung erlange. Nach Gall sollte sich dieses prononziertere Hervortreten eines Gehirnteiles auch am Schädeldach selbst bemerkbar machen und so die Möglichkeit gegeben sein, durch Abtasten des Schädels die Haupteigenschaften des betreffenden Individuums kennen zu lernen. Gall und sein Hauptapostel Spurzheim, ein tüchtiger Anatom, stellten ein ganz kompliziertes System solcher Sinne und Triebe auf, die alle durch entsprechende Erhöhungen oder Vertiefungen am Schädel erkennbar sein sollten. Auch diese Lehre, die übrigens eine gewisse Verwandtschaft mit der modernen Lokalisationstheorie der Hirnthätigkeit nicht verkennen läßt, beschäftigte zahlreiche Ärzte und Laien, namentlich in England und Nordamerika, wo Schädel, auf denen die Sitze der einzelnen Sinne graphisch markiert waren, in großen Massen feil geboten wurden.



Franz Joseph Gall.

Hatte sich die Naturphilosophie von hemmendem Einfluß auf den Gang der Biologie erwiesen, so war es für das Gebiet der wissenschaftlichen Pathologie eine ihrer Töchter, die eine Zeitlang bedenkliche Irrungen und Wirrungen in den Köpfen erzeugte, nämlich die sogenannte naturhistorische oder parasitäre Lehre, die allerdings insofern schon eine gewisse Annäherung an eine gesundere, streng naturwissenschaftliche Auffassung zeigt, als sich thatsächlich manche ihrer Ideen mit modernen Gedanken wenn auch nicht ganz, so doch im Keime decken. Die Vertreter der naturhistorischen Schule, an ihrer Spitze der Jenenser Pathologe Stark, suchten den ganzen Krankheitsprozeß als etwas getrennt vom übrigen menschlichen Organismus Bestehendes aufzufassen. Ganz im Sinne einiger älterer Autoritäten wie Paracelsus und van Helmont nahmen sie an, Krankheit sei eine besondere Art von Leben, ein dem Organismus aufgepfropfter Zustand, ein Schmarotzerwesen, dessen Existenz auch außerhalb des Menschen denkbar sei. Andere gingen noch weiter und bezeichneten die Krankheit als Entartung, als Rückfall in einen tierischen Zustand. Karl Richard von Hoffmann, Professor in Landshut und Würzburg, verglich z. B. den Skrofelstoff mit dem Fettkörper der Insekten, und die Rhachitis („englische Krankheit") mit ihren Knochenverkrümmungen sah er als einen Rückfall ins Mollusken- oder Amphibienstadium an. Endlich gab es nicht Wenige, welche die Pathologie, die Krankheitslehre, in der Weise naturhistorisch behandeln wollten, daß sie sich bemühten, die einzelnen Affektionen nach naturhistorischen Prinzipien in bestimmte Klassen, Familien, Ordnungen, Gattungen, Arten zu zerlegen und damit eine Analogie mit den übrigen Natur-

Vorder- und Seitenansicht eines von Gall bezeichneten Schädels.

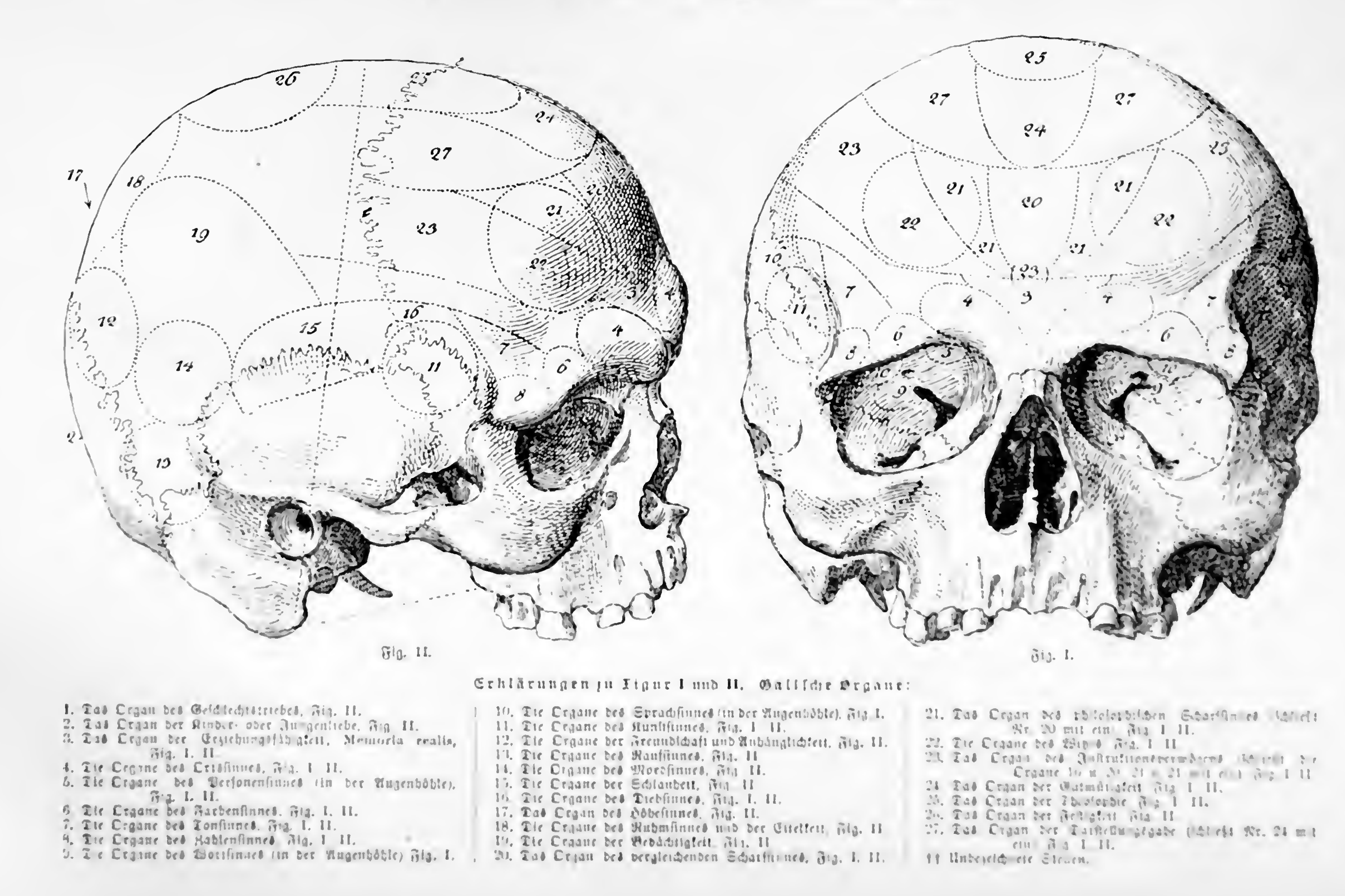


Fig. II. Fig. I.

Erklärungen zu Figur I und II. Gallische Organe:

1. Das Organ des Geschlechtstriebes, Fig. II.
2. Das Organ der Kinder- oder Jungenliebe, Fig. II.
3. Das Organ der Erziehungsfähigkeit, Memoria realis, Fig. I. II.
4. Die Organe des Ortssinnes, Fig. I. II.
5. Die Organe des Personensinnes (in der Augenhöhle), Fig. I. II.
6. Die Organe des Farbensinnes, Fig. I. II.
7. Die Organe des Tonsinnes, Fig. I. II.
8. Die Organe des Zahlensinnes, Fig. I. II.
9. Die Organe des Wortsinnes (in der Augenhöhle) Fig. I.
10. Die Organe des Sprachsinnes (in der Augenhöhle), Fig. I.
11. Die Organe des Kunstsinnes, Fig. I. II.
12. Die Organe der Freundschaft und Anhänglichkeit, Fig. II.
13. Die Organe des Raufsinnes, Fig. II.
14. Die Organe des Mordsinnes, Fig. II.
15. Die Organe der Schlauheit, Fig. II.
16. Die Organe des Diebsinnes, Fig. I. II.
17. Das Organ des Höhesinnes, Fig. II.
18. Die Organe des Ruhmsinnes und der Eitelkeit, Fig. II.
19. Die Organe der Bedächtigkeit, Fig. II.
20. Das Organ des vergleichenden Scharfsinnes, Fig. I. II.
21. Das Organ des philosophischen Scharfsinnes (schließt Nr. 20 mit ein), Fig. I. II.
22. Die Organe des Witzes, Fig. I. II.
23. Das Organ des Instruktionsvermögens (schließt die Organe 10 u. Nr. 21 u. 21 mit ein), Fig. I. II.
24. Das Organ der Gutmütigkeit, Fig. I. II.
25. Das Organ der Theosophie, Fig. I. II.
26. Das Organ der Festigkeit, Fig. II.
27. Das Organ der Darstellungsgabe (schließt Nr. 24 mit ein), Fig. I. II.

†† Unbezeichnete Stellen.

körpern herzustellen. In der Gruppe dieser Ärzte spielte eine Zeit lang der große Berliner Kliniker Schönlein eine führende Rolle, doch wandte er sich später von dieser Richtung ab und bahnte, wie wir später sehen werden, als einer der Ersten den naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden den Weg am Krankenbett und bei der klinischen Betrachtung.

So sehen wir denn überall die nüchterne Forschung trotz aller Irrungen philosophischer Spekulation triumphieren. Aus den durch Hallers mißverstandene und falsch gedeutete Lehre angeregten seltsamen Systemen der Cullen, Brown, Röschlaub, Rasori, aus dem Vitalismus ging schließlich Bichat mit seiner analytischen Gewebelehre hervor; aus dem Schoße der Naturphilosophie entsprangen die die Biologie befruchtenden Ideen der Lamarck, St. Hilaire, und schließlich wurde die naturhistorische Auffassung der Pathologie die Mutter der naturwissenschaftlichen Methoden. Die stille Beobachtungsarbeit nüchterner, bedächtiger Forscher ließ sich nicht hemmen, wenn auch die völlige Befreiung von der Philosophie, der endgültig und bewußt vollzogene Bruch mit den spekulativen Methoden erst eine Errungenschaft der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts war. Immerhin zeigt die Betrachtung der Einzelwissenschaften in der Heilkunde, zu denen wir jetzt übergehen müssen, daß auch hier die Thätigkeit in der angedeuteten, mehr nüchternen Richtung innerhalb der ruhigen Zirkel einzelner Forscher, die unbeirrt ihren Laboratoriums- und Experimentalarbeiten nachgingen, eine ebenso rege, wie ergebnisreiche war. Auch die erste Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts hat auf allen Sondergebieten der Heilkunde, in der Biologie, wie in der Pathologie eine verhältnismäßig stattliche Anzahl von Fortschritten und wichtigen Leistungen aufzuweisen.

Beginnen wir herkömmlicherweise mit Anatomie und Physiologie, so haben wir zunächst festzustellen, daß für beide Disziplinen noch bis zu den Zeiten Johannes Müllers an den meisten deutschen Universitäten nur ein gemeinsamer Lehrstuhl bestand; das Einzelmaterial an Wissen reichte noch nicht aus, um einen getrennten Unterricht zu rechtfertigen. Demgemäß bewegten sich auch die Arbeiten der maßgebenden Forscher meist auf den verschiedensten Gebieten; sie waren ebenso tüchtige Anatomen, wie sie verdienstvolle Untersuchungen zur Gewebelehre, vergleichenden Anatomie, Embryologie und den übrigen Zweigen der Physiologie anstellten. Einzelne Gelehrte wandten allerdings ihre Vorliebe enger umgrenzten Gebieten zu und gelangten durch die gründlichere Pflege eines kleineren Feldes, dem sie ihre ganze Kraft widmeten, zu ausgezeichneten Leistungen. Die Anatomie, die vielfach von Chirurgen gelehrt wurde, erfuhr durch größere, zusammenfassende Lehrbücher und Detailuntersuchungen eine erhebliche Förderung, die zum weiteren Ausbau der groben, „makroskopischen“, bezw. systematischen und topographisch-chirurgischen Anatomie einzelner Organe beitrugen. Ein hervorragender Anteil daran gebührt in Deutschland den Arbeiten der Brüder Meckel, von denen der ältere, Philipp Friedrich Theodor Meckel (1756—1803), Professor in Halle, noch dem vorigen Jahrhundert angehörte und durch seinen Vater, den Berliner Anatomen Johann Friedrich Meckel, an die Traditionen Hallers anknüpfte, während Johann Friedrich, der Enkel, der berühmteste der ganzen Familie (1781—1833), der Hauptbegründer der Zootomie und Teratologie in Deutschland wurde und als vornehmster Repräsentant der vergleichenden Anatomie mit Recht das Ehrenprädikat des „deutschen Cuvier“ führte. Durch ausgezeichnete, wegen der Fülle von Litteraturnachweisen noch heute brauchbare Lehrbücher, sicherten sich ein bleibendes Andenken die deutschen Anatomen Hildebrandt, Rosenmüller und Krause. Nicht minder großen Ruf als Anatomen besaßen durch gediegene Einzeluntersuchungen und glänzende Leistungen in der präparatorischen Technik der später noch unter den Wundärzten zu nennende Göttinger

Anatomie.

Meckel.

[illegible] der Chirurge Langenbeck (1776—1851), Friedrich Tiedemann in Heidelberg, der Herausgeber der berühmten „Tabulae arteriarum corporis humani“ (1822), der wegen seiner Arbeiten über die Verdauung auch als Physiologe bemerkenswert ist, ferner dessen Schüler und Schwiegersohn Vincenz; Fohmann, der Verfasser eines vorzüglichen Werkes über die Lymphgefäße, der Berliner Anatom und langjährige Gehilfe Johannes Müllers, Friedrich Schlemm u. a. m. Vom Auslande seien hervorgehoben die Pariser Gilbert Breschet, der wertvolle Publikationen zur Anatomie des Gehörs und der Haut lieferte; Béclard, Verfasser eines gediegenen Lehrbuchs der allgemeinen Anatomie, Cloquet und Gerdy, dann die Engländer John Bell, Knox, Quain und der Italiener Francesco Antommarchi, Leibarzt Napoleons I. auf St. Helena und Verfasser eines voluminösen „Prodromo della grande anatomia“ mit Kolossalabbildungen (1819).



Georges Cuvier.

Die vergleichende Anatomie erfuhr außer durch den bereits genannten Joh. Friedrich Meckel vor allem durch die klassischen Arbeiten von Georges Cuvier (1769—1832) in Paris, dem Schüler Kielmeyers, außerordentliche Förderung. Neben ihm sind zu nennen die Pariser Duvernoy, Ducrotay de Blainville, der Nachfolger Cuviers, ferner der berühmte Schotte Everard Home, verdient durch die Herausgabe der John Hunterschen Arbeiten, der Däne Jacobson in Kopenhagen, Entdecker des nach ihm benannten Organs in der Nasenhöhle der Säugetiere, der Deutsche Asmund Rudolphi, der Deutschrusse Bojanus in Wilna u. v. a. Es ist unmöglich, hier eine vollständige Aufzählung aller derjenigen Forscher und Forschungen zu geben, die zur Förderung der Anatomie und der verwandten Wissenschaften während der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts beigetragen haben. Ein Teil derselben wird bei der Darlegung des Entwickelungsganges der Heilkunde nach 1840 noch Erwähnung finden. Hier sei nur hervorgehoben, daß im allgemeinen mehr die makroskopische Anatomie gepflegt wurde, während die feineren Methoden der histologisch-mikroskopischen Technik, und demgemäß die systematische Bearbeitung der Gewebelehre im engeren Sinne erst eine Errungenschaft der neueren Zeit bilden. Endlich sei an dieser Stelle noch der für die Kenntnis der kleinsten Lebewesen wichtigen Arbeiten des Berliner Professors Christian Gott-
Ehrenberg. fried Ehrenberg (1795—1876) gedacht, hauptsächlich der Schrift: „Die Infusionstierchen als vollkommene Organismen“ (1838), die das Ergebnis einer wissenschaftlichen Reise nach Ägypten und an Ort und Stelle vorgenommener mikroskopischer Untersuchungen bildete.

In der Physiologie wandten sich die Forscher hauptsächlich dem Studium der Zeugung
Physiologie. und Entwickelungsgeschichte zu, so daß die erste Hälfte des Jahrhunderts eine stattliche Anzahl verdienter Embryologen aufwies. Unter den Anhängern der Naturphilosophie wurden die Namen, Döllinger, Pander, Huschke, Burdach bereits genannt; zu ihnen gesellt sich Karl
Baer. Ernst von Baer, der in seiner Monographie: „Über Entwickelungsgeschichte der Tiere“ wichtige Entdeckungen über das Säugetierei, die Rückenmarksanlage und Fruchthüllen veröffentlichte; Coste in Paris, der 1827 den Keimfleck im Ei der Tiere fand, und Rudolf Wagner (1805—1864), der bekannte Göttinger Physiologe, dem 1835 der gleiche Fund im

Ei des Menschen gelang. Wertvolle embryologische Arbeiten rühren auch von C. B. Reichert in Berlin her, dessen Untersuchungen über das bebrütete Hühnchen von grundlegender Bedeutung waren. Den wichtigsten Fortschritt verdankt die Physiologie jedoch den bahnbrechenden Arbeiten französischer Forscher, von denen François Magendie (1783—1855) und Marie Jean Pierre Flourens (1794—1867) das Verdienst zufällt, dem Tierexperiment wieder die gebührende Rolle unter den Forschungsmethoden angewiesen zu haben. Magendie ist durch zahlreiche Funde der eigentliche Führer der neueren französischen Experimentalphysiologie geworden; Flourens entdeckte 1837 den „Point vital" als respiratorisches Centrum und lieferte damit die erste wissenschaftliche Grundlage zu der erst in neuerer Zeit auf- und ausgebauten Lokalisationslehre. Was diesen Ergebnissen der physiologischen Forschung die Pathologie und die klinische Medizin verdankte, wird in einem späteren Abschnitt noch Gegenstand der Erörterung sein. Diesen auf französischem Boden entstandenen Arbeiten reiht sich als durchaus ebenbürtig an die berühmte Entdeckung des „Bellschen Gesetzes" (1811) von den vorderen motorischen und hinteren sensiblen Wurzeln des Rückenmarks, dessen Vater Charles Bell (1774—1842), der Bruder des bereits genannten Anatomen John Bell war. Nicht minder wichtig sind die ausgezeichneten Publikationen des Engländers Marshall Hall (1790—1857), dem wir ein genaueres Studium der bereits von Cartesius gelehrten Reflexbewegungen (1837), sowie die Empfehlung der künstlichen Respiration (1855) verdanken.



Johannes Müller.
Nach einer Lithographie von Rohrbach.

In Deutschland wurde vor allem epochemachend das Wirken des Berliner Biologen Johannes Müller (1801—1858), eines ebenso genialen Forschers, wie anregenden Lehrers, der das Haupt einer großen und weitverbreiteten Schule wurde, zu der mit wenigen Ausnahmen fast alle nachfolgenden Physiologen und Pathologen gehörten. Müller war ein außerordentlich geschickter Experimentator, ein glänzender Beobachter und scharfer Denker, der trotz seines vitalistischen Standpunktes niemals der eigentlichen Forschung spekulative Tendenzen zu Grunde legte und die Wissenschaft durch eine fast erdrückende Fülle von Einzelmaterial bereicherte. Seine Arbeiten kamen der Anatomie, normalen Gewebelehre, Zoologie, vergleichenden Anatomie und vor allem der Physiologie zugute, für die er ein klassisches, noch heute mustergültiges Lehrbuch lieferte. Auch der pathologischen Gewebelehre bahnte er bereits einen Weg durch seine wertvolle Abhandlung: „Über den feineren Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste" (1838). Mit ihm schließt die Biologie für die erste Hälfte des Jahrhunderts ab.

Die Pathologie oder Krankheitslehre bildete, wie schon erwähnt, den Schau- und Tummelplatz für allerlei, wirr sich kreuzenden Fäden gleich, verschlungene und komplizierte Systeme, für einen wahren Rattenkönig von mehr philosophisch klingenden, als an die Ergebnisse reiner,

unverfälschter Krankenbeobachtung erinnernden Lehren. Namentlich in Deutschland stand dieser Unfug in voller Blüte und brachte die Medizin nahe an den Abgrund. Die seltsamsten therapeutischen Prozeduren, ellenlange Rezepte und eine Polypharmacie, die an die finstersten Zeiten des Mittelalters erinnerte, waren an der Tagesordnung, so daß die Homöopathie mit ihrer nihilistisch therapeutischen Reaktion einen wohlthuenden Gegensatz bildete. Auch die übrigen Länder blieben nicht verschont, wenngleich hier die Anschauungen nicht so excentrisch waren, und bei großen Gruppen von Praktikern der Sinn für eine gemäßigtere, rein physiologische Betrachtungsweise nicht völlig untergegangen war. Der heilsame Umschwung ging diesmal von Frankreich aus, dem überhaupt für die Heilkunde der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Führerschaft zufiel. Allerdings wurde auch dort zunächst ein Umweg eingeschlagen. Broussais. François Joseph Viktor Broussais (1772—1838), Professor am Val-de-Grâce, griff auf Bichatsche bezw. vitalistische Gedanken zurück. Die Lebenskraft dachte er sich, ganz im Sinne der Vitalisten, als das primum movens für alle Lebensäußerungen des Organismus, für dessen physikalische und chemische Eigenschaften, Kontraktilität, Sensibilität u. s. w.; aber es bedürfe, um diese Lebenskraft zu einer Äußerung zu veranlassen, gewisser Reize, wie Wärme oder dergleichen. So lange die letzteren normal sind, d. h. nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, besteht Leben und Gesundheit, im entgegengesetzten Falle tritt Krankheit ein. Die eigentliche Kraftreizung — und das ist der springende Punkt bei der Broussaisschen Lehre — geht von einem bestimmten Körperteil aus und zwar von dem krankhaft ergriffenen, und von hier strahlt zugleich die Reizung unter Vermittelung des Nervensystems nach den übrigen Organen aus. Besonders die Schleimhaut des Verdauungsapparats ist nach Broussais die Urheberin solcher Reizungs-(Irritations-)Zustände, die zugleich mit Fieber einhergehen.



Corvisart des Marest.

So gelangte Broussais zu seiner Lehre von der „Gastroentérite", der eigentlichen Stamm- und Nährmutter aller übrigen Krankheiten. Leider begründete Broussais auf dieses, offenbar aus einer Kombination von Brownianismus und Vitalismus hervorgegangenes System die entsetzliche Blutentziehungstherapie, die, von der Geschichte mit Recht als Vampyrismus gebrandmarkt, glücklicherweise bald wieder verlassen worden ist. Auf der Krankenabteilung von Broussais allein gelangten im Jahre 1819 etwa 100000 Blutegel zur Verwendung; die Zahl der Aderlässe überstieg das denkbarste Maß. Bei jeder geringen, akut einsetzenden Affektion schritt man zur Venäsektion. Die Heilresultate waren ganz schauderhafte; es sind vielleicht in jener Periode mehr Menschen der Schulmedizin zum Opfer gefallen als in einem nicht allzu blutig verlaufenden Feldzuge! Es dauerte nicht lange, bis auch diese Broussaissche Theorie und Praxis genau so, wie die übrigen auf Spekulation aufgebauten Doktrinen, sich abgewirtschaftet hatte. In dem Lande, in dem sie ihren Ursprung genommen hatte, fand sie auch ihren Untergang, dank der erfolgreichen Bekämpfung durch Männer, die das Verdienst haben, eine neue Periode der reinwissenschaftlichen Pathologie eingeleitet zu haben. An ihrer Spitze steht der berühmte napoleonische Leibarzt Jean Nikolas Corvisart des Marest

(1755—1821), der eine schon im achtzehnten Jahrhundert publizierte, leider jedoch bei den Ärzten in vollständige Vergessenheit geratene oder unbeobachtet gebliebene Entdeckung dem unverdienten Schicksale entriß, nämlich die von Auenbrugger 1761 empfohlene Perkussionsmethode. Corvisart übersetzte Auenbruggers Schrift ins Französische, erläuterte sie und betonte nachdrücklichst die Wichtigkeit dieses Hilfsmittels für die Diagnose der Brustkrankheiten. Eine ungeahnt wertvolle Stütze fand er dabei in der nicht minder berühmten Veröffentlichung von Laënnec, der durch Empfehlung seiner „auscultation médiate“ (1819) eine ganz neue Perspektive für die Erkennung von Lungen- und Herzkrankheiten eröffnete. Eine Ergänzung dazu bildete die Erfindung des „Plessimeters“ (1828) durch Piorry. In diese Zeit fiel auch die Wiederaufnahme der pathologisch-anatomischen Studien, die gerade in den Pariser Ärzten jener Zeit eifrige Förderer fand, besonders in Bayle, Cruveilhier, der seit 1835 den ersten akademischen Lehrstuhl der pathologischen Anatomie inne hatte, Brétonneau, dessen Arbeiten speziell über Diphtherie geschichtliche Bedeutung besitzen u. a.



Chr. Wilh. Hufeland.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

Trotz dieser und ähnlicher Leistungen blieb die klinische Medizin noch lange in einer gewissen Sterilität. Die neuen Methoden der französischen Schule stießen anfangs nicht bloß bei den Franzosen selbst, sondern auch im Auslande auf Widerspruch, der durch die im Menschen wurzelnde Trägheit und Schwerfälligkeit hinsichtlich des Verständnisses neuer Gedanken nicht allein erklärlich ist, sondern seinen Grund auch darin hat, daß man mangels gründlicher pathologisch-anatomischer Kenntnisse außer stande war, die Tragweite der physikalischen Untersuchungsmethoden zu überschauen. So kam es, daß diese erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in die Kliniken ihren Einzug hielten, Gemeingut der Ärzte und deren unentbehrliches Handwerkzeug wurden.

Unter den älteren Klinikern Deutschlands ragt als markige Gestalt hervor der Professor der Medizin Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836) aus Langensalza in Thüringen, Hufeland.
zuerst Leibarzt in Weimar, dann Professor in Jena und seit 1810 einer der ersten ordentlichen Lehrer an der neugegründeten Berliner Universität. Hufeland bedeutet, streng genommen, mit seiner Person und seinen Leistungen für den eigentlichen Fortschritt der Wissenschaft selbst nichts. Trotzdem kann ihm eine geschichtliche Größe nicht aberkannt werden. Er war nicht bloß ein außerordentlich glücklicher und beliebter Praktiker, sondern auch ein ungemein fleißiger, gediegener Schriftsteller, dabei für das Wohl seiner Standesgenossen unermüdlich thätig; inmitten alles Systemgezänkes wußte er sich stets die nüchterne Objektivität zu wahren. Hufeland hat es geschickt verstanden, in einer geradezu systemwütigen Zeit, in der ein nicht an eine bestimmte Theorie glaubender Arzt schlimmer wie ein Atheist oder Religionsloser verfolgt wurde, die Fahne der rationellen Empirie hochzuhalten; ja nicht selten griff er trotz seines friedliebenden Charakters mutig in die Kämpfe seiner Zeit ein und teilte manch kräftigen Hieb, namentlich gegen die verrückten Brownianer aus. Die Zahl von Hufelands Schriften und Journalmitteilungen übersteigt vierhundert; die bekanntesten sind sein 1795 begründetes und nach seinem Tode bis 1841 fortgeführtes, unter den Praktikern viel verbreitetes „Journal der praktischen Arzneikunde“, ferner eine „Anleitung zur medizinischen Praxis, Vermächtnis einer 50jährigen Erfahrung“, das sein medizinisches Testament darstellte, endlich die populären

[illegible] Dekade, sehr geläufige „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern.“ Gleiche Popularität als Arzt wie Hufeland erlangte auch der bekannte Berliner „Medikus“, „der alte Heim“, Ernst Ludwig Heim (1747—1834), der schriftstellerisch nicht hervortrat, aber zu den beliebtesten und angesehensten Praktikern der Hauptstadt Preußens zählte. Von klinischen Vertretern anderer Hochschulen aus dieser Zeit seien die Wiener Hildenbrand, Hartmann und Feuchtersleben hervorgehoben — letzterer besonders bekannt durch seine anmutige, gemütvolle „Diätetik der Seele“ — endlich als einer der bedeutendsten und einflußreichsten der Tübinger Kliniker Ferdinand von Autenrieth (1772—1835), ein durch seine vielseitige Bildung und umfassende schriftstellerische Thätigkeit hervorragender Arzt, dessen Hauptwerk „Handbuch der speziellen Nosologie und Therapie“ 1831—36 erschien. Ein historisches Andenken verdienen noch die tüchtigen Praktiker Kreyssig in Dresden, Verfasser eines berühmten Werkes über Herzkrankheiten und Johann Stieglitz, Leibarzt in Hannover, der sich besonders durch seine energische Bekämpfung der „Lehren“ der Brown, Mesmer, Hahnemann ein Verdienst erwarb. Trotz aller Bemühungen dieser Männer war ein nennenswerter Fortschritt gegenüber den Leistungen der Vorgänger nicht zu verzeichnen. Unfruchtbare Theorien beherrschten das Feld; die nüchterne Erfahrung am Krankenbette war von spekulativen Tendenzen noch immer viel zu sehr in den Hintergrund gedrängt.



Johann Lucas Schönlein.
Nach einer Lithographie von Rohrbach.

Eine ehrenvolle Ausnahme bildeten zunächst zwei Kliniker, Nasse in Bonn und Krukenberg in Halle. Beide standen insofern über der großen Menge, als sie thatsächlich in ihren klinischen Unterweisungen von jeder Systematik absahen und sich darauf beschränkten, ihre Schüler wieder auf den echt hippokratischen Standpunkt der unbefangenen Beobachtung und einer exspektativen, mehr diätetischen und einfachen Therapie zurückzuführen. Namentlich Krukenberg hatte in dieser Hinsicht dadurch große Erfolge zu verzeichnen, daß es ihm gelang, eine stattliche Anzahl tüchtiger Ärzte heranzubilden. Beide waren mit ihrem mehr naturwissenschaftlichen Verfahren die Vorläufer eines Mannes, der das Verdienst hat, die naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden als Erster in Deutschland am Krankenbette voll und ganz zu Ehren gebracht zu haben. Johann Lukas Schönlein (1793—1864) aus Bamberg, Professor in Würzburg, Zürich und seit 1840 in Berlin, stand im Anfang seiner Laufbahn noch im Lager der Naturphilosophen bezw. der naturhistorischen Schule. Theoretisch befleißigte er sich einer in diesem Sinne gehaltenen Systematik der Krankheiten und hatte darin eifrige Genossen und Schüler an Eisenmann in Würzburg, bekannt durch sein langes politisches Martyrium, Canstatt in Erlangen, dem ersten Herausgeber der seinen Namen tragenden medizinischen Jahresberichte, Fuchs in Göttingen, dem Jenenser Kliniker Siebert u. a. Bald nach

seiner Übersiedelung nach Berlin brach Schönlein indessen völlig mit dieser Richtung und bemühte sich nun, durch geeignete Hilfskräfte die physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden, Auskultation und Perkussion, mikroskopische Untersuchung der Se- und Exkrete des Kranken eifrig zu pflegen. Daneben übte er als Lehrer einen geradezu bezaubernden Einfluß aus, so daß er, ähnlich wie sein Genosse Johannes Müller in der Biologie, in der Klinik und Pathologie Schule machte. Schönlein, der übrigens schriftstellerisch nie mit größeren Arbeiten hervorgetreten ist, stand bereits an der Schwelle der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, in die ein kleiner Teil seines Wirkens hinüberreicht. Er bildete einen Glanz- und Höhepunkt in der Entwickelung nicht bloß der Berliner, sondern der klinischen Medizin überhaupt.

Von englischen Klinikern der älteren Zeit wären noch nachzutragen: Richard Bright in London, der erstmals eine genaue Beschreibung der unter seinem Namen geläufigen Nierenaffektion lieferte; Thomas Addison, der 1856 zum ersten Male den Symptomenkomplex der seitdem nach ihm benannten Nebennierenerkrankung schilderte; Graves (1797—1853), der Hauptrepräsentant der Dubliner Schule, dem nach neueren Untersuchungen die Priorität der Beschreibung der sogenannten Basedowschen Krankheit gebührt, benannt nach dem Merseburger Arzt Karl von Basedow, der sie 1840 als „Exophthalmus durch Hypertrophie des Zellengewebes und der Augenhöhle" in Caspers Wochenschrift beschrieb. Auch in anderen Ländern, Italien und Nordamerika, trat allmählich eine gewisse Ernüchterung hervor. Durch Bekämpfung des Rasorischen Schwindels machte sich besonders Maurizio Bufalini verdient, der genialste italienische Patholog der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Überblicken wir die Gesamtleistungen in der praktischen Medizin, so ist namentlich nach der therapeutischen, d. h. eigentlich heilkünstlerischen Seite ein mäßiger Fortschritt nicht zu verkennen. Einen kleinen Anstoß zur Besserung lieferten die Bestrebungen der Homöopathie und die Auswüchse des Broussaisschen Vampyrismus. Besonders die ungünstigen Resultate dieser Methode öffneten den Ärzten allmählich die Augen, man gewann die Einsicht, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter gehen könne. Dazu kam die Bereicherung des Arzneischatzes durch die wichtigen chemischen Entdeckungen der Alkaloide der Chinarinde (S. 390) und gewisser narkotischer Substanzen, durch welche nach und nach eine Vereinfachung der Arzneivorschriften angebahnt wurde. Der Apotheker Friedrich Wilhelm Adam Sertürner (1783—1841) gewann 1805 aus dem Opium das Morphium und übergab 1817 seine Entdeckung der Öffentlichkeit. Bald folgten von anderer Seite 1818 das Strychnin, 1820 das Chinin, 1833 das Atropin. Diese Funde gewannen noch einen besonderen Wert durch die von Alexander Wood in Edinburg und Charles Gabriel Pravaz ausgegangene Empfehlung der subkutanen Injektionsmethode bezw. die Konstruktion der hierzu geeigneten Nadel. Endlich wirkte noch die von Laien wiederbelebte Wasserkurmethode als kräftiges Ferment in der Therapie. Der Empiriker Vincenz Prießnitz (1790—1851) in Gräfenberg in Österr.-Schlesien, ein einfacher Landmann, der in seiner Jugend kaum Lesen und Schreiben gelernt hatte, kam gelegentlich einer eigenen Verletzung, vielleicht auch durch Verordnungen eines Dorfwundarztes der Nachbarschaft angeregt, auf den Gedanken, Wasserumschläge zur Kur verschiedener innerer und äußerer Affektionen zu verwenden. Nach und nach bildete er sich eine eigene Methode heraus, die er mehrfach in seiner Umgebung mit Erfolg zu verwerten Gelegenheit hatte, und erlangte dadurch einen solchen Ruf, daß sein Rat auch in weiterer Entfernung begehrt wurde. Schließlich gründete er sich eine eigene Anstalt, die sich großen Zulaufs erfreute, nicht bloß aus Laienkreisen, sondern auch von Ärzten, die sich der Methode annahmen,

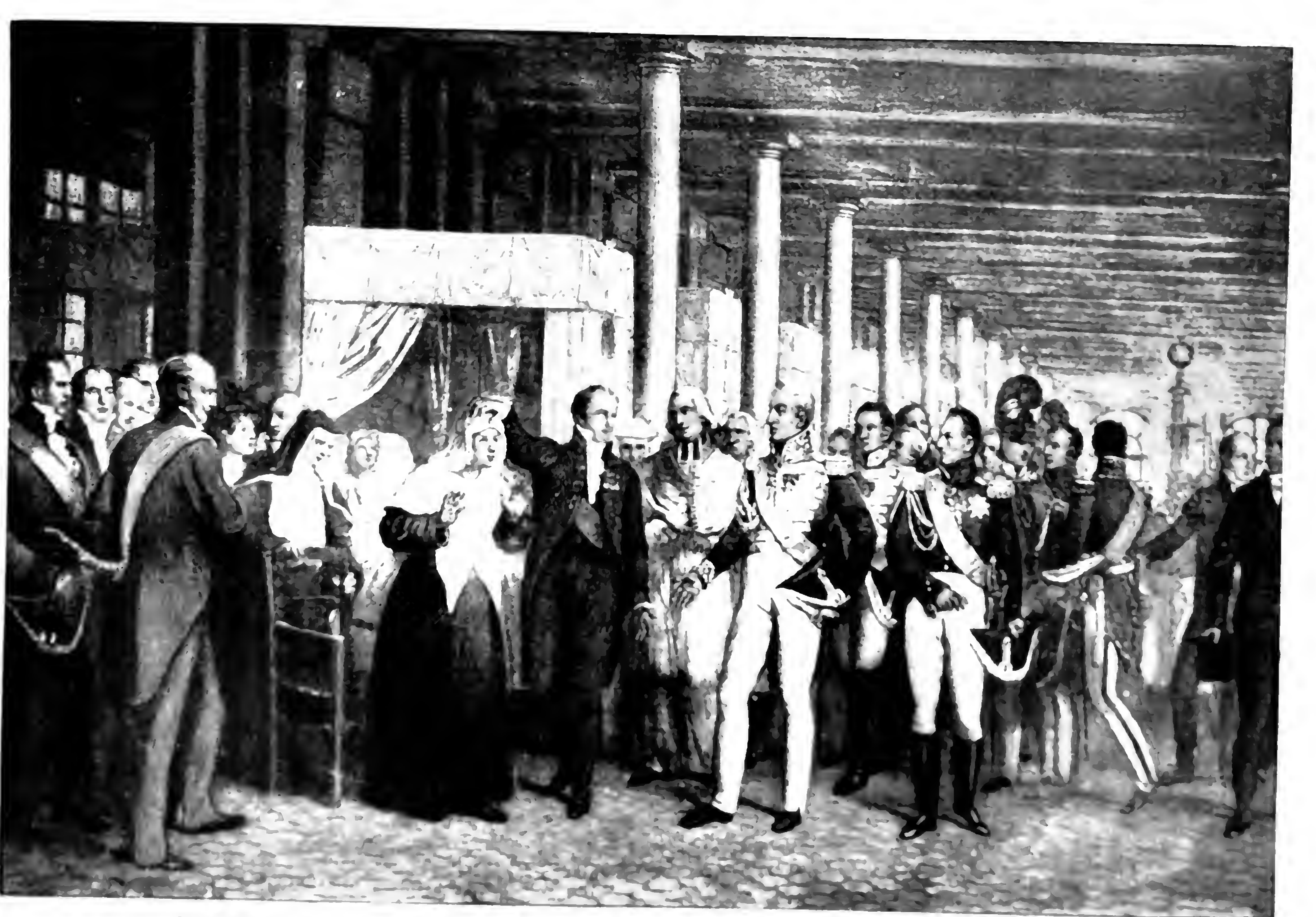
Therapie.

Prießnitz.

[illegible] und die Indikationen wissenschaftlich begründeten und festsetzten. Auch [illegible] die Hydrotherapie zum Teil in fanatisch einseitiger Weise, so Christian [illegible], Professor der Philologie und Geschichte am Gymnasium in Ansbach.

Einen ähnlichen Entwickelungsgang, wie die praktische Medizin, zeigte die Chirurgie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, nur mit dem Unterschiede, daß hier allerdings von Spekulationen keine Rede sein konnte. Im übrigen trat auch hier an der Neige des 18. Jahrhunderts keine unvermittelte Wendung ein, vielmehr schlossen sich die ersten Decennien völlig an die Traditionen der älteren Zeit an, so daß zunächst von einer durchgreifenden Reform keine Rede sein konnte. Das Übergewicht, das die französische Chirurgie schon seit dem 16. Jahrhundert, fast seit Parés Zeiten besaß, und das sich durch die Jahrhunderte dauernd erhalten hatte, trat auch jetzt noch deutlich hervor, bis umwälzende Neuerungen, von denen später noch die Rede sein wird, die Chirurgie auch in den übrigen Ländern ebenbürtig der französischen an die Seite stellen. Die Hegemonie der französischen Leistungen war eine so unbestrittene, namentlich in Deutschland, daß hier kein akademischer Lehrer der Chirurgie sich eine Stellung schaffen konnte, der nicht eine Zeitlang bei den großen Pariser Meistern in die Lehre gegangen war. Thatsächlich standen diese, was Kühnheit im Operieren und wissenschaftliche Begründung der Methoden, geniales Ersinnen und technische Geschicklichkeit in der Durchführung anlangt, ganz entschieden an der Spitze. Zwei Momente spielten dabei unzweifelhaft eine begünstigende Rolle: ein äußerliches, nämlich die zahlreichen Feldzüge der napoleonischen Ära mit ihren mörderischen Schlachten, die Erfahrungen in der Kriegschirurgie zeitigten, wie sie bis dahin in der Geschichte wohl niemals gewonnen worden waren, und ein innerliches: der Fortschritt der pathologisch-anatomischen Diagnostik, der von den früher genannten Männern ausgegangen war. Die eigentliche Bedeutung und Stärke der französischen Chirurgie zeigte sich dementsprechend zunächst in der Pflege und Ausbildung der Larrey Kriegschirurgie, in deren Annalen der Name von Jean Dominique Larrey (1766—1842), dem unzertrennlichen Gefährten Napoleons in 25 Feldzügen, mit ehernen Lettern eingegraben ist. Trotz seiner fast übermenschlichen Thätigkeit in zahlreichen Schlachten und in den Lazaretten behielt Larrey noch soviel Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, daß ihm das Ehrenprädikat des Schöpfers der neueren Kriegschirurgie gebührt. Auf einem anderen Blatte der Geschichte der Chirurgie stehen die ebenso glänzenden, wie kühnen Operationen, die in jener Zeit von französischen Chirurgen gewagt wurden, die großen Knochenresektionen, die Ausbildung in der Technik der Harnröhren- und Blasensteinchirurgie, die zweckmäßigen Verbände bei einzelnen Knochen- und Gelenkaffektionen u. s. w.

Hochberühmt ist vor allem Guillaume Dupuytren (1778—1835) in Paris, einer der Dupuytren. genialsten Operateure aller Zeiten, ein scharfsinniger Diagnostiker, dabei von außerordentlich vielseitigem Wissen. Dupuytren machte 1812 die erste Resektion am Unterkiefer, 1822 die subkutane Durchschneidung des Sternocleidomastoideus, und unternahm zuerst in Frankreich die Unterbindung der großen Gefäßstämme. Sein Rivale Philibert Joseph Roux (1780 bis 1854) erfand 1819 die Gaumennaht; Nicolas Heurteloup und dessen Sohn Charles Louis Stanislas, beide in Paris, führten die Operation der Blasensteinzertrümmerung in die Chirurgie ein, ein Verfahren, das dann durch die Arbeiten von Jean Civiale und vor allem von Jobert de Lamballe wesentlich vervollkommnet wurde. Jacques Delpech in Paris erwarb sich große Verdienste um die Ausbildung der Orthopädie, indem er 1816 einen Fall von Klumpfuß durch die subkutane Tenotomie zur Heilung brachte. Jacques Lisfranc (1790 bis



Operation des grauen Stars durch Dupuytren in Gegenwart König Karls X. im Pariser Hotel Dieu 1826.

[illegible] und veröffentlichte 1819 ein neues Verfahren zur Fußgelenksexartikulation. Der Name Velpeau ist durch die bekannte Verbandsform zur Fixierung des Humerus bewahrt. Die wesentlichste Förderung der Wundheilkunde brachte jedoch die Einführung der

Narkose. chirurgischen Narkose, einer der größten und segensreichsten Entdeckungen, die je für das menschliche Leben gemacht wurden. Das Bestreben, Patienten vor und während der Operation in den Zustand der Betäubung zu versetzen, bezw. darin zu erhalten, fand bereits im Mittelalter eine, wenn auch sehr unvollkommene und primitive Art der Verwirklichung. Man tränkte Schwämme mit betäubenden Flüssigkeiten, ließ die Schwämme an der Sonne trocknen und hielt sie dann, vor der Operation wieder angefeuchtet, den Patienten vor Mund und Nase. Indessen wurde später dieses Verfahren seiner völligen Nutzlosigkeit wegen wieder aufgegeben. Die Folge davon war, daß den chirurgischen Operationen der Charakter grausamer Prozeduren anhaftete, der Chirurg und die Chirurgie gegenüber der inneren Medizin als im Range niedriger stehend galten, und die Operation nur als äußerstes Hilfsmittel der ärztlichen Kunst angesehen wurde, dem man mit Angst und Bangen entgegensah, sodaß man meist den natürlichen Tod dem blutigen Eingriff vorzog. Das änderte sich nach Einführung der Narkose, als deren eigentlicher Vater der amerikanische Arzt Charles T. Jackson (1805—80) in Boston anzusehen ist. Jackson experimentierte bei seinen chemischen Versuchen als Arzt (seit 1833) und Münzmeister in Boston viel mit Chlor, dessen Dämpfe und das dadurch hervorgerufene Erstickungsgefühl er mit Äthereinatmungen zu lindern suchte, wobei er auch die schmerzstillende Wirkung des Äthers kennen lernte. Diese Erfahrungen teilte Jackson dem Bostoner Zahnarzt William Morton mit, der gelegentlich den Äther zu einer Zahnstumpfextraktion verwertete. Gleichfalls auf Jacksons Empfehlung verwandte auch der Hospitalchirurg John Collins Warren in Boston am 17. Oktober 1846 die „Ätherisation" bei der Ausrottung einer Neubildung am Halse mit vollständigem Erfolge an. Durch eine Mitteilung an die Pariser Akademie wurde das Ereignis auch bald in Europa bekannt, und die chirurgische Narkose trat nunmehr ihren Siegeszug durch die moderne Chirurgie an, der sie seitdem als dauernde Bereicherung, als unentbehrliches Hilfsmittel angehört. Der Äther wurde schon ein Jahr nach dieser Bekanntmachung von dem berühmten englischen Frauenarzt

Simpson. Sir James Young Simpson (1811—70) in Edinburg durch das — 1831 von Soubeiran entdeckte, 1832 von Justus v. Liebig — dargestellte Chloroform ersetzt. So sehen wir gerade auf der Neige der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Chirurgie um ein Hilfsmittel bereichert, das ihr den Weg zum Siege in der Medizin anbahnen half.

Neben der großen Zahl französischer Chirurgen stehen die Hauptvertreter der englischen

Cooper. Chirurgie an Zahl weit zurück. Doch gehört ein Mann wie Cooper in London zu den hervorragendsten Wundärzten der Neuzeit, dessen Operationen sich an Kühnheit und Erfolg mit denjenigen der besten französischen Chirurgen messen können. Cooper unterband 1806 zum ersten Male die Arteria subclavia und wagte 1817 sogar eine Unterbindung der Hauptschlagader an ihrem im Unterleib verlaufenden Teile. Ihm stellen sich an die Seite: Robert Liston, der ein gutes Lehrbuch verfaßte und sich durch die Einführung der Äthernarkose in England verdient machte, und Key, der die Bruchoperation pflegte und durch eine neue Methode zu vervollkommnen bestrebt war. Von nordamerikanischen Chirurgen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seien besonders genannt: Physick, „der Vater der amerikanischen Chirurgie", Mac Dowell, der 1809 die erste rationelle Ovariotomie mit glücklichem Erfolge vollzog, endlich Smith, berühmt durch seine Knochentrepanationen zum Zweck der Eiterentleerung.

In Deutschland kommen als Hauptrepräsentanten der älteren Chirurgie nur wenige Namen in Betracht, darunter allerdings einige von hellem Klang. Des Wundarztes Langenbeck war bereits unter den Anatomen gedacht worden; bedeutender war Philipp Franz v. Walther (1781—1849), Herausgeber eines sehr bekannt gewordenen Journals, in Verbindung mit dem genialen Berliner Chirurgen und Operateur Karl Ferdinand v. Graefe (1787 bis 1840), der sich hauptsächlich dadurch Namen und Andenken in der Geschichte der Wundheilkunde gesichert hat, daß er die seit Jahrhunderten vergessenen Methoden der sogenannten „plastischen Operationen", d. h. die Kunst, auf operativem Wege verlorene, verstümmelte Organe, z. B. die Nase, durch menschliches Gewebe zu ersetzen, wieder belebte. Diese Männer werden bei weitem überragt von Johann Friedrich Dieffenbach (1794—1847) in Berlin, einem bewunderns-wert ingeniösen Chirurgen, dem seine Wissenschaft zahlreiche Neuerungen verdankte. Dieffenbach war ein Meister nicht bloß in der Kunst des Operierens, die er oft trotz der beschränktesten Hilfsmittel mit großem Erfolge übte, sondern auch in der Kunst der Darstellung seiner Erlebnisse und Erfahrungen, wie sein fesselnd geschriebenes zweibändiges Werk „Die operative Chirurgie" beweist. Die von seinem Vorgänger v. Graefe begonnenen Versuche zur Wiederbelebung der plastischen Operationen hat er mit Glück fortgesetzt und in der Technik eine weltberühmte Meisterschaft entwickelt. Auch die Augenheilkunde hat er durch Einführung der Schieloperation mittels Sehnendurchschneidung wesentlich gefördert. Vor allem verdankt ihm aber die Orthopädie große Fortschritte durch Vervollkommnung der 1832 von Stromeyer eingeführten subkutanen Tenotomie. Damit dürften die hauptsächlichsten deutschen Vertreter der älteren Chirurgie für das gegenwärtige Jahrhundert genannt sein.

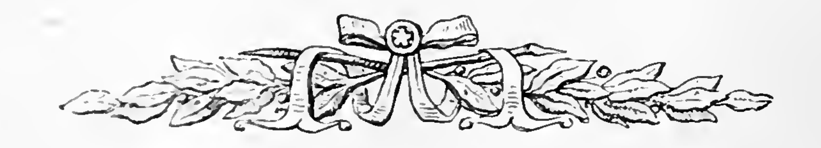


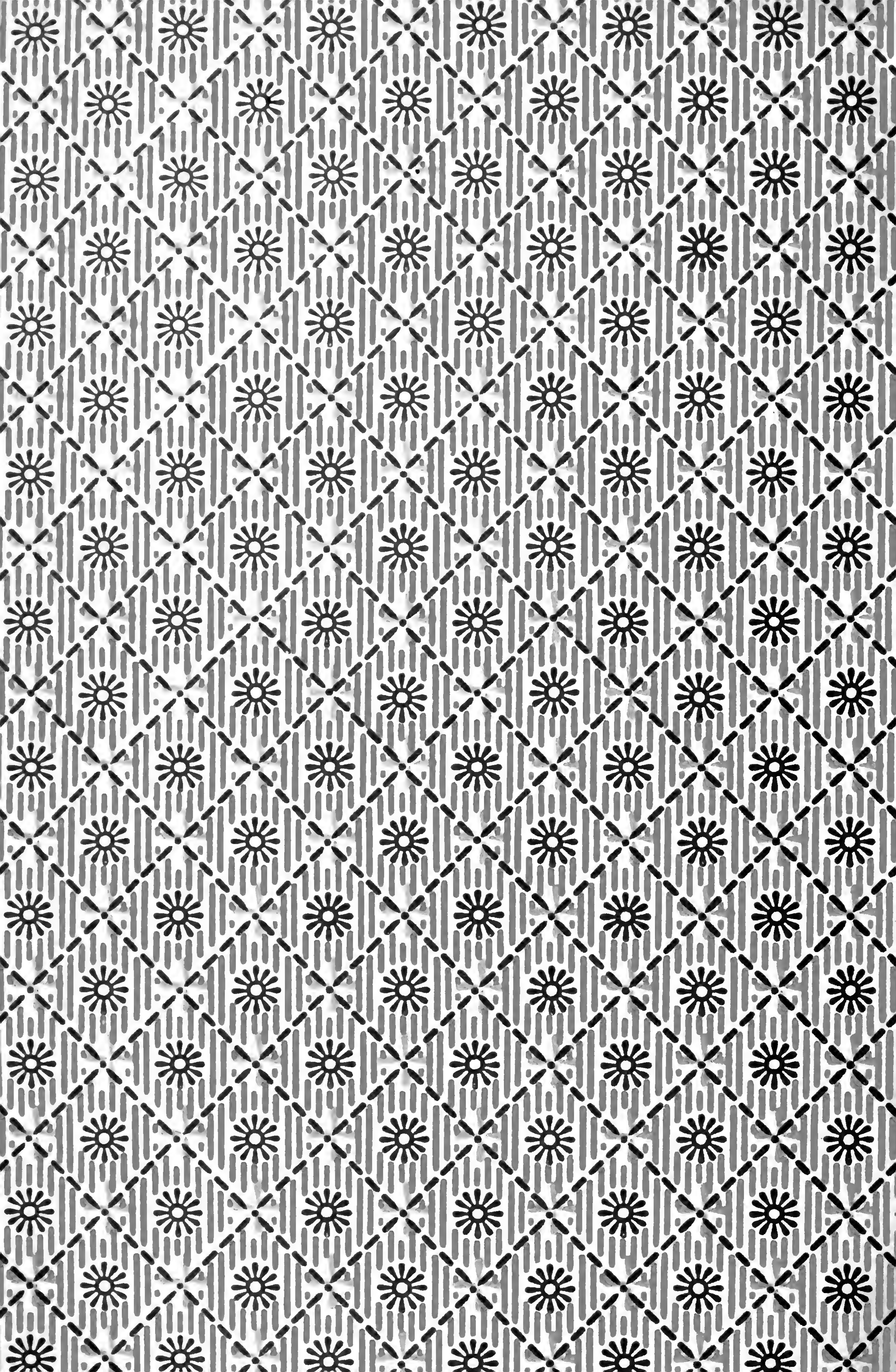
K. F. v. Graefe.
Nach dem Kupferstich von F. Bolt.

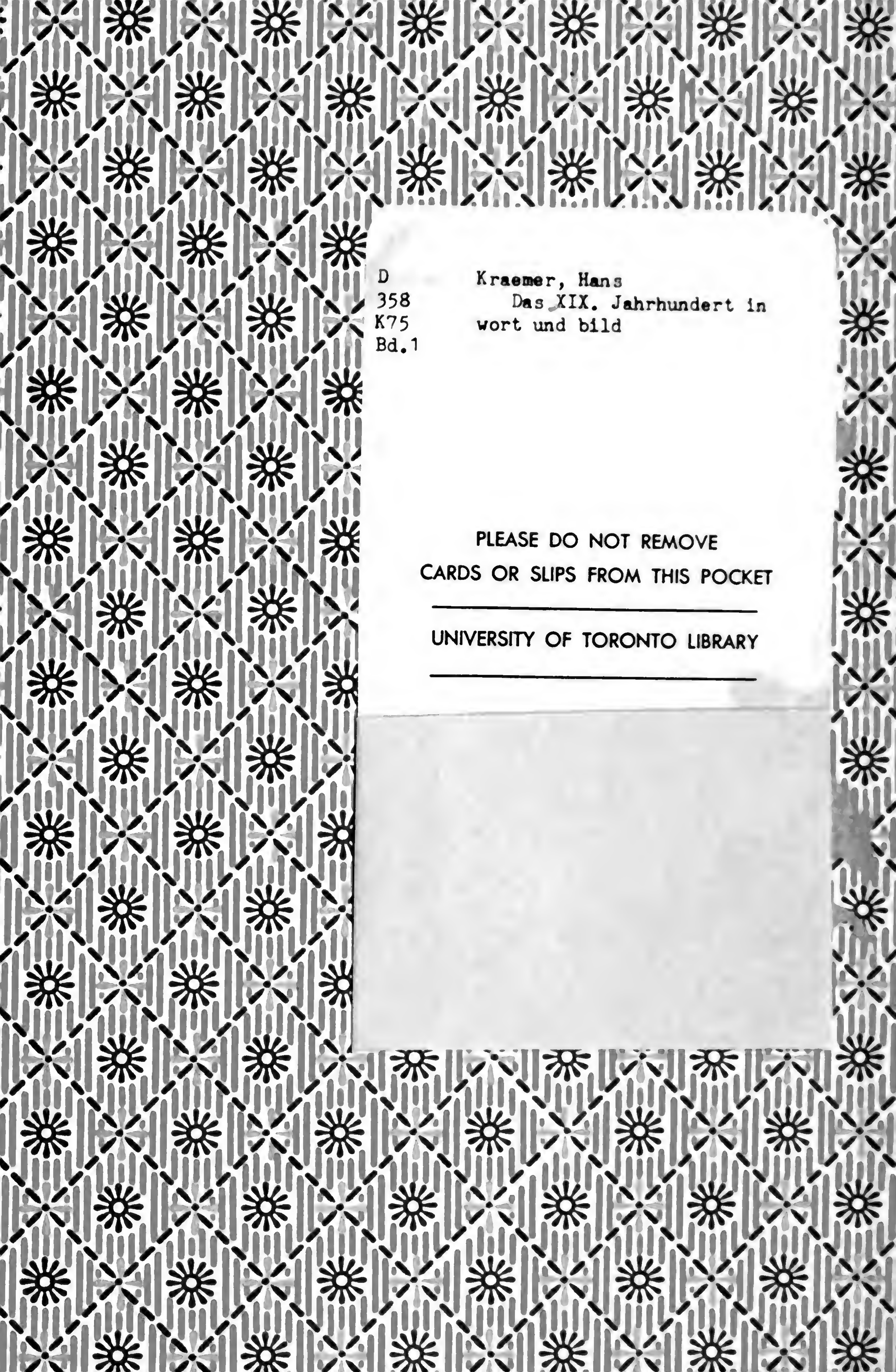
Es bleibt nunmehr noch übrig, kurz den Entwickelungsgang der Geburtshilfe und Gynäkologie während der älteren Periode des laufenden Jahrhunderts zu schildern, soweit er sich an die Wirksamkeit der hervorragendsten Repräsentanten dieser Disziplinen knüpft. Wesentlich im Sinne der Lehren einiger französischer Geburtshelfer des vorigen Jahrhunderts machte sich zunächst die Reaktion gegen eine gewisse instrumentelle Polypragmasie geltend, wie sie besonders durch die Erfindung der Geburtszange gefördert worden war, die vielfach unzweifelhaft zu mißbräuchlicher Verwendung dieses Instruments Anlaß gegeben hatte. Dagegen hatten bereits mit Erfolg einige französische Autoren des achtzehnten Jahrhunderts Front gemacht, besonders der durch seine Untersuchungen über die Beckenmaße hochverdiente Jean Louis Baudelocque, der im Verein mit anderen die Vorgänge beim Geburtsakt genauer kennen lehrte und mit aller Energie für das Waltenlassen der Naturkräfte und gegen vorzeitigen instrumentellen Eingriff eintrat. Ihm schloß sich mit einer Reform der Lehre von der Wendung der Londoner Geburtshelfer Thomas Denman (1733—1815) an. Das Verdienst eines Deutschen, nämlich des Wiener Geburtshelfers Lukas Johann Boër (1751—1835) Boër. ist es aber, nachdrücklichst den Standpunkt des möglichst abwartenden Verhaltens auch bei schwierigen Geburten betont zu haben. Boër wies nach, wie oft noch die Natur selbst in verzweifelten Fällen da eine glückliche Vollendung des Geburtsaktes bewirke, wo die Ärzte die instrumentelle Hilfe für unentbehrlich hielten, und wieviel Unheil durch vorzeitige künstliche

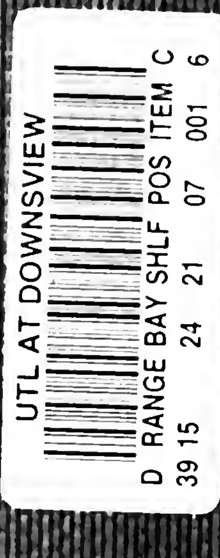
Eingriffe angewendet werde. Auch durch Vereinfachung des plumpen und schwerfälligen Instrumentalapparats erwarb sich Boër ein großes Verdienst. Trotzdem der Göttinger Geburtshelfer Friedrich Benjamin Osiander (1759—1822) noch großes Gewicht auf die Kunsthilfe legte und, wie nicht geleugnet werden kann, bei eigener großer manueller Gewandtheit namentlich bei der Zangenapplikation in seiner eigenen Praxis gute Erfolge zu verzeichnen hatte, so drangen doch die von Boër verfochtenen Grundsätze bei der Mehrzahl der Ärzte durch. In seinem Sinne wirkten Schmitt in Wien, Wigand in Hamburg und vor allem der berühmte Franz Karl Naegele (1778—1851) in Heidelberg, der die Lehre vom engen Becken seinerseits wesentlich ausgestaltete und ein sehr beliebtes und verbreitetes Lehrbuch der Geburtshilfe herausgab. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der Geburtskunde lieferte in der älteren Zeit Franz Kiwisch von Rotterau in Würzburg, während der Berliner Gynäkolog Karl Wilhelm Mayer, der Schwiegervater Virchows, die Ergebnisse der pathologischen Anatomie in der Frauenheilkunde verwertete und damit die Diagnose der Unterleibsleiden auf eine neue Basis stellte. Daß auch in der Geburtshilfe die Narkose ihren Segen stiftete, leuchtet von selbst ein; sie wurde von dem bereits (S. 502) genannten Simpson am 19. Januar 1847 als Ätherisierung zum ersten Male am Kreisbette angewendet und später der Äther durch die Chloroformbetäubung ersetzt. Weitere Fortschritte betreffen hauptsächlich die Gynäkologie, die durch Vermehrung des diagnostischen und therapeutischen Instrumentalschatzes gefördert wurde. Der Hamburger Zwanck erfand das seinen Namen führende Pessar, das er als Hysterophor 1853 bekannt machte; der Pariser Récamier brachte das schon von den alten Griechen empfohlene Scheidenspekulum, das er von neuem entdeckte bezw. modifizierte, 1818 wieder in Erinnerung, nachdem er sich seit 1801 desselben bereits in Gestalt einer konischen Röhre bedient hatte; Récamier machte auch eine neue Methode zur Behandlung des Gebärmutterkrebses durch systematisch und regelmäßig ausgeübten Druck bekannt.

Da im wesentlichen für die ältere Zeit innere Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe die Trias der Heilkunde bildeten, und die Pflege und Ausbildung der Spezialfächer der Hauptsache nach erst in eine jüngere Periode fällt, so kann hier unsere Darstellung abgebrochen werden, und die Behandlung aller Spezialdisziplinen, der praktischen, wie der theoretischen, gerichtlichen Medizin, öffentlichen Gesundheitspflege, Standes-, Unterrichts- und Preßverhältnisse, wissenschaftlichen Kongresse u. s. w. im Zusammenhange einem späteren Abschnitt vorbehalten bleiben.








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 21 07 001 6